

**Komm wieder, aber ohne Waffen!**

**Erinnerungen an Krieg und Gefangenschaft**

**in Wladimirer Lagern**

**22. Juni 1941 bis 22. Juni 2015**

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die bereits 1983 begründete Partnerschaft mit Wladimir war mir von Beginn meines Amtsantritts im Mai 2014 an ein besonderes Anliegen, fiel meine Wahl zum Oberbürgermeister doch mit einer Zeit wachsender Entfremdung zwischen der Russischen Föderation und dem Westen zusammen. Gerade in dieser so nicht mehr für möglich gehaltenen Periode einer geopolitischen Spannung erhält der intensive zwischenmenschliche Austausch eine entscheidende Bedeutung, durchaus vergleichbar mit der Aufgabe, vor der sich mein Vorgänger im Amt, Dr. Dietmar Hahlweg, damals während des Kalten Krieges gestellt sah, als er, durch das erfolgreiche Modell der deutsch-französischen Aussöhnung ermutigt, den Weg der Verständigung mit den Feinden von einst in der Sowjetunion beschritt.

Das wohl größte Wunder unserer Partnerschaft mit Wladimir erlebten wir durch die Bereitschaft gerade auch der Veteranen auf beiden Seiten, einander die Hand zu reichen. Als 1991 die erste Erlanger Delegation von Kriegsteilnehmern unter Leitung der Stadträte Heinrich Pickel und Martin Scheidig in die Partnerstadt kam, wurden sie von den Gastgebern mit den Worten begrüßt: „Wir wollen einander die Verbrechen nicht mehr aufrechnen.“ In diesem Geist waren sich auch schon die Erlanger Stadträtin und langjährige Bundestagsabgeordnete, Heide Mattischeck, und der Vorsitzende des Exekutivkomitees der Volksdeputierten, Michail Swonajow, die beide ihre Väter im Krieg verloren hatten, begegnet. In diesem Geist ist im Jahr 2000 das Buch „Rose für Tamara“ von Fritz Wittmann mit Erinnerungen an das Lagerleben von Wehrmachtssoldaten erschienen. In diesem Geist begegneten die Wladimirer Oberbürgermeister Igor Schamow, Alexander Rybakow und Sergej Sacharow den betagten Gästen, die einst in Gefangenenlagern einsaßen.

Es ist dieser Geist der Versöhnung und Verständigung, der die Ansprache meines Vorgängers, Dr. Siegfried Balleis, am 9. Mai 2010 möglich machte, des ersten Deutschen, der am „Tag des Sieges“ in Wladimir am Ehrenmal für die Gefallenen eine Rede halten durfte. Schon im Jahr darauf sprachen am 22. Juni, zum 70. Jahrestag des Überfalls der Hitler-Truppen auf die Sowjetunion, Bürgermeisterin Dr. Elisabeth Preuß und der Veteran Wolfgang Morell auf dem Platz des Sieges. Und nun die große Geste der Versöhnung, mir zum 70. Jahrestag des Kriegsendes die Gelegenheit zu einem Wort des Gedenkens an die Opfer bei der zentralen Feier auf dem Platz des Sieges in Wladimir am 9. Mai 2015 zu geben. Alles nur möglich vor dem Hintergrund der vielen kleinen und unspektakulären Gesten der Versöhnung und Verständigung, von denen der vorliegende Band so eindringlich berichtet.

Ich freue mich über das Erscheinen des Sammelbandes – in seiner zweiten, erweiterten Auflagen - 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges als eindrucksvolles Zeugnis gegen Gewalt und Verfolgung, als vielstimmiges Zeichen für Vergebung. Schließlich danke ich meinem Mitarbeiter, Peter Steger, der in jahrelanger ehrenamtlicher Mission unterwegs war, um die Erinnerungen an ein Wladimir zusammenzutragen, das zeigt, wie aus Feinden Freunde werden können.

Dr. Florian Janik

Oberbürgermeister der Stadt Erlangen

**Einführung und Danksagung**

„Ich wußte aus eigener Erfahrung und vom Beispiel vieler meiner Kameraden, was für eine unumkehrbar zerstörerische Wirkung es fast auf jeden Menschen hat, wenn er im Krieg gewesen ist. Ich wußte, daß die ständige Todesnähe, der Anblick von Gefallenen, Verwundeten, Sterbenden, Erhängten und Erschossenen, die riesige rote Flamme, die in der Eisluft einer Winternacht über angezündeten Dörfern steht, der Leichnam des eigenen Pferdes wie auch die akustischen Eindrücke, Sturmgeläute, Granateinschläge, das Pfeifen der Kugeln, verzweifelte Schreie, unbekannt von wem - all das geht niemals vorbei, ohne sich zu rächen. Ich wußte, daß eine wortlose, fast bewußtlose Erinnerung an den Krieg die meisten Menschen verfolgt, die ihn durchlebt haben, und in allen ist etwas zerbrochen für immer.“ Diese Worte aus dem Roman „Das Phantom des Alexander Wolf“ von Gaito Gasdanow geben eine unbestreitbare Wahrheit wieder. Mehr noch: Viele, viel zu viele sind selbst am Krieg zerbrochen. Als Täter, als Opfer, als Hinterbliebene.

Ebenso unbestreitbar aber auch, daß es Menschen gibt, die den Krieg in sich besiegt, Menschen, die mit sich und den einstigen Feinden Frieden geschlossen haben, Menschen, denen die Versöhnung gelungen ist. Ihnen sei diese Sammlung von Portraits, Erinnerungen und Korrespondenzen gewidmet: Wehrmachtsoldaten, in einen Vernichtungskrieg geschickt, der für sie in Gefangenschaft endete, in Lagern, wo sie bei allen Härten auch ganz unerwartet Zuwendung und Mitmenschlichkeit von russischen Frauen und Männern erfuhren.

Dieser Band, zusammengestellt aus bereits im Blog <http://erlangenwladimir.wordpress.com> zwischen 2009 und 2015 veröffentlichten Materialien, richtet seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die Erlebnisse von Gefangenen in Lagern der Stadt und Region Wladimir. Man erwarte also deshalb keine umfassende, allgemeingültige Schilderung der Kriegsgefangenschaft in der UdSSR. Die Leser erhalten hier allerdings ein wahrheitsgemäßes und bezeugtes Bild der Lebensbedingungen in den Wladimirer Lagern, vor allem jedoch ein beeindruckendes Panorama der Menschlichkeit in Zeiten von Krieg und Zerstörung.

Möglich wurde dies dank dem Vertrauen, das mir die Kriegsveteranen und ihre Angehörigen sowie Hinterbliebenen schenkten. Namentlich danken möchte ich Fritz Wittmann sowie Friedhelm Kröger, die ich ebenso wie Fritz Rösch immer an meiner Seite wußte, und Ludmila Mironowa sowie Witalij Gurinowitsch, für ihre Begleitung der Veteranen in Wladimir, für ihr Wissen, für die nimmermüde Suche nach den Spuren der Vergangenheit in ihrer Heimat. Mein Dank gilt aber auch Gertraud Lehmann für die kritische Lektüre und Helmut Schmitt für die Unterstützung bei der Herausgabe der Texte, Anton Hergenhan für die stete Ermunterung, besonders jedoch meiner Frau Nadja. Sie hat mir maßgeblich bei der Gestaltung des umfangreichen Stoffs geholfen, mich zu vielen Treffen mit den Zeitzeugen begleitet, mir aber vor allem immer die notwendige Zeit für die Reisen und Recherchen geschenkt. Ein Geschenk, das ich jetzt dankbar zurückgeben kann an alle Leser.

Peter Steger

**Die Geschichte der Kriegsgefangenschaft – Einblicke aus Wladimir**

**Die Logik des Krieges**

Immer weniger sind unter uns, die den Krieg noch mit eigenen Augen gesehen, noch an Kriegshandlungen teilgenommen oder eine persönliche Verbindung zu jener schon fernen Zeit haben. Für die Nachkriegsgenerationen sind die Augenzeugenberichte der Eltern und Großeltern von großer Bedeutung. Meine Einstellung zum Krieg nahm erst so richtig Gestalt an, als mein Vater mir eines Tages folgende Geschichte erzählte:

Er war noch ein Heranwachsender, als die Wehrmacht in nur wenigen Tagen ganz Weißrußland besetzte. Auch das Dorf, wo die Familie meines Vaters lebte, wurde eingenommen. Die Deutschen hatten mehrere Hundert Rotarmisten gefangengenommen und bewachten sie auf einem Feld am Ortsrand. Nach einiger Zeit erklärten sie, man werde jeden Gefangenen freilassen, auf den eine Frau aus dem Dorf zeige und damit als ihren Mann ausgebe. Tatsächlich gingen viele Frauen zu dem Lager und zeigten auf Gefangene, die dann ohne weitere Fragen freigelassen wurden. Alle machten das Spiel mit, und keiner der deutschen Befehlshaber änderte die Regeln. Auf diese Weise wurden viele gerettet. Nach einigen Tagen kam der Befehl zum Weitermarsch. Alle übriggebliebenen Gefangenen trieb man in eine Senke, wo sie im Kugelhagel der MGs ums Leben kamen.

Wie soll man nun Kommandeure einordnen, die derart widersprüchliche Befehle erließen? Als Verbrecher oder als Menschen, die alles ihnen Mögliche taten, um Menschenleben zu retten? So begriff ich die Logik des Krieges, die darin besteht, daß die Menschen zu Kriegszeiten nicht immer Herr ihrer Handlungen sind, daß sie aber auch immer die Möglichkeit haben, sich human zu verhalten, soweit die Umstände es zulassen.

Dieser Artikel handelt davon, wie das System von Gefangenenlagern in einem bestimmten Gebiet, nämlich der Region Wladimir, aufgebaut war und funktionierte. Einer Region, wo keine Kampfhandlungen stattgefunden hatten, die nicht besetzt war und als ein für Zentralrußland typisches Hinterland gelten kann. Zugleich stellt die Arbeit auch Überlegungen dazu an, welche Standpunkte bei der Beurteilung der Abläufe jener Zeit – stets aus dem Blickwinkel von Wladimir – möglich sind.

Viele Ereignisse in der Geschichte der Gefangenenlager bleiben unverständlich ohne Kenntnis der Umstände in der UdSSR insgesamt während der Kriegs- und Nachkriegszeit und sind nicht einzuordnen ohne Verständnis der Lebensverhältnisse der Menschen im Hinterland und an der Front. Der Sieg wurde der Sowjetunion nicht geschenkt, kolossale Kraftanstrengungen waren vonnöten, er kostete Entbehrungen und gewaltige Opfer. Es war eine Zeit voll der Widersprüche. Patriotismus und Furcht vor Repressionen, Armut, Hunger und Arbeitseinsatz bis zur Selbstaufgabe, Grausamkeit und Barmherzigkeit – alles vermischte sich in jener Epoche.

Im Winter 1943 begann man, Gefangene nach der Schlacht um Stalingrad im Wladimirer Lager Nr. 190 unterzubringen, das man eilends in einem leerstehenden Werkgebäude eingerichtet hatte. In dessen Nähe entstanden einige weitere Ziegelbaracken. Bemerkenswert, daß das Lager von einem Zaun ohne Stacheldraht umgeben war. Die Straße vom Lager führte geradenwegs zu einer Großbaustelle, und jeden Morgen gingen auf ihr ungefähr 3.000 Gefangene zur Arbeit. Es handelte sich um eine symbolträchtige Baustelle: Der Krieg sollte noch mehr als zwei Jahre dauern, doch hier im Hinterland hatte bereits eine durch und durch zivile Baustelle ihren Betrieb aufgenommen. Hier entstand nämlich ein Traktorenwerk, und der erste Traktor lief bereits 1944 vom Band. Nicht weniger Symbolkraft besaß freilich auch der Umstand, daß gleich hinter dem Lagerzaun genau die gleichen Baracken standen, in denen russische Arbeiter untergebracht waren, Einwohner der Städte und Siedlungen der Region Wladimir, darunter fünfzehn- bis sechzehnjährige Jungs und Mädchen, die man für den Bau des Werks mobilisiert hatte.

Deren Alltag und Arbeit unterschieden sich kaum vom Leben der Gefangenen. Die russischen Arbeitskräfte hatten zwar keine Einschränkungen der Bewegungsfreiheit hinzunehmen, mußten sich nicht täglichen Kontrollen unterziehen, aber Kleidung und Ernährung waren ebenso anspruchslos und armselig wie die der Gefangenen, und alle arbeiteten sie auf den gleichen Baustellen, häufig Seit an Seit, sowohl während der Bauzeit als auch nach Eröffnung des Werks und Aufnahme der Produktion. Derartige paradoxe Voraussetzungen trifft man in der Geschichte der Gefangenschaft landesweit - und damit auch in Wladimir - immer wieder an. Deshalb müssen wir, wenn wir von der Geschichte der Gefangenschaft sprechen, stets die Logik des Krieges vor Augen haben, die alle Beteiligten unmenschlichen Lebensbedingungen aussetzte und ihnen kolossale Opfer abverlangte. Alles, was in jener Zeit an Gutem und Schlechtem geschah, gehört auf die Waage dieser Umstände.

**Das System**

Ungeachtet dessen, daß hier nie Kriegshandlungen stattgefunden hatten, wurde die Region Wladimir zu einem Ort, wo das System der Gefangenenlager so gut wie alle ihm eigenen Bestandteile aufwies. Das Zentrale Lager trug die Nr. 190, dem Nebenlager auf der gesamten Fläche der Region angegliedert waren. In Susdal gab es das Lager Nr. 160, wo von April bis Juni 1943 der Oberbefehlshaber der 6. Armee, Feldmarschall Friedrich Paulus, der Chef seines Stabes, Arthur Schmidt, und eine Reihe weiterer hochrangiger Generale und Offiziere untergebracht waren.

In der Kleinstadt Kameschkowo stand das Hospital für Kriegsgefangene Nr. 2989. Die ersten Gefangenen wurden unmittelbar nach der Schlacht um Stalingrad in diese Lager und in dieses Hospital eingeliefert. Ein weiterer Bestandteil des Systems war das zu trauriger Berühmtheit gelangte Wladimirer Zentralgefängnis, das zu der Sechsergruppe besonderer Haftanstalten der Staatssicherheit gehörte. Hier waren nach der Kapitulation des Dritten Reiches Kriegsverbrecher sowie hochrangige Offiziere der deutschen und japanischen Armee inhaftiert.[[1]](#footnote-1)

Hauptzweck der Lager im Hinterland war es, die Arbeitskraft, gestellt von den Gefangenen, zu organisieren und einzusetzen. Die Gefangenen bauten durch Kampfhandlungen zerstörte Objekte wieder auf, errichteten Fabriken, vertraten die an der Front kämpfenden Männer in der Produktion und sogar in der Landwirtschaft. Daher auch die Struktur der geographischen Anordnung der Lager, und bei aufmerksamer Betrachtung versteht man die rein wirtschaftliche Logik, nach der die Lager eingerichtet wurden.

**1943 und die weiteren Jahre**

Lager für Gefangene einzurichten, gehört stets zu den Plänen eines jeden kriegführenden Landes. So reichen denn auch die ersten Anordnungen zur Schaffung einer Hauptverwaltung für die Angelegenheiten von Kriegsgefangenen (GUPWI) in die ersten Kriegstage zurück. Freilich ist klar, daß die UdSSR unter dem Eindruck der Niederlagen in den ersten Kriegsmonaten und angesichts des Rückzugs der Armee nach Moskau keinerlei aktive Maßnahmen zur Schaffung eines Aufnahmesystems für Gefangene ergriff. Ganz zu Beginn des Krieges wurden kaum Gefangene gemacht, und doch können wir anhand eines Umstands beurteilen, wie die Einstellung zu Gefangenen in dieser Zeit war: Es ist nämlich ein Archivdokument erhalten, wonach im Winter 1941 / 1942, als das eigens für die Gefangenen eingerichtete Hospital noch nicht eröffnet war, siebzehn deutsche Soldaten bei Moskau in Gefangenschaft gerieten und in einem Wladimirer Hospital zusammen mit Rotarmisten auf der gleichen Station behandelt wurden.[[2]](#footnote-2)

Die Schlacht bei Stalingrad schuf eine grundsätzlich neue Situation. Unvorbereitet auf eine derartig große Zahl von Gefangenen in der Winterszeit, entstanden vorher ungeahnte Probleme.

Die erhaltenen Erinnerungen und Dokumente in Zusammenhang mit der Ankunft von Gefangenen in Wladimir können niemanden unberührt lassen. In einer Wladimirer Zeitung erschien 1994 ein Bericht des Oberbefehlshabers der hiesigen Staatssicherheit, wo von einem Wachtrupp die Rede ist, der Ende 1943 zum Bahnhof marschierte, um Gefangene in Empfang zu nehmen. Hunderte von den 2.500 Männern waren in den Güterwaggons erfroren. Der Bericht vermerkt eine außergewöhnlich grausame Behandlung der Gefangenen durch die Wachsoldaten, die aus jedem Anlaß schießen durften. Außerdem hatten die Waggons keine Öffnungen für die Exkremente, und die Gefangenen erhielten unterwegs kaum etwas zu essen.

An die Tragödie von 1943 erinnerte sich auch der ehemalige Leiter der Abteilung für Registrierung von Zu- und Abgängen des Lagers Nr. 190, Fjodor Schochow: „Ich war von Beginn an, seit Februar 1943, im Lager tätig. Die Gefangenentransporte kamen am Bahnhof an. Man trieb die Männer zu Fuß durch die Stadt. Die Waggons waren unbeheizt, besonders zugig war es in den letzten Waggons. Im Winter fand man da nur noch Leichen vor. Die Gefangenen schrien, es gab viele Erfrierungen, keine Medikamente. Es war schrecklich, viele starben. Einmal schickte man nach Mesinowka[[3]](#footnote-3) einen ganz schlimmen Transport. Die Toten legte man auf dem offenen Bahnsteig ab und beerdigte sie dort.“

Im Winter 1943 sahen sich die Lagerleitung und die lokalen Behörden einem bis dahin unbekannten Problem gegenüber: Die Gefangenen waren in einem derart schwierigen Zustand, daß man viele nicht mehr retten konnte, obwohl das medizinische Personal selbstlos gewaltige Anstrengungen unternahm. Neben Erfrierungen und Unterkühlung hatten praktisch alle aus Stalingrad kommenden Gefangenen mit Durchfall und Unterernährung zu kämpfen, viele litten auch an Fleckfieber. Die Sterblichkeit wegen dieser Erkrankungen und Epidemien war sehr hoch.

Allerdings hatten sich die medizinischen Einrichtungen schon rechtzeitig auf den großen Ansturm von Gefangenen vorbereitet. Bereits im Dezember 1942 verlegte man alle verwundeten Sowjetsoldaten aus dem Hospital in Kameschkowo in andere Krankenhäuser. Dem Personal eröffnete man, das Hospital habe nun neue Aufgaben erhalten und werde Gefangene aufnehmen. Zu Beginn rief dies stürmische Proteste seitens des Personals hervor, viele Mitarbeiter meldeten sich an die Front, ein Teil der Ärzte kehrte zurück an die Krankenhäuser in Rjasan, woher sie 1941 gekommen waren. Unterdessen erklärten die Vorgesetzten den unzufriedenen Mitarbeitern, ihr Leben werde bald noch schwerer als an der Front. Sie sollten sich nicht irren. Der erste Transport mit Gefangenen erreichte Kameschkowo im Februar 1943.

Die ehemalige Krankenschwester Jewdokia Wojewodina erinnert sich: „Aus Stalingrad kamen mehrere Transporte mit an Fleckfieber erkrankten Gefangenen. Sie kamen zunächst in die städtische Banja, wo man sie wusch, rasierte, frisch einkleidete und von da ins Hospital schickte. Viele waren stark unterernährt, hatten Erfrierungen. Viele litten auch an Läusebefall, Durchfall oder waren verwundet. Die deutschen Ärzte wunderten sich darüber, daß wir Mädchen solche Schwerkranken behandelten. Die Sterblichkeit war hoch unter den Gefangenen, Anfang des Jahres gab es kaum etwas zu essen. Die Behandlung bestand im Wesentlichen darin, daß man die Kranken warm hielt und ihnen zu essen gab. Die Krankenschwestern zogen den Patienten Unterwäsche an, die getränkt war mit einer besonderen Seife. Die Bettwäsche mußte Mal um Mal heiß gebügelt werden wegen der Läuse. Dann kam ein weiterer Transport mit Fleckfieberpatienten, und nach einiger Zeit brach das Fleckfieber auch beim Personal aus. Fast alle erkrankten daran. Die Oberschwester und der Frisör, der immer aus der Stadt gekommen war, starben daran.“

Insgesamt erkrankten an Fleckfieber mehr als 80 Krankenschwestern und Ärzte, von denen sechs verstarben. Als eine junge Krankenschwester, mit der die anderen die Ausbildung gemacht hatten, starb, verweigerte die Schicht, wo ihre Freundinnen Dienst taten, die Arbeit. Der Kommissar ging darauf zu ihnen und sagte: „Gut, bleibt ruhig hier sitzen. Die andere Schicht muß dann eben für zwei arbeiten.“ Die Schicht machte sich daraufhin an die Arbeit. Man konnte wirklich alle Hoffnung fahren lassen.

Bemerkenswert ist, daß das Sonderhospital für Kriegsgefangene formell nicht zum Lagersystem gehörte, sondern wie alle übrigen Krankenhäuser dem Stützpunkt für Evakuierung MEP 113[[4]](#footnote-4) in Wladimir unterstellt war. Deshalb fanden die Gefangenen und die Rotarmisten die gleichen Bedingungen vor. Wenn es einen Mangel an Medikamenten oder Verbandmaterial gab, dann betraf das alle gleich. Im Archiv gibt es noch Berichte von Ärzten, wo sie bei den Dienstbesprechungen die Methoden der Kriegszeit beschreiben. So kompensierte man etwa den Mangel an Gips, indem man ihn mit gemahlenem Ziegel und Sägespänen streckte; die Verbände wurden gewaschen, desinfiziert und dann wiederverwendet; statt mit Seife mußte man die Verbände oft mit Asche waschen.

Die Sonderhospitäler wurden nur in den Regionen eingerichtet, wo es Gefangenenlager gab. Das Hospital in Kameschkowo hatte 1.700 Betten, doch ab Ende 1946 wurden dort nie mehr als 600 Patienten gleichzeitig behandelt. Die Anlage bestand aus vier großen Gebäuden, zwei in der Nähe liegenden Schulen, einem städtischen Klub und einer Kirche. Da es in dem Ort keine weiteren Schulen gab, wurden die Kinder bis 1949 in dafür ungeeigneten Räumlichkeiten unterrichtet. Übrigens fand auch in Wladimir, wo alle Schulen zu Hospitälern umfunktioniert waren, in der Kriegszeit der Unterricht in nur notdürftig dafür eingerichteten Gebäuden – zum Teil in Geschäften und Magazinen – statt. In den Gebäuden des Hospitals gab es Zentralheizung und eine Wasserleitung. Das warme Wasser kam aus einem großen Boiler, der mit Holz befeuert wurde. Die nahegelegene städtische Banja war einige Tage in der Woche ausschließlich für die Patienten reserviert. Die Verpflegung der Gefangenen erfolgte nach den Vorgaben des Roten Kreuzes, obwohl, wie sich die Krankenschwestern erinnern, ganz zu Beginn, als viele Gefangene auf einmal kamen, die Lebensmittel nicht ausreichten. Alle, auch das Personal, mußten sich mit heißer Brühe begnügen.

Der Grad an Selbstaufopferung des medizinischen Personals läßt sich an folgendem Zitat aus einer Anordnung des Leiters des Lagers Nr. 160 ablesen: „Unter den medizinischen Mitarbeitern herrscht ein hoher Stand an Erkrankung mit Fleckfieber. Einige verhalten sich gegenüber den Kranken und mit Läusen befallenen Gefangenen ganz und gar falsch, indem sie sich zu ihnen setzen, sie an der Hand führen, die Visite auf den oberen Pritschen durchführen; alles zweifellos Umstände, die dazu führen, daß sie selbst Läuse bekommen.“

Eine schwierige Situation trat im Winter 1943 im Susdaler Lager Nr. 160 ein, als man dort zur Überwindung einer Epidemie eine zusätzliche medizinische Brigade einsetzte und dazu Krankenschwestern aus anderen Krankenhäusern der Region mobilisierte. Aus dem medizinischen Institut in Iwanowo kam ein Professor, das spätere Mitglied der Akademie für Medizin, S. Nossow. Die Ärzte forderten von der Lagerleitung energischere Maßnahmen zur Rettung der Gefangenen, man richtete eigene Krankenzimmer für Typhus-Patienten ein. Von der Epidemie beunruhigt, kam sogar ein General ins Lager, der Chef der Regionalverwaltung des NKWD. Im Januar nahm sich der Frage der Aufnahme von Kriegsgefangenen in Wladimir sogar die oberste Verwaltung der Region an, und es wurde ein strenger Forderungskatalog für den Umgang mit den Gefangenen erlassen. Bis zum April war die Epidemie überwunden, Verpflegung und allgemeine Lebensbedingungen im Lager verbesserten sich von da an entscheidend.

Die zweite große Welle von Gefangenen kam 1945 nach Wladimir. Zu der Zeit war das System zur Aufnahme von Kriegsgefangenen bereits eingespielt, und neue große Gefangenenzahlen führten nicht mehr zu den Folgen wie damals 1943.

FOTO

Witalij Gurinowitsch und Peter Steger auf Spurensuche

**Statistik**

Das Thema der Verluste in Gefangenschaft wird die Forscher wohl noch lange beschäftigen. Auf der Grundlage der im Russischen Staatlichen Kriegsarchiv liegenden Akten ergibt sich eine Zahl von 3.002 Gefangenen aller Nationalitäten, die in der Region Wladimir ums Leben kamen und bestattet wurden. Der Großteil von ihnen ist den Gefangenen zuzurechnen, die in den Jahren 1943 und 1944 an Epidemien und Krankheiten verstarben. Nach Auswertung von Dokumenten aus verschiedenen Archiven kann man von 4.588 sprechen, davon 2.740[[5]](#footnote-5) im Hospital Kameschkowo Nr. 2.989. Der stellvertretende Leiter des Staatlichen Archivdienstes, A. Prokopenko, schrieb dazu 1993 in einem von der Iswestija veröffentlichten Artikel: „Die Erhebung der Zahlen in den Lagern des GUPWI[[6]](#footnote-6) sind nicht besonders exakt zu nennen, es gab da viel Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit. Mitunter wurden an den Gräbern keine Erkennungstafeln angebracht, oft bezeichnete man die Grabstätten nicht exakt, vor allem dann nicht, wenn Gefangene unterwegs oder auf einem Marsch starben.“

In jedem Lager waren Abteilungen für die Registrierung der Zu- und Abgänge eingerichtet. Für jeden im Lager aufgenommenen Gefangenen legte man eine persönliche Akte an. Alle Angaben zur Person – auch der in Gefangenschaft verstorbenen und der entlassenen Kriegsgefangenen – sind bis heute im Russischen Staatlichen Kriegsarchiv aufbewahrt. Bei meiner Arbeit zu diesen persönlichen Akten stieß ich einmal auf Unterlagen eines deutschen Kriegsgefangenen, der im Februar 1943 im Lager Nr. 160 noch am Tag seiner Ankunft verstarb. Dennoch wurde eine persönliche Akte für ihn angelegt, freilich mit nur einer Seite, die aber alle Angaben zur Person enthielt. Dem Datum nach zu urteilen, handelte es sich dabei um einen Soldaten, der zum allerersten Transport gehörte. Dieser Umstand belegt, daß selbst bei Eintreffen von hoffnungslos kranken Gefangenen alle notwendigen Maßnahmen zur Registrierung ergriffen wurden.

Eine weitere Bestätigung dessen, daß die Verluste unter den Gefangenen recht genau vermerkt sind, erhielt ich bei meinen Recherchen im Militär-Medizinischen Archiv von Sankt Petersburg, wo ich eine ganze Mappe von Totenscheinen fand, ausgestellt im Winter 1944 im Lager Mesinowka. Die Papiere waren von Hand auf Fetzen groben Packpapiers geschrieben, da es anderes Papier im Lager nicht gab. Dennoch wurden wenigstens so die Zahlen und Angaben festgehalten.

Die Friedhöfe für die Kriegsgefangenen lagen in der Regel in unmittelbarer Nähe der Lager. An offiziell geführten Friedhöfen gab es in der Region Wladimir 23. Kurz nach der Schließung der Lager im Jahr 1949 wurde eine mit Offizieren besetzte Fachkommission beauftragt, alle Kriegsgefangenenfriedhöfe aufzusuchen, genaue Pläne über deren Lage anzufertigen und vor Ort Orientierungszeichen anzubringen. Auch diese Pläne und Listen der Bestatteten mit den Grabnummern sind im Staatlichen Russischen Militärarchiv und im Regionalarchiv des Innenministeriums Wladimir einzusehen.

Allerdings stößt man in den Dokumenten auch auf wesentliche Divergenzen. So wird im Bericht über die Beisetzungen im Lager Nr. 190 die Zahl 958 angegeben, in der Zusammenfassung des Lagerleiters ist für die Jahre 1943 bis 1949 von 874 Sterbefällen die Rede, während die Meldeliste für die Zu- und Abgänge von Kriegsgefangenen 1.018 Tote angibt.

Das Verzeichnis über die Sterbefälle im Sonderhospital Nr. 2989 in Kameschkowo wird im Wladimirer Regionalarchiv des Innenministeriums aufbewahrt. Darin sind individuelle Beisetzungen ebenso aufgeführt wie die Namen derer, die in Massengräbern bestattet wurden. Den Unterlagen zufolge sind auf dem Friedhof des Hospitals 1.511 Gefangene begraben, 237 davon in Massengräbern. Die Eintragungen stammen von verschiedenen Personen, ein wesentlicher Teil von Gefangenen selbst, nämlich von jenen, die medizinische Dienste leisteten. Allerdings beginnen die ersten Angaben über Beisetzungen in dem Berichtsbuch erst am 7. August 1943, zu einer Zeit also, wo im Winter 1943 eine Epidemie schon einige Hundert Leben gefordert hatte. Eine andere Statistik über die Gesamtzahl der in den Wladimirer Sonderhospitälern verstorbenen Gefangenen gibt für das Hospital in Kameschkowo 2.740 an.

Zweifelsfreie Angaben zu den Sterbefällen liegen wohl nur für das Lager in Susdal vor. Die ersten Toten werden in den Listen ab dem 18. Januar 1943 aufgeführt; im weiteren gibt es dann tägliche Einträge. Das Hauptproblem einer offiziellen Statistik besteht offenbar darin, daß sie es notwendig macht, alle Quellen über Verluste von Gefangenen aus verschiedenen Archiven zusammenzuführen, um dann ein wahrheitsgetreues Bild zu erhalten.

**Die Arbeit der Gefangenen**

Wie bereits oben ausgeführt, hatte das Lagersystem die Aufgabe, die Kriegsgefangenen zur Arbeit heranzuziehen.

Das Hauptlager Nr. 190 in der Region Wladimir zählte insgesamt 10.000 Gefangene, die sich auf verschiedene Nebenlager im ganzen Gebiet verteilten. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Laut Meldeliste des Lagers Nr. 190 durchliefen im Zeitraum vom 1. Juni 1943 bis 26. November 1949 insgesamt 31.064 Kriegsgefangene die Lager der Region Wladimir.[[7]](#footnote-7)

Meldeliste

Zu- und Abgänge im Lager Nr. 190

Stichtag 27.11.1949

eingetroffen insgesamt: 31.064 Mann

geflüchtet: 62 Mann

von der Flucht zurückgekehrt: 52 Mann

verlegt:

* ins Gefängnis 276 Mann
* in die tschechoslowakische, rumänische und ungarische Armee 818 Mann
* in Sonderhospitäler 9.168 Mann

verstorben insgesamt in allen Lagern 1.018 Mann

Zum Wladimirer Lager Nr. 190 gehörten - die vorübergehend auf dem Gelände von Betrieben eingerichteten Abteilungen dazugerechnet - insgesamt 34 Außenlager. In der Stadt Wladimir selbst gab es vier Gefangenenlager: Die Zentralabteilung Nr. 1 mit zwischen 1.000 und 3.000 schwankender Belegungszahl war zuständig für die Bauarbeiten am Traktorenwerk. Die Abteilung Nr. 2 befand sich neben der Ziegelei und zählte 200 Mann, die dort auch arbeiteten und Baumaterial sowohl für den Ausbau der Ziegelei als auch für den Bau von Häusern für Arbeiter und anderer Objekte in der Stadt produzierten. Ganz im Zentrum der Stadt waren zwei weitere kleinere Nebenlager eingerichtet. Die Abteilung Nr. 10 war in der ehemaligen Manege der berittenen Polizei untergebracht. Diese Gefangenen bauten das große Gebäude des Innenministeriums und Wohnhäuser in der Stadt. Die Abteilung Nr. 9 befand sich in einer ehemaligen Kirche und zählte ebenfalls 200 Mann, die für Pflege und Unterhaltsmaßnahmen eingesetzt waren und hauptsächlich die Straßen asphaltierten.

In den Kreisstädten und Arbeitersiedlungen, wo akuter Mangel an Männern herrschte, die alle zur Front einberufen waren, hatte man kleine Außenlager eingerichtet, die zum Teil unmittelbar im Produktionsbereich angesiedelt waren. Ohne jetzt alle Orte aufzählen zu wollen, benenne ich lediglich die Betriebe: ein Werk für Buntmetalle, vier Glashütten, zwei Textilbetriebe, ein Steinbruch, fünf Torfabbauanlagen, zwei landwirtschaftliche Betriebe. Darüber hinaus wurden die Gefangenen verbreitet zu saisonaler Arbeit, vor allem im Sommer, in Kolchosen geschickt.

Allerdings ist aus der Menschheitsgeschichte kaum ein Fall bekannt, wo Zwangsarbeit effektiv gewesen wäre. In den Archiven finden sich viele Dokumente, die davon zeugen. Auf der Versammlung vom 20. November 1944 klagte der Parteivorsitzende der Region Wladimir, Georgij Palzew, über die schlechte Arbeit der Gefangenen: „Man kann nicht sagen, sie seien schwach an Kräften. Nehmen wir doch einfach mal den Umstand, daß sie gemeinsam mit jungen Frauen arbeiten. Während die acht bis neun Tragen Erde schaffen, sind es bei den Gefangenen gerade einmal ein bis zwei Tragen, und statt intensiv zu arbeiten, verbringen sie viel Zeit an den Öfen und offenen Feuerstellen.“

Eine andere Geschichte erzählte man mir in Mesinowka, wo der Torfabbau einen außergewöhnlich hohen Arbeitseinsatz erforderlich machte. Deshalb wurden die Gefangenen dazu eingesetzt, den Torf nach oben zu befördern, während die Frauen für das Trocknen zuständig waren und so täglich bis zu 10.000 schwere Torfziegel zu wenden hatten. Wenn die Gefangenen nicht mehr arbeiten wollten, hielten sie oft den Bagger an, indem sie heimlich das Kettengetriebe verstellten, bis es ganz absprang. Leiter der ganzen Arbeitsbrigade war ein vierzehnjähriger Junge, einer der wenigen im Dorf verbliebenen Männer.

Einer der ehemaligen Kriegsgefangenen erinnert sich so an die Arbeit in der Ziegelei von Wladimir: „Ganz Wladimir war eine einzige Baustelle, und man brauchte unendlich viele Ziegel. Wir arbeiteten in den Lehmgruben bei der Verladung des Lehms zusammen mit drei russischen Frauen. Die Arbeit war ungemein anstrengend und ließ keinen Augenblick des Stillstands zu. Und die Frauen trieben uns immer wieder zur Arbeit an und riefen: Schneller, schneller! Die Beziehungen zu den Zivilisten waren recht gut. Die hungerten ebenso wie wir und arbeiteten unter dem gleichen Druck. Die Russen vertrauten uns die Organisation der Produktion vollständig an, und wir arbeiteten Seite an Seite. Die Bewacher beschimpften uns manchmal, aber die Beziehungen zu denen, die mit uns arbeiteten, waren gut.“[[8]](#footnote-8)

Nach Abschluß der Bauarbeiten an den Gebäuden des Tranktorenwerkes setzte man die Gefangenen bei der Produktion der Traktoren ein. Dies war nicht unumstritten, denn es gab Leute, die meinten, die Produktion sollte man allein gestützt auf eigene Arbeitskräfte aufnehmen. So erinnert sich der Leiter der Motorenabteilung des Traktorenwerks, er habe es vorgezogen, einen fünfzehnjährigen Knaben aus einem Dorf einzusetzen, auch wenn der natürlich anfangs nicht so würde arbeiten können wie ein erwachsener Gefangener. Doch mit der Zeit änderte sich die Lage. Der Leiter der Montageabteilung hatte beispielsweise seine ganze Mannschaft komplett aus Gefangenen zusammengestellt, was sich später rächen sollte, als diese in die Heimat entlassen wurden. Seine Abteilung stand still und produzierte auch später noch lange Zeit Ausschuß und hatte mit Ausfällen zu kämpfen – im Unterschied zu der Motorenabteilung, die damals reibungslos arbeitete.

Der Umstand, daß die Lager auf Produktionsziele ausgerichtet waren, schlägt sich auch in den Berichten der Lagerleiter über die Arbeitsergebnisse nieder. So heißt es im abschließenden Bericht des Lagers Nr. 190 Ende 1949: „In der Anfangsphase gab es auf Grund von Mängeln bei der Organisation der Lagerabteilungen und wegen der großen Zahl von geschwächten Gefangenen eine niedrige Produktivität.“ Später aber ist dann die Rede von 444 Traktoren, produziert von Gefangenen, von 137.000 Tonnen Torf, gefördert in Mesinowka, vom Bau von 27.000 qm Wohnfläche und von anderen „Arbeitsergebnissen“. Die Rechenschaftsberichte des Lagerleiters wurden regelmäßig bei den Sitzungen der Regionalverwaltung zu Wirtschaftsfragen vorgetragen. Darüber hinaus gab es Listen von Betrieben, die Arbeitskräfte zur Verfügung anforderten und gestellt bekamen.

Neben der eigentlichen Produktion gab es in jedem Lager alle möglichen Werkstätten: Schreinereien, Schneiderwerkstätten, Schustereien und sogar Kunstateliers. Ende der 40er Jahre erhielten viele Gefangene Geld für ihre Arbeit und konnten im Lager zusätzlich Lebensmittel und sogar Spirituosen kaufen. Nach Kriegsende durften sich einige Gefangene frei in der Stadt bewegen, und der eine oder andere Handwerker hatte sogar die Möglichkeit, in der Stadt zu arbeiten. Die Handwerksbetriebe in den Lagern dienten nun auch zur Versorgung der einheimischen Bevölkerung.

**Alltag und Kultur**

Die Verpflegung der Kriegsgefangenen unterschied sich sehr von Jahr zu Jahr. Wie schon oben erwähnt, wurden die Gefangenen in nur unzulänglich eingerichteten Gebäuden untergebracht: Werkhallen, Manege u.a. Mehr Glück hatten da die Gefangenen in der Abteilung Nr. 9 in Wladimir, die das Gebäude der Auferstehungskirche bezogen, die bereits in den 20er Jahren geschlossen worden war. Bemerkenswert ist, daß die Gefangenen sich in dieser Situation respektvoll verhielten und auf eigene Initiative die Latrine außerhalb des Gotteshauses einrichteten.[[9]](#footnote-9) In jedem Außenlager gab es neben dem Lagerleiter, den Offizieren, der Bewachung und dem medizinischen Personal stets auch einen Kommandanten aus den Reihen der Kriegsgefangenen. Zu seinen Aufgaben gehörte es, das Leben der Insassen innerhalb der Lagerabteilung zu organisieren. Es gibt eine Vielzahl von Erinnerungen daran, wie rasch es die Deutschen verstanden, aus eigener Kraft ihren Alltag zu regeln.

Schwieriger war es mit der Verpflegung. Während es von 1948 bis 1949 schon einigermaßen mit einer stabilen Versorgung und einer passablen Verpflegung klappte, richtete sich die Lebensmittelzuteilung von 1943 bis 1945 nach den für Soldaten im Troß der Roten Armee gültigen Normen. In den unmittelbaren Nachkriegsjahren war die Verpflegung wiederum dürftig wegen der Mißernten von 1946 und 1947, als es überall im Land Lebensmittel nur gegen Bezugsscheine gab. Erst im Dezember 1947 wurden die Lebensmittelkarten abgeschafft. Es gibt noch viele Berichte darüber, wie Gefangene und Einheimische im Frühjahr Brennesseln sammelten und als Nahrungsmittel nutzten, um Skorbut vorzubeugen.

Die Gefangenen versuchten, ein wenig Farbe in ihr Leben zu bringen, und die Lagerleitung half ihnen dabei gerne. So gut wie in jeder Lagerabteilung gründete man ein Orchester. Die Musiker des Hauptlagers gaben sogar Konzerte in den Außenlagern und in der Philharmonie vor Wladimirer Publikum. Ein Offizier der Zentralabteilung erzählte mir, wie 1947 die Gefangenen ihr verdientes Geld zusammenlegten und ihn darum baten, dafür Musikinstrumente für das Orchester zu kaufen. Er erhielt vom Lagerleiter dazu die Genehmigung, fuhr nach Moskau in einen Musikalienladen und kaufte dort alles, was auf der Liste stand. Die Einwohner von Anopino erzählten, wie abends das Gefangenenorchester im Dorfklub zum Tanz aufspielte. Besonders in Erinnerung blieb ein selbstgebasteltes Instrument. Da kein Kontrabaß aufzutreiben war, nahmen sich die Deutschen eine Trommel, befestigten daran ein Griffbrett und zogen die Saiten auf.

Im Hospital von Kameschkowo arbeitete auch eine größere Gruppe deutscher Ärzte, die bei Stalingrad in Gefangenschaft geraten waren. Sie richteten ein Theaterstudio ein, das Stücke des klassischen russischen Repertoires einstudierte und sie den Patienten vorführte. Darunter so berühmte und anspruchsvolle Werke wie der „Revisor“ von Nikolaj Gogol; insgesamt etwa 20 Stücke. Die Übersetzung aus dem Russischen ins Deutsche besorgten die deutschen Schauspieler selbst.

**Die Entlassung aus der Gefangenschaft**

Schon ab 1945, verstärkt ab 1946, wurden Kriegsgefangene, die wegen ihres Gesundheitszustandes nicht arbeitsfähig waren, nach Hause entlassen. Es gab auch Gefangene, die zu fliehen und illegal sich nach Deutschland durchzuschlagen versuchten. 52 Flüchtige wurden wieder zurück ins Lager gebracht.

1949 dann kehrten alle Gefangenen heim, die Lager wurden geschlossen. Von Wladimir aus brachte man die Gefangenen per Bahn nach Kalinin (heute Twer), Oppeln und Wyschnij Opoltschjok, von wo aus die Sammeltransporte nach Deutschland gingen. Nur die als Kriegsverbrecher verurteilten deutschen Offiziere blieben im Zentralgefängnis Wladimir in Haft. Sie wurden alle 1955 nach Deutschland repatriiert; einige von ihnen, zum Beispiel Ferdinand Schörner, verbüßten auch in der Heimat noch eine gewisse Zeit eine Gefängnisstrafe.

**Erinnerung an die Gefangenschaft**

Jahrzehntelang wurde das Thema Kriegsgefangenschaft in der UdSSR so gut wie gar nicht untersucht und aufgearbeitet. Ganz so wie viele andere Themen auch. Sogar regelrecht verboten war es, sich dem Thema der Rückkehr von sowjetischen Soldaten aus der deutschen Gefangenschaft zuzuwenden, von denen viele in der Heimat nochmals als Landesverräter ins Lager geschickt wurden. Das Landesmuseum Wladimir-Susdal gehört zu den ersten staatlichen Einrichtungen, die diese Seiten der Geschichte aufschlugen und die vorgefundenen Materialien der Öffentlichkeit zugänglich machten. 1989 zeigte die Ausstellung „Bis heute hält der Schmerz an“ erstmals Zeugnisse der Geschichte von politisch Verfolgten unter Lenin und Stalin. Unmittelbar danach begann die Suche nach Dokumenten zur Geschichte der Kriegsgefangenschaft, und 1994 war dann im Euthymios-Schutz-Kloster in Susdal die Ausstellung „Erinnerung an die Gefangenschaft“ zu sehen. Im Jahr darauf, zum fünfzigjährigen Jahrestag des Kriegsendes, wurden die Exponate in den deutschen Partnerstädten Erlangen und später in Rothenburg o.d.T. gezeigt.

Diese Ausstellung wurde nur möglich dank dem aktiven Mitwirken von ehemaligen Gefangenen, die Dokumente, Photographien, Briefe und Erinnerungen schickten. Meine erste Begegnung mit diesen Veteranen hatte ich 1992 mit den beiden ehemaligen Krankenpflegern aus dem Hospital Nr. 2989, Martin Kade und Walter Kunnert. Sie waren fast schon illegal gekommen, denn sie hatten sich von ihrer Reisegruppe abgesetzt und selbständig zunächst nach Wladimir aufgemacht, von wo aus sie weiter nach Kameschkowo fuhren. Etwas später stieß Erwin Brenneke zu ihnen, ein Chirurg, der mehr als fünf Jahre in dem Hospital gearbeitet hatte. Diese drei gehörten auch zu den aktivsten Teilnehmern der Theatergruppe, und sie waren es, die jene russischen Stücke ins Deutsche übersetzt hatten. Bemerkenswert, daß Erwin Brenneke in den folgenden Jahren noch etwa fünf Mal - bis zu seinem Tod - zurückkam und sich in Kameschkowo im Haus der ehemaligen Krankenschwester, Schura Dianowa, einquartierte, wo er noch weitere ehemalige Kolleginnen traf. 1996 dann drehte der Wladimirer Fernsehjournalist, Leonid Skakunow, einen Film über diesen Veteranen und seine Geschichte der Gefangenschaft.

Alle von uns zusammengetragenen Dokumente sind im Bestand des Landesmuseums Wladimir-Susdal, ein Teil davon ist nach wie vor in der Dauerausstellung in Susdal zu sehen.

Weitere zwei Jahre später öffnete das Museum für die Geschichte des Wladimirer Gefängnisses seine Pforten, unmittelbar auf dem Gelände der Strafvollzugsanstalt gelegen. Hier sind Photos und Dokumente über den Aufenthalt deutscher Häftlinge der Nachkriegszeit zu sehen.

Für die Menschen in der Region Wladimir ist es bis heute ein schwieriger Prozeß, ein Verständnis für die Geschichte des Krieges und diesen Teil der Vergangenheit zu entwickeln, die Gräber fremder Soldaten zu achten. In Susdal ergriff man als erstes die Initiative und errichtete bereits im März 1992 auf dem städtischen Friedhof eine Gedenkstätte für die in Gefangenschaft verstorbenen italienischen Soldaten. Etwas später wurde dort auch eine Stele zur Erinnerung an die in Gefangenschaft verstorbenen deutschen Soldaten eingeweiht. Am Ortsrand von Kameschkowo finden sich auf dem Friedhof des Hospitals Nr. 2989 drei Gedenktafeln: für die italienischen, ungarischen und deutschen Soldaten.

Die von Peter Steger zusammengestellte Sammlung seiner in jahrelanger Arbeit in ganz Deutschland, Österreich sowie in der Schweiz und in den USA gesammelten Augenzeugenberichte, bewahrt einzigartige Erinnerungen von Kriegsgefangenen auf und gewährt gerade uns in Wladimir einen bisher weitgehend unbekannten Blick auf die eigene Geschichte mit den Augen von Deutschen. Auf eine Geschichte, die bei allen Grausamkeiten der Logik des Krieges, von der ich eingangs sprach, auch und gerade in Wladimir viel Raum für menschliche Begegnungen ließ. Der vorliegende Band führt darüber hinaus eindrücklich vor Augen, wie gut die Versöhnung zwischen den ehemaligen Feinden im Rahmen einer Städtepartnerschaft gelungen ist, die vor 30 Jahren just mit dem Ziel gegründet wurde, die Völkerverständigung möglich zu machen.

Witalij Gurinowitsch, Wladimir 2013, Übersetzung Peter Steger

**Heinz Bartl -** [**Der Jüngste im Lager**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/05/22/der-jungste-im-lager/) **(Lößnitz im Erzgebirge)**

*Wir verdanken es seiner Tochter, Adelheid Hofmann, daß Heinz Bartl seine Lebenserinnerungen aufgezeichnet hat und – die Lagerzeit betreffend – uns zur Verfügung stellt. Es ist wieder eine dieser unglaublichen und doch wahren Geschichten von jungen Männern, die früh, viel zu früh in einen Krieg gerissen wurden, als längst alles zu spät war, um dann ihre besten Jahre in Gefangenschaft zu verbringen. Wie unmenschlich das Regime der Faschisten gerade auch gegen das eigene Volk wütete, läßt sich am Schicksal der Familie Bartl ablesen. Geboren am 7. November 1928 auf einem Bauernhof in dem kleinen Dorf Okenau, heute Okunov, im Kreis Kaaden, hatte er gerade seine landwirtschaftliche Lehre abgeschlossen, als er einberufen wurde – und das obwohl der Vater bereits seit 1942 an der Front war und die Mutter allein mit dem einzigen Sohn und dessen Großeltern die Familie ernähren mußte. Doch lassen wir Heinz Bartl, der heute in Lößnitz bei Aue im Erzgebirge lebt, diese Zeit selbst schildern:*

Im Oktober 1944 (mit knapp 16 Jahren) wurde ich in das Wehrertüchtigungslager nach Mies bei Pilsen für fünf Wochen verpflichtet. Dort hatten wir eine vormilitärische Ausbildung. Als erster meiner Schulkameraden wurde ich am 30. Dezember 1944 zum RAD (Reichsarbeitsdienst) nach Saybusch in die Beskiden, einem Gebirgszug zwischen Polen, der Ukraine, der Slowakei und Tschechiens, eingezogen. Der RAD war eigentlich für Arbeiten mit dem Spaten für den Straßen- oder Bunkerbau eingesetzt. Wir hatten aber nur noch militärische Ausbildungen.

Das Lager war regulär bewacht, weil in diesem Gebiet viele Partisanen Angriffe verübten. Da die Rote Armee schnell auf dem Vormarsch war, wurde unser Lager geräumt, und wir wurden nach Sebastiansberg (liegt an der Grenze zwischen Marienberg und Komotau) verlegt. ­– Ich erinnere mich genau, daß ich am 13. Februar 1945 Nachtwache hatte und die Luftangriffe der Engländer auf Dresden erlebte und den Feuerschein der brennenden Stadt auf diese weite Entfernung (ca. 70 km) sehen konnte.

Am 20. Februar 1945 wurde die gesamte Einheit geschlossen zum Militär, d.h. Grenadier-Ersatzbataillon 32, nach Teplitz-Schönau übernommen. Auf dem Bahnhof in Komotau hatte unser Zug einen kurzfristigen Aufenthalt, und den nutzten wir, mein Kamerad, Franz Peer aus der Wotsch, und ich, mit unseren Koffern in den Zug auf dem Nebengleis umzusteigen, der in Richtung Karlsbad (also in Richtung Heimat) ging. Das war ein Donnerstag, wo wir mit diesem Zug in Richtung Heimat fuhren. Ausgemacht hatten wir, daß wir am Samstag zu der Einheit nach Teplitz-Schönau fahren wollten. Diesen „Anreisetag“ haben wir nach gemeinsamer Absprache auf den folgenden Montag verschoben, obwohl unsere Einberufung auf Donnerstag lautete.

Wie abgesprochen, sind wir am Montag nach Teplitz-Schönau gefahren, haben nochmal Gulasch und Knödel gegessen, bevor wir in die Kaserne gingen. Vor dem Tor mußten wir uns erst mal verstecken, denn die Kompanie marschierte gerade mit dem Lied „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“ in Richtung Exerzierplatz. Am Tor angekommen, mußte der Posten den Hauptfeldwebel anrufen. Dieser fragte, wo wir jetzt erst herkommen. Wir sagten, daß wir uns daheim noch einmal hatten sattessen wollen. Der Hauptfeldwebel schimpfte: „Jung und dumm!“, denn wir hatten Fahnenflucht begangen und hätten standrechtlich erschossen werden müssen.

In der Kleiderkammer gab es für uns keine Stiefel mehr, so daß wir vorübergehend in der Küche zum Kartoffelschälen eingeteilt wurden. Nach einigen Tagen begann auch für uns der volle Drill. Am 18. April 1945 wurde die Kompanie in Richtung Ostfront in Marsch gesetzt. Während einer Marschpause in Löbau gab es am 20. April (Hitlers Geburtstag) je einen Kochgeschirrdeckel voll Rum als Geschenk. Am nächsten Tag ging der Marsch weiter in Richtung Görlitz. Aber dieser Ort war bereits von der Roten Armee besetzt, so daß wir in Richtung Herrnhut in einem Wald in Stellung gingen. In diesem Abschnitt stand die Front schon zwei Tage.

In der Nacht hatte ich Postendienst und forderte eine Person, die sich näherte, auf, Parole zu nennen oder ich würde schießen. Diese Person fragte mich: „Kennen Sie mich nicht?“ Im Halbdunkel erkannte ich breite rote Streifen an der Hose, und ich antwortete: „Nein, Herr General!“, weil ich vermutete, daß diese Streifen auf einen ranghöheren Dienstgrad hinwiesen. Er fragte: „Wie alt sind Sie?“ Meine Antwort: „16 Jahre, Herr General.“ Darauf erwiderte er: „So eine Schweinerei!“ und ging. Noch in der gleichen Nacht wurde unsere Einheit aus dieser Stellung zurückgezogen. Es stellte sich hinterher heraus, daß mir in der Nacht Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner, der Befehlshaber der Ostfront, gegenübergestanden hatte. Unsere Einheit wurde wieder in Waggons verladen und sollte noch nach Dresden-Klotzsche zu einer SS-Einheit kommen. Aber zum Glück waren die Russen schon vor uns in Dresden. Der Kompaniechef hat den Zug in Richtung Wolkenstein weitergeleitet und kurz vor dem Ort auf freier Strecke halten lassen. Er gab den Befehl „Marscherleichterung”, sprich: Waffen bleiben im Zug und jeder soll versuchen, sich auf eigene Faust in Richtung Westen zu den Amerikanern durchzuschlagen.

Ganze Kolonnen von Lkws, überladen mit Landsern, fuhren übers Gebirge ins Egertal, um möglichst Kontakt zu den Amerikanern zu finden. Auch ich konnte auf einem Lkw einen Platz ergattern und fuhr mit bis in ein Dorf in der Nähe von Aussig. Dort traf ich noch einen älteren Soldaten einer Flakeinheit, der in die Nähe von Falkenau wollte. Am 5. Mai 1945 haben wir in einer Scheune bei einem tschechischen Bauern unser Quartier bezogen. Wir sollten dort einige Wochen arbeiten, bis die Lage sich beruhigt hätte. Doch am 8. Mai 1945 war die Rote Armee im Dorf einmarschiert, und ein Offizier rief auf Russisch „Wojna kaput”, „der Krieg ist zu Ende!” Wir sollten weiße Armbinden tragen und nach Hause gehen. Ich wollte mich lieber im Wald heimwärts durchschlagen, aber der ältere Soldat überzeugte mich, mit ihm auf der Straße zu laufen.

Am 11. Mai 1945, dem zweiten Tag unseres Marsches auf dem Heimweg, wo uns immer wieder Tschechen und Partisanen durchsuchten, wurden wir in Görkau, d.h. kurz vor Komotau, von den Russen festgehalten und auf einem Sportplatz gesammelt. Dort waren bereits einige Tausend Soldaten. Es kursierten die Parolen, daß wir zur Entlassung gesammelt werden. Am dritten Tag gab es das erste Mal Trinkwasser und dazu einige Scheiben Knäckebrot.

Nach einer Woche gingen große Marschblocks unter strenger Bewachung in Richtung Brüx los. Wir liefen weiter durch das zerbombte Dresden bis nach Hoyerswerda. Dort kamen wir in das erste Lager, wo uns die Haare abgeschnitten wurden. Bis dahin fühlten wir uns als Zivilinternierte, da ja der Krieg bereits am 8. Mai zu Ende war. Nach einer Woche Aufenthalt im Lager Hoyerswerda ging der Fußmarsch weiter in das Lager Sagan in Schlesien. Dort wurden wir in Flugzeughallen untergebracht. Nach weiteren drei Wochen verlud man uns in offene Güterwaggons (ca. 40 Soldaten je Waggon). An der Schiebetür der Waggons war eine Holzrinne angebracht, in der die Notdurft zu verrichten war. – Wer mit dem Kopf zu hoch kam, d.h. über die Bordwand, auf den haben die Posten geschossen. Wer kein Kochgeschirr mehr besaß, erhielt eine Blechbüchse, um einen Schlag Suppe zu bekommen.

Die Fahrt ging durch Polen, und die Gerüchte lauteten, daß wir nach Odessa kommen. Doch nach einer Woche Fahrt hielt der Zug weiter die Richtung Nord-Ost. Nach einer weiteren Woche, als die Sonne durch den Türspalt schien, sahen wir herrliche Kirchen mit vergoldeten Kuppeln, und wir wünschten uns: Könnten wir doch hierbleiben und müßten nicht weiter in Richtung Sibirien fahren.

FOTO

Heinz Bartl (recht) mit einem Kameraden

Und tatsächlich, der Zug hielt, und alle wurden ausgeladen. Gefangene mit einem Metallberuf blieben in Wladimir und kamen dort in das Hauptlager, um im Traktorenwerk zu arbeiten. Der Rest, zu dem auch ich gehörte, wurde in eine Kleinbahn verladen und zum Arbeiten in den Torfstich gebracht. Mit ca. 40 Mann kam ich im Torflager an, wobei ich erst einmal ca. zwei Monate (September / Oktober 1945) in einer Glasfabrik arbeitete.

In der Glasfabrik wurden kleine Flaschen für Medizin gefertigt. Das flüssige Glas, das neben den Formen überfloß, wurde im Keller im Wasser abgekühlt. Diesen Glasbruch mußten zwei Plennys (Gefangene) auf einer Trage wieder nach oben zu den Öfen bringen. Dabei erlebte ich das erste Mal menschliche Zuneigung. Öfters stellte eine junge Frau auf ein Podest neben der Treppe eine Blechbüchse mit Suppe oder Kascha für uns ab. Da die Lagerverpflegung mehr als wenig war, kam dieses Zubrot sehr willkommen. Jeder Plenny hatte ja einen Löffel als ständigen Begleiter. Wenn wir doch mal die Spenderin kurz zu sehen bekamen, konnten wir nur mit einem Lächeln danken. Der Bevölkerung war es ja verboten, mit uns Kontakt aufzunehmen.

Nach dem Einsatz in der Glasfabrik (etwa Dezember 1945) wurden alle in ein anderes Teillager, direkt im Torfstich, verlegt. Da es ein strenger Winter war, 30-40 Grad minus, mußte der große Eisenofen in der Baracke Tag und Nacht mit Holzstumpen, die aus dem Moor gezogen worden waren, geheizt werden. Wir schliefen alle auf Holzpritschen, vollständig mit Wattebekleidung angezogen. Da die hygienischen Bedingungen denkbar schlecht waren, plagten uns die Kopf- und Kleiderläuse sehr. – Es geschah nicht nur einmal, daß, wenn ich früh erwachte, mein Nachbar an Unterernährung oder anderen Krankheiten verstorben war. Ich hatte Heizerdienst am Heiligabend 1945 und dabei großes Heimweh, so daß auch viele Tränen flossen. Dazu kam noch, daß ich heftige Schmerzen im Rücken hatte. Am nächsten Tag wurde ich mit einem Lkw ins nächste größere Lager (Mesinowka) gefahren und kam dort ins Lazarett. Mein Glaube und die Hoffnung sowie das Gebet haben mir in dieser schweren Zeit immer Halt gegeben, um zu überleben.

[**Glaube, Hoffnung und Gebet als Halt in schwerer Zeit**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/05/30/glaube-hoffnung-und-gebet-als-halt-in-schwerer-zeit/)

Im Lager Mesinowka waren ca. 500 Gefangene in Holzbaracken zu je einer Kompanie (100 Mann) untergebracht. Davon setzten sich eine Kompanie aus Ungarn und der Rest aus deutschen Soldaten und einigen Offizieren zusammen. Im Lazarett waren eine russische Ärztin und auch ein deutscher Arzt tätig. Zur Behandlung standen jedoch nur bescheidene Mittel und Medikamente zur Verfügung. Bei mir wurde eine Nierenbeckenentzündung diagnostiziert. Ich war mit „Dystrophie“ eingestuft und wog noch ganze 42 kg.

Der deutsche Lagerkommandant hieß Eugen Arnold und war aus Danzig, von Beruf Vertreter von „Kathreiner Malzkaffee“, und sprach und schrieb fließend Russisch. Noch am Tage meiner Ankunft besuchte er mich und sprach mir Mut zu. Er sagte, da ich der Jüngste im Lager sei, würde er mich nach der Genesung zu sich als Putzer holen. Meine Aufgabe bestand dann darin, sein kleines Zimmer, in dem er und ich schliefen, sauber zu halten, das Essen für ihn zu holen und Wege zu den Brigadeleitern oder russischen Offizieren zu erledigen. Wir Gefangenen wurden nach dem Genfer Abkommen verpflegt und bekamen pro Tag 600 Gramm Brot (chleb) sowie dreimal Suppe. Die Offiziere erhielten zusätzlich 20 Gramm Zucker und 20 Gramm Butter. Der Lagerkommandant wurde wie die Offiziere verpflegt, so daß einiges für mich übrig blieb. Egon freute sich mit mir, wie ich wieder langsam auf die Beine kam.

Durch den Umgang mit der russischen Ärztin und anderen russischen Offizieren erlernte ich schnell das Notwendigste der Umgangssprache. Die Ärztin nannten wir nur „Potschemu“ (Warum). Sie stand oft am Lagertor, wenn die Arbeitsbrigaden ausrückten und kontrollierte die Handschuhe und Fußbekleidung. Wenn etwas nicht in Ordnung war, kam ihre Frage „potschemu“ – „warum“, und sie schickte den betreffenden Plennyj zurück ins Lager. Der russische Lagerkommandant nahm mich manchmal mit zur Entenjagd; hin und wieder mußte ich ihm Feuerholz machen.

Nach etwa einem Jahr sagte mir Eugen, da ich inzwischen gut bei Kräften war, er könne mich nicht mehr länger behalten und ich müsse mit zur Arbeit gehen. Er stellte eine sogenannte Jugendbrigade mit 30 Gefangenen zusammen. Mit diesen Mitgefangenen arbeitete ich an einer großen Maschine im Torfstich. Die Maschine hatte einen Elektromotor und war so groß wie eine Lokomotive. Sie wurde auf Schienen, die immer weiter vorverlegt wurden, bewegt. Ein ca. 10 Meter langes Transportband wurde langsam nach unten gelassen, so daß von jeder Seite fünf Mann den gestochenen Torf darauf laden konnten. Der Torf wurde mit einem großen Schneckengetriebe durch ein Mundstück gepreßt und auf Bretter, die untergeschoben und von einem Plennyj abgehackt wurden, auf endlosen Seilen ca. 50 Meter lang transportiert. An den Seilen waren wieder fünf Mann, die die Bretter mit dem nassen Torf zum Trocknen, eine Ziegelreihe neben die andere, abkippten. Auf einem Brett befanden sich immer vier Ziegel, die normalerweise 10 cm hoch waren.

Die Norm für uns lag pro Tag bei 32.000 Ziegeln. Bei einer Normübererfüllung gab es neben den 600 g Brot noch zusätzlich 200 g. Also mußten wir sehen, wie das zu schaffen war. Zu der Besatzung der Maschine gehörten drei russische Mädels: die Natascha als Kommandantin, die Schura als Schlosserin, der dritte Name ist mir entfallen, sie war Elektrikerin. Der Natascha habe ich klargemacht, daß, wenn wir die Norm übererfüllen, wir 200 g Brot mehr bekommen und sie und die beiden anderen Mädels auch eine Prämie erhalten würden. Um mehr Ziegelsteine produzieren zu können, haben wir in das Mundstück oben ein 2 cm dickes Brett eingeklemmt, das schnell wieder herauszunehmen war, wenn eine Kontrolle kam. Diese wurde durch den russischen Posten, der auf dem Dach der Maschine Ausschau hielt und dafür Machorka (Tabak) bekam, angekündigt. So hatte jeder einen Vorteil. Die nassen Ziegel wurden zum Trocknen auf die Erde gekippt. Dadurch war die Höhe der Ziegel nicht mehr zu erkennen. Nach zweimaligem Wenden wurde der Torf zu Pyramiden zusammengestapelt.

Im Winter, wenn die strengen Fröste kamen, wurden Gleise gelegt und der Torf durch andere Gefangenenbrigaden mit einer Kleinbahn abtransportiert. Im Sommer, während des Torfstichs, gab es Schwärme von Mücken, von denen die Sonne fast verdunkelt war. Dagegen konnten wir uns nur durch das Anzünden des trockenen Torfes erwehren. In den Wintermonaten war ein Torfstich nicht möglich, weshalb ich mit meinen Kameraden im Sägewerk des Ortes arbeitete. Andere Brigaden waren im Wald eingesetzt.

Da ich die russischen Offiziere alle kannte, wurde ich öfters mit einem Fahrer und dem Verpflegungsoffizier mit einem Lkw in das Hauptlager nach Wladimir geschickt. Die Strecke war ca. 100 km lang und führte überwiegend durch Waldgebiet. Da wurde schnell mal der Lkw voll Holz geladen, und der Offizier hat die Schulterstücke abgemacht und das Holz auf dem Basar in Wladimir verkauft. Das Geld wurde redlich geteilt.

Noch eine Erinnerung an ein besonderes Erlebnis in dieser Zeit: In den letzten Oktobertagen 1948 beauftragte mich der Lagerkommandant, mit noch fünf Plennyjs und einem Posten für das Lager Kapusta (Kohl) zu holen. Ich bat aber darum, zu meinem Geburtstag, am 7. November, wieder im Lager sein zu können. Ausgerüstet war jeder mit einem Kastenbrot und einem Stück Speck. Der Fußweg bis zum Eisenbahn-Haltepunkt Tupik dauerte ca. eineinhalb Stunden. Der Zug fuhr im Schritttempo, so daß jeder praktisch aufspringen mußte. Wir hatten uns auf einen bestimmten Waggon konzentriert. Da wir ja keine Fahrkarten hatten, wollte uns der Zugbegleiter (je Waggon eine Frau) nicht reinlassen. Nach Abgabe von zwei Warnschüssen durch unseren Begleiter durften wir auf den Waggon. Die Fahrt dauerte ca. eine Stunde bis das Kommando „Aussteigen“ kam.

Von dem kleinen Bahnhof aus ging es durch tief verschneiten Wald ca. eine halbe Stunde in den nächsten Ort. Dort angekommen, begann es bereits zu dämmern. Nach kräftigem Anklopfen an einer Tür zum Bürgermeisteramt erschien eine junge Frau, verängstigt durch den Anblick des Soldaten. Dieser forderte sie auf, für sechs deutsche Plennyjs Quartier zu bersorgen.

Gleich im ersten Haus wurde ich mit noch zwei Kameraden eingewiesen mit den Worten: „Hier schlafen drei Plennyjs für ein paar Tage!“ Ohne weiteren Kommentar. Wir hatten uns ganz ruhig verhalten und waren froh, auf der Bank am warmen Ofen Platz zu finden. Nach ca. einer halben Stunde kam der Ehemann nach Hause und freute sich sehr, nachdem er den ersten Schreck verdaut hatte. Er war im 1. Weltkrieg in deutscher Gefangenschaft gewesen und zeigte uns mit Stolz eine Taschenuhr. Wir waren nun als Gäste aufgenommen. Später kam auch noch die Tochter (in unserem Alter) von der Arbeit. Ansprechpartner war ich, da ich die meisten Sprachkenntnisse besaß. Das Schlafen war so geregelt, daß wir „Gäste” zu zweit im Doppelbett der Eheleute schliefen und der dritte auf der breiten Bank. Mutter und Tochter schliefen auf dem Fußboden und der Herr des Hauses auf dem Ofen.

Erst nach fünf Tagen wurde das Weißkraut von der Kolchose auf den Bahnhof angeliefert. Der Waggon zum Verladen wurde nach weiteren drei Tagen bereitgestellt, so daß immer einer von uns Wache halten mußte. Dabei wurde auch mancher Weißkrautkopf gegen Machorka getauscht. Während unseres Aufenthaltes waren wir bei einigen Familien zu Gast. So lud mich der Hausnachbar (mit einem großen weißen Bart) mit einem Augenzwinkern zu sich ein. Nach einem kleinen Imbiß ging es in den Garten in eine völlig zugeschneite Hütte. Dort tropfte aus einer Metallschlange Selbstgebrannter. Mit meinem gesamten Vokabular und Gesten sollte ich von Zuhause erzählen. Mit einem vollen Glas gab es ein „Na sdorowje”. Das zweite Glas habe ich nicht mehr vertragen.

Ich habe nur noch die Erinnerung, daß ich in meinem Quartier wieder aufwachte. In dem Dorf gab es zu dieser Zeit noch keinen Strom, nur Petroleumlampen. Als das Mädel unseres Gastgebers und ihre Freundin erfuhren, daß ich Geburtstag hatte, wurde ich auf das Fest, d.h. Kino im Dorfklub, mit Gel in den Haaren vorbereitet. Meine ungläubige Frage nach dem Strom für das Kino wurde mit einem Lachen quittiert. Unterwegs hörte ich schon ein „tuck, tuck, tuck”, das von einem Motor herrührte, der einen Generator antrieb. Die Bilder im Film waren mal hell, dann wieder dunkler, wovon mir der Kopf langsam wehtat. Zum Glück stand ich in der Nähe der Eingangstür, so daß ich bald die Flucht ins Quartier antreten konnte. Meine Begleiterinnen hatten dafür aber kein Verständnis und waren sehr empört.

Mit der Verladung des Krautes (ca. eineinhalb Tonnen) endete unser Aufenthalt im Dorf. Für uns - und besonders für mich - ist das ein beeindruckendes Erlebnis mit bescheidenen und liebenswerten Menschen geblieben.

Im Sommer 1946 bekamen alle Gefangenen eine Doppelkarte vom Roten Kreuz und dem Russischen Halbmond, um nach Hause schreiben zu können. Meine Karte kam am 7. August 1946 in Okenau (meinem Heimatort) an, und am 8. August (also am nächsten Tag!) wurde meine Familie - Mutter, Oma und Opa - aus Okenau vertrieben. Mit einigen Kisten verlud man sie am Bahnhof in Güterwagen und transportierte sie ab in Richtung Sowjetzone. Als die Post wieder bei mir eintraf, wußte ich wenigstens, daß meine Angehörigen in Groß-Rosenburg bei Calbe in Sachsen-Anhalt lebten.

1948 stellten sich bei mir Wasser in den Beinen und erste rheumatische Entzündungen der Gelenke ein. Aus diesem Grunde war ich einer der ersten, der aus dem Lager Mesinowka am 10. März 1949 entlassen wurde. Im Hauptlager in Wladimir wurden die zur Entlassung vorgesehenen Gefangenen noch zwei Wochen in Quarantäne gehalten. Jeder Gefangene mußte während seiner Lagerzeit monatlich ca. 340 Rubel für Unterhalt und Verpflegung dazuverdienen. Was darüber hinaus verdient wurde, schrieb man auf ein Sonderkonto gut. Zur Entlassung im Quarantänelager erhielt man den Betrag ausgezahlt. Da ich wußte, wie gern mein Großvater rauchte, habe ich meinen Holzkoffer dreiviertel voll mit Zigaretten und Tabak gefüllt. Ich selbst habe zu der Zeit nur kräftigen Machorka geraucht.

FOTO

Heinz Bartl mit Frau Ingeborg und Tochter Adelheid

FOTO

Heinz Bartl nach seiner Entlassung

Bei starkem Schneesturm ging es nach dem Abschlußappell im Stadtlager von Wladimir in weißen Leinenschuhen, einem Anzug aus Mantelstoff der Deutschen Wehrmacht und einer neuen Wattejacke zum Bahnhof. In großen Pullmann-Waggons traten wir die Rückfahrt von Wladimir aus in die Heimat an. Am Grenzübergang in Brest-Litowsk war noch einmal eine Entlausung angesetzt. Die Fahrt ging dann auf Normalspur durch Polen bis Frankfurt/Oder, wo die Entlassungspapiere ausgestellt wurden. Erst ab diesem Zeitpunkt fühlten wir wirklich, daß wir keine Kriegsgefangenen mehr waren.

In Frankfurt/Oder gab es 50,- Mark Entlassungsgeld und eine Schachtel deutscher Zigaretten der Sorte I. Da mir diese Zigaretten nicht schmeckten, habe ich das Rauchen aufgegeben. Von Frankfurt/Oder ging die Fahrt mit der Reichsbahn weiter nach Berlin. Dort habe ich mich erst einmal bei den Mitreisenden erkundigt, ob jemand weiß, wo Groß-Rosenburg bei Calbe liegt. Ein Reisender sagte mir, ich solle mit ihm bis Calbe mitkommen. In Calbe fuhr gegenüber vom Bahnhof ein Bus nach Groß-Rosenburg. Obwohl dieser bereits voll besetzt war, wurde ich noch mitgenommen. Der Fahrer erhielt dafür von mir eine Schachtel Papirossy. Diese Zigaretten waren für ihn mehr wert als das Fahrgeld.

*Im Gespräch mit Heinz Bartl ist noch viel zu erfahren: Wie er drei Monate wegen Wasser in den Beinen noch krankgeschrieben war, wie der Vater, der nach seiner Entlassung aus amerikanischer Gefangenschaft 1946 bei den Buna-Werken Arbeit gefunden hatte, von Umschulungen erfuhr, wie der junge Mann vom Landwirt auf das Schweißerhandwerk umsattelte und es bis zum Meister brachte, der sich dann nach Lößnitz bewarb, wo er im Förderwagenbau als Lehrschweißer tätig wurde und bis heute mit seiner Familie bleiben sollte. Die letzten 20 Jahre seines Berufslebens war er als Abteilungsleiter für Aus- und Weiterbildung für Erwachsene (Gabelstapler, Schweißer, Köche, Sekretärinnen, Köche u.a.) im Blechformwerk Bernsbach mit seinen 2.000 Betriebsangehörigen tätig, das noch heute als Zulieferer für die Automobilbranche wichtigster Arbeitgeber am Ort ist. Mitte der 80er Jahre entdeckte Heinz Bartl mit seiner Verrentung das Hobby der Imkerei, das er schon auf dem heimischen Bauernhof im Egerland mit dem Großvater betrieben und aus Altersgründen erst vor kurzem wieder aufgegeben hat. Die alte Heimat in der CSSR hat Heinz Bartl erst Anfang der 80er Jahre wiedergesehen und eine Großkusine angetroffen. Seither war er viele Male auf der anderen Seite des Erzgebirges zu Gast, und seit die Grenzen offen sind, gehört Reisen zu seinen Leidenschaften.*

*Zwei große Unterschiede gibt es zwischen den Heimkehrern in Ost und West: In aller Regel fanden erstere ohne viele Umstände Arbeit und Auskommen, freilich um den Preis, über die Gefangenschaft zu schweigen und tunlichst in die lokale Deutsch-Sowjetische Freundschaftsgesellschaft einzutreten; die Kameraden im Westen hingegen standen oft wie im Drama von Wolfgang Borchert „Draußen vor der Tür“, hatten dafür aber, wenn sie das wollten, mehr Möglichkeiten des Austausches über die Veteranenverbände oder das mittlerweile eingestellt Periodikum “Der Heimkehrer”.*

*Doch schon gehen die Gedanken wieder zurück ins Lager 7190/1, wo einer, der unweit der holländischen Grenze aufgewachsen war und den Mitgefangenen Holzpantinen machte, damit man nicht immer nur mit Fußlappen oder in Socken laufen mußte; wo Fritz Nolte, ein Zirkusmusiker, auf einer Posaune immer den Zapfenstreich spielte; wo er selbst als jüngster Plennyj so etwas wie Narrenfreiheit genoß; wo der Chef der zivilen Kreisverwaltung den jungen Deutschen immer wieder zu sich rief und mit einem höflichen „moschno?” (geht das?), von Heinz Bartl mit einem artigen „poschalujsta” (bitte!) quittiert, zum jüdischen Lagerleiter Tjomkin schickte, um dies oder jenes zu besorgen, was der ungern rausrückte; wo der zivile Oberbefehlshaber sagte: „Tjomkin kann dich einsperren, aber ich kann dich wieder rauslassen!”; wo winters im Sägewerk der Vorgesetzte Stogow, der im Krieg beide Beine verloren hatte, die Erfüllung der Norm auch dann nicht anerkennen wollte, wenn sie 200% über dem Soll lag, bis er von oben Druck bekam.*

FOTO

Heinz Bartl vor dem russischen Massengrab

*Noch viele ungeschriebene Geschichten, so wie die jener 19 sowjetischen Kriegsgefangenen, die während des Krieges als Zwangarbeiter in der Schieferzeche ihr Leben lassen mußten. Heinz Bartl denkt oft daran, daß auch er in fremder Erde liegen könnte und weiß sein Glück zu schätzen. Im Juli wird er erstmals – gemeinsam mit seiner Tochter – wieder nach Wladimir reisen und sicher seinem Herrgott danken dafür, daß er in Freiheit und Frieden zurückkommen kann.*

Aufgezeichnet von Peter Steger 2011

[**Ein Traum wird wahr. Der Reisebericht**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/08/09/ein-traum-wird-wahr-der-reisebericht-von-heinz-bartl/) **von Heinz Bartl**

*Zur Vorgeschichte:*

Am 11. Mai 1945 kam ich mit 16 ½ Jahren bei Komotau in russische Kriegsgefangenschaft. Nach verschiedenen Zwischenstationen und weiteren ca. zehn Tagen Fahrt in offenen Waggons mit je 40 Gefangenen ging es in Richtung Osten bis wir Mitte Juli auf einem Bahnhof anhielten. Durch einen Spalt der Tür, wo eine Rinne zur Verrichtung der Notdurft war, sahen wir auf einer Anhöhe Kirchen mit vergoldeten Kuppeln. Es war unser Wunsch, doch hier bleiben zu können und nicht in Richtung Sibirien weiterfahren zu müssen. Die Fahrt endete tatsächlich hier, und wir wurden ausgeladen.

Die Gefangenen mit einem Metallberuf blieben in Wladimir, um im dortigen Traktorenwerk eingesetzt zu werden. Die restlichen Gefangenen, zu denen auch ich gehörte, fuhren weiter in ein kleines Torflager. Dort waren die Lebensbedingungen sehr schlecht. Viele Kameraden sind morgens nicht mehr von der Pritsche aufgestanden. Ich selbst wog noch 42 kg und wurde einen Tag nach Weihnachten 1945 mit einer Rippenfellentzündung in das größere Torflager nach Mesinowka gebracht. Da ich der Jüngste im Lager war, hat mich der deutsche Lagerkommandant Eugen Arnold nach meiner Genesung als Putzer zu sich geholt.

Während der dreieinhalb Jahre habe ich, wieder zu Kräften gekommen, im Torfstich sowie im Winter im Sägewerk gearbeitet. Am 1. April 1949 wurde ich mit Gelenkrheuma und Wasser in den Beinen entlassen.

*Ein Traum wird wahr:*

Mein heimlicher Wunsch war über viele Jahre, auch mal die schönen Seiten dieser Gegend kennenlernen zu dürfen. Die Reisebüros bieten aber leider nur Rundreisen durch mehrere Städte des Goldenen Rings um Moskau an, mit jeweils einem Tag Aufenthalt pro Stadt.

Bei der Recherche im Internet stellte meine Tochter Heidi fest, daß Wladimir eine Partnerschaft mit der Stadt Erlangen pflegt. Auf unsere Anfrage bei der Stadt Erlangen hin nahm Peter Steger, der Partnerschaftsbeauftragte, Verbindung zu uns auf. Er sandte uns umfangreiches Material von ehemaligen Kriegsgefangenen aus Wladimir und ermunterte mich dazu, meinen Traum von einem Besuch dort umzusetzen. Er stellte eine sehr große Hilfe bei der Vorbereitung der Reise dar, indem er u.a. das Visum sowie die Unterkunft in Wladimir im Erlangen-Haus und eine Betreuung während des Aufenthaltes organisierte.

Vom 11. bis zum 18. Juli 2011 machte ich nun meinen Traum wahr und besuchte mit meiner Tochter die Stadt Wladimir, wo wir im Erlangen-Haus übernachteten. Dieses Haus ist Ausdruck der Städtepartnerschaft Wladimir – Erlangen. Es entspricht tatsächlich Herrn Stegers Beschreibung, es sei „außen russisch und innen deutsch“. In den komfortablen Zimmern fühlten wir uns gleich wie daheim. In diesem Haus finden auch Deutsch-Kurse statt.

Bereits an unserem ersten Aufenthaltstag zeigte sich, daß Peter Steger wirklich für eine sehr gute Betreuung während unseres Besuches gesorgt hatte. Sein Freund, Witalij Gurinowitsch und die Deutsch-Studentin Jaroslawa Bakujewa besprachen mit uns das Programm für die folgenden Tage. An diesem Dienstagnachmittag begleiteten uns die beiden nach Bogoljubowo, einem Vorort von Wladimir, der eine entscheidende Bedeutung für den Aufschwung der Stadt Wladimir hatte, wovon uns Witalij mit großer Sachkenntnis erzählte. Im 12. Jahrhundert errichtete hier Fürst Andrej Bogoljubskij seine Residenz, um Wladimir zur neuen russischen Hauptstadt zu machen.

Am zweiten Tag fuhren wir mit Jaroslawa per Schnellzug in die heutige russische Hauptstadt, nach Moskau. Wir hatten nicht erwartet, im Programm während unserer Reise auch Moskau zu besuchen, aber unsere russischen Gastgeber meinten, „das wäre ja nicht weit“ und nach zwei Stunden Zugfahrt konnten wir tatsächlich einige Sehenswürdigkeiten Moskaus erleben. So besichtigten wir verschiedene beeindruckende Metrostationen und bummelten über den Roten Platz, wobei wir uns die berühmte Basilius-Kathedrale, das große Kaufhaus GUM und das Lenin-Mausoleum ansahen. Der Rote Platz ist mit seiner Größe und den umgebenden imposanten Gebäuden Abbild der Weite und Dimensionen dieses Landes. Es fiel uns schwer, bei der Vielfalt der Möglichkeiten in Moskau eine Auswahl zu treffen, was wir uns noch ansehen sollten. Unsere Entscheidung fiel auf die Tretjakow-Galerie mit den berühmten Ikonen, Inkunabeln und Gemälden. Es war ein sehr anstrengender, aber erfüllter Tag mit überwältigenden Erlebnissen.

FOTO

Adelheid Hofmann, Jaroslawa Bakujewa, Heinz Bartl und Witalij Gurinowitsch

Für Donnerstag organisierte Witalij ein geländegängiges Auto mit Fahrer für eine Fahrt (ca. 90 km) zum ehemaligen Lager in Mesinowka. Alle Achtung für den Fahrer, der mit diesen „Straßen“ klarkommt. Schon den Ort Mesinowka zu finden, war schwierig. Noch schwieriger gestaltete sich die Suche nach Überresten des ehemaligen Lagers in dem großen Waldgebiet. Witalij hatte uns gesagt, er sei vor 15 Jahren schon einmal hier gewesen und habe Fundamentreste gesehen. Vom Lager selbst war nun leider nichts mehr zu finden; die Natur hatte alle Spuren menschlichen Wirkens überdeckt. Den einzigen Hinweis auf das Torflager Mesinowka stellte die letzte Ruhestätte der dort verstorbenen ungarischen Kriegsgefangenen dar, die wir an der Stelle des ehemaligen Lagers fanden und von der wir tief beeindruckt waren. Leider gab es keinen Hinweis auf die in diesem Lager verstorbenen deutschen Kameraden. Es wäre wünschenswert, dass die deutsche Kriegsgräberfürsorge auch an unsere verstorbenen Gefangenen erinnert.

Witalij konnte nach einigen Rückfragen im Dorf einen alten Einwohner, Igor Makow, finden, der noch das Lager kannte und selbst an einer Nachbarmaschine im Torf gearbeitet hatte. Sein Vater war der Lagerarzt. Im Gespräch erinnerten wir uns an Details des Lagers und an uns beiden bekannte russische Lagerverantwortliche. Herr Makow sprach sehr lobend von der deutschen Qualitätsarbeit, die er in der Zusammenarbeit mit den deutschen Gefangenen kennengelernt hatte. Vom Dorf Mesinowka hatte ich den Eindruck, daß es in dem Ort in den letzten Jahrzehnten keine wesentlichen Veränderungen gab.

Gemeinsam mit unserer Begleiterin Jaroslawa besichtigten wir am Freitag in Wladimir das Goldene Tor mit der Ausstellung zur Geschichte Wladimirs, die Demetrius-Kathedrale sowie die Maria-Entschlafens-Kathedrale. Ich vermute, daß dies die goldenen Kuppeln waren, die uns 1945 aus dem Gefangenenzug so begeistert hatten. Die Pracht dieser Kathedrale mit ihren Ikonen und Fresken, Gold und Edelsteinen kann man mit Worten nur ungenügend wiedergeben.

Für den Samstag hatte unsere Jaroslawa einen Freund mit Auto organisiert, der uns nach Susdal fuhr und uns dort als sachkundiger Führer zur Verfügung stand. Zuerst besuchten wir das „Gurkenfest“ auf dem Gelände des Freilicht-Museums für Holzbaukunst und Brauchtum, auf dem außer den namengebenden Gurken weitere landwirtschaftliche und Volkskunsterzeugnisse angeboten wurden. Außerordentlich beeindruckend war für uns auch der Besuch des Erlöser-Euthymios-Klosters in Susdal, da es unter anderem eine große Ausstellung mit Kirchenschätzen (Ikonen und Ornamentik) sowie eine ganze Abteilung zur Geschichte des Buchdrucks aus der Umgebung beinhaltet. Von den vielen Sakralbauten Susdals konnten wir aus Zeitgründen nur noch das Alexander-Kloster besuchen. Der Begriff „Der Goldene Ring um Moskau“ bestätigte sich uns nach dem Besuch von Susdal besonders eindrucksvoll.

FOTO

Heinz Bartl am Ort seiner Gefangenschaft: Mesinowka

Der Sonntag war vorgesehen für den Besuch der Altstadt von Wladimir mit den wunderschönen typisch russischen Gebäuden aus dem 12. Jahrhundert. Etwas abgelegen vom Zentrum der Stadt liegt das Fürstinnenkloster, das heute wieder von Nonnen bewohnt wird und mit seiner gesamten Ausstattung unbedingt sehenswert ist. Am Montag begleitete uns Jaroslawa per Zug und Metro zum Flugplatz, wo uns der gegenseitige Abschied doch schwerfiel.

Die ganze Reise war für uns anstrengend und vollgefüllt mit wunderschönen Erlebnissen. Unser Dank gilt nochmals Peter Steger für die Vorbereitung, unseren netten und engagierten Begleitern sowie den Mitarbeiterinnen des Erlangen-Hauses. Ein langgehegter Traum ging endlich in Erfüllung!

Heinz Bartl, 2011

**Erinnerungen an die Gefangenschaft**

Mein erster Besuch als Plenyj (Kriegsgefangener) in einer russisch-orthodoxen Kirche

Von unserem Lager in Mesinowka hatten wir einen Fußmarsch von ca. fünf Kilometern, um zu unserer Maschine im Torfstich zu gelangen. Nach Schichtende führte der Rückweg durch Birkengestrüpp, das voller Pilze war. So konnten wir in den Sommermonaten Birkenpilze als willkommene Zusatzration für die Küche sammeln. In dieser Zeit hatten wir die „Rollende Woche“, d.h. jeden Tag hatten andere Gefangene Freischicht, somit bekamen wir genauso wie die russischen Arbeiter einen Tag pro Woche frei. Diesen freien Tag mußten wir natürlich im Lager verbringen, aber bei der schweren Arbeit im Torflager war dieser Ruhetag unbedingt nötig.

Da ich als Chef der Jugendbrigade das Vertrauen der Lagerleitung hatte und dadurch auch einige Freiheiten genoß, konnte ich ohne Bewachung mit bestimmten Aufträgen das Lager verlassen. Im Sommer 1947 bin ich mit weiteren vier Gefangenen einige Kilometer per Anhalter mit einem Lkw, auf dem bereits mehrere Mädels saßen und sangen oder Sonnenblumenkerne kauten, raus aus dem Torfgebiet gefahren. Jeder von uns war mit einem Sack ausgerüstet, denn wir hatten uns vorgenommen, für die Küche Brennesseln zu sammeln. Nach einer größeren Wegstrecke sind wir abgestiegen. Aus der vor uns liegenden kleinen Kirche des Dorfes hörten wir Gesang.

Nach der vorsichtigen Öffnung der Kirchentür blieben wir am Eingang stehen. Uns überwältigte die Pracht des Altars, der eine ganze Wand einnahm und von Gold glänzte. Da ich katholisch erzogen worden war, kannte ich nur die sehr einfache Ausgestaltung unserer Dorfkirche. Das war schon beeindruckend. Ehrfurchtsvoll blieben wir an der Tür stehen und verfolgten gespannt das Geschehen in der Kirche. Wir erlebten gerade die Taufe eines kleinen Kindes, das der Pope vorsichtig mit dem Köpfchen in das Wasser des Taufbeckens tauchte. Aus den Lautäußerungen des kleinen Lebewesens konnten wir eindeutig sein Unbehagen entnehmen. Stillschweigend haben wir uns wieder aus der Kirche zurückgezogen, um unseren eigentlichen Auftrag zu erfüllen. Dieser Zwischenstop war für uns alle ein einmaliges Erlebnis, das uns wieder mal ein Stück Zivilleben nahebrachte.

Der Ertrag der gesammelten Brennesseln war bei unserer Rückkehr ins Lager nicht sehr hoch, da in diesem Sandgebiet die Bodenbedingungen nicht günstig waren. Aber immerhin brachten wir eine kleine Bereicherung der Zutaten für unsere Suppen mit Vitaminen ins Lager.

Unser Erlebnis haben wir natürlich unseren Kameraden begeistert erzählt. Leider blieb das ein einmaliges Ereignis, da es in Mesinowka keine Kirche gab und die Arbeitsbrigaden generell nur bis zu den jeweiligen Arbeitsplätzen, z.B. Torfstich oder Sägewerk, durften.

Heinz Bartl, 2013

FOTO

Heinz Bartl, Witalij Gurinowitsch, Igor Makow

**Willi Börke – Das Brot der Gefangenschaft (Burg auf Fehmarn)**

Wilhelm Börke taugt für das ernste Fach nicht minder wie für die heitere Seite des Lebens. Niemand vermag Witze wie er zu erzählen. Niemand so viele verschiedene, niemand so überwältigend komisch. Wenn er es tut, glaubt man, einen Lausbuben vor sich zu haben, der nach vollbrachtem Schabernack zunächst verschmitzt den Anschein erwecken will, er habe mit der Sache nichts, aber auch rein gar nichts zu schaffen, um sich dann mit ernster Miene nur umso erstaunter über die Wirkung seiner Possen zu geben. Köstlich! Köstlich übrigens auch seine Mandelhörnchen, die er, im Marschgepäck von der Heimatinsel Fehmarn mitgebracht, immer zur rechten Zeit und in großzügiger Ration an die stets hungrigen Kameraden in Minden verteilt. Was Willi Börke, seines Zeichens Bäcker und Konditor, aber an Erinnerungen dabei hat, ist wirklich nur mit der milden Süße der Vergebung genießbar.

Anfang Oktober 1994 schrieb Willi Börke an Witalij Gurinowitsch, damals Mitarbeiter des Wladimirer Landesmuseums und Kurator einer Ausstellung über deutsche Kriegsgefangene in der Wladimirer Region, die ein Jahr später in Erlangen gezeigt werden sollte, einen Brief folgenden Inhalts: „In der Zeitung *Der Heimkehrer* Nr. 5 vom 15. Mai 1994 las ich, daß Kameraden der ehemaligen Kriegsgefangenenlager 190 und 165 gesucht werden, die für Museumszwecke nützliche Angaben machen können. Ich war in beiden Lagergruppen und bin erst 1949 aus Wladimir entlassen worden. Ich wäre gerne bereit, dazu nach meinem Wissen Auskünfte zu geben oder gar mitzuarbeiten. Außerdem habe ich noch einen guten Freundeskreis ehemaliger Gefangener in Wladimir und anderen Teillagern.“ In Minden und im Rückblick meint Willi Börke dazu: „Ich habe mir gleich gedacht, daß aus dem Aufruf etwas Großes entstehen könnte.“ Wie recht er behalten sollte!

Sechs Wochen später traf schon die Antwort aus Wladimir mit der Bitte ein, möglichst viele Unterlagen und Angaben zu jener fernen Zeit bereitzustellen. Willi Börke nahm dies zum Anlaß, eine Kurz- sowie eine Langfassung seiner Erinnerungen niederzuschreiben. Daraus die Kurzversion „Mein Lebenslauf in russischer Gefangenschaft“:

*Am 9. Mai 1945 geriet ich in der Weichselniederung / Nähe Danzig, noch nicht ganz 19jährig, in Gefangenschaft. Nach achtwöchigem Aufenthalt in Deutsch-Eylau, wohin wir zu Fuß gelangten, wurden wir am 11. Juli nach Rußland transportiert. Bis Jasniki, von dort aus ging es mit dem Schiff und später über Smolensk per Bahn ins Wladimirer Lager 165. Nach der Quarantäne wurden wir im Lager 165/6 in Talizy bis September zu Torfarbeiten herangezogen. Von dort aus kamen wir nach Anopino in das Lager 190/20. Hier war ich im Waldkommando, in der Kolchose, beim Be- und Entladen von Waggons und beim Bau der Glasfabrik eingesetzt. Außerdem war ich im Sägewerk und in der Lagerbäckerei tätig. Nach Auflösung des Lagers im September 1948 ver-brachte ich noch ein Jahr im Hauptlager in Wladimir, zunächst in einer Waggon-Entladebrigade. Dann war ich mit dem Beladen von LKWs mit Baustoffen aller Art beschäftigt. Die letzte Zeit allerdings als Handlanger in einer Maurerkolonne auf dem vierten Sektor, welche die neuerbauten Häuser verputzte. Am 6. September 1949 traf ich dann in meiner neuen Heimat Bayern ein.*

Wie Arthur Scholtysik stammt Willi Börke aus einem Landstrich, der heute zu Polen gehört, aus Kublitz bei Stolp in Pommern. Nach der Gefangenschaft führte ihn sein Überlebensweg via Neumarkt in der Oberpfalz, wo er auch schon einmal als Verwundeter im Lazarett gelegen hatte, bis in den hohen Norden, nach Burg auf Fehmarn. Früher als die anderen aus der Mindener Runde hat er den Weg zurück nach Wladimir gesucht, entgegen dem einstigen Schwur, nach der Gefangenschaft nie wieder russischen Boden zu betreten. Schon 1981 nutzte er die Gelegenheit bei einer Reise von Moskau an den Goldenen Ring, Anopino wieder zu besuchen. Dem Reiseleiter und Dolmetscher erklärte er, das sei drei Jahre lang seine „Rodina”, seine Heimat, gewesen.

FOTO

Willi Börke mit seinem ehemaligen Bewacher

Das Wiedersehen erschütterte ihn derart, daß er sich fast an nichts mehr recht erinnern konnte. Anders verlief sein zweiter Besuch in Anopino 1987 anläßlich einer Reise mit der Transsib zum Baikalsee. Jetzt gelang es ihm mit Hilfe von Mira Woronitschewa, die von Beginn an die Städtepartnerschaft als Dolmetscherin begleitete, Anatolij Kotschnjow wiederzusehen. Er war im Lager als Expeditor tätig, und Willi Börke fuhr mit ihm bis 1948 vier Mal nach Moskau, um Waren für das Lager in Empfang zu nehmen. Eine Einladung nach Deutschland konnte der Russe aber nicht mehr annehmen, er starb bald darauf. Geblieben sind einige Briefe und ein eindrucksvolles Photo. 2005 dann die dritte Reise in die gefangene Jugend, gemeinsam mit Philipp Dörr und Fritz Wittmann, und jetzt in Minden reift der Entschluß, 2010 noch einmal mit einem „Freiwilligencorps” die einstigen Lager zu besuchen und mit den letzten Zeitzeugen vor Ort zu sprechen.

So wie Philipp Dörr und Kurt Seeber, die, ohne voneinander zu wissen, die Lager teilten, so kamen im September 1949 mit 2.000 weiteren Gefährten unbekannterweise Willi Börke und Friedhelm Kröger im gleichen Transport in die Heimat zurück. Viereinhalb Jahre vorher, galt es, sie noch in Schützengräben (oder besser Gräbern) voller Wasser zu verteidigen, zu einer Zeit, als niemand mehr an die versprochenen Wunderwaffen und den Endsieg glauben konnte. Begleiten wir also Willi Börke noch einmal auf seinem Weg in die Gefangenschaft. Die letzten Tage in der Weichselniederung, abseits vom Sturm auf Berlin, verliefen eher ruhig für den Melder im Reiterzug der Stabskompanie Jagdregiment 67, der hauptsächlich das Regiment über die Feldküche führte. Drückend nur der Gedanke, dort hängenzubleiben und „dem Russen” in die Hände zu fallen. Die Radioapparate waren längst eingezogen, einzige Informationsquelle war der schriftlich – zumeist von Willi Börke – verlesene Wehrmachtsbericht. Am 5. Mai schien sich die Chance auf einen Ausbruch zu bieten, doch nun rückte auch auf diesen vergessenen Fleck der Landkarte die Rote Armee vor und feuerte aus allen Rohren. Am Abend des 8. Mai - ein herrlicher Frühlingstag - erhielt Willi Börke mit seinem Vorgesetzten den Befehl, die Stellung unbedingt zu halten. Um Mitternacht sollte dann geordnet geräumt werden. Doch der Gegner kam den Plänen zuvor, und unter genauem Artilleriefeuer löste sich der Verband immer mehr auf, Befehl hin, Befehl her. Der „Heimatschuß”, sehnlichst erwartet, hätte dem vielleicht ein Ende gemacht, so eine vage Hoffnung. Doch wer hätte da noch die Verwundeten ins zerstörte und besetzte Hinterland gebracht? Stattdessen strebte Willi Börke auf dem Weichseldamm, einen humpelnden Kameraden untergehakt, der Flußmündung zu, bis er dort am Abend von einem Flak-Chef von der bedingungslosen Kapitulation erfuhr. Noch einmal grub sich der Trupp zur Nacht in den Deich, ohne Wachen aufzustellen, und als einige austreten bzw. die „Kartoffeln gießen” mußten, wurden sie gewahr, daß die Russen schon ganz nahe waren. Aber sie riefen „Krieg kaputt” und ließen die Landser, die glaubten, sich in Schievenhorst in Sicherheit bringen zu können, unbehelligt stiften gehen. Als die Rote Armee dann später nachsetzte, waren die sowjetischen Soldaten in friedfertiger Siegerlaune und sprachen mehr dem Alkohol zu, als daß sie ihre Waffen gebraucht hätten. Die eigenen Waffen mußten die Wehrmachtssoldaten natürlich abgeben, aber noch blieben sie unbewacht. Erst am späten Nachmittag setzte sich der Trupp mit unbekanntem Ziel unter lockerer Bewachung in Marsch. Russische Troßfahrzeuge kamen entgegen, andere Gruppen überholten die Gefangenen. Immer wieder wurde die Parole ausgegeben „skoro domoj” – „bald geht’s nach Hause”. „Von Haß”, so Willi Börke, „war wirklich keine Spur.” Eine Szene mag das anschaulich machen: „In einem Haus spielte ein Russe Klavier. Ich legte mich in einen Haufen ausgeschütteter Bettfedern. Ein russischer Offizier nahm sie dann händeweise, um mich damit zu berieseln. Das geschah, als ich ein wenig eingenickt war…” Geschehen just in Groß Zünder, dem Ort, wo Willi Börke noch vor eineinhalb Tagen in Stellung lag!

FOTO

Witalij Gurinowitsch und Willi Börke

Auf dem Weitermarsch - nicht nach Hause, sondern in Richtung Osten - wuchs allmählich die Distanz zu den Siegern. Und die Besiegten? „Bemerkenswert waren die vielen roten hölzernen Grabdenkmäler für gefallene Rotarmisten, die in Gärten und Parks standen. Für uns unvorstellbar hohe Verluste.” Über Danzig in den Süden, nach Dirschau, zog die Kolonne, ständig begleitet vom Hunger. Jetzt erst fiel das Wort „Sibirien” statt „nach Hause”, der Schrecken aller Gefangenen. Dennoch auch immer wieder Zeichen von Menschlichkeit: „Es kam öfter vor, daß ein fürsorglicher russischer Bewacher ein Fahrzeug stoppte und irgendeinen Fußkranken aufsteigen hieß.” Nur von falschen Kameraden wollte man nicht einmal Brot annehmen, wenn man mutmaßte, sie gehörten der „Antifa” an. Auf das von Menschen überquellende Danzig folgte eine beängstigend leere Landschaft bis nach Riesenburg und Rosenburg mit ihren leerstehenden Häusern, aus denen hie und da ein kahlköpfiger verwundeter Rotarmist blickte. Am Eisenbahnknotenpunkt Deutsch-Eylau wartete dann das Sammellager, noch ohne Stacheldraht und Wachtürme; man hatte sogar die Wahl bei der Quartiersuche. „Wir machten uns in Häusern breit, die uns bis zum Abtransport Anfang Juli als Unterkünfte dienen sollten.” Die viele Zeit nutzte Willi Börke, um zwei Kurse zu belegen: einen für Russisch und einen für Kunst- und Plakatschrift. Sogar Varietéaufführungen und Fußballspiele gab es, und es fanden sich Landsleute. Über einen erfuhren später auf Umwegen die mittlerweile in Dänemark internierten Eltern, daß der Sohn in Gefangenschaft und am Leben war, wichtig für die Familie, denn erst Ende Juni 1946 durfte er von Wladimir aus 25 Worte an die alte Adresse schicken, eine Nachricht, die nie ankam. Im Lager glaubte man noch immer, es gehe bald heim, aber die jungen Posten wurden nervöser, hatten wohl schon andere Order. Einmal wurde Mehl angeliefert, und Willi Börke tat Sauerteig auf und buk sein erstes Brot in Gefangenschaft. Die Haare mußten runter, ob man wollte oder nicht, die erste große Filzung mußte man über sich ergehen lassen. Später sollten die Durchsuchungen zu den sowjetischen Feiertagen regelmäßig erfolgen. Erstaunlich, daß dennoch das eine oder andere Schriftstück oder Mitbringsel bis zum Ende versteckt werden konnte.

Bei strahlendem Sonnenschein am 11. Juli 1945 marschierte der Trupp zum Lagertor hinaus. Willi Börke erinnert sich an seine Gedanken: „Meine Mutter hatte gestern Geburtstag, und du hast nicht einmal an sie gedacht.” Es ging nach Osten, per Bahn. Die Hoffnungen, es gehe Richtung Heimat verflogen, der Kettenbrief, abgeschrieben vom Vater, der bisher Glück gebracht hatte, schien seine Wirkung verloren zu haben. Es ging durch ein verwüstetes Land mit ungeordneten Haufen von Beutegut, von der Jauchepumpe bis zur Nähmaschine. Drinnen in den Waggons werden die Rationen noch knapper. Da half nur Humor und ein Lied mit dem Refrain: „Und tragen wir unser Leiden mit Geduld, / denn an dieser Scheiße sind wir selber schuld.” Smolensk und Katyn - Willi Börke konnte die Schilder lesen - lagen schon hinter ihnen, als die Gefangenen nach zweiwöchiger Bahnfahrt im Raum Moskau aussteigen und zur Kljasma marschieren mußten. Im Fluß endlich ein Bad, für viele auf Jahre das letzte der Art, und dann schipperten sie fast zwei Tage per Kahn, von einem Schlepper gezogen, Richtung Wladimir, Hunger und Durst im Schlepptau. Darauf 30 km Fußmarsch bis ins Hauptlager 165, das Sägewerk. Es war schon Abend, und es sollte für Willi Börke der „schönste Tag seit dem 8. Mai” werden, denn nach Bad und Entlausung mit Rasur wurden die Neuankömmlinge beköstigt. „Es gab Suppe, Kascha (süßen Haferbrei), 600 g Brot und gesüßten Tee, wovon es nach der langen Durststrecke hätte gerne etwas mehr sein können.” Freilich wurde es bald schon ernst. Die sechs Wochen Quarantäne kürzte man auf sechs Tage zusammen, und Willi Börke kam unter das Kommando von „Kamerad Hans” aus Wien von der verhaßten „Antifa”, den er mit „puterrotem Gesicht und dem Herzinfarkt nahe” wenig vorteilhaft schildert, beschimpfte er doch die Gefangenen gern einmal als „Hornochsen”. Im Torflager, zu dem die Gefangenen in Loren gebracht wurden, forderte „Kamerad Hans” die Übererfüllung des Arbeitsplans und versprach Uniformstoff für 200 oder 300 statt der vorgegebenen 100 Prozent, während er den Generalen mit Erhängung drohte und die Offiziere auf jahrelange Internierung einstellte. Willi Börkes Brigade sollte mit ungeeignetem Gerät in dem Sumpfgebiet Hauptentwässerungsgräben ziehen und stand tagein, tagaus durchnäßt im kalten Wasser. Unmöglich so auch nur die Norm zu erfüllen und in den Genuß von Vergünstigungen zu kommen - und sei es nur ein zusätzlicher Kanten Brot von 300 g. Als jemand wegen einer Sehnenscheidenentzündung zur Ambulanz gehen wollte, bekam er von „Kamerad Hans” den Rat, er möge nur fester zupacken, dann werde die Sache von selber vergehen. Auch Gelbsucht galt nicht als Entschuldigungsgrund. Erst als durch die Bank alle 150 Mann Wasser in den Beinen hatten, wurde man alle vier Wochen gemustert und gegebenenfalls vorübergehend zu einfachen Handarbeiten eingeteilt.

Die Musterungen beschreibt Willi Börke folgendermaßen: „Man mußte sich splitternackt vor einen mit Ärzten, Ärztinnen, Feldschern, Krankenschwestern und dem Lagerkommandanten, eventuell auch mit deutschen Ärzten besetzten Aussschuß stellen und wurde je nach Körperbau und Hinternfülle (s. die Zeichnung japanischer Kriegsgefangener in der Ausstellung in St. Gallen) in eine Gruppe gesteckt. Gruppe 1 + 2 mußte jede Arbeit verrichten. Gruppe 3 wurde zu leichteren Arbeiten für gut befunden. OK 4 zog man nur für vier Stunden und OK 2 eben für zwei Stunden zu leichten Arbeiten heran. Dystrophie bedeutete die völlige Abmagerung des Körpers. Im Lager 165/6 waren mir noch keine Dystrophiefälle bekannt. Diese Leute brauchten nicht zu arbeiten, erhielten Zusatzverpflegung und hatten, wie sich bald herausstellte, die besten Chancen, nach Hause zu kommen. Es war gar nicht so, wie man uns stets und ständig vier Jahre lang versichert hatte, daß nur die besten Arbeiter in die Heimat kämen.”

Willi Börke gehört sicher zu den genauesten Chronisten jener dunklen Jahre. Namen, Ereignisse, alles festgehalten in seinem Gedächtnis und sogar schriftlich. Eine wahre Fundgrube und alles wert, verwertet zu werden. Gut, daß er noch in Erinnerung behalten hat und bereitwillig mitteilt.

Aufgezeichnet von Peter Steger 2009

**Willi Börke - Episoden aus der Gefangenschaft.**

*Willi Börke war als Bäcker im Kreis der Wladimir-Veteranen zuständig für köstliche Leckereien, wußte aber immer auch, sein erheitertes Publikum aufs Köstlichste mit stets ofenfrischen Anekdoten zu unterhalten. Friedhelm Kröger ist es zu danken, daß einige wenige, viel zu wenige, erhalten geblieben sind:*

Ein aus Böhmen stammender Oberleutnat Trenka berichtete einmal von einem russischen Offizier, der an seinem Bett stand und das kleine Liederbuch, das er von einem Feldgeistlichen erhalten hatte, buchstabierte: „F-e-l-d-g-e-s-a-n-g-b-u-c-h”, worauf Trenka ihn korrigierte: „Feldgesangbuch”. „Ach so”, meinte der Russe und sang: „Weißt du, wieviel Sternlein steechen?

Auf dem Marsch nach Deutsch–Eylau sahen wir einen im Gesicht vollbehaarten, mit einem Wolchowknüppel ausgestatteten russischen Stabsgefreiten, auf dessen Unterarm ein Wecker geschnallt war. Er war wohl zu spät gekommen mit der Frage „Urr jest?“ – „Hast du eine Uhr?”, die für jeden Gefangenen bedeutete, sich von dem Moment an auf die innere Uhr verlassen zu müssen.

Noch etwas über „Zeitmesser“ besonderer Art: Im Vorgarten eines Hauses hatten Landser nach Strandburgart eine Sonnenuhr aus Sand angelegt. Und sie hatten es sich nicht nehmen lassen, ihr Werk mit folgenden Spruch, gelegt aus kleinen Steinchen, zu verschönern: „Die Uhr verschwand zapp zarapp. – Jetzt lies an mir die Uhrzeit ab!”

Juli 1945 im Torflager

Noch nicht alle hatten den Humor verloren; einer ganz bestimmt nicht! Dieser hatte über einen neuen Abtritt geschrieben: „Laß beim Pinkeln einen fahren, / dann kommt der A… auch nicht zu kurz!”

Im Lager Anopino, Region Wladimir, 1945-48

Unser russischer Lagerarzt Tschurpin, im Range eines Hauptmanns, war ein Fall für sich! Er war uns gegenüber stets bemüht, Deutsch zu sprechen, und dabei kamen oft putzige Sachen heraus. Als er einmal einen Gefangenen in Augenschein nahm und dessen gelbe Fingerspitzen erblickte, meinte er: „Potschemu (warum) du rauchen wie Lokomotive?”

Ein anderes Mal fertigte er einen Kameraden, der sich krank gemeldet hatte und den er wohl schon näher kannte, so ab: „Kopfschmerzen, Bauchschmerzen, Fußschmerzen, überall Schmerzen, Simu…! Gechen Sie!”

Anopino, November 1947 oder Januar 1948 muß es gewesen sein.

Geldreform! Kurz danach waren wir zu dritt im Dorfmagazin, dem Krämerladen. Es gab jetzt schon Brot, Zucker und Margarine ohne Marken und zu erschwinglichen Preisen. Der Schalter war noch nicht geöffnet. Die vor uns stehenden Einheimischen schoben sich herum und stritten, als eine Frau aus der Reihe trat und sagte: „Wir zanken uns hier rum, während die Nemzy (die Deutschen) ordentlich dastehen und lachen.” Als hätte sich ein Fallbeil gesenkt oder ein Offizier den Befehl gegeben, ertönte ihr: Ruhe!

Anfang September 1949

Es war an einem arbeitsfreien Tag im September 1949. Der russische Kommandant hatte etwas zu verkünden, was auch gleich vom Dolmetscher übersetzt wurde. Der Russe endete: „Ver-steechen?” Darauf die versammelte Mannschaft: „Da, da!” (Ja, ja!). Allgemeine Heiterkeit!

FOTO

Werner Martin, Willi Börke und Richard Dähler

Gleich nach der Entlassung aus der Hornkaserne machten einige Ex-Gefangene einen „Zug durch die Gemeinde“ und trafen auf ein Tanzlokal. Einer wagte auch gleich ein Tänzchen und trat dabei seiner Dame auf die Zehen. Ohne groß nachzudenken rutschte ihm der böse Mutterfluch – seit Jahren ständig von den Russen gehört und in Anwesenheit von Frauen tunlichst zu vermeiden – „Jopp twoju matj” heraus. Schamhaft verlegen, versuchte er, sich zu entschuldigen, worauf die Tanzpartnerin nur kurz erwiderte: „Ladno, chuj (laß mal, du Schwanz), ich war auch drei Jahre drüben!”

**Elisabeth Wittmann – Das Willi-Hörnchen**

Zu den alljährlichen Treffen der Veteranen aus ganz Deutschland, die ihre Kriegsgefangenschaft in Wladimirer Lagern zugebracht haben, brachte Bäckermeister Willi Börke bis zu seinem Tod vor fast vier Jahren stets eine Wegzehrung mit, seine Marzipan-Hörnchen. Jedes Mal eine wahre Gaumenfreude.

Welch ein Glück, daß Elisabeth Wittmann sich das Rezept hat geben lassen und seither bei jeder Begegnung der Veteranen mit einem Backblech, voll der von ihr „Willi-Hörnchen” getauften Köstlichkeiten, aufwartet. So auch, als das Ehepaar Liebisch wieder einmal nach Baiersdorf zu Besuch kam - zusammen mit Nichte Tabea, die in Erlangen studiert.

Hier also das Rezept von Willi Börke, wie es Elisabeth Wittmann vom Meister persönlich erhalten hat: Man nehme 200 g Marzipan, 100 g Zucker und ein halbes Eiweiß, mische diese Ingredienzien, rolle sie gut aus, schneide die Teigwurst in Scheiben, drehe und wende sie in gehobelten Mandeln und forme die Hörnchen, die dann bei 180° C ca. eine Viertelstunde backen sollten. Ein Tauchbad in Bitterschokolade sorgt für den optischen und geschmacklichen Kontrast. Schmeckt zu jedem Anlaß mit Tee, Kaffee oder Kakao – und nicht nur zu Veteranentreffen.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2014

**Heinrich Clausen -** [**Rosen und ein Kreuz für den Vater**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/06/11/rosen-und-ein-kreuz-fur-den-vater/) **(Werningerode im Harz)**

FOTO

Der letzte Dienst am Vater

Alles fing damit an, daß wir sechs Geschwister von unserem Vater nur wußten, daß er noch im Januar 1945 Soldat im Gebiet Frankfurt an der Oder werden mußte und seit Kriegsende als vermißt galt. Im Jahr 1983 erfolgte durch mich, Wolfgang, den Jüngsten, meine erste Anfrage an das Rote Kreuz der DDR. Ein Jahr später kam die Mitteilung, daß Heinrich Clausen am 5. September 1945 in sowjetischer Gefangenschaft verstorben sei. Weitere Anfragen, auch an die Botschaft der UdSSR, blieben ergebnislos. Die Wiedervereinigung erleichterte Auskünfte dieser Art, da auch von Seiten Rußlands Archive freigegeben wurden. So erfuhren wir nun, daß unser Vater im Raum Wladimir verstorben war. Ein wesentlicher Fortschritt erfolgte im Jahr 2006 durch Zusendung einer Kopie der Kriegsgefangenenakte mit der Lagernummer 190/25. Dann, im Juli 2009, entdeckte ich im Internet, daß zwischen Wladimir und Erlangen eine Städtepartnerschaft besteht. Meine per E-Mail gestellte Anfrage an Herrn Steger wurde von ihm noch am selben Tag mit einem Suchhilfeangebot beantwortet. Von nun an gingen viele Nachrichten hin und her. Letztendlich wurde der Reisetermin mit dem Erlangen-Haus in Wladimir und Witalij Gurinowitsch abgestimmt. Meine Geschwister und Kinder der nächsten Generation bekundeten ebenfalls großes Interesse, so daß unsere Reisegruppe insgesamt zehn Personen umfaßte.

Am Donnerstag, den 3. Juni 2010, starteten wir um 9.45 Uhr mit einem Flugzeug der Aeroflot Richtung Moskau. Von dort ging es mit einem Kleinbus knapp 200 km nach Wladimir in das Erlangen-Haus. Die fünfstündige Fahrt und die Anreise zum Flughafen Berlin-Schönefeld hatten Spuren hinterlassen. Zum Abendessen waren aber alle wieder gut gelaunt und gespannt auf die nächsten Tage. Am Freitag, den 4. Juni 2010, war bei herrlichem Wetter ein Stadtbummel angesagt, der allen sehr gut gefallen hat.

Für den folgenden Tag hatten sich Witalij Gurinowitsch und Tochter Jelena, unsere hervorragende Dolmetscherin, angesagt. Der eigentliche Anlaß unserer Reise stand bevor. Es ging nach Sobinka zur ehemaligen Begräbnisstätte von Kriegsgefangenen. Dort, mitten im Kiefernwald, eine kleine Lichtung, das war unser Ziel. Zunächst wurde ein mitgebrachtes Holzkreuz zusammengeschraubt und an einer Stelle vor zwei jungen Birken im Erdboden befestigt. Unser großer Bruder, der fast 77 Jahre alt ist, hielt eine kurze Gedenkrede für unseren Vater, die uns Geschwister stark berührte. Wenn ich als Jüngster meinen Vater auch nie bewußt kennengelernt habe, so hat er mir trotzdem immer gefehlt. Nachdem wir ein paar Erinnerungsphotos gemacht hatten, ging es mückengeplagt zurück. Am Nachmittag, der Regen hatte sich verzogen, fuhren wir gemeinsam mit der nun kompletten Familie Gurinowitsch nach Susdal. Dieser Ausflug war das I-Tüpfelchen unserer Kurzreise. Am Sonntag, unserem Abreisetag, lief wieder alles wie am Schnürchen, so daß wir Wernigeröder, Magdeburger, Frankfurter an der Oder, Seelower und Hamburger geschafft, aber glücklich zu Hause ankamen. Allen Beteiligten hat die Reise sehr gut gefallen, und wir möchten uns besonders bei Peter Steger, der Familie Gurinowitsch und Irina Chasowa recht herzlich bedanken.

Wolfgang Clausen, 2010

FOTO

Wiedervereint mit Vater und Großvater (rechts im Bild Witalij und Jelena Gurinowitsch)

**Richard Dähler –** [**Von**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/06/02/versohnung-in-minden-einer-fehlte/) **der Wissenschaft der Gefangenschaft (Zürich)**

Quantcast

Natürlich fehlte bei dem Veteranentreffen 2009 in Minden mehr als einer. Eigene Krankheit, gesundheitliche Beschwerden der Frau, andere Umstände bringen es mit sich, daß jenseits der 80 nicht mehr alle alles machen können. Einer fehlte aber besonders: Richard Dähler, Jahrgang 1933, der 1996 mit seiner beispiellosen vergleichenden Dissertation „Die japanischen und deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion 1945 bis 1956“ eine umfassende Darstellung des Themas der Mindener vorgelegt hat und an die Weser hatte kommen wollen, um zuzuhören. Gesundheitliche Probleme hinderten ihn dann schließlich doch daran. Desto mehr lohnt es, ihn persönlich kennenzulernen. Wenn man das Glück hat, diesem außerwöhnlichen Menschen zu begegnen, spürt man, daß ihn die Fragen der Kriegsgefangenschaft nie mehr loslassen.

Die Ausstellung „Kälte, Hunger, Heimweh - In sowjetischer Kriegsgefangenschaft von 1941 bis 1956“, an deren Zustandekommen der „spätberufene” Wissenschaftler - bevor er sich 1996 an der Universität Zürich einschrieb, hatte er über 40 Jahre als internationaler Logistiker in Chiasso, Amsterdam, Manchester und zuletzt in Tokio gearbeitet - inhaltlich wie finanziell nicht unerheblich Anteil hat, zeigt Richard Dähler am 30. Mai 2009 im Historischen Museum St. Gallen mit der Bescheidenheit des Gelehrten, der weiß, wie unvollkommen bei allem Forscherdrang unser Wissen bleibt. Unvollkommen aber ist vor allem das Wissen der Gäste aus Erlangen, die zum ersten Mal Zeugnisse von jenen gut 2.000 Schweizern zu sehen bekommen, die in den Reihen der Wehrmacht kämpften, und von denen zwischen 400 und 600 in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten waren. Wie viele genau, weiß nicht einmal Richard Dähler, der doch die Akten wie keiner sonst studiert hat. Es handelte sich im wesentlichen um Auslandsschweizer mit doppelter Staatsbürgerschaft, aber es waren wohl auch einige Freiwillige darunter, denen später auf Grund der zur Neutralität verpflichtenden Gesetzeslage in der Heimat der Prozeß gemacht wurde. Wenn sie denn in die Heimat zurückkehrten… Die zahlte übrigens einen grausamen Preis: Im Austausch für die Heimkehrer lieferte die Schweiz die auf ihr Staatsgebiet geflüchteten Angehörigen der Roten Armee an die Sowjetunion aus, die dort im besten Fall der Gulag erwartete. Es gibt eben politische Entscheidungen, die nur die Wahl zwischen zwei Übeln lassen. Angesichts der über drei Millionen deutschen Gefangenen mag der Anteil der Schweizer als marginal bezeichnet werden, doch die Problematik scheint erst jetzt anhand von Einzelschicksalen so richtig ins Bewußtsein der Eidgenossen zu treten und löst eine breite und kontroverse Debatte aus. Die Ausstellung jedenfalls, so die Museumsleitung, kann nicht über mangelnde öffentliche Aufmerksamkeit klagen. Mehr dazu unter [www.hmsg.ch](http://www.hmsg.ch)

Doch nun mehr zu Richard Dähler und seiner Verbindung zu Wladimir. Vor zehn Jahren kam er zum ersten Mal - als Student der Russistik - im Rahmen eines Sprachpraktikums der Universität Zürich an den Goldenen Ring. Untergebracht war er - eine Fügung des Schicksals - in der Familie von Irina Porzewskaja, der seinerzeitigen Leiterin des Heimat- und Geschichtsvereins „Nekropol”. Kaum eine hat sich wie sie und ihr Mann Wladimir um die Erhaltung der Gräber auf dem historischen Zentralfriedhof verdient gemacht, kaum jemand hat sich wie sie für die Bewahrung des Gedächtnisses auch an Esten und Polen eingesetzt, die in Wladimir hingerichtet und beigesetzt wurden. Eine nicht immer und nicht von allen gut gelittene Mission, die nun nach all den Mühen, die Richard Dähler auch mit Spenden unterstützte, zu scheitern droht, will doch die Stadtverwaltung auf dem Gelände des Friedhofes, dessen Eingang ein gewaltiges Monument des deutsch-russischen Künstlers Pjotr Dik schmückt, ein Wohn- und Gewerbegebiet ausweisen. Unterstützt hat Richard Dähler, der später zu einem weiteren Besuch in Begleitung seiner Frau nach Wladimir kam, auch die Herausgabe der „Wladimirer Enzyklopädie”, des Gedächtnisses einer ganzen Region. Wie weit sich der Bogen seiner Interessen und Forschungen spannt, läßt sich im Überblick wie im Detail unter [www.eu-ro-ni.ch](http://www.eu-ro-ni.ch) nachlesen. Doch erst im Gespräch mit ihm kann man tiefer blicken. In der einen Hand den Gehstock, in der anderen einen Band von Stefan Zweig, vermag er nicht nur kompetent und anschaulich von den erstaunlichen Überlebensstrategien der Kriegsgefangenen zu sprechen, ohne dabei selbst Tabuthemen wie Sexualität und Religion auszusparen, sondern auch sein reiches Detailwissen über die Geschichte der Kartoffel in der Schweiz, die Bedeutung der Stiftsbibliothek St. Gallens für die gälische Sprache oder die Entwicklung der Textilindustrie im Kanton auszubreiten. Wäre da nicht der Zug zurück nach Zürich, den er erreichen will, es gäbe noch viel zu besprechen.

Fazit: Wer mehr zu Aspekten der Kriegsgefangenschaft in sowjetischen Lagern erfahren, eine wunderschöne Stadt sehen und einen bewundernswerten Wanderer zwischen den Kulturen kennenlernen möchte, mache sich auf nach St. Gallen. Es lohnt sich! Bis dahin aber unbedingt die pionierhafte Arbeit mit dem Prädikat „Insigni cum laude” lesen: Richard Dähler: „Die japanischen und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion 1945 – 1956“, LIT-Verlag, Münster - Berlin - Zürich, 2007, ISBN 978-3-8258-0542-5.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

**Hans Degel -** [**Die zweiten Eltern (Erlangen**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/01/12/die-zweiten-eltern-in-erlangen/)**)**

FOTO

Elisabeth und Hans Degel

Ende 1990 meldete sich der Orthopäde Hans Degel im Partnerschaftsbüro des Rathauses und bot an, einen Gast aus Wladimir bei sich aufzunehmen. Er spreche noch aus der Zeit seiner Gefangenschaft Russisch und habe Interesse an dem Austausch mit der Partnerstadt. Schon kurz darauf, im Januar 1991, kam auf Anregung des Professors für Kindermedizin an der Friedrich-Alexander-Universität, Dieter Wenzel, und mit Unterstützung von Jürgen Üblacker, damals Geschäftsführer, die erste Ärztedelegation aus Wladimir nach Erlangen. Darunter ein Orthopäde aus dem Sanatorium „1. Mai” in Jurjewez, einem inzwischen eingemeindeten Vorort von Wladimir. Die beiden Kollegen wurden einander vorgestellt, sie verstanden sich auf Anhieb, und aus dem ersten gegenseitigen Interesse wurde rasch eine wunderbare Freundschaft. Guram Tschotschjew, so der Name des jungen Arztes, der schon damals die Kinderabteilung leitete, erwies sich als begnadeter Fachmann mit heiterem Gemüt, als, wie man es im Russischen sagt, Seele der Gemeinschaft, und gewann rasch Vertrauen und Sympatie seiner Kollegen im Waldkrankenhaus, von Dietrich Hohmann, dem seinerzeitigen Cheforthodpäden von St. Marien, bis hin zu Privatdozent Horst Hirschfelder, der so etwas wie ein Mentor für den Gast wurde. Und so erhielt er bereits für Ende 1991 eine weitere Einladung nach Erlangen und hospitierte vier Wochen lang am Waldkrankenhaus. Manfred Öfele, ein journalistischer Freund der Partnerschaft und leider früh verstorben, zitierte damals den Besucher in seinen Erlanger Nachrichten mit den Worten: „Hier läßt sich’s arbeiten, als ob es alle Tage Feiertag wäre.” Fasziniert zwar vom hohen Stand der Operationstechnik - man erinnere sich daran, daß damals der Höhepunkt der humanitären Aktion „Hilfe für Wladimir” erreicht wurde -, vertrat er auch durchaus selbstbewußt die in der Sowjetunion entwickelten Therapien, wie zum Beispiel die Ilisarow-Methode, die bei schwierigen Gliederstreckungen nun längst auch im Westen angekommen ist. Doch all das ist nur der Vorspann. Lassen wir die Katze aus dem Sack.

Guram Tschotschjew wird heuer 50 Jahre alt. Besonders herzlich gratulieren ihm da natürlich seine „Erlanger Eltern”, Elisabeth und Hans Degel, bei denen er auch während seiner späteren Aufenthalte immer wieder wohnte, die er noch heute in seinen Briefen zärtlich „Mama und Papa” nennt. Der 1918 in Nürnberg geborene Hans Degel - alteingesessene Erlanger werden sich gut an seine Praxis erinnern, die er erst 1983 aufgab - war 1943 nach gerade einmal zwei Wochen Fronteinsatz als Medizinstudent bei Taganrog in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten, die fünfeinhalb Jahre dauern sollte. „Daß ich so schnell Russisch gelernt habe, hat mir wohl das Leben gerettet, sicher aber auch die Fürsorge meiner weiblichen Vorgesetzten im Labor des Lagers”, erinnert er sich. In Astrachan brachte er sich selbst anhand von russisch-englischen Sprachwerken das fremde Idiom bei, und als er nach Wolsk bei Saratow verlegt wurde, verschafften ihm seine Kenntnisse eine Stelle im Labor, obwohl er, wie er anmerkt, herzlich wenig von Chemie verstand. Drei schwere Erkrankungen überstand der Gefangene an der Wolga, darunter eine Gesichtsrose und eine schwere Venenentzündung wegen eines eingetretenen rostigen Nagels, und machte sich wegen seiner Russischkenntnisse bald unentbehrlich, zumal er sich auch das Schreiben beigebracht hatte. Unversehens fand er sich da vom Labor abkommandiert auf den Posten eines Buchhalters in der Lagerverwaltung, wo die Arbeit zwar eher stumpfsinnig, aber ohne körperlichen Verschleiß war.

FOTO

Guram Tschotschjew, 1995 in den USA

Dennoch: Eigentlich hatten ihn die Oberschwester und Laborleiterin schon für den Heimtransport vorgesehen. Die eine hatte bereits in den ersten Kriegstagen ihren Mann an der Front verloren. Dennoch: „Ich habe keinen Haß auf uns Deutsche erlebt, persönlich sogar viel Zuwendung in schwerer Zeit.” Bis zu ihrem Tod stand der Spätheimkehrer noch in Briefkontakt mit seinen Vorgesetzten von damals. Und rückblickend sagt er: „Mein Reifezeugnis habe ich 1937 erhalten, aber die menschliche Reife habe ich erst im Lager gewonnen.”

Nun aber zurück zum Jubilar, der so viel ansteckend gute Laune verbreitet, als wollte es jeden Tag sein Wiegenfest feiern. Zur Welt gekommen ist es zwar weder in Erlangen noch in Wladimir, sondern in Ossetien, doch nach dem Studium schon kam der Arzt in die Partnerstadt und übernahm sofort die Leitung der ersten Abteilung für orthopädische Traumata im Krankenhaus von Jurjewez, das in vielen Bereichen landesweit führend ist und vor allem Kinder und Jugendliche aus der ganzen GUS behandelt. Mehr als 2.500 Operationen hat er erfolgreich durchgeführt, über 5.000 Kinder bis 16 Jahre sind durch seine geschickten Hände gegangen, und auch wer älter ist und ein schwieriges orthopädisches Problem hat, läßt sich von dem „Doktor mit Herz”, wie ihn seine Patienten nennen, behandeln. Sogar Gäste aus Erlangen erlöste er schon mit ein paar Handgriffen von ihren Leiden. Längst hat man seine Fähigkeiten auch im Ausland erkannt und anerkannt. Die Kollegen aus Erlangen vermittelten schon Anfang der 90er Jahre erste Kontakte zu Fachleuten aus den USA und in anderen Ländern, luden ihn zu Kongressen ein, wo er mit seinen heute gut 50 Publikationen einen kompetenten Eindruck hinterließ. Jetzt reist er zu Vorträgen und Symposien von Zagreb bis Sydney, im vergangenen Herbst besuchte er die große Medizintechnikmesse in Düsseldorf. 1997 wurde Guram Tschotschjew in die „Pediatric Orthopaedic Society of North America” (POSNA) aufgenommen und erhielt damit den internationalen Ritterschlag in seinem Fach.

Doch Guram Tschotschjew ist nicht nur ein wohlgelittener Gast überall in der weiten Welt, er ist vor allem selbst ein wundervoller Gastgeber. Wer von ihm zu einem langen Abend in die Familie nach Hause eingeladen wird, erlebt ein Feuerwerk an kaukasischen und russischen Speisen und wird in die hohe Kunst der Trinksprüche eingeführt, ohne die jede Festtafel in ein ordinäres Saufgelage ausarten würde. Ein regelrechter Zeremonienmeister der Gastlichkeit ist er, dessen Regeln man sich gerne ergibt. Eine gewisse Trinkfestigkeit sollte man freilich schon mitbringen oder sich zumindest rasch mit einer soliden Grundlage aus der unüberschaubaren Fülle der Gerichte versehen, die nach uralten und ungeschriebenen Gesetzen der Tradition auf den Tisch kommen. Andernfalls sind Nebenwirkungen der seriellen Degustationen verschiedenster Weine, Cognacs und des berühmt-berüchtigten Selbstgebrannten, liebevoll „Tschatscha” genannt, mit je nach Konstitu-tion teilweiser oder vollständiger Lähmung der unteren Extremitäten einhergehend, fast zwangsläufig zu gewärtigen. Vulgo: Schon das nächste Glas könnte eines zu viel gewesen sein.

FOTO

Guram Tschotschjew mit Josefa Üblacker, Irina Chasowa, Melitta Schön, seiner Mutter und dem Freund Igor Melnitschenko

Dennoch erheben in Erlangen viele Freunde ihr Glas und trinken auf das Wohl dieses so liebenswerten und humorvollen Menschen und wünschen ihm ein langes und glückliches Leben und noch viele Begegnungen dort wie hier. Wie es aussieht, kommt Guram Tschotschjew auch tatsächlich in diesem Jahr wieder nach Erlangen und Rummelsberg, um sich über neueste Methoden bei der Operation von Kniegelenken zu informieren und den Kollegen gewiß auch wieder eigene Ideen und Anregungen zu geben. Raimund Forst, Direktor der Orthopädie am Waldkrankenhaus St. Ma-rien, hält die Türen jedenfalls weit geöffnet. Willkommen in Erlangen, lieber Guram!

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

**Hans Dietzemann – Dem russischen Sanitätspersonal gebührt höchste Achtung (ohne Ort)**

Am 1. Februar 1943 kam ich beim Zusammenbruch des Kessels in Stalingrad-Mitte in Gefangenschaft. Die Behandlung durch die kämpfende Truppe war korrekt; doch die Bevölkerung nahm uns fast alles weg, was wir so nötig zum Überleben brauchten. Wir wurden in Marsch nach Beketowka (25 km) gesetzt, doch alle, die nicht mehr weiterkonnten, wurden erschossen. Dort wurden wir in halbzerstörten Fabrikhallen ohne Essen, Decken und Öfen untergebracht. Von hier wurden täglich lastwagenweise Tote ohne Registrierung weggefahren. Darum gelten auch heute noch zigtausende als vermißt. Ebenso in Stalingrad selbst, wo ich mit den anderen Kameraden nach einigen Wochen hingebracht wurde; dort mußten wir straßenweise aus den Ruinen und Kellern die Toten stapeln, die dann in Bombentrichter geworfen wurden, die wir zuschoben. Für diese Arbeit bekamen wir dann auch Verpflegung. Im Frühjahr, als diese grausame „Arbeit“ zu Ende war, kamen wir in Stalingrad in ein Lager, von denen es sechs gab. Hier wurden wir endlich registriert. Doch da brach dann das Fleckfieber aus; ausgelöst durch die Verlausung, die wir nicht in den Griff bekamen. Medizinische Behandlung gab es nicht, die Männer starben wie die Fliegen. Ich selbst habe das Fleckfieber nur überstanden, weil ein befreundeter Arzt mir mit seinen eigenen Medikamenten und gezwungenem Essenmüssen geholfen hat.

Da wir den Winter 1943/44 ohne festes Dach über dem Kopf wohl kaum überlebt hätten, wurden wir im September 1943 verladen und nach Kameschkowo gebracht. Von da an wurden wir medizinisch betreut. Dem russischen Sanitätspersonal: Ärzten, Schwestern und Sanitätern gebührt meine größte Hochachtung. Hier in Kameschkowo wurden dann auch deutsche Ärzte eingesetzt. Siehe das Buch „Ich war Arzt in Stalingrad“ von Dr. Hans Dibold / Linz.

Hier im Lager war ich ca. drei Jahre. In der ersten Zeit war ich im Wald zum Holzschlagen. Für diese Arbeit bekamen wir besseres Essen. Da ich aber an ein baldiges Ende des Krieges nicht glaubte, fing ich an, Russisch zu lernen und konnte dadurch als Dolmetscher einem Arzt im Lazarett im TBC-Flügel helfen. Dort ging es mir ganz gut, - dank dem russischen Chefarzt und einem österreichischen Arzt.

Im Herbst 1945 wurde ich in das Lager 7190/1 Wladimir, in der Nähe des Traktorenwerks versetzt. Wegen meiner russischen Sprachkenntnisse wurde ich mit der Leitung des Arbeitseinsatzes beauftragt und hatte noch fünf Mitarbeiter. Die Zusammenarbeit mit der russischen Lagerleitung war gut, und wir konnten viel für unsere Kameraden tun. Das Leben war ab 1946 erträglicher, die Verpflegung ausreichend, viele konnten durch ihre Arbeit Geld verdienen und in der Lagerkantine etwas dazukaufen.

Wir hatten im Lager auch einen Sportplatz, eine Musikkapelle, eine Theatergruppe, und die sanitären Einrichtungen waren gut. Nur die Wanzenplage bekamen wir nicht in den Griff. Leider!

Bis Ende März 1949 war ich in Wladimir und bin am 6. April in Hersfeld entlassen worden – als einer von 5.000, die von der 6. Armee heimgekommen sind.

Witalij Gurinowitsch hatte den Veteranen gebeten, einige konkrete Fragen zu beantworten:

* Ich erinnere mich noch gut an den Wachoffizier Oberleutnant Krutin. Er hat mich bei meiner Arbeit als Einsatzleiter unterstützt.
* Die Einstellung zur Gefangenschaft war geprägt durch großes Heimweh und Traurigkeit, doch auch durch Lebensmut und Hoffnung, doch nach Hause zu kommen.
* Arbeitsstreik - Protest gab es, als uns gedroht wurde, wir würden nicht nach Hause kommen, da die Freundschaft UdSSR - USA zerbrochen war.
* Päckchen oder Briefe gab es nicht. Erst ab 1946 durften wir eine Rot-Kreuz-Antwortkarte mit 25 Worten nach Hause - ein einziges Mal im Monat - schreiben; ebenso unsere Angehörigen daheim. 25 Worte sind schnell verschrieben, doch wenn man von Januar 1943 bis April 1946 gar nichts voneinander weiß, ist es schon eine gute Sache, Nachricht zu bekommen!

Aufgezeichnet von Witalij Gurinowitsch, Übersetzung Peter Steger, 2013

**Philipp Dörr -** [**Heute komme ich mit Freuden wieder**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/05/30/versohnung-in-minden-damals-muste-ich-herkommen-heute-komme-ich-mit-freuden-wieder/)**! (Fränkisch-Crumbach im Odenwald)**

Philipp Dörr, am 22. Dezember 1926 in Fränkisch Crumbach, Odenwald, auf einem Bauernhof geboren, wirbelt wahrscheinlich auch noch im Tiefschlaf durch Raum und Zeit. Wenn da nicht das böse Knie wäre, man bekäme schon Muskelkater bei der schieren Beobachtung all seiner Bewegungen. Stets in Bewegung sind auch seine Sprechwerkzeuge, getrieben vom Schwungrad einer Lebensgeschichte, die ihn nicht ruhen läßt, und geordnet von einem erstaunlichen Gedächtnis für Fakten und Daten.

1933 eingeschult - im Jahr der Machtergreifung - und 1941 konfirmiert, just in dem Jahr, in dem das „Unternehmen Barbarossa“ seinen verhängnisvollen Anfang nahm und in dessen menschenfressenden Strudel er am Ende hineingezogen wurde, mußte Philipp Dörr im gleichen Jahr seinen Vater begraben. Nun war er der Hofherr und mußte gemeinsam mit der Mutter für die Schwester sorgen. Eigentlich ein gewichtiger Grund, ihn nicht einzuziehen. Doch der Ortsbauernführer meinte, es gebe in der Gegend genug Ostarbeiter in der Landwirtschaft, und so rückte die Halbwaise am 26. August 1944 in Erfurt ein.

Zunächst waren Dienst und Ausbildung in der Kaserne angesagt, doch schon Ende Januar 1945 kam der Marschbefehl nach Frankfurt an der Oder zu einer Infanterie-Geschützkompanie auf eine Beobachtungsstelle mit Blick auf Kunersdorf, dem heutigen Kunowice, das nur vom 3. bis 6. Februar gegen die vorrückende Rote Armee gehalten werden konnte. Unter den Siegern jener Schlacht war übrigens auch Nikolaj Schtschelkonogow aus Wladimir, der seit 1991 Freundschaft mit den ehemaligen Gegnern aus Deutschland hält und den Spaten (Schwerter zu Pflugscharen) übergab, mit dem Kurt Seeber in Minden so zackig exerzierte (s. Bericht zu Kurt Seeber). Heute kann Philipp Dörr mit seinem russischen Kameraden scherzen und augenzwinkernd behaupten, er habe damals absichtlich immer falsche Feuerbefehle gegeben und ihm damit das Leben gerettet. Gleich wie: Die Hauptsache ist die, daß beide überlebt haben und - Wunder der Geschichte! - sich heute nicht mehr feind sind.

Zum Scherzen war der Odenwälder seinerzeit sicher nicht aufgelegt. Als Versprengter mußte er sich nach der Niederlage von Kunersdorf in Storkow melden und wurde der Ortsverteidigung zugeteilt. Wenn es ihm da nicht gelungen wäre, sich vom Acker zu machen, würde er heute, da ist er sich sicher, mit all den andern im Massengrab liegen. Auf abenteuerlichen Wegen, wie sie nur eine in Auflösung begriffene Armee vorgeben kann, landete Philipp Dörr schließlich in Königs Wusterhausen, blieb dort über Nacht, landete dann auf einem LKW, der ihn durch Wald und Feld brachte, bis er ganz in der Nähe der Stadt am 26. April 1945 in Gefangenschaft geriet. Via Cottbus marschiert er mit einer Gefangenenkolonne gen Osten, bis er am 2. Mai mit 2.000 Mann in Waggons verladen wurde und fünf Tage lang per Bahn nach Kreuzburg in Schlesien unterwegs war. Von dort brach er Mitte Juni wiederum im Waggon Richtung Sowjetunion auf und kam Mitte Juli in Gus-Chrustalnyj an, 70 km von Wladimir entfernt. Eine Schmalspurbahn führte ins Torflager 190/9. Da war aber noch alles leer, unbewohnt und unmöbliert. Kascha (die russische Grütze) und Brot teilte er sich mit einem bayerischen Freund bis zum 1. April 1946; schon am 30. März schrieb er die erste Karte nach Hause, die dort auch ankam. Die Mutter wußte bereits seit Dezember 1945 von einem Kameraden, daß ihr Sohn lebte und in Rußland war.

Vom 1. April bis 13. August mußte Philipp Dörr in einem zweiten Lager Torf stechen, wiederum in der Nähe von Gus-Chrustalnyj, bevor er dann in das „Kirchenlager” (Auferstehungskirche) in Wladimir verlegt wurde. Hier asphaltierte er die erste Teerstraße Wladimirs nach dem Krieg, die ehemalige Leninstraße, heute Große Moskauer Straße. Es folgten Einsätze beim NKWD (das Innenministerium hatte sich mit dem Geheimdienst im Wladimirer Kreml auf barbarische Weise eingerichtet) und im Sägewerk, und 1947 wurde der Hesse Brigadier am alten Bahnhof, über den der ganze Warenumschlag lief. Sogar Bodenproben zog er am Steilufer der Kljasma, dort, wo später das Stadion gebaut werden sollte. Ein Natschalnik aus Moskau war eigens zu den geologischen Untersuchungen angereist. Immer wieder verhalfen dem an gute Bauernküche gewohnten Gefangenen einheimische Frauen zu einer Extraportion. Karotten gab es, und Kartoffeln und Gemüsesuppe kochten sie für ihn. Auch in einer Tuchfabrik war er eingesetzt und durfte wegen guter Arbeitsleistungen sogar für zwei Wochen ins „Urlauberlager“ außerhalb der Stadt. Hier konnte man einen Spaziergang machen, „Mensch ärgere dich nicht” spielen, hatte eine Stube für sich. Im Herbst 1947 dann ein Ernteeinsatz in der Nähe von Moskau, und zum Abschluß mußte Philipp Dörr aber noch einmal nach Gus-Chrustalnyj, dieses Mal in die Glasfabrik. Hier, im Trockenraum bei schrecklicher Hitze, gab es immerhin die doppelte Ration. Am 9. Dezember 1947 dann der Tag, auf den alle hinlebten: Er wird in einen Waggon verladen, der drei Tage später abfährt und am 22. Dezember in Frankfurt an der Oder ankommt, just am Geburtstag des Heimkehrers. Mit dem 22. hat es seither eine besondere Bewandtnis im Leben des Philipp Dörr. An einem 22. ging es ab in die Gefangenschaft, an einem 22. kam er nach Deutschland zurück. Und wieder ist es Erfurt, wenngleich nun eine andere Kaserne, wo er Zwischenstation macht, um dann über Bad Hersfeld am Morgen des 30. Dezember 1947 auf dem heimatlichen Hof in Fränkisch Crumbach einzutreffen.

Von einer Fernsehsendung auf die Städtepartnerschaft aufmerksam gemacht, hat Philipp Dörr zusammen mit Fritz Wittmann und Willi Börke 2005 zum 60. Jahrestag des Kriegsendes Wladimir und die noch auffindbaren Orte seiner Lagerzeit besucht. Gesucht, aber bisher nicht gefunden hat er auch jene blonde Ärztin, die ihn, der so gut wie nie schlapp machte, für zehn Tage krankgeschrieben hatte, als er einmal an schlimmem Durchfall litt. Der deutsche Brigadier hatte ihn gewarnt, er könne statt in der Krankenstation bei einem Strafzug landen, was für den geschwächten Gefangenen den Tod hätte bedeuten können. Aber die Strapazen des vier Kilometer langen täglichen Fußmarsches vom Lager zur Arbeitsstelle im kalten Februar mit vollen Hosen, wischten alle Bedenken beiseite. Und recht so. Bis heute ist er der barmherzigen Namenlosen dankbar, die ihm auch noch zwei Wochen lang zu Revierverpflegung verhalf, bis er wieder ganz bei Kräften war. Er würde alles für diese gute Fee im Arztkittel und ihre Angehörigen tun… An ihrer Statt kümmert er sich jetzt um die Lehrerin Ludmila Mironowa und deren Tochter, die ihn in Wladimir begleitet und einen Schüler bei einer Facharbeit über das Schicksal deutscher Kriegsgefangener betreut hat. Im Sommer erwartet man wieder Besuch aus Wladimir in Fränkisch Crumbach.

Rückblickend auf seine russischen Jahre sagte der quecksilbrige Landwirt über all die Jahrzehnte hinweg immer wieder: „Die russischen Menschen sind gut, nur das System ist schlecht.” In der Reportage des Bayerischen Rundfunks „Spasibo Erlangen” von Thomas Rex, zu finden unter [www.erlangen.de/wladimir](http://www.erlangen.de/wladimir), gibt Philipp Dörr im Garten des Erlangen-Hauses zu Protokoll: „Damals mußte ich hierher, heute komme ich mit Freuden!” Im Unterschied zu anderen hat Philipp Dörr aber auch nie tote Kameraden in den Lagern zu Gesicht bekommen. Und mit einem gehörigen Schuß Bauernschläue verstand er es geschickt, sich Strafen zu entziehen. Als er einmal von einem Sachsen verpfiffen wurde, weil er sich eine Extraration Brot organisiert hatte, wurde er dazu verdonnert, an zehn Abenden in Folge von 22.00 Uhr bis 24.00 Uhr Holz zu sägen. Doch nach dem ersten Abend tat er, als wisse er von nichts und verstünde noch weniger, und man ließ ihn in Ruhe. Vielleicht begriffen die Bewacher auch, daß sie hier einen Menschen vor sich hatten, der nun weiß Gott nichts Böses im Schilde führte, einen Menschen, der nichts wollte, als überleben und baldmöglichst wieder nach Hause fahren, wo ihn Mutter und Schwester so dringend brauchten und sehnlich erwarteten. Erst nach 60 Jahren übrigens gewann Philipp Dörr jenen Kurt Seeber zum Freund, der damals im gleichen Lager saß. Doch das konnte er wirklich nicht wissen.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

FOTO

Kurt Seeber und Philipp Dörr

Nachbetrachtung: Auch Ludmila Mironowa konnte Philipp Dörr nicht helfen, die Krankenschwester zu finden, die ihm das Leben gerettet hatte. Aber es ist eine Freundschaft gewachsen, gegenseitige Besuche, Einladungen, Briefe… Der Beweis: Zum orthodoxen Weihnachtsfest kündigt der Odenwälder an, er werde auf eine geplante Reise nach Prag verzichten und für das gesparte Geld Katja, die Tochter von Ludmila Mironowa, einladen, sprich, ihr den Flug bezahlen. Daß er auch noch für den Aufenthalt sorgt, versteht sich dabei fast von selbst.

Philipp Dörr wollte immer noch einmal etwas Gutes für die Familie seiner Lebensretterin tun; nun kommt eine andere Familie aus Wladimir in den Genuß seiner Herzensgüte. Und solche Menschen wurden in einen Vernichtungskrieg geschickt! Man kann es kaum glauben, man muß es erleben.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2013

**Armin Engelhaupt – Das Werkzeug zum Überleben (Asbach im Thüringer Wald)**

Wenn man wissen will, wie und wovon Asbach bei Schmalkalden bis weit ins vergangene Jahrtausend hinein lebte, sollte man die Hämmerschmiede besuchen, wo noch bis nach der Friedlichen Revolution Schlösser-, Schuhmacher-, Klauen-, Magnet- oder Ziegelhämmer für Dachdecker sowie Ziselierhämmer für Graveure und Goldschmiede hergestellt wurden. Sollte das Museum geschlossen haben, wird man bestimmt auch in einem der schmucken Häuschen fündig wie bei Armin Engelhaupt, der in seiner ehemaligen Werkstatt noch so manches gute Metallstück aufbewahrt, ansonsten aber dort gerne Gäste empfängt. „Wir waren einmal das Solingen des Ostens“, erinnert sich der kregle Ruheständler, der 1924 in dem kleinen Ort in Thüringen geboren wurde und, wie es die lokalen Gegebenheiten nahelegten, eine Werkzeugmacherlehre machte. Noch heute zeigt er gern die raffiniert ausgetüftelten Gerätschaften, die er in Zusammenarbeit mit einem Partner aus Westdeutschland noch bis Mitte der 90er Jahre herstellte und überregional an Handwerksbetriebe verkaufte.

Sein Gesellenbrief sollte später dem Kriegsgefangenen Armin Engelhaupt wenn schon nicht das Leben retten, so doch das Überleben erträglicher machen. Doch davon gleich mehr. Seine Prüfungen legte er noch vor dem Krieg ab, der Arbeitsdienst blieb ihm erspart, aber 1942 sollte es dann ernst werden für den gerade 18jährigen Thüringer. Er erhielt den Gestellungsbefehl als Gebirgsjäger und machte seine Grundausbildung im hessischen Eschwege. Nach einem kurzen Aufenthalt in Südfrankreich wurde er nach Österreich abkommandiert, wo man die in Stalingrad völlig aufgeriebene 100. Gebirgsdivision neu zusammenstellen wollte.

Zum Einsatz in Rußland sollte es aber nicht mehr kommen, stattdessen schickte man die Einheit auf den Balkan. Die Berge von Albanien und Jugoslawien galt es zu halten. Inzwischen gab es aber an der Ostfront längst kein Halten mehr. Sein Kompaniechef hatte Armin Engelhaupt zwar noch auf einen Offizierslehrgang mit anschließendem Fronturlaub geschickt, aber als die Nachricht kam, die Rote Armee, sei an der Oder durchgebrochen, war es vorbei mit Kursen und Freizeit. „Die Seelower Höhen waren die Hölle“, weiß der Veteran zu berichten. Die Stalinorgeln heulten Tag und Nacht und hinterließen eine Spur des Blutes. Gnadenlos aber waren vor allem die eigenen „Kettenhunde“, die darüber wachten, daß alle halbwegs kampffähigen Soldaten an der Front blieben. Als einmal eine Granate im Unterstand einschlug und dem Kameraden über ihm den Bauch aufriß und sich dessen Blut auf Armin Engelhaupt ergoß, konnte er einige Zeit als vermeintlich Verwundeter den Kämpfen entfliehen. Nicht lange freilich, dann wurde er zurückgeschickt. 25.000 blieben allein auf diesem Schlachtfeld zurück. Lange nach dem Krieg sah sich Armin Engelhaupt zusammen mit seiner Frau die Gedenkstätte nochmals an. Ein Davongekommener, weil er das Glück hatte, in Gefangenschaft zu geraten.

Doch gerade vor der hatte der Landser - getränkt von der Greuelpropaganda - panische Furcht in einem Maße, daß er schon die Rasierklinge an die Schlagadern ansetzen wollte, als er von den Rotarmisten umzingelt war und glaubte, nun käme das Ärgste zum Argen. Das nahte, als er mit einer fremden Frau und zwei elternlosen Kindern in einer Kuhle lag und mit einem Taschentuch wedelte. So ergab er sich schließlich doch den Russen, die nur nach seiner Uhr fragten, und seinem Schicksal, das es gut mit ihm meinte, am 1. Mai 1945, unweit von Berlin, und geriet in eine fast fünfjährige Gefangenschaft. Mit einigen Tausend Schicksalsgenossen setzte er sich zu Fuß bis Oberschlesien in Marsch. Immer wieder kam ihm der Gedanke zu flüchten in den Sinn. Aber dann hieß es von den Bewachern doch immer wieder stereotyp „Skoro domoj – Bald geht’s heim!“, was man nur zu gerne glauben wollte. Wozu also das Leben riskieren, wenn der Schrecken ohnehin bald ein Ende haben würde?

Statt nach Hause ging es aber nun erst recht weiter nach Osten. Auf einem großen Platz wurde der Trupp geschoren und in offene Waggons verladen. Irgendwo unterwegs warf jemand Armin Engelhaupt ein Stück Brot mit den Worten zu, das sei der Dank dafür, daß er seinen Sohn erschossen habe. Eine tiefe Kränkung für den Gefangenen, die noch heute nachwirkt: „Ich kannte den Mann doch gar nicht, und er wollte mich wohl nur mit seinem Schmerz und seiner Verzweiflung beschämen. Wie anders ist zu erklären, daß er mir als dem vermeintlichen Mörder Brot schenkte?!“

28 Tage war der Transport unterwegs bis er sein Ziel in der Nähe von Iwanowo in der Nachbarregion von Wladimir erreichte. An den Namen des Dorfes erinnert sich Armin Engelhaupt nicht mehr, wohl aber an den Steinbruch, den Kalkofen und die schwere Arbeit. Die großen gesprengten Brocken mußten die Gefangenen zerkleinern mit einfachstem Werkzeug, das Holz für den Ofen mußten sie im Wald holen. Die Verpflegung war so dürftig – meist nur zwei Stück Brot am Vormittag und am Abend -, daß der Neuankömmling rasch abnahm und eines Tages vor Entkräftung zusammenbrach. Von nun an galt er als AOK, als Arbeiter ohne Kraft, und konnte nur noch zum Pilze- und Brennesselnsammeln eingesetzt werden.

Da war die Überstellung nach Wladimir so etwas wie eine Erlösung, denn hier konnte der Werkzeugmacher als „Spezialist“, wie die Russen alle ausgebildeten Handwerker nannten, bei der Feuerwehr regelrecht seinem Beruf nachgehen und sogar richtiges Geld verdienen. So viel, daß sich Zivilisten sogar bei ihm den einen oder anderen Rubel liehen – und stets zurückbezahlten. Nur einmal gab es da Schwierigkeiten: Einmal kam jemand mit einem LKW auf die Wache, um ihn reparieren zu lassen. Auch wenn Armin Engelhaupt kein Kfz-Mechaniker war, sah er gleich, was zu tun war. Der Laster war ohne Wasser gefahren, der Pleuel sah schon heraus und steckte in der Ölwanne. Mit Winkeleisen, Alublech und Dichtung war der Schaden rasch behoben und sollte 100 Rubel ko-sten. Der Fahrer brachte aber nur 25 Rubel und berief sich auf die Währungsreform, behauptete, nicht mehr Geld zu haben. Da nahm sich der Kriegsgefangene ein Herz und ging – ohne Bewachung! – in die Oberschule, wo seines Wissens die Verwaltung saß, die für den zahlungssäumigen Fahrer zuständig war. Das Kontor war in einer Oberschule unweit der Feuerwehrwache untergebracht. Überall Glaswände, jedermann konnte den Deutschen sehen, aber niemand schickte ihn weg. Ganz im Gegenteil: Als er in der Buchhaltung sein Anliegen vortrug, zahlte man ihm 75 Rubel mit dem Hinweis aus, man werde den Betrag dem Fahrer vom Gehalt abziehen, denn schließlich habe er das Fahrzeug nicht ordentlich gewartet. „So viel Ehrlichkeit rührt mich bis heute“, meint Armin Engelhaupt dazu und fügt hinzu: „Der einfache russische Mensch war alles andere als schlecht. Und ich kann mir gar nicht vorstellen, was mit einem russischen Gefangenen in Deutschland passiert wäre, wenn er sich so etwas erlaubt hätte.“

Untergebracht war Armin Engelhaupt wie Kurt Seeber oder Günther Liebisch in der ehemaligen Manege der berittenen Polizei und wurde immer wieder auch von anderen Betrieben für Wartungs- und Reparaturarbeiten angefordert. So auch im Schlachthof, wo man keine eigene Werkstatt hatte und immer mal wieder dieses oder jenes instand gesetzt werden mußte. Dort standen die Zivilisten immer in langen Schlangen und wollten sich Brühe holen, in die freilich mehr Augen hineinschauten als aus ihr herausblickten. Der findige Deutsche nutzte die Gelegenheiten auf seine Weise und schmuggelte unter seinem dicken Wintermantel Knochen heraus. Im Lager kratzte er die kargen Reste von Fleisch ab, gab Zwiebeln hinzu und kochte auf dem Schmiedefeuer in einer selbstgemachten Pfanne Knochenschüsselsülze. „Not macht eben erfinderisch“, bemerkt Armin Engelhaupt verschmitzt. Manchmal waren es aber auch so richtige Lumpereien, die beim Überleben halfen. Da gab es zum Beispiel den Fall, daß man in einer Halle den halben Dachstuhl zersägte und als Brennholz – Holz war Gold! – verkaufte. Wegen des Motorenlärms hörte niemand das Ritsche-Ratsche der Säge im Gebälk. Und eingestürzt ist das Dach auch nicht… Kurt Seeber weiß übrigens sogar von Telephonmasten, die Gefangene umgesägt haben, um das Holz – mit Wissen der russischen Obrigkeit – zu Geld zu machen. Als Belohung für den Diebstahl von Volkseigentum gab der Kommandant den deutschen Räubern aus dem Lager sogar noch ein Essen aus.

Eines Morgens fragte der Feuerwehrkommandant, wer einen Diesel fahren könne. Man hatte wohl aus Reparationsleistungen ein modernes Löschfahrzeug erhalten, das für den Einsatz auf Flughäfen produziert war. Aber die Russen kannten die Technik noch nicht. Also holte ein Gefangener aus Frankfurt das schwere Gerät mit der großen Saugleistung außerhalb von Wladimir ab. So richtig zum Laufen gebracht haben das Spezialfahrzeug dann erst Armin Engelhaupt und seine Kollegen. Noch heute kann er detailliert beschreiben, wie die Reparatur vonstatten ging, wie man den Motor ausgeschliffen hat und wie man immer mehr einen der Gründe verstand, warum die Sowjetunion den Krieg gewonnen hatte: „Die Technik des russischen Geräts war so verblüffend einfach, daß sie überall und von jedem an Ort und Stelle repariert werden konnte, während wir bei den kleinsten Macken Fachleute und komplizierte Ersatzteile brauchten.“

„In Wladimir habe ich die schönste Zeit meiner Gefangenschaft verbracht“, bekennt Armin Engelhaupt. Zwei ältere Meister kümmerten sich rührend um den jungen Deutschen, überall wurde man zumindest korrekt behandelt. Eine Szene bleibt unvergessen. Als Armin Engelhaupt einmal mit Hammer und Meißel dabei war, im gefrorenen Boden Fundamente auszuschachten - ab und an wurde er auch zu solch hoffnungslosen Unterfangen abgestellt -, kam eine Frau vorbei, bekreuzigte sich und legte, in Zeitungspapier eingewickelt, einen halben Brotlaib ab. So viel Mitmenschlichkeit in schwerer Zeit! Man muß wissen, daß damals auch Russen buchstäblich auf halbe Ration gesetzt waren und Brot nur gegen Bezugsschein erhielten. Dennoch gab es Menschen, die anderen helfen wollten, denen es noch schwerer ging.

200 Mann waren ungefähr in der Reithalle untergebracht. Betten gab es keine, nur Pritschen. Geschlafen wurde in den Klamotten, alles sehr primitiv. Aber man hatte ja immer zu tun. Manchmal kamen Auftraggeber, die wohl an das Lager zahlen mußten, um Gefangene zur Arbeit zu holen. Eigentlich galt die Vorschrift, ab - 20° C nicht mehr draußen arbeiten zu lassen. Aber die Betriebe standen unter dem Druck, die Normen zu erfüllen, und so wandten sie manchen Trick an. So ließ sich einmal ein Posten dank einer Flasche Wodka davon überzeugen, es sei nur - 19° C, und die Gefangenen mußten ausrücken.

Gegessen wurde aus Büchsen, und man stellte sich beim Futterfassen gern noch einmal hinten an in der Hoffnung auf einen Nachschlag. Doch den gab es beileibe nicht immer. Um jedes Gramm Brot wurde gefeilscht. Wenn auf dem Tisch die 400 g Ration lag, räsonierte man, wer wohl das größere Stück erhalte. Um mehr Klarheit in die Sache zu bringen, bauten sich die Gefangenen kleine Waagen. Geeicht waren die wohl kaum, aber mehr Objektivität kam so jedenfalls in die Sache. Ernsthaft krank - einmal abgesehen von dem AOK-Syndrom - wurde Armin Engelhaupt übrigens nie. Und er gehörte auch nicht zu denen, die heimlich Salz unter dem Kopfkissen horteten, um sich damit Wasser in die Beine und eine Arbeitsunfähigkeit holten, was oft mit dem Tod endete. Eine Ärztin kontrollierte regelmäßig die Kopfkissen und konfizierte das dort versteckte Salz.

1948 wurde Armin Engelhaupt nach Stalingrad verlegt, just dorthin, von wo so viele nach der schlimmsten Schlacht des Zweiten Weltkriegs nach Wladimir in die Lager gekommen waren. Man campierte zunächst auf freiem Feld, in der Steppe auf einer Anhöhe und mußte dann selbst helfen, die Baracken aufzubauen. Eines der gigantischen Projekte der Stalinära stand an, der Bau des Wolga-Don-Kanals. Auf 100 km Länge war ein Höhenunterschied von 100 m mit einem Dutzend Schleusen zu bewältigen. Zehntausende von Gulag-Häftlingen, darunter auch viele Frauen, mußten die Sklavenarbeit verrichten. Der Werkzeugmacher aus Thüringen genoß wieder seinen Spezialisten-Status und bediente die Steinbrecheranlage. Weil es keinen Strom in der Einöde gab, wurde das Ungetüm mit Benzin betrieben, und Armin Engelhaupt saß am Gaspedal. Die russischen Zwangsarbeiter mußten die schweren Steine anschleppen und in den Brecher werfen, während der Deutsche bloß Gas zu geben hatte. Nur die Verpflegung war noch immer jämmerlich. Aber da halfen wieder die Russen. Als „Spezialist“ genoß man Autorität und Anerkennung, und manch russischer Häftling, der wegen der körperlichen Schwerarbeit eine größere Ration erhielt, gab dem Deutschen etwas ab. Ein Posten hatte sogar einmal einen streunenden Schäferhund erlegt und überließ Armin Engelhaupt den Kadaver. Der hing das Tier auf wie ein Schwein, nahm es aus, und am Abend gab es schon gebratene Leber. Und die Suppe schmeckte noch einige Zeit nach etwas süßlichem Fleisch.

Stalingrad hatte Armin Engelhaupt wohl einem deutschen Denunzianten zu verdanken. An einem der Lagerabende hatte der Werkzeugmacher davon erzählt, was Ochsen so alles an gewichtigen Geschützen wegziehen können. Er hatte das auf dem Balkan immer wieder im Erstaunen gesehen. Aber das wollte wohl jemand falsch verstehen und steckte der Lagerleitung, der Landser aus Thüringen habe Ochsen gestohlen. Jedenfalls wurde er mit dem Vorwurf konfrontiert, als es nach Stalingrad ging. Eigentlich sollten dorthin 100 SS-Leute geschickt werden, doch man hatte ihrer nur noch 96 in Wladimir. Um die 100 vollzubekommen, wurden also weitere Verdächtige rekrutiert, darunter Armin Engelhaupt, der in seinen Papieren nun den unverdienten Eintrag als Viehdieb hatte. Das Mißverständnis ließ sich nicht mehr aufklären, weil der russische Hauptmann nur gebrochen Deutsch sprach.

Ende 1949 ging dann auch der Aufenthalt bei Stalingrad zu Ende. Die SS-Angehörigen kamen hinter den Ural und wurden, wenn sie überlebten, erst von Konrad Adenauer Mitte der 50er als Spätheimkehrer geholt, aber Armin Engelhaupt wurde an Weihnachten 1949 entlassen. Die Stimmung war dennoch gedrückt. Wer in Gefangenschaft blieb, bat, die Familie zu grüßen, von der man nicht wußte, ob man sie je wiedersehen würde…

Anfang 1950 zurück in Deutschland, hätte Armin Engelhaupt auch nach Hamburg oder sonstwo in den Westen ziehen können, aber er wollte heim ins Dorf, zur Familie. Über Eisenach ging es mit dem Zug, 50 Mark in der Tasche, nach Asbach. Sein Lehrbetrieb war noch erhalten, und zwei Wochen Erholung genügten, um wieder die Arbeit aufnehmen zu können. Er heiratete seine Frau, mit der er bald diamantene Hochzeit feiern kann. 1957 übernahm er die Werkstatt des Schwiegervaters, wurde Genossenschaftler und volkseigen und werkelte bis zu seinem 78. Lebensjahr. Seither hat er sich die Welt angesehen, nur nach Rußland ist er nie mehr gekommen.

FOTO

Kurt Seeber und Armin Engelhaupt

Über die Gefangenschaft durfte man in der DDR nicht sprechen. Man hätte ja nicht mitzumachen brauchen, wurde einem gesagt. Selbst im Freundschaftszug, der Kurt Seeber bis nach Murmansk brachte, war das Thema tabu. Kennengelernt haben sich die beiden Wladimirer Veteranen erst vor wenigen Jahren, als die ostdeutschen Kriegsgefangenen endlich auch eine Entschädigung erhielten, die ihnen der Arbeiter- und Bauernstaat verweigert hatte. Viel war es nicht, aber immerhin eine späte Anerkennung: gestaffelt nach Jahren - 500 Euro für zwei, 1.000 Euro für vier und 1.500 Euro für fünf und mehr Jahre an Kompensation. Kurt Seeber übernahm die Betreuung der Antragssteller für den Heimkehrerverband Thüringen, der sich allerdings demnächst auflösen wird. Nicht auflösen will sich freilich der Mindener Kreis um Friedhelm Kröger. Das nächste Treffen im Juni 2011 soll in Schmalkalden stattfinden. Armin Engelhaupt und Kurt Seeber, sind schon eifrig dabei, die Vorbereitungen zu treffen. Und Kurt Seeber? Der will es noch einmal wissen und überlegt, ob er nicht Ende November nach Wladimir reist…

Als Nachtrag und passend zu der Debatte um die unsäglichen Äußerungen von Erika Steinbach und den aufrechten Demokraten um sie herum sei vermerkt, daß Armin Engelhaupt noch eine Ausgabe der Thüringer Tageszeitung, Anzeiger für die Stadt und den Kreis Schmalkalden, vom 30. September 1939 hat. Er zeigt das Blatt eigentlich nur, weil darin die Todesanzeige des Bruders seiner Frau zu sehen ist, zu Tode gekommen beim Einmarsch in Polen. Doch der Zeitung ist noch viel mehr zu entnehmen: Einige Zitate von der Titelseite lassen einem das Blut in den Adern gefrieren, wenn man weiß, was alles daraus wurde:

Die Moskauer Verträge werden hymnisch dargestellt und in vier Punkten zusammengefaßt:

1. Die deutsch-sowjetische Freundschaft ist nun endgültig etabliert.
2. In die osteuropäischen Fragen werden sich die beiden Nationen niemals mehr hereinreden lassen.
3. Beide Staaten wünschen, daß der Friede wiederhergestellt wird, und daß England und Frankreich den völlig sinnlosen und aussichtslosen Kampf gegen Deutschland einstellen.
4. Sollten die Kriegshetzer in diesen Ländern aber die Oberhand behalten, so werden Deutschland und Sowjetrußland dem zu begegnen wissen.

Ribbentrop: „Die Verhandlungen fanden in freundschaftlicher und großzügiger Atmosphäre statt. Vor allem aber möchte ich des überaus herzlichen Empfanges gedenken, der mir seitens der Sowjetregierung und besonders durch die Herren Stalin und Molotow zuteil wurde.“

Zitiert wird der Sowjetheeresbericht über das Vorgehen der Roten Armee gegen die „Überbleibsel“ der polnischen Truppen und „Säuberungsaktionen“ in West-Weißrußland. Man konnte es ahnen, heute weiß man es: Die geheimen Absprachen über die Polnische Teilung zwischen Hitler-Deutschland und Stalin-Rußland schufen bereits Fakten.

Sogar die Schweizer Nationalzeitung jubelt mit viel Sand in den Augen: „Umfassender deutsch-russischer Aktionsplan – Gemeinsame Friedensoffensive“.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

**Ernst Fasan -** [**Warum ich die Menschen dieses Landes liebe**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/05/01/warum-ich-die-menschen-dieses-landes-liebe/) **(Neunkirchen, Niederösterreich)**

*In den „Heimkehrernachrichten“ aus Klagenfurt erschien mit der Ausgabe 2004 in vier Fortsetzungen ein Bericht des ehemaligen Kriegsgefangenen Ernst Fasan aus dem österreichischen Neunkirchen. Der promovierte Jurist, Jahrgang 1926, kurz vor Kriegsende - in diesen Tagen vor 65 Jahren - in Prag als Unteroffizier der Heeresflak in Gefangenschaft geraten, hatte bereits 1997 im Erlangen-Haus einen Vortrag gehalten, den er auf Russisch einleitete und der hier mit all den russischen Einsprengseln ungekürzt wiedergegeben werden soll als beeindruckendes Zeugnis eines Menschen, der nicht im Zorn zurückblickt auf eine schwere Zeit:*

Vor mehr als 52 Jahren, am 18. Juni 1945, habe ich die goldenen Türme von Wladimir zum ersten Mal gesehen. Als Kriegsgefangene waren wir, jeweils 100 Mann, in einem Viehwaggon aus Prag über Focsani in Rumänien hierher gekommen. Wir hatten Hunger, wir hatten Durst, und es ging uns auch sonst nicht gut. Ich hatte mich unterwegs mit einer bösen Durchfallerkrankung angesteckt. Und ich war damals ganze 18 Jahre alt.

In Wladimir wurden die „Spezialisten“, Schlosser, Tischler, Tapezierer, Stukkateure, Maler etc. aussortiert. Wir anderen wurden wieder verladen und kamen über Wtorowo nach Tasin Bor in den Torf. Torfstich in Handarbeit, im Wasser stehend, ist eine schwere Arbeit. Zu meinen Durchfällen bekam ich Wasser, *otjoki,* in den Beinen und brach zusammen. Daraufhin wurde ich ärztlich untersucht. Man stellte Dystrophie fest, und ich konnte im Lager bleiben. Das stimmte mit der nationalsozialistischen Propaganda, die man uns in Deutschland eingehämmert hatte, überhaupt nicht überein. Denn nach dieser Propaganda wäre ich als Kranker hinausgetrieben worden. Und hätte ich es nicht geschafft, dann hätte man mich eben krepieren lassen oder liquidiert. Aber so war es nicht. So war es nicht, und alles, was ich Ihnen schildere, ist die Wahrheit, ist meine eigene, persönliche Erfahrung. Ich habe nicht vor, etwas zu beschönigen. Ich werde auch keine unwahren Vorwürfe erheben. Ich berichte, was ich persönlich erlebt habe, vor mehr als einem halben Jahrhundert hier in der Wladimirskaja Oblast.

Ich verwendete alle meine Zeit, um Russisch zu lernen. Ich war in der Sowjetunion, und ich wollte mir die Sprache des Landes, unserer „Konvois“, aber auch der zivilen Bevölkerung aneignen. Russisch ist eine schöne Sprache, und diese Sprache interessierte mich. Langsam erholte ich mich. Dann, Anfang August, kam ich mit fünf Kameraden wieder in den Torfstich. Diesmal aber zu einer Torfmaschine. Hier war die Arbeit leichter. Und es arbeiteten nicht nur wir Gefangenen, sondern auch Russinnen aus der Gegend von Kasan. Liebeleien gab es keine, dazu waren wir alle viel zu schwach und zu hungrig. Aber wir redeten, wir unterhielten uns. Ich fing an, Dolmetscher zu spielen. Und wir sprachen natürlich über die Heimat, über den Krieg und über das Leben im Moor, über unsere Familien. Und ich erzählte, daß ich am 12. August meinen neunzehnten Geburtstag haben würde. Nie werde ich diesen Geburtstag vergessen!

Nie also werde ich diesen Geburtstag vergessen: Die Russinnen brachten mir Kascha und Brot zu essen! Was das nach Monaten ständigen Hungerns bedeutete, kann man heute kaum ermessen. Aber das war nicht alles! Meine Arbeitskolleginnen schenkten mir auch ein Buch. Es war ein russisches Schulbuch für die deutsche Sprache. Und es enthielt im Anhang einen *slowar*, also ein Wörterbuch!

Gewiß, meine Kameraden und ich hatten ganz gut gearbeitet, und ich hatte den russischen Mädchen von meinem Interesse für ihre Sprache erzählt – mit den paar Brocken, die ich damals beherrschte. Aber nun machten sie mir, dem feindlichen Soldaten, dem *nemezkij sachwatschik*, dem deutschen Invasoren, dieses unschätzbare Geschenk. Nie, niemals werde ich dies vergessen. Niemals werde ich aufhören, dafür dankbar zu sein. Nun konnte ich besser Russisch lernen!

Wieder kam meine Krankheit zurück, wieder mußte ich im Lager bleiben. Mitte Oktober marschierten wir von Tarsin Bor Richtung Wladimir ab. Auf dem Marsch kam es zu einem für mich ganz besonderen Ereignis. Ich habe nach meiner Heimkehr alle meine Erlebnisse niedergeschrieben, und ich möchte aus dieser Schrift jetzt wörtlich vorlesen:

*Der nächste Tag war ausgesprochen eisig, der Wind, es schüttelte uns vor Kälte, und mein Durchfall wurde wieder heftiger. Wir machten am Nachmittag in einem kleinen Dorf halt, weil die russischen Bewacher einem Gefangenen den guten Mantel, den er hatte, abnahmen, bei den Ortsbewohnern gegen Wodka eintauschten und die Tauschvaluta dann gleich versoffen. Mit einem Kameraden ging ich, als wir längere Zeit warten mußten und entsetzlich froren, stracks in eines der kleinen Holzhäuser.*

*Ich sagte höflich moschno und bat in meinem gebrochenen Russisch rasreschite nas na teplo, man möge uns erlauben, hier in der Wärme zu warten. Die Leute waren ganz unglaublich nett zu uns. Selbstverständlich konnten wir bleiben, wir sollten uns nur zu dem großen gemauerten Ofen setzen. Und dann brachten sie uns eine herrliche Kascha, die russische Grütze, auf der Sonnenblumenöl zu sehen war, und Brot und nötigten uns, fest zuzugreifen. Nebenbei ließen sie sich von uns erzählen, wer wir seien, woher wir kämen und wohin wir gingen. Wir sprachen von unserer Hoffnung auf baldige Heimkehr, und es war reizend, wie die Leute uns Hoffnung machten und uns zuredeten.*

*Ich sehe mich noch heute in der warmen niedrigen Stube sitzen und spüre noch heute das glückliche Gefühl, wieder als Mensch zu gelten und bei wohlwollenden Menschen zu sein. Wir waren fast zwei Stunden bei ihnen und gingen mit vielem, ehrlich empfundenem Dank. Zum Abschied sagten sie: Prichodite k nam! Besucht uns wieder! Dieses Erlebnis ist mit ein Grund dafür, warum ich das russische Volk, ich spreche es ruhig aus, warum ich die Menschen dieses Landes liebe!*

Das habe ich geschrieben vor mehr als 40 Jahren, als meine Heimat im Osten Österreichs noch sowjetische Besatzungszone war. Ich war kein Kommunist. Aber an meinem Dank und meiner Zuneigung zum russischen Volk hat sich nichts geändert. Und das hat noch weitere Gründe. Wir kamen zurück nach Wladimir und schließlich nach Sobinka, kaum 30 km westlich von hier.

FOTO

Wiedersehen mit Asja Tarasenko

Als wir Neuankömmlinge dort im Lager 7190/5 der Kommission vorgeführt wurden und ich wieder wie ein Skelett aussah, wurde ich nach meinem Beruf gefragt. Ich gab, schon auf Russisch, an, Medizinstudent zu sein. Da fragte mich eine junge Feldscherin, ob ich die lateinische Sprache kenne. Hier konnte ich ungelogen „ja“ sagen. Und ob ich die Medikamente kenne? Wieder bejahte ich. Immerhin war mein Vater Arzt, und ich hatte einiges aufgeschnappt.

Daraufhin wurde ich zum Sanitäter bestellt. Das hat mir wohl das Leben gerettet. Die junge Feldscherin war keine andere als Asja Tarasenko, die ich vor einem Jahr bei einem kurzen Besuch in Sobinka wieder getroffen habe. Ich hoffe, ich kann sie morgen mit Hilfe von Witalij Gurinowitsch besuchen und ihr ein kleines Geschenk bringen. Das Photo von uns beiden, das Gennadij Popow von ITAR-TASS 1996 machte, habe ich hier.

Für meine Arbeit als Sanitäter wurde ich sogar öffentlich belobigt. Dies ist in meinem Personalakt des sowjetischen Innenministeriums festgehalten, den ich durch Stefan Karner, Leiter des österreichischen Ludwig-Bolzmann-Institut für Kriegsforschung, erhielt. Hier ist das Blatt!

Der Winter 1945/46 war schrecklich. Wir hungerten und froren. Es gab Dystrophie und Lungenentzündungen, Forunkolose, Herzschwäche und mehr Tote, als ich jetzt aufzählen kann. Bitte erlauben Sie mir, daß ich eine kurze Pause des Gedenkens für meine verstorbenen Kameraden einlege.

Aber wir wurden von Asja Tarasenko, Feldscher Pischtschow und dem deutschen Arzt Dr. Tällmann versorgt. Ihnen möchte ich an dieser Stelle nochmals danken.

FOTO

Belobigung für Arbeit und Führung

Es gab schon Medikamente, sogar Sulfidin gegen die Pneumonien, und einmal bin ich mit Schwester Asja selbst auf der Pritsche eines Lastautos nach Wladimir gefahren, um medizinisches Material zu holen. Da habe ich die goldenen Türme von Wladimir wieder gesehen.

Auch die Russen litten Hunger und Not. Es war nicht so, wie die nationalsozialistische Propaganda behauptete, daß man uns sterben ließ. Nein, man tat, was man konnte. Und ich muß leider an dieser Stelle sagen, daß auch die Bedingungen der Sowjetsoldaten in deutscher Kriegsgefangenschaft entsetzlich gewesen waren.

Nach einem halben Jahr bin ich dann Zugführer in der Textilfabrik von Sobinka geworden. Ich konnte schon ganz gut Russisch und hatte mich um die Arbeitseinteilung und um die *narjady,* die Kluft, meiner Kameraden zu kümmern. Auch gab es Kontakt zu den russischen Arbeiterinnen und Arbeitern. Manche erzählten mir von ihren privaten Sorgen. Was sollte ich als Gefangener wohl antworten, als mir eine Arbeiterin weinend erzählte, daß man ihren Onkel soeben deportiert habe: in die Ferne habe man ihn geschickt. Aber das war nicht alles!

Seit 1946 durften wir auch nach Hause schreiben und Antwortkarten erhalten. Wohlabgezählte 25 Wörter, bitte, und keines mehr! Ich habe versucht, zwischen die Zeilen ein paar Worte mit Urin zu schreiben. Das ist zunächst unsichtbar. Wenn man dann das Papier stark erhitzt, kann man die Schriftzüge lesen. Aber es hat nicht funktioniert, wie man an dieser Karte vom 9. Mai 1947 sehen kann. Also wie die Zensur umgehen? Nun lese ich wieder aus meinem seinerzeitigen Bericht vor:

*Eine Russin erzählte mir, daß ihr Sohn auf Urlaub hier sei und morgen wieder nach Berlin zurückfahre. Was, nach Berlin? rief ich aus. Ja, sagte sie. Sind Sie noch eine halbe Stunde hier? fragte ich. „Ich schreibe einen Brief an meine Eltern. Bitte, können Sie ihn Ihrem Sohn mitgeben? Er soll ihn in Berlin einfach in einen Postkasten werfen. Dawaj, her damit, sagte die Russin. Ich eilte los. Aus einem stärkeren Papier klebte ich ein Kuvert, setzte mich darauf, um es zu pressen, und dann schrieb ich einen langen Brief nach Hause. Endlich konnte ich schreiben, wo ich war, was ich tat, wie es mir wirklich ging. Auf den Umschlag schrieb ich die Adresse meiner Eltern und fügte bei, daß die Gebühr beim Empfänger einzuheben sei. Dann gab ich der Russin den Brief. Sechs Wochen später erhielten ihn meine Eltern. Hier ist das Kuvert im Original. Das Geld für das Papier schulde ich der Lagerverwaltung noch heute. Aber dies ist ein Grund mehr für meine Zuneigung zum russischen Volk.*

In dieser Zeit hatte ich auch einen deutschen Kameraden. Werner B., vor dem Fabrikkomitee zu verteidigen, weil er eine Russin heftig gestoßen hatte. Er hat es getan, weil sie die Arbeit aufhielt, und es ging ja um die Erfüllung der Norm. Aber die Sache war doch unangenehm, und es hat mich einige Mühe gekostet, um die Russin Katja bei der Sitzung des Komitees zur Zurückziehung ihrer Anzeige zu bewegen. Doch sie hat es getan! Danke, Katja!

Die Verpflegung war im Sommer 1946 besser. Wir durften sogar zwei Mal in der Kljasma schwimmen gehen. Unter Bewachung natürlich, aber das war doch unglaublich schön für uns.

Der Herbst 1946 brachte eine starke Verschlechterung der Lebensbedingungen, sowohl für die Russen wie auch für uns. Die Lebensmittel wurden im Durchschnitt um 100% teuerer, Brot auf dem Basar sogar um 250%. Auch bei uns wurde die Verpflegung gekürzt, der Hunger, nie ganz beseitigt, kam mit aller Macht wieder. Ich tat, was ich konnte, um in der Fabrik für meinen Zug hohe Prozente schreiben zu lassen. Aber es war nicht genug.

Mitten im Winter wurde ich dann in das Parallel-Lager Lakinsk versetzt. Hier war es nicht besser. Dystrophie, Hunger, Pneumonien, Tote. Begräbnisse im gefrorenen Boden. Lassen Sie mich schweigen von dieser Zeit, in der übrigens ja auch die Textilfabrik in Sobinka einem Großfeuer zum Opfer fiel.

Wieder war ich auf die Beschaffung von Kluft aus, diesmal für das ganze Lager. In einem Sägewerk gab es eine böse Auseinandersetzung, als mir diese Kleidungsstücke verweigert wurden. Nach telephonischer Rückfrage bei der sowjetischen Lagerkommandantur drohte ich dem Natschalnik, dem Chef des Sägewerks mit Streik, falls ich die Kluft nicht erhielte. Da bekam ich sie dann doch. Und als er mich sodann als - abgeschwächt wiedergegeben - „verdammter Österreicher“ bezeichnete, war das eher ein Kompliment, als eine Beschimpfung, und alles war wieder gut.

Das Lager Lakinsk wurde im Frühjahr 1947 aufgelöst. Wir kamen nach Karpowo zum Holzfällen. Dort erlitt ich einen schweren Arbeitsunfall mit Bruch des rechten Schien- und Wadenbeins. Ich kam ins Spital nach Sobinka. Hier habe ich meine Krankengeschichte, auch sie vom Ludwig-Bolzmann-Institut beschafft. Mein Bein ist mir ohne Narkose eingerichtet und eingegipst worden, weil es eben keine Narkosemittel gab. Aber Ärzte und Schwestern haben sich aufopfernd um mich bemüht, und ich möchte auch ihnen, wie ich es schon im Vorjahr bei dem Chefarzt Jewgenij Below tat, neuerlich danken. Vielleicht läßt sich jetzt etwas für das Spital tun. Meine Geschenksendung vom November 1996 ist leider nie angekommen.

Später kam ich ins Lazarett Kameschkowo, wo ich geröntgt und auch gewogen wurde. Ich wog 49 kg mit Gips. Aber ich wurde gut behandelt, und ich überlebte. Dem damaligen Oberarzt von Kameschkowo, Dr. Dibold aus Linz, der leider nicht mehr am Leben ist, gebührt hier mein besonderes Gedenken.

Und das war’s dann. Wir Österreicher wurden zum größten Teil damals entlassen. Am 25. Oktober 1947, also vor fast genau 50 Jahren, kam ich, wenngleich auf zwei Krücken, wieder zu Hause an.

FOTO

Originalumschlag des Briefes

Noch viel gäbe es zu erzählen: vom antifaschistischen Aktiv, von Freundschaften und Verrat, von der Verfolgung von Kriegsverbrechern, aber auch von Willkürjustiz. Es gereicht der russischen Gerichtsbarkeit zur besonderen Ehre, daß in letzter Zeit viele Fehlurteile aus den damaligen Jahren gegen deutsche und österreichische Kriegsgefangene aufgehoben wurden.

Aber eines, eines ist geblieben in der festen Überzeugung von mir und meinen Kameraden: Niemals, nie wieder darf es dazu kommen, daß unsere Völker Krieg gegeneinander führen. Gewiß, wir hatten jahrzehntelang verschiedene gesellschaftliche Systeme, und ich bekenne offen, daß ich ein Anhänger des demokratischen Rechtsstaates bin und ein Feind jeder Diktatur. Daher bin ich auch stolz auf meine österreichische Heimat. Aber gerade deswegen sage ich: Nähern wir uns einander, arbeiten wir zusammen, werden wir noch bessere Freunde! Und verhindern wir jeden Krieg zwischen unseren Nationen! Die Partnerschaft zwischen den Städten Erlangen und Wladimir und zwischen vielen anderen Städten ist ein ganz wichtiges Fundament dafür.

Ich danke Ihnen, daß ich zu Ihnen sprechen durfte als ehemaliger Kriegsgefangener, als *Wojennoplennyj* in der Wladimirer Oblast.

Dr. Ernst Fasan, 2010

*Nachbemerkung: Ernst Fasan fand rasch ins zivile Leben zurück. Er verschaffte sich Ansehen als Anwalt, heiratete, wurde Vater von drei Kindern und widmete sich beruflich besonders rechtlichen Fragen im Bereich der Raumfahrt. In dem Zusammenhang kam er 1973 nach Baku zu einem Kongreß und reiste von dort zum ersten Mal wieder nach Wladimir. Nur nach Sobinka ließ man ihn damals nicht mit seinem Besuchervisum. Erst 1996 und 1997 kehrte er zurück, nachdem er in Sprachkursen sein Russisch reaktiviert hatte, besuchte die heute leerstehende Fabrik, das Krankenhaus – und traf Asja wieder, jene Arzthelferin, von der in seinem Bericht die Rede ist. Ob Ernst Fasan noch ein drittes Mal nach Sobinka, Kameschkowo und an all die Orte seiner Lagerzeit in der Region Wladimir zurückkehrt, wird sich weisen. Aber in Gedanken und mit seinen Friedenswünschen reiste er zu der Gedenkfeier zum 65. Jahrestag des Kriegsendes mit nach Wladimir.*

**Claus Fritzsche – Ich lernte sechs Jahre Russisch (Moritzburg in Sachsen)**

1998 erschien in der Wladimirer Zeitung Tomix ein Artikel des Dramatikers Lew Protalin, dessen Stück „Scharf” in der Übersetzung von Peter Steger 1995/96 auf dem Spielplan des Theaters Erlangen gestanden hatte. Den bereits verstorbenen Autor bewegte immer besonders das Thema der Versöhnung der einstigen Kriegsgegner, weshalb er sich auf Anregung seines Erlanger Freundes, Wolfgang Morell, daran machte, die Erinnerungen von dessen Kameraden aus der Kriegsgefangenschaft, Claus Fritzsche, künstlerisch zu bearbeiten. Jetzt erst, beim jüngsten Veteranentreffen Anfang Juli überreichte der Veteran dieses kostbare Fundstück aus der Schatzkammer der Partnerschaft, hier erstmals in deutscher Übersetzung vorgestellt:

Wolfgang Morell im Gespräch mit Lew Protalin: „Sind Sie Russe?” fragte ich Wolfgang. „Nein“, antwortete er, „aber ich hatte acht Jahre lang Gelegenheit, die russische Sprache zu erlernen.” „Waren Sie in Gefangenschaft?” „Ja, und überlebt habe ich nur dank einfachen russischen Menschen.” Ich war, wie ich zugeben muß, baß erstaunt. „Und mein Vater”, sagte ich schließlich, „war in deutscher Gefangenschaft, flüchtete und überlebte auch nur dank einfachen deutschen Menschen, die ihn bis zum Eintreffen unserer Truppen auf ihrem Bauernhof versteckt hielten.” „Wir müssen unbedingt miteinander sprechen!” rief der ansonsten so beherrschte Wolfgang aus, von dessen zurückhaltendem Wesen ich mich später überzeugen konnte.

FOTO

Tomix: „Ich lernte sechs Jahre Russisch“

In einem seiner jüngsten Briefe ließ Wolfgang mich an einer Freude teilhaben. Ein Kamerad aus der Zeit der Kriegsgefangenschaft, Claus Fritzsche, habe ihn gesucht. Wolfgang ließ mich in diesem Brief wissen, Claus habe seine Erinnerungen an die Jahre im Lager aufgeschrieben. Und er fragte mich, ob ich nicht diese Memoiren literarisch bearbeiten wolle.

Dem Freund eine Absage erteilen, wollte und konnte ich nicht. Und so erreichte mich schon bald aus Deutschland ein voluminöser Umschlag. Ich öffnete ihn und lese und finde neben bitteren, für die Seele von Claus, wie zu spüren ist, noch immer leidvollen Erinnerungen, die ungewollt auch in meiner Seele Schmerz wecken, solche, die man gar nicht ohne ein Gefühl des Stolzes auf die „einfachen russischen Menschen” lesen kann. Jener Menschen, deren Güte es zu verdanken ist, daß Claus und Wolfgang - und mit ihnen, wie man annehmen darf, viele deutsche Gefangene - überlebten und nach Hause zurückkehren konnten.

Ich lese weiter - und… Was für ein Blendwerk?! Claus schildert, was ihm 1945 ein russischer Arzt im Lager erzählte, und beschreibt damit die Umstände der Rettung meines Vaters aus der deutschen Gefangenschaft! So etwas von unwahrscheinlich! Das gibt es doch nicht! Am Ende stimmt’s gar noch. Aber als ich dann weiterlese, begreife ich: Nein, natürlich ist da ein anderer Fall gemeint, der Fall eines anderen Mannes, dem es wie meinem Vater - und offensichtlich vielen russischen Kriegsgefangenen - nur dank der rettenden Anteilnahme von „einfachen Deutschen” an ihrem Schicksal zu überleben gelungen ist.

Lew Protalin

Die Russen nannten mich Kolja, und mir gefiel er sehr, wie ich zugebe, dieser weiche Klang der russischen Variante meines Vornamens. Ich bin 1923 geboren. Soweit ich zurückdenken kann, träumte ich immer davon, Flieger zu werden. Pilot! Es sollte anders kommen. Aber meine Ausbildung zum Bordfunker machte ich, 1941 ging’s für mich los. Die Kameraden von der Ausbildung verteilte man auf die Frontabschnitte der Luftwaffe. Mich aber ließ man - zu meiner großen Verzweiflung! - als Hilfslehrer in der Fliegerschule zurück.

FOTO

Verabschiedung, 1940

Nicht ohne Mühe und auch nicht mit einem Schlag, aber immerhin gelang es mir, einen Ausweg zu finden. Ich reichte beim Kommandeur der Fliegerschule ein Gesuch mit dem Wunsch ein, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Die Lehrgänge schloß ich erfolgreich ab. Ich erhielt den Rang eines Feldwebels! Doch um den nächsten Offiziersgrad, den eines Leutnants, zu erreichen, war nach den seinerzeit geltenden Vorschriften ein zumindest kurzzeitiger Kampfeinsatz notwendig. So blieb dem Kommandeur gar keine andere Wahl, als mich an die Front zu schicken! Den Vorschriften sei Dank!

Anfang Juni 1943, eine Woche nachdem ich mit meinen Freunden den 20. Geburtstag gefeiert hatte, erhielt ich den Einsatzbefehl für die Ostfront. Man überreichte mir die notwendigen Unterlagen, ich lese sie… und traue meinen Augen nicht. Ich war ganz außer mir vor Freude! Ich bin zum Kommandeur einer Funkereinheit ernannt. Das ist doch gleichbedeutend mit dem Posten des Leiters einer stationären Funkstelle auf einem Flugplatz! Leutnants-Streifen und Orden, da waren sie! Zum Greifen nah!

Eine romantische Stimmung der Seele und eine naive Leichtigkeit der Gedanken ist, wie ich glaube, nicht etwas gar so sehr Originelles oder etwas ganz und gar Unverzeihliches für einen zwanzigjährigen Mann. Deshalb wird, wie ich hoffe, der Leser verstehen, warum ich mich im Traum schon als ordensbehängt und geschmückt mit den begehrten Leutnants-Streifen sah. Außerdem sollte man nicht unbeachtet lassen, daß ich trotz allen schweren Verlusten vom Winter 1942/43 noch immer unerschütterlich an den „Endsieg unseres Führers” glaubte.

FOTO

Claus Fritzsche am Funkgerät

Kaum hatte ich die Ernennung erhalten, als ich schon in eine Buchhandlung stürmte, um ein Lehrbuch der russischen Sprache zu kaufen. Ich will hoffen, der Leser nimmt es mir ab, wenn ich bekenne, mich wirklich auf die bevorstehende Begegnung mit russischen Menschen gefreut zu haben, auf die Möglichkeit eines engen Umgangs mit ihnen und hoffnungsfroh gewesen zu sein, das mit Hilfe des Lehrbuchs auch zu schaffen. Die erste nähere Bekanntschaft, die ich mit Russisch sprechenden Menschen machte, kam schon recht bald zustande, genau eine Woche nach meinem Eintreffen an der Front. Der Bomberpilot, dessen Besatzung ich als Funker angehörte, flog seinen ersten Kampfeinsatz und wurde im Nachthimmel über dem Kaspischen Meer abgeschossen. Meinem engen Umgang mit russischen Menschen - viel enger, als ich ihn mir vor meinem Marschbefehl nach Rußland in meinen Träumen hatte vorstellen können - war es beschieden, sich auf sechs Jahre zu erstrecken.

FOTO

Arado 66 mit MG

Im Mai 1944 führte mich das Schicksal, nachdem es mich bis dahin schon in einige andere Lager gebracht hatte, in ein großes Lager bei Talizy, Kreis Wjasniki im Gebiet Wladimir. Hier gab es eine Antifaschistische Schule, und ich äußerte den Wunsch, sie zu besuchen. Die Bibel der marxistischen Weltanschauung studierte ich zusammen mit einem Schnellkurs der Geschichte der Kommunistischen Allunionspartei der Bolschewiken sowie der Geschichte der Arbeiterbewegung Deutschlands gewissenhaft und nicht ohne Erfolg. Im Winter 1944/45 schloß ich die Schule ab. Bald darauf erscholl der Befehl: „Sachen packen und auf den Gang heraustreten!” Die Russen sagen, wenn ein Armer seine Sachen packt, ist es, als ob man sich mit dem Rotz neu gürten wollte. Ein Kriegsgefangener tut sich noch leichter, seine Siebensachen zu packen.

Im Gang machte sich eine Einheit von hundert Mann zum Abmarsch bereit. Bis Wjasniki geht es zu Fuß, dann weiter mit der Bahn bis Dserschinsk, von da wieder zu Fuß Richtung Norden. Wohin wir gehen, weiß niemand. Die Wachsoldaten schweigen eisern. Wir kommen zu einem kleinen Dorf. Dahinter erheben sich Türme. Wir kommen näher und begreifen: ein Lager mit Unterständen, mit Erdhütten. Das Dorf hieß Pyra. Für den Namen des Lagers ließ man sich nicht mehr einfallen als „Pyra im Torf”. Davon, was Torf ist und wie man ihn abbaut, hatte ich bis dahin eine von der Wirklichkeit recht weit entfernte Vorstellung. Auch Erdhütten hatte ich noch nie zu Gesicht bekommen, geschweige denn, daß ich dort hätte unterkommen müssen. 30% der aufgelisteten Belegschaft des Kriegsgefangenenlagers in Pyra im Torf überlebte den Winter nicht.

Im September 1945 war ich im Lager 469/3, unweit der Station Igumnowo im Gebiet Gorkij, nahe des 96. Chemiewerks. Im Vergleich zu Pyra erschienen mir die Bedingungen im neuen Lager schlichtweg luxuriös. Als Wohnheim für die ungefähr 500 Kriegsgefangenen hatte man hier eine ehemalige Lagerhalle des Werks umgebaut. Unter einem gemeinsamen Dach fanden sich der Schlafraum, die Kantine, die Küche, die Naßzellen mit Duschen und Banja, die Desinfektionsstelle und das medizinische Behandlungszimmer. Sogar Zentralheizung gab es hier. Das reinste Paradies! Ende September brachte man mehrere Lkw-Ladungen Kartoffeln als Wintervorrat ins Lager. Wir legten die Kartoffeln in Mieten und deckten sie mit Planen ab. Der Frost setzte ein. Die Kartoffeln erfroren. Die gefrorenen Kartoffeln wanderten gleich in den Kessel, ein bekanntes Verfahren. Dabei nehmen übrigens weder Geschmack noch Nährwert nennenswerten Schaden. Doch im Dezember kam dann Tauwetter. Die Kartoffeln tauten auf. Nach dem Tauwetter Frost. Dann wieder Tauwetter. Die Kartoffeln verfaulten bis auf die letzte Knolle. Anderes Gemüse gab es im Lager nicht. Ebensowenig wie es andere Lebensmittel gab. Außer Brot. Die Lagerleitung ergriff deshalb folgende Maßnahme. Die festgelegte Tagesration für jeden Kriegsgefangenen von 50 g Fleisch, 20 g Fett, 120 g Graupen und 100 g Gemüse wurde durch Brot kompensiert. Im Ergebnis betrug nun die Tagesration bis zu zwei Kilogramm Brot. Morgens Kascha, also Brei aus Brot. Zu Mittag Brotsuppe. Und zudem gab es noch ein Kilo Brot auf die Hand.

Anfangs waren wir froh. Endlich sattessen! Aber wir freuten uns, wie sich bald herausstellte, vergeblich. Der Mangel an für den Organismus notwendigen Vitaminen führte bald zu Symptomen von Skorbut. Unter den Gefangenen machte das Gerücht die Runde, „die heimtückischen Russen wollten uns mit dieser Ernährung listig ums Leben bringen”. Ich kann von mir aufrichtig sagen, daß ich dies nicht glauben konnte. Aber auch die Lagerleitung konnte ich nicht verstehen. Schließlich wußte ich nur zu gut, daß die Zivilbevölkerung jenseits des Lagerzauns bei einer Tagesration von gerade einmal 200 bis 300 g Brot Hunger leiden mußte. Und wir erhielten je zwei Kilo und litten unter dem Übermaß. Wo blieb da die Logik?

Die Ergebnisse der Unvernunft seitens der Leitung mußten wir da wohl selbst zu verbessern versuchen. Unsere Arbeitsbrigaden waren ganz in der Nähe von Brigaden mit zivilen Beschäftigten in den verschiedenen Werkshallen eingesetzt. Wir schafften es, aus dem Lager in den Arbeitsbereich Brot zu bringen und es bei den russischen Arbeitern gegen andere Lebensmittel - hauptsächlich vitaminreiche wie Zwiebeln und Kohl - einzutauschen. Dank diesem Umstand überlebte die Mehrzahl derer, die zur Arbeit geführt wurden, diese Zeit der einseitigen Ernährung mit Brot ohne größere Probleme.

In einer viel schwierigeren Lage waren jene, die wegen Dystrophie nicht arbeiten konnten. Viele von ihnen erkrankten an Skorbut. In seiner schwersten Form. Skorbut äußert sich ja nicht nur in einer Entzündung des Zahnfleisches und in Zahnausfall. Die Krankheit verursacht auch unerträgliche Gelenkschmerzen und führt schließlich zu einer Lähmung der Gliedmaßen.

Eine unserer Brigaden arbeitete in einer gesundheitsschädlichen Werkhalle. Wegen des Übermaßes an Chlor in der Luft konnte man dort nur mit Gasmaske arbeiten, und zudem herrschte dort ständig eine sehr hohe Temperatur. Unter Berücksichtigung dieser erschwerten Bedingungen erhielten alle, die dort arbeiteten, Milch und kamen in den Genuß des für die anderen Kriegsgefangenen unerreichbaren Privilegs, die Dienste der Betriebspoliklinik in Anspruch nehmen zu dürfen.

Einmal wandte sich ein Mitglied dieser Brigade an mich. Er litt an schlimmen Zahnschmerzen und bat mich - damals sprach ich schon einigermaßen leidlich Russisch -, ihn als Dolmetscher in die Poliklinik zu begleiten. Wir gingen in die Poliklinik, betraten die Anmeldung. Ich erklärte der Krankenschwester, mein Kamerad sei ein „Mitglied der gesundheitsschädlichen Werkhalle” und leide an unerträglichen Zahnschmerzen, weshalb wir sie bitten, uns zu einem Arzt zu lassen. Die Krankenschwester hörte mich aufmerksam an, betrachtete mitleidig die angeschwollene Backe meines Kameraden, während ich beim Vortrag unserer Bitte unwillkürlich darüber nachsann, was diese russische Frau nun wohl denken und fühlen mochte angesichts der vor ihr stehenden beiden Deutschen, der Kriegsgefangenen, die noch vor gar nicht so langer Zeit Gegner in einem grausamen Krieg waren, Faschisten. „Was geschähe wohl im analogen Fall mit russischen Kriegsgefangenen in Deutschland?” fragte ich mich selbst. Man hätte sie wohl unverzüglich aus der Poliklinik entfernt… Möglicherweise erschien mir eben wegen dieser Gedanken die Reaktion der Krankenschwester auf unsere Bitte wie ein Wunder. Ohne weitere Fragen füllte die Frau für meinen Kameraden einen Behandlungsschein aus und begleitete uns höflich und freundschaftlich zum Behandlungszimmer des Zahnarztes. Dort warteten schon viele in der Schlange. Die Bänke entlang der Wand im Flur reichten nicht einmal für die Hälfte derer, die alle zum Arzt wollten. Und da geschah plötzlich das zweite Wunder! Einer der wartenden Russen stand auf und bot seinen Platz auf der Bank meinem kranken Kameraden an. Und auch das dritte Wunder ließ nicht lange auf sich warten: Die Ärztin schaute aus ihrem Zimmer heraus und rief uns außerhalb der Reihe herein.

Im Behandlungszimmer saß ich dabei, während die Ärztin meinen Kameraden behandelte, und sie führte mit mir ein ungezwungenes Gespräch, erkundigte sich mit ungeheucheltem Interesse nach meinem Schicksal. Sie war eine junge Frau und sehr sympathisch. Mit ihr gleich über welches Thema zu sprechen, war angenehm, sogar wenn es um das sauere Schicksal eines Kriegsgefangenen ging. Nach der Behandlung des Kameraden sagte die Ärztin: „Jetzt setzen Sie sich hierher, mal sehen, was Ihre Zähne so machen.” Ich war baff. Verwirrt gab ich zurück, keinen Grund zur Klage zu haben. Außerdem gehörte ich nicht zu der Brigade in der gesundheitsschädlichen Werkshalle. „Setzen Sie sich!” wiederholte sie noch nachdrücklicher, fast im Befehlston. „Skorbut”, schlußfolgerte die Ärztin nach einem Blick in meinen Mund. „Das muß man behandeln! Andernfalls verlieren Sie bald Ihre Zähne.” Sorgfältig bearbeitete sie mein Zahnfleisch mit einer Flüssigkeit, bewirtete uns beide mit Ascorbinsäure und sagte zum Abschied, wir sollten in zwei Tagen unbedingt zum Nachschauen kommen. Sie rettete nicht nur meine Zähne. Ihrem Drängen folgend, brachte ich noch sehr viele Kameraden zu ihr. Und niemand in der Poliklinik fragte auch nur ein einziges Mal, ob denn diese Patienten Mitglieder der Brigade aus der gesundheitsschädlichen Werkshalle seien.

Einmal nahm ich meinen Mut zusammen und fragte unsere Retterin: „Was bewegt Sie, uns zu helfen? Und das auch noch so selbstlos und in diesem Umfang?” „Mein Bruder”, erwiderte sie, „ist in deutsche Gefangenschaft geraten. Er ist geflüchtet, man hat ihn erwischt und ins Konzentrationslager Dachau gesperrt, was seinen unausweichlichen Untergang bedeutete. Aber wie durch ein Wunder gelang es ihm, auch aus diesem Todeslager zu fliehen. Und doch, wie Sie sicher verstehen, war es leichter zu fliehen, als sich vor der Verfolgung zu schützen und erst recht leichter, als irgendwo sicheren Unterschlupf zu finden. Aber er hatte Glück. Eine Bauernfamilie fand ihn, halbtot vor Hunger und Müdigkeit, in den Bergen Süddeutschlands. Diese guten und mutigen Leute haben ihn nicht nur nicht den Faschisten ausgeliefert, sondern haben ihn auch durchgefüttert und versteckt, bis die amerikanischen Truppen einrückten. Mein Bruder kehrte gesund und munter nach Hause zurück. Ich halte es für meine Pflicht, den Deutschen mit Gutem zu vergelten, was sie an Gutem für meinen Bruder getan haben.”

Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Viele Ereignisse und Eindrücke sind aus dem Gedächtnis gelöscht. Viele Namen sind vergessen. Nur nicht der Name dieser erstaunlichen russischen Frau. Ich bin überzeugt, daß dieser Name im dankbaren Gedächtnis vieler meiner Kameraden aus der Kriegsgefangenschaft nicht weniger stetig bewahrt bleibt, als in meiner Erinnerung. Herzlichen Dank an Sie, liebe Tamara Alexejewna Jemeljanowa!

FOTO

Claus Fritzsche und Wolfgang Morell in Erlangen

Claus Fritzsche, 2013

**Gerhard Göpel -** [**Bericht aus dem Lager Wladimir**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/08/16/das-leben-in-gefangenschaft-bericht-aus-dem-lager-wladimir-teil-1/) **(Neuhausen auf den Fildern)**

*Gerhard Göpel, 1915 in der Schokoladenstadt Halle geboren, wo sich sein Vater sieben Jahre vorher, aus Eisenach stammend, selbständig gemacht, sprich eine Confiserie eröffnet hatte, wurde nach seiner Ausbildung zum Konditor zunächst zum Arbeitsdienst eingezogen und kam 1939 zur Wehrmacht. Seine Einheit war beim Einmarsch ins Sudetenland ebenso dabei wie beim Feldzug gegen Frankreich; ab 1942 wurde Gerhard Göpel an die Ostfront verlegt und geriet erst 1945 auf dem Rückzug bei Glogau in Gefangenschaft. Via Breslau ging es darauf wieder ostwärts, zunächst in das Außenlager Anopino, später ins Hauptlager Wladimir.*

*1948 wurde Gerhard Göpel mit 41 kg Gewicht bei einer Größe von 1,85 m entlassen und gelangte nach Heidenheim. Dort führten ihn glückliche Umstände mit seinem Bruder Walter zusammen, der an die Eltern in Eisenach den Satz „Gerhard auf Durchfahrt getroffen, alles i.O., Walter.” telegraphierte. Zurück in die alte Heimat sollte der Heimkehrer allerdings erst zu seinem 80. Geburtstag kommen. Er blieb im Schwäbischen, fuhr weiter nach Ulm, baute ganz in der Familientradition eine Schokoladenfabrik auf und heiratete 1952 seine Frau Maria, mit der er später nach Neuhausen auf den Fildern zog, um sich dort ein Haus zu bauen, in dem seine Witwe liebevoll eine Schokoladenstube eingerichtet hat und einen ganz ungewöhnlichen Schatz hütet, Tagebücher und Rezepthefte aus der Lagerzeit, Aufzeichnungen über Zukunftspläne, geschmiedet noch in Wladimir.* *Die Dechiffrierung dieser Texte ist für Maria Göpel ein Werk der Liebe zu einem Mann, dem begegnet zu sein, sie noch heute ihrem Herrgott dankt.*

*Gerhard Göpel, der sich 2003 auf den Aufruf im „Heimkehrer” von Friedhelm Kröger meldete und ein Jahr später am ersten Treffen auf Fehmarn teilnahm, sollte nie mehr nach Wladimir kommen. Anders als seine Frau, die sich 1987 einer Runde unternehmungslustiger Damen auf einer Reise in die UdSSR anschloß, die auch in Erlangens Partnerstadt führte. „Sawtra budet – Morgen ist es soweit!” erinnert sie noch aus den Erzählungen ihres Mannes aus der Lagerzeit und dessen unstillbares Verlangen, endlich wieder seinen Beruf ausüben zu können. Auch dieses Vermächtnis verwahrt Maria Göpel. Sie hat schon zwei Ausstellungen zum Thema Schokolade gemacht, nennt ein Schokoladenhaus ihr eigen und träumt davon, Vorleseveranstaltungen für Kinder und Erwachsene rund um das Kakaotrinken und die Geschichte des köstlichen Getränks anzubieten. Eben ganz in der Tradition ihres Mannes, der vom Glanz und Schmelz der Schokolade so viel verstand, daß er sogar im Ausland als Experte gefragt war.*

*Was wir hier zu lesen bekommen, ist nicht mehr und nicht weniger als einer der exaktesten Berichte über das Kriegsgefangenenlager Wladimir, erstellt von einem Kameraden Gerhard Göpels, dessen Namen Maria Göpel leider nicht mehr erinnerlich ist. Ergänzt werden die erhellenden Worte durch künstlerische Zeugnisse aus einer Zeit, wo gerade auch das Kreative nicht minder wichtig fürs Überleben war als das tägliche Brot.*

**Bericht über das Kriegsgefangenenlager Wladimir**

Im folgenden wird die ausführliche Schilderung eines entlassenen Kriegsgefangenen wiedergegeben. Es handelt sich um einen Verwaltungsoffizier, welcher Anfang Dezember 1947 mit einem Transport nach Deutschland zurückkam. Der Betreffende kam im September 1946 in ein Teillager in der Nähe von Wladimir, wobei es sich um ein ausgesprochenes Offizierslager handelte. Später wurde er dann mit dem gesamten Lager nach Wladimir verlegt. Dies geschah auf Grund eines Stalin-Befehls, wonach es nach dem nunmehrigen Nichtmehrbestehen einer deutschen Wehrmacht keine Offiziere und Soldaten mehr gebe, sondern lediglich noch Kriegsgefangene. Das sogenannte Arbeitszwangsgesetz verlangte auch von den Offizieren entsprechende Arbeitsleistung. Es wurde den Offizieren kurz mitgeteilt, daß sie bei einer Arbeitsverweigerung mit Arrest zu rechnen hätten.

Der Aufbau des Lagers Wladimir war etwa folgender: Die Gesamtzahl betrug etwa 9.000 Kriegsgefangene, welche in und um Wladimir in verschiedenen Teillagern untergebracht waren. Das Lager des Betreffenden (dem auch Gerhard angehörte) befand sich direkt in Wladimir in der Nähe einer Fabrik. Die Belegungsstärke war 3.500 Mannschaften und etwa 300 Offiziere, welche trotz des oben erwähnten Stalin-Befehls noch getrennt geführt und etwas besser verpflegt wurden. Die Kriegsgefangenen waren in Kompanien eingeteilt, denen Kompaniechefs und Feldwebel vorstanden. Die Offiziere wurden von den Mannschaften getrennt in einer Baracke untergebracht und zwar sämtliche in einem Raum. Zur Verfügung standen zweistöckige Bettstellen.

Die den Offizieren zur Verfügung stehende Baracke war in Wohnraum, Speisesaal, Küche, Magazin, Waschraum und Abort unterteilt. Eine monatliche große Barackenreinigung mußte durchgeführt werden. Die Beleuchtung war elektrisch, allerdings brannte das Licht oft tagelang nicht. In dem Waschraum befand sich fließendes Wasser, welches ebenfalls tagelang nicht lief. Solche Zwischenfälle hatten im übrigen beispielsweise zur Folge, daß der Abort aus Gründen der Seuchengefahr gesperrt wurde und man auf primitivste, völlig unzureichende Verhältnissen im Freien angewiesen war.

Einteilung der Leute (ab März 1947). Die Kriegsgefangenen wurden in fünf Gruppen, die sich auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit bezogen, eingeteilt. Die Gruppe 1 und 2 bestand aus den voll arbeitsfähigen Leuten, der Gruppe 3 gehörten die halb arbeitsfähigen an, welche zunächst vier, dann sechs und schließlich auch acht Stunden arbeiten mußten. Als Vergünstigung blieb diesen lediglich die Verwendung an besseren Baustellen mit leichterer Arbeit. Gruppe 4 brauchte nicht zu arbeiten, sie bestand aus Leuten, welche infolge körperlicher Schwäche nicht einsatzfähig waren. Die letzte Gruppe 5 setzte sich lediglich aus Invaliden und Kranken zusammen. Die Untersuchung für diese Einteilung erfolgte erst monatlich, dann zweimal und schließlich in neuester Zeit dreimal im Monat. Es ist interessant, nach welchem System die Gefangenen in die Gruppen eingeteilt wurden. Die Aufteilung in die verschiedenen Gruppen geschah nämlich lediglich nach der Beurteilung des Gesäßes. Es ist tatsächlich von deutschen Ärzten bestätigt, daß diese Beurteilung ein verhältnismäßig gutes Urteil über den körperlichen Befund ermöglicht. Irgendwelche inneren Organe wurden überhaupt nicht untersucht, und Leute, die sich über derartige Leiden beklagten, wurden zunächst als Simulanten hingestellt. Das währte im allgemeinen so lange, bis diese Leute körperlich völlig zusammenbrachen und in das Lazarett eingeliefert werden mußten.

Die ärztliche Betreuung war relativ gut. Hauptperson war eine russische Ärztin, der neben verschiedenen russischen Helfern vier deutsche Ärzte zur Verfügung standen. Die deutschen Ärzte machten allerdings mehr oder weniger Sanitätsdienste. Wenn die ärztliche Betreuung auch einen guten Willen des Pflegepersonals zeigte, so war doch durch den akuten Mangel an Verbandsmaterial und Medikamenten eine wirklich eingehende Behandlung meist nicht möglich. Zum Beispiel standen bei einem Anfall von 30 Verbänden zwei Meter Verbandsstoff zur Verfügung.

Besonders Wert wurde auf die körperliche Sauberkeit gelegt. Dreimalig monatlich mußte gebadet werden, dabei wurden die Kleider entlaust und die Unterwäsche gewechselt. Da jeder Mann nur eine Garnitur Unterwäsche besaß, wurde diese getragene Garnitur einfach gegen eine gereinigte umgetauscht, was sich bei jedem Bad wiederholte. Dabei konnte es natürlich passieren, daß man relativ gute Wäsche abgab und zerfetzte Lappen zurückbekam. Etwa 60% der ausgegebenen Wäsche war zumindest sehr reparaturbedürftig. Wieder aus Angst vor irgendwelchen ansteckenden Krankheiten und Seuchen wurden sämtliche Körperhaare außer den Kopfhaaren entfernt. Lediglich bei der Einweisung in das Lazarett wurde auch der Kopf kahlgeschoren. Es galt als krank, wer 37,2 Grad Fieber hatte, gleichgültig aus welchen Gründen, alles andere war gesund. Das Lazarett war gut eingerichtet, es gab besondere Lazarettverpflegung, sogar Diätkost für Magenkranke wurde ausgegeben.

Die Arbeitsart war je nach der Gruppeneinteilung verschieden. Ein Lager, welches sich direkt in dem in Wladimir befindlichen Traktorenwerk befand, war zu 90% mit Spezialarbeitern, wie zum Beispiel Schlossern, Drehern, Gießern, Schweißern besetzt. Diese wurden u.a. mit Rubeln bezahlt, welche sie in der Kantine verbrauchen konnten. Die Gruppen 1 und 2 wurden für Bauarbeiten an Bahnstrecken, Straßen, Kanälen und Betrieben eingesetzt. Gruppe 3 bekam im allgemeinen leichte Arbeit wie Waggons entladen, Lkws beladen, Lagerdienste und ähnliches.

Die Arbeitszeit betrug acht Stunden von 8.00 Uhr bis 12.00 Uhr und von 13.00 Uhr bis 17.00 Uhr. Dazwischen gab es ein warmes Mittagessen und zwar auf Befehl der russischen Dienststellen, da diese der Meinung waren, daß man am Nachmittag leistungsfähiger wäre, wenn ein warmes Mittagessen verabreicht worden war. Es zeigt sich auch an diesem Beispiel, daß es den Russen lediglich darum ging, jeden einzelnen als Arbeitskraft zu erhalten, alles andere war unwichtig und nebensächlich. Für wenige Lagerinsassen gab es Dauerausweise zum Verlassen des Lagers. Darunter fielen die Ingenieure, sechs Mann an der Zahl, welche sich unabhängig von den Arbeitsgruppen an die Baustelle begaben und sich da mehr oder weniger beschäftigten.

Der Ruhetag war Montag, obwohl der eigentliche Feiertag auch in Rußland der Sonntag ist. Er wurde nur von den besseren Schichten angeblich gefeiert. Dieser Tag stand den Gefangenen voll zur Verfügung. Sie konnten sich ganz nach Belieben mit Lesen, Schreiben und anderen Abwechslungen die Zeit vertreiben. Dieses Lager hatte übrigens die Genehmigung, die Rot-Kreuz-Karten mit einhundert Worten zu beschreiben - im Gegensatz zu anderen Lagern, welche nur 25 Wörter genehmigt bekamen. Tinte und Feder waren in der Bibliothek vorhanden, und man konnte sie sich sogar evtl. in der Kantine kaufen, wenn man Rubel besaß. Schrieb man etwas, was nicht erwünscht war, so belastete das den Schreiber nicht, es wurde lediglich auf der Karte durchgestrichen. Ebenso wurde die ankommende Post behandelt. Ab Mitte 1947 zum Beispiel waren Briefe verboten und wanderten, wenn sie ankamen, rücksichtslos in den Papierkorb.

Nach der Möglichkeit einer Heimkehr befragt, wurde folgendes angegeben: Es sei grundsätzlich möglich, daß bis Ende 1948 sämtliche Kriegsgefangenen von Wladimir nach Deutschland zurückgeschickt werden können, wenn der Russe gewillt wäre, die im Augenblick übliche Monatsquote beizubehalten. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß lediglich die ersten Monate ab September bis Dezember 1948 in Frage kamen. Es war unwahrscheinlich, daß der Russe in der Zeit der Landarbeit und Bauarbeit, also in den Monaten Juni, Juli und August, Transporte nach Deutschland entlassen würde. Die Auslese sah folgendermaßen aus: Zunächst werden Gruppe 4 und 5 zum Rücktransport bereitgestellt, darauf sind auch schon Leute der Gruppe 3 entlassen worden, wie das zum Beispiel bei dem Berichtenden der Fall war. Dieses Verhältnis wird sich im Laufe der Zeit noch mehr nach der Gruppe 3 und selbst nach den Gruppen 2 und 1 verschieben, da von den Gruppen 4 und 5 bald keine Leute mehr vorhanden sind. Zunächst wurden aber nur etwa 2 bis 5% einigermaßen gesunde Leute und sogenannte gute Arbeiter aus Propagandagründen dem Transport beigefügt. Beispielsweise wurden bei dem im Dezember 1947 durchgeführten Transport zunächst 25 Offiziere vorgesehen, welche sich aus den Gruppen 3, 4 und 5 zusammensetzten. Kurz vor Abgang wurden dann 15 davon wieder zurückgestellt und zwar ganz unterschiedlich, ohne auf Gruppenzugehörigkeit Rücksicht zu nehmen. Es wurden zum Beispiel Leute aus der Gruppe 4 zurückgestellt und solche der Gruppe 3 in dem Transport belassen.

Da es für den Russen klar ist, daß er in einem Jahr keine deutschen Gefangenen mehr als Arbeitskräfte einsetzen kann, wenn er sich an die augenblickliche Quote hält, hat er eine andere Möglichkeit gefunden, sich zumindest einen gewissen Teil an Arbeitskräften zu erhalten.

FOTO

Vater und Sohn Göpel

FOTO

Aus dem Lagerbuch von Gerhard Göpel

In dem Lager befindet sich ein Kriegsgericht, welches Leute aburteilt, die Diebstähle begangen haben oder sich sonst irgendetwas Schwerwiegendes zu Schulden kommen ließen. Die Strafen belaufen sich auf etwa zwei bis zehn Jahre Zwangsarbeit. Nach Aussage des Entlassenen sind schon Zehntausende von deutschen Kriegsgefangenen durch solche Urteile für länger festgehalten. Ein Beispiel über die Methode der Verurteilung sei folgender Fall angeführt: Ein Mann hatte 12 Kilo Reis gestohlen und wurde erwischt. Das Urteil lautete auf fünf Jahre Zwangsarbeit.

Über die Verpflegung ist folgendes zu sagen: Grundsätzlich wurde seit jeher ein Unterschied zwischen Mannschafts- und Offiziersverpflegung gemacht. Im folgenden werden die Mengen angegeben, welche im Jahre 1946 papiermäßig den Offizieren zustanden und welche dem Entlassenen tatsächlich ein Jahr lang täglich ausgegeben wurden, ohne in irgendeiner Form gekürzt zu sein. Die Gründe dafür lagen bei dem deutschen Küchenpersonal und der deutschen Küchenverwaltung, welche sich ebenfalls aus Offizieren zusammensetzte und dafür sorgte, daß eine gerechte Verteilung der Lebensmittel zustande kam. Die tägliche Zuteilung war folgende: 40 g Zucker, 85 g Fleisch, 75 g Fisch, 70 g Nährmittel, 40 g Fett (Butter, Schmalz), 600 g Gemüse (davon 400 g Kartoffeln). Ferner gab es kleinere Mengen Tee, Salz, Essig usw. sowie 15 g Tabak pro Tag. Für diese Menge wurde von den Russen ein Kalorienwert von 3.300 ausgegeben. Die monatliche Seifenzuteilung bestand aus 300 g, davon wurde 100 g ausgegeben, 100 g für die Wäscherei abgegeben und 100 g bei dem dreimaligen monatlichen Bad zur Verfügung gestellt.

FOTO

Aus dem Lagerbuch von Gerhard Göpel

Nach Einweisung in das Lager Wladimir wurden diese günstigen Verhältnisse nicht mehr angetroffen. Während früher beispielsweise von Zucker und Butter täglich 30 g in natura ausgegeben wurden, geschah dies in Wladimir nicht mehr. Sämtliche Mengen wurden im Essen verkocht.

Grundsätzlich wurde auf Grund einer entsprechenden Aufstellung die zustehende Gesamtmenge an die Küche überwiesen. Früher wurde bei einem Mangel an irgendeinem Nahrungsmittel Ersatz durch vorhandene Nahrungsmittel geliefert. Dieses fiel späterhin weg. Was nicht im Augenblick der Ausgabe vorhanden war, wurde nicht geliefert. Es kam letzten Endes so, daß ein Viertel bis ein Drittel der zustehenden Menge nicht zur Ausgabe an die einzelnen Leute gelangte, sondern vorher in zahlreichen Kanälen verschwand. Dies passierte insbesondere bei Fett, Fleisch und Fisch zum Teil aus den oben angegebenen Gründen, zum Teil aber auch infolge von Schiebungen und Vergünstigungen einzelner durch die russischen Leiter.

So erhielten zum Beispiel eine ganze Reihe von Personen Sonderzuteilungen, d.h. im allgemeinen doppelte Mengen Nahrungsmittel. Zu diesen „Herren“ gehörten die Kompaniechefs, die Feldwebel, der Bücherei-Offizier, Dolmetscher, Spezialhandwerker, Schuhmacher, Ärzte, Ingenieure usw. Auch die sogenannten „Lagerbonzen“ wie Küchenoffiziere, Kulturwarte und dergleichen bekamen bevorzugtes Essen und wurden ganz allgemein von den Russen als besondere Günstlinge behandelt. Alle diese Extrazuteilungen gingen von der gesamtgelieferten Menge ab und wurden deshalb der Masse täglich abgezogen. Die Brotverteilung geschah zum Beispiel folgendermaßen: Die täglich zustehende Menge betrug 600 g, davon wurden am Morgen 400 g ausgegeben, der Rest von 200 g kam abends zur Ausgabe, aber nur dann, wenn sich die einzelnen Leute bzw. Arbeitsgruppen dieses Brot „verdient“ hatten. Täglich wurden von den aufsichtsführenden Russen auf den Baustellen nach Arbeitsschluß Bescheinigungen ausgestellt über die verrichtete Arbeit. Wurden 102% erreicht, konnte die gesamte Brotmenge ausgegeben werden, war das Ergebnis niedriger, wurde ein Teil des Brotes abgezogen bzw. überhaupt nicht ausgegeben. Lag die Arbeitsleistung bei 126% und höher, erhielten die Leute 100 g Brot extra. Gruppe 3 brauchte dagegen nur eine Arbeitsleistung von 51%, um den Rest des Brotes am Abend zugeteilt zu bekommen. Die Verrechung erfolgte allerdings so, daß sich jeweils erst in einigen Tagen am Abend die Auswirkungen dieser Brotverteilungsmethode bemerkbar machten. Auf diese Art wurden von den Russen die vorhandenen Lebensmittel so verteilt, daß man dem einen zwar Zulagen gab, sie aber dafür dem anderen wegnahm, denn die Gesamtzuteilung an das Lager war natürlich von diesen Kalkulationen unabhängig, und es wurden nicht etwa zusätzliche Lebensmittel an das Lager geliefert, um diese Vergünstigungen davon bestreiten zu können.

Letzten Endes hing die Verpflegung des einzelnen von seinen Freunden in der Küche oder von den russischen Günstlingen ab. Je nach diesen Verhältnissen konnte man beim Essen nochmals nachfassen, was für viele ein besonderer Kampf war. Der Kampf um die Nachschläge ist in den Lagern zum geflügelten Wort geworden. Die Köche regelten außerdem den Mengenanfall beispielsweise mit Hilfe von mehr oder weniger großen Wassermengen, welche sie den Suppen beifügten und welche ihnen dann weitere Sonderzuteilungen gestatteten. Nach Aussage des Entlassenen verschwanden täglich viele Portionen an irgendwelchen Sonderstellen, welche nicht kontrolliert waren. Kein Mensch kümmerte sich auch darum aus lauter Vorsicht vor den politischen Spitzeln. Wenn man nämlich politisch verdächtigt wurde, bedeutete dies sofort jegliche Zurückstellung bei irgendwelchen Transporten. Politisch Verdächtige müssen damit rechnen, erst ganz zuletzt entlassen zu werden. Die Angst vor solchen Gefahren verschließt jedem den Mund, und man nimmt alles Mögliche stur hin, nur um sich nicht durch solche Dinge die Heimkehr zu erschweren. Die Essensausgabe erfolgte getrennt. Es gab zwei Ausgabeschalter für 2.500 Mannschaften und einen Ausgabeschalter für 300 Offiziere. Dieser Umstand gestattete den Offizieren, am Morgen eine halbe Stunde länger zu schlafen, da der Verpflegungsempfang natürlich bedeutend schneller vor sich ging.

Innerhalb des Lagers befand sich das sogenannte Erholungsheim. Die Belegungsstärke lag bisher bei fünfzehn Personen, d.h. dreizehn Mannschaften und zwei Offiziere, und erst neulich wurden 80 Mann gleichzeitig untergebracht. Freilich wirkte sich diese Maßnahme unangenehm für alle Insassen aus. Eingewiesen ins Erholungsheim wurden die einzelnen Leute von der Ärztin und zwar von Gruppe 3 oder Gruppe 4, selten auch gute Arbeiter. Die Dauer betrug mehrere Wochen, und es bedeutete Urlaub von jeglicher Arbeit, völlige Freiheit von morgens 7.00 Uhr bis abends. Bei Einweisung wurde eine gründliche Reinigung, Entlausung und dergleichen vorgenommen. Es erfolgte die Ausgabe ganz neuer Wäsche und Kleidung. Die Verpflegung verdoppelte sich sowohl für Offiziere wie für Mannschaften. Im Schlafraum waren fünfzehn Metallbetten mit Matratzen aufgestellt, welche weiße Leinenbezüge hatten. Der tägliche Zeitvertreib bestand aus Lesen, Schlafen, Schreiben und Essen. Man ging zum Frisör und unterhielt sich auf alle mögliche Art und Weise. Der Entlassene beispielsweise nahm in dieser Zeit sieben Pfund, Gerhard bald darauf zehn Pfund zu. Dies war für die Leute in einer Beziehung wieder unangenehm, da sie nämlich sehr wahrscheinlich nach der Entlassung aus dem Erholungsheim wieder in die Gruppe 2 eingereiht wurden und somit erstens voll arbeiten mußten und zweitens mit einer Entlassung um so weniger zu rechnen hatten. Es bestand grundsätzlich immer die Bemühung, sich in Gruppe 3 oder besser Gruppe 4 zu halten. Dies tat man dann, indem man sich bei der täglichen Arbeit bewußt anstrengte. Der Erfolg in einigen Wochen blieb nicht aus. Diese körperliche Anstrengung genügte, verbunden mit den seelischen Belastungen, daß das entsprechende Mindergewicht für die Gruppen 3 oder 4 wieder erreicht wurde.

Die Bekleidung setzte sich folgendermaßen zusammen: Im Sommer wurde ausgegeben: ein Sommeranzug, bestehend aus einer Feldbluse in der Art unserer Drillichröcke und einer Art Breeches (Stiefel-Hose), an Unterwäsche aus einem Unterhemd und einer Unterhose. Die Schuhe bestanden aus Stoff mit Gummisohle und einer Schnalle. Die Winterkleidung setzte sich aus Unterwäsche, einer wattierten Hose, einer wattierten Jacke, einer Pelzmütze, warmen Handschuhen und je nach Arbeitsart Filzstiefeln zusammen. Wenn die Witterung im Sommer entsprechend kühl war, konnten die wattierten Wintersachen getragen werden.

Für die Unterhaltung sorgten Konzerte, Theater, Lagerbücherei und Radio. Die Konzerte wurden von einem angeblich sehr guten Orchester bestritten. Nachdem früher in mehreren Teillagern Kapellen gegründet worden waren, wurden diese späterhin zu einem einzigen Orchester zusammengefaßt. Bis dahin waren von den einzelnen Musikgruppen eine größere Anzahl an Instrumenten beschafft worden. Dies geschah teilweise durch Kauf, zum Teil aber auch durch Tausch oder Stehlen. Man versuchte eben, auf jede mögliche Art und Weise zu den benötigten Sachen zu kommen. So bestand das 22 Mann starke Zentralorchester unter der Leitung eines ehemaligen Stabsmusikmeisters aus drei ersten und drei zweiten Geigen, zwei Celli, zwei Kontrabässen, zwei Trompeten, einer Posaune, zwei Saxophonen, zwei Schlagzeugen, einem Akkordeon und ähnlichen Instrumenten. Die Noten dazu wurden zum Teil nach dem Gedächtnis selbst geschrieben, zum Teil irgendwie besorgt und beschafft. Es geschah beispielsweise, daß ein Russe zusammen mit einem deutschen Musiker nach Frankfurt an der Oder fuhr, um Instrumentenersatzteile, Kolophonium, No-ten und Instrumente einzukaufen, damit das Orchester auf einem möglichst guten Stand gehalten werden konnte. Gespielt wurden im allgemeinen leichte Operetten- und Opernmusik, aber nur wenig Jazzmusik, da diese von den Gefangenen nicht oder wenig gewünscht wurde. Zu dem Orchester gehörten ferner drei gute Sänger, bekannte Leute von mittleren deutschen städtischen Bühnen. Die Konzerte wurden in den verschiedenen Teillagern etwa wöchentlich oder alle vierzehn Tage gegeben, und es fanden auch große öffentliche Konzerte für die russische Bevölkerung statt.

Die Schauspieler des eigenen Theaters setzten sich nur aus Lagerinsassen zusammen. Auch Frauenrollen wurden von entsprechend ausgesuchten Männern gespielt. 80% der Theaterangehörigen waren Offiziere. Die Stücke wurden zum Teil selbst verfaßt oder aus der Erinnerung nachgeschrieben, teilweise besorgte man sich Originalunterlagen. Die Kostüme wurden angeblich sehr gut von der Schneiderei angefertigt. Es waren Perücken vorhanden. Man pumpte das russische weibliche Krankenpersonal um moderne Kleider an und brachte tatsächlich relativ gute Aufführungen zuwege. Der Entlassene erwähnt, daß er selbst einer Aufführung beigewohnt hat, wo drei Männer im vorschriftsmäßigen Frack erschienen sind. Zeichner, Beleuchter und Regisseur waren alle vorschriftsmäßig vorhanden. Gegeben wurden „Ingeborg“, „Die Räuber“, „Der Bär“, „Gräfin Marizza“ usw. Das Radio stand den Leuten insofern zur Verfügung, als in jedem Raum ein großer Lautsprecher an einen Apparat angeschlossen war, welcher vom Kommissar bedient wurde. Neben russischen Sendungen tagsüber wurde abends oft Radio Leipzig mit Musik und auch Nachrichten eingeschaltet.

Großer Wert wurde auf politische Erziehung und politische Propaganda gelegt. An Zeitungen waren vorhanden die im russischen Sektor von Berlin erscheinenden Blätter wie „Vorwärts“, „Rundschau“, „BZ am Mittag“, „Neues Deutschland“, ferner das Nachrichtenblatt für Kriegsgefangene, Wandzeitungen des Lagers und ähnliches. Verständlicherweise stand keine Zeitung aus der Westzone zur Verfügung. Die ganze Propaganda richtete sich ausschließlich gegen die Westzone. Von dort wurden nur schlechte und ungünstige Meldungen durchgegeben, wie Streiks, Hunger, Katastrophen, Kriminalfälle, Demokratie-Probleme und anderes mehr. Eine große Hetze bestand gegen Kurt Schuhmacher, welcher auf alle mögliche Art und Weise lächerlich gemacht und in Unterhaltungen und Diskussionen beschimpft wurde. Im allgemeinen konnte man sich, wenn man die russische Propaganda auswertete, ein relativ gutes Bild über die Lage in Deutschland machen. Der Entlassene äußerte, daß er von dem Zustand in der Westzone durchaus nicht überrascht gewesen sei, sondern sich dieses Bild selbst hätte gut machen können. Die Möglichkeit dazu bot nicht zuletzt der Austausch von Post, welche die einzelnen Gefangenen aus Deutschland bekamen. Diese Meldungen wurden verglichen und ausgewertet und ergaben ziemlich genau das tatsächliche Bild. Die Frage nach dem Vorhandensein der berühmten Paulus-Armee bzw. Seidlitz-Armee wurde so beantwortet, daß es diese wahrscheinlich nicht gebe. Irgendwelche Nachrichten oder Gerüchte darüber sind jedenfalls nie bekannt geworden, und die kriegsgefangenen Offiziere und Mannschaften sind über Beteiligungen an solchen Aktionen weder befragt noch zu Aussagen gezwungen worden. Es gibt zwar eine kleine deutsche Bewachungsmannschaft, welche sich aus politisch zuverlässigen Leuten zusammensetzt, sogenannten Antifaschisten. Diese sind jedoch unbewaffnet und werden bei Transporten und dergleichen als Wachtposten verwendet. Das Verhältnis zu diesen ist begreiflicherweise sehr unterschiedlich und richtet sich ganz danach, wie diese sich den Kriegsgefangenen gegenüber einstellen. Als großes Gegengeschrei gegen diese angeblich bestehende Armee wurde immer wieder von den Russen auf die noch bestehenden deutschen Minensuch- und Räumeinheiten hingewiesen, deren Rolle man aufbauschte.

Die Lagerbücherei war sehr gefragt. Soweit gute Romane und unterhaltende Literatur vorhanden waren, kam man nur selten an sie heran. Sehr viele Bücher über Stalinismus, Marxismus, Leninismus, Sozialismus, Karl Liebknecht, die Oktober-Revolution, Kapitalismus u.a. waren vorhanden und wurden zum Teil auch mit Interesse gelesen. Verschiedene Bücher über die Fortschritte in der Sowjetunion auf kulturellem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet ergänzten in zahlreichen Ausgaben das Angebot.

Befragt über die Verhältnisse zu dem russischen Arbeiter, wurde folgendes erwähnt: Es ist klar zu erkennen, daß sich die Bevölkerung in drei Schichten einteilt. Erstens die große Masse der kleinen Arbeiter, welche abgestumpft und stur dahinleben und sich auch äußerlich von den deutschen Kriegsgefangenen kleidungsmäßig kaum unterscheiden. Eine kleine Mittelschicht besteht aus Personen wie Sekretärinnen, Handwerkern usw. Die Oberschicht fällt ganz besonders auf und besteht aus den Kommissaren und politischen Führern, leitenden Ingenieuren und ähnlichen Berufen. Die beiden oberen Schichten sind durchaus europäisch gekleidet. Man trägt gute Kleidung, im Winter Pelzmäntel, und hält sich bewußt von der Schicht der Arbeiter fern. Diese Lebensweise ist allerdings nur demjenigen möglich, der so viel Geld verdient, daß er Geld ausgezahlt bekommt. Der kleine Arbeiter wird so entlohnt, daß man ihm für Verpflegung in den Kantinen, Wohnung, Arbeitskleidung und Mindestbedarf an sonstigen Gütern so viel berechnet, daß ihm von seinem Lohn nichts mehr ausbezahlt wird. Er ist damit völlig in der Hand des Staates. Teilweise mußten deutsche Arbeiterkommandos mit den Russen zusammen arbeiten, doch irgendwelcher persönlicher Haß oder dergleichen wurde nicht festgestellt. Die Meinung der Russen ist beispielsweise, daß Hitler noch lebt und zwar in Frauenkleidern in Spanien, Argentinien und anderen faschistischen Staaten auftaucht. Das große Gespenst ist auch heute noch der Faschismus, ein Propagandamittel, was ihnen von der russischen Führung dauernd wieder eingeprägt wird. Unter anderem wurde gelegentlich einer Unterhaltung bekannt, daß die Russen Freiwillige aus der Bevölkerung suchten zur Umsiedlung nach Königsberg. Jeder lehnte es aber ab in der Meinung, daß in diesem Grenzgebiet doch eines schönen Tages wieder irgendwelche Zwischenfälle entstehen würden und man dort seines Lebens erst recht nicht sicher sein könne. Den russischen Dienststellen blieb aus diesem Grunde nichts anderes übrig, als die Leute nach Königsberg zwangszuverschicken.

Die politische Betreuung wurde von dem sogenannten Antifaschistischen Aktiv durchgeführt. Diese Gruppe bestand bei einer Zahl von drei- bis viertausend Lagerinsassen aus etwa 50 Personen. Dem Aktivleiter unterstanden die verschiedenen Abteilungen wie Vortrag, Kino, Theater, Bücherei, Wandzeitung, Kulturwart, Zeitungswesen, Zensur (die Zensur wurde von Deutschen durchgeführt) und Nachrichtenwesen. Jeder dieser Abteilungsleiter hatte wiederum einige Helfer, zum Beispiel Zeichner. Dieses sogenannte engere Aktiv wurde ergänzt durch das erweiterte Aktiv, welches aus etwa 150 Personen bestand. Dazu gehörten die Kompaniechefs, die Vertrauensleute und Verpflegungsoffiziere. Die meisten dieser Leute sind durch die sogenannte „Antifa-Schule“ in Moskau gegangen.

Wenn einer der Lagerinsassen den Wunsch hat, eine solche Ausbildung durchzumachen, um sich damit ein besseres Leben im Lager zu verschaffen, dann ist der Weg etwa folgender: Er beteiligt sich öfter an den Diskussionen bei dem politischen Unterricht, er schreibt einige Artikel über Demokratie oder Sozialismus für die Wandzeitung, denunziert irgendeinen Kameraden und fällt somit dem politischen Kommissar auf. Dieser wird ihn eine Zeitlang beobachten und dann erkennen, ob er für die „Antifa-Schule“ reif ist. Der Unterricht an dieser Schule dauert sechs Monate und ist rein theoretisch. Er setzt sich zusammen aus den Lehren des Bolschewismus und deutscher Geschichte (!), Demokratie und Sozialismus.

Nach einer abzulegenden Prüfung muß man den Eid darauf leisten, daß man diesem Ziel sein Leben lang die Treue hält und sich, wenn nötig, mit dem Leben dafür einsetzt. Danach kommt man zurück in irgendein Lager, besetzt dann irgendeinen von den erwähnten Posten wie Kulturwart, Küchenoffizier oder ähnliches, womit die Zukunft im Lager gesichert ist. Man kann sich mit Hilfe der doppelten Portionen und Sonderzuteilungen satt essen und braucht trotzdem nicht, auch wenn man in der Gruppe 1 oder 2 ist, zu arbeiten. Es ist klar, wie diese Leute von dem Großteil der Lagerinsassen behandelt und beurteilt werden. Man hält sich von solchen grundsätzlich fern, um nicht durch irgendwelche Konflikte als politisch unzuverlässig zu gelten und damit noch länger auf Entlassung warten zu müssen.

Ganz allgemein haben sich in dem Lager für jeden Insassen bestimmte Gesetze ergeben, nach welchen gelebt wird und man leben muß, um überhaupt damit fertig zu werden. Ein Hauptproblem ist die Beschaffung aller möglichen Gebrauchsgegenstände und außerdem das Maß der Verpflegung. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß jeder, wenn er von seiner Baustelle Sachen mit nach Hause bringt, welche für das Lager verwendet werden können, zusätzliche Nahrung für Tage, Wochen oder Monate erhält. Die Lager müssen sich nämlich selbst erhalten und bekommen vom Staat keinen Zuschuß.

Es liegt also im Interesse der russischen Leiter, durch irgendwelche Maßnahmen die Lagereinrichtungen zu vervollständigen und zu ergänzen, insbesondere deshalb, weil man alles so einrichtet, daß nach der Entlassung der Deutschen russische Fabrikarbeiter dort einziehen können. Deshalb werden für alle zusammengestohlenen brauchbaren Gegenstände Sonderzuteilungen an Lebensmitteln in Form von doppelten „Schlägen“ gewährt, ganz gleichgültig, ob es sich um Material für den Maler, wie Farbe, Pinsel und Farbtopf, handelt oder um Blech für Küchengeräte, elektrische Birnen und all die andern vielen notwendigen Dinge. Alles wird von den Deutschen zusammengestohlen und gegen Nahrung umgetauscht.

Als Beispiel folgendes: Zwei Offiziere, die eine Zeitlang Angehörige einer Nachtbrigade waren, brachten innerhalb von vierzehn Tagen jede Nacht in einem Sack, den sie zu zweit an einer Stange trugen, etwa 2 Zentner Fliesen ins Lager. Nach zwei Wochen waren etwa 2.500 Fliesen vorhanden. Damit konnte das Bad bis in halber Höhe vollkommen gekachelt werden. Die Hähne und anderen Einrichtungen waren auch schon zusammengestohlen worden. Für diese beiden Offiziere war mit dieser Tat die restliche Zeit in der Gefangenschaft klar. Sie brauchten nicht mehr mit zur Arbeit, kriegten doppelte Verpflegung und hatten ein gutes Leben. Wer einen Besen mitbrachte, konnte damit rechnen, ein oder zweimal sein Kochgeschirr noch einmal gefüllt zu bekommen. Auf diese Art und Weise ergänzten die russischen Leiter das Material. Daß sie mit diesen Sondervergünstigungen allerdings den andern Gefangenen die täglichen Zuteilungen kürzten, war offenbar gleichgültig.

Über Gerhard im besonderen konnte ich nun Folgendes erfahren: Er ist tatsächlich früher in der Nähe von Wladimir beim Aufbau einer Glasfabrik tätig gewesen. Diese wurde aber nicht mehr bis zum Ende aufgebaut, sondern liegt noch heute still. Späterhin kam er nach Wladimir in das Teillager 1, wo er sich bis zum Augenblick der Abreise des Kameraden befand. Der körperliche Eindruck war gut, obwohl Gerhard sich allerdings auch in Gruppe 3 befand. Er war bemüht, sich mit Hilfe von Arbeit und Essen so einzustellen, daß er zumindest immer in Gruppe 3 verblieb. Besonders war dem Erzählenden im Gedächtnis, daß Gerhard sich sein Brot und seine Verpflegung bestens einteilen konnte, da er sehr praktisch veranlagt war und dafür von seinen Kameraden oft bewundert wurde. Unter anderem tauschte er auch seinen Tabak gegen Brot und andere Nahrungsmittel ein.

Seine Arbeit war im August 1947 beispielsweise mit dem entlassenen Kameraden zusammen die Instandsetzung der Kanalisation, und beide entwickelten sich dabei zu „Gulli-Spezialisten“. Das Wetter war im Gegensatz zu unserem deutschen heißen Sommer kühl und regnerisch, so daß man zum großen Teil im Sommer die wattierte Jacke tragen mußte. Später kam Gerhard zum Eisenbahnbau, wo er sich als besonderer Spezialist für das Einschlagen der Nägel entwickelte. Er wurde auch hierbei von seinen Kameraden oft bewundert, weil er noch so gut bei körperlichen Kräften war. Er regelte aber damit gleichzeitig seinen Körper so, daß er daraufhin bald in Gruppe 3 überschrieben wurde, in welche man ihn mit dem Kameraden im September einwies. Der Oktober war sehr regnerisch. Gerhard wurde inzwischen zum Brigadier ernannt, d.h. er wurde Vorarbeiter

FOTOS

Einladung und Menü zum Advent im Lager

für etwa 30 Mann. Diese Brigade bestand aus Leuten der Gruppe 3, und man beschäftigte sich mit relativ leichten Arbeiten.

Als der Kamerad Gerhard verließ, war dieser zuversichtlich und optimistisch wie immer und hoffte bestimmt, im Jahre 1948 bei den Entlassenen zu sein. Seine Sorge galt u.a. den nach Liebenz verlagerten Maschinen des väterlichen Betriebs. Er befürchtete, daß sie durch Verrosten mit der Zeit unbrauchbar würden. Auf Grund unserer öfteren Hinweise, sich nach Heidenheim zu entlassen, teilt er folgendes mit: Es sei ihm klar geworden, was wir beabsichtigen, trotzdem könne er sich auf keinen Fall nach Heidenheim entlassen lassen. Als Grund gab er an, daß er bisher immer als Entlassungsort Eisenach genannt habe und dies schon öfter. Sollte er nun zu einem Transport vorgesehen werden und würde dann statt Eisenach Heidenheim in der US-Zone als Entlassungsort angeben, würde man sofort argwöhnisch werden, wie das überhaupt bei den Russen sehr leicht möglich sei, und ihn eventuell unter die politisch Unzuverlässigen einreihen. Diese bedeutete für ihn weiteren Verbleib in der Gefangenschaft mindestens bis zur endgültigen Auflösung der einzelnen Lager. Er werde deshalb unbedingt Eisenach angeben. Dies teilte er mir auch schon auf einer Rot-Kreuz-Karte mit, die ich vor einigen Tagen erhielt.

Seine Bekleidung, die an sich aus den oben geschilderten Stücken besteht, ergänzt sich folgendermaßen: Im eigenen Besitz hat er noch ein Paar relativ guter Schnürschuhe, einen sehr guten Übermantel, noch etwas Unterwäsche, darunter ein Sporthemd, einen Pullover, Socken und einen großen Luftwaffenrucksack, ein Stück, welches die meisten nicht mehr besitzen. Seine oft geschilderten Feiertags- und Weihnachtsvorbereitungen beziehen sich insbesondere auf die Herstellung von Pralinen und Süßigkeiten. Das Rohmaterial dazu ist das gegossene russische Schwarzbrot, welches er mit Hilfe von Reißen, Quetschen und Rollen so behandelt, daß er schließlich eine Art

FOTO

Gutschein für Strümpfe

Schwarzmehl gewinnt. Dieses Mehl vermischt er mit Zucker, Milch, Kaffee-Ersatz und anderen Raritäten, welche er bekommen kann, wellt einen Teig aus und stellt kleine Gebäckstücke her, die er an irgendwelcher Feuerstelle backt. Überzogen werden diese Stücke eventuell noch mit einer Art Zuckerguß, den er sich aus Milch und Zucker irgendwie herstellt. Auch Karamellstücke fabriziert er mit Hilfe des Zuckers. Durch öftere Übung hat er mittlerweile eine solche Handfertigkeit darin bekommen, daß alle diese Pralinen und Gebäckstücke begeistert begrüßen. Für jeden Geburtstag hat er laufend Vorbestellungen für solche zusätzlichen Genußmittel, so daß er oft gar nicht alles ausführen kann.

Ein besonderer Tag ist der arbeitsfreie Tag. Den Nachmittag verbringt er, indem er sich in seiner Schlafecke ein Tischchen aufstellt, es mit einer weißen Serviette bedeckt und dann vier Bilder, die er von den Eltern und Geschwistern besitzt, im Kreis aufstellt, dann verzehrt er seine Sonderverpflegung, schreibt nach Hause, liest und verklönt den Tag so gemütlich wie möglich. Es ist selbstverständlich, daß er viele herzliche Grüße an uns alle bestellen ließ und uns mitteilen läßt, daß er weiterhin gesund sei, was sich insbesondere auf die inneren Organe beziehe. Er hat die feste Hoffnung, wie das ja in all seinen Schreiben zum Ausdruck kommt, daß er endlich mit bei den Rückkehrern sein wird.

Aufgezeichnet von einem namentlich nicht mehr bekannten Kameraden im Januar 1948, bearbeitet und zusammengestellt von Peter Steger, 2011

[**Das Leben in Gefangenschaft. Epilog.**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/08/31/das-leben-in-gefangenschaft-epilog/)

FOTO

Maria und Gerhard Göpel

Nun ein Nachwort auf der Grundlage des Nachlasses von Gerhard Göpel, den wir vermittelt durch die Erinnerungen eines unbekannten Kameraden und natürlich vor allem das lebendige Gedächtnis seiner Witwe kennen. Ihr ist es zu danken, daß die Fülle der Unterlagen aus der Lagerzeit erhalten geblieben ist und nun auch der Archivierung und Forschung zur Verfügung steht. Es bleibt ein Rätsel, wie Gerhard Göpel aus Filz, Zementpapier und Draht eine Art Tagebuch gefertigt hat, wie es ihm gelungen ist, in einem Rezeptheft akribisch festzuhalten, was er vor dem Krieg gelernt hatte und er nach der Heimkehr wieder aufnehmen sollte. Es bleibt sein Geheimnis für alle Zeiten, wie es ihm gelungen ist, all das unversehrt mit in die Freiheit zu bringen.Hundert Worte durfte man pro Karte schreiben. Hier nun in Auszügen einige Zitate aus dem Schriftwechsel des Gerhard Göpel unter dem Datum vom 1. März 1948:

*Meine Osterwünsche sind bereits mit dem 1. Brief, den wir dankbar schreiben durften, unterwegs. Da die Briefbeförderung unter Umständen etwas mehr Zeit beanspruchen kann, wiederhole ich sie heute, würde mich jedoch besonders freuen, wenn mein Osterbrief zum Festtagsmorgen in Euren Händen ist. Die Sonne sendet schon immer wärmere Strahlen und kündet den Frühling an, mit dem unsere Hoffnungen auf ein gesundes Wiedersehen stärker werden. Und so, wie ich gesund bin, hoffe und wünsche ich das von Euch! Nun noch mal von ganzem Herzen ein recht gesundes und frohes Fest, mit den allerbesten Wünschen Euer Gerhard.*

Im Geburtstaggruß an Vater und Schwester vom 21. Januar 1948 sparen wir das Persönliche aus und geben nur wieder:

*Von hier sei nur soviel zu berichten, daß der Winter recht erträglich ist und daß es mir unter derzeitig günstigen Arbeitsbedingungen insbesondere gesundheitlich gut geht, was ich auch von Euch allen hoffe und wünsche. Ein froher Tag im Familienkreise, in dem auch ich hoffentlich bald sein darf, sei Dir vergönnt, mit den besten Wünschen, alles Gute und die herzlichsten Grüßen auch an Mutti und Marianne.*

Die Mutter sollte Gerhard Göpel nicht mehr sehen, sie wurde am Tag seiner Rückkehr nach Deutschland zu Grabe getragen…

Noch bevor es zu schreiben erlaubt war, hat Gerhard Göpel Mittel und Wege gefunden, seinen Angehörigen Botschaften zukommen zu lassen. Er fertigte Papierrollen an, beschrieb sie so eng wie möglich und gab sie Kameraden mit, die entlassen wurden. Und – wundersam genug! – diese Kassiber aus der Gefangenschaft kamen an. In der Papierrolle Nr.1 zu Weihnachten 1945 macht er sich Gedanken über den elterlichen Betrieb und die eigene Zukunft dort:

*Ihr Lieben, Schneeflocken wirbeln fröhlich vor dem Fenster, und in der warmen Stube denkt man an das nahende Weihnachtsfest, zum ersten Mal wieder im Frieden, das deutsche Fest, ein Fest des Friedens. Ich wünsche Euch von ganzem Herzen das Allerbeste, vor allen Dingen Gesundheit. Verlebt ein recht Frohes Fest und bleibt gesund. Denkt am hl. Abend daran, daß auch ich mit meinen ganzen Gedanken bei Euch sein werde und glaubt dann daran, daß wir alle recht bald ein frohes und gesundes Wiedersehen feiern mögen. Dieser Wunsch und Glaube möge uns vor allen Dingen vor Augen stehen, wenn wir in das Neue Jahr gehen, zu dem ich Euch gleichzeitig die herzlichsten Grüße und Wünsche sende, voran die Gesundheit. (…) Ich kann Euch auch weiterhin berichten, daß es mir entsprechend gut geht, und so hoffe ich vor allen Dingen das Gleiche von Euch. (…) Damit Ihr seht, daß ich auch nicht müßig bin, nur so viel, daß es auf unserer Stube zum 1. Advent bunte Teller gab mit ausgestochenem, geröstetem und glasiertem Brot, dazu Pralinen eigener Fertigung!! Doch deren Zusammenstellung kann ich nur mündlich berichten, da der Streifen hier sonst zu lang wird. (…) Im neuen Jahr werde ich alle Nachrichten, die ich Euch zukommen lasse kann, wieder numerieren und zwar mit 1 beginnend. Ich bitte Euch, das Gleiche zu tun, sobald Ihr einmal die Möglichkeit dazu haben solltet (…). Überhaupt bitte ich Euch in unser aller Interesse ja niemandem gegenüber etwas zu verlauten, daß Ihr Nachrichten von mir bekommt. Wenn Ihr mir dann einmal schreibt, so macht es bei Platzmangel nicht die Form, also ruhig Telegrammstil. Ortsnamen möglichst meiden und dann soweit als möglich beantworten, doch so, daß man nicht gleich merkt, daß ich sie jetzt bereits an Euch gestellt habe. Wie sieht es in der 17 aus? Habt Ihr noch alle Maschinen, Geräte und sonstige Unterlagen (…)? Man hört so manches Unangenehme von Enteignungen und dergleichen, daß ich meine, auch im kleinsten Rahmen muß mit der Arbeit begonnen werden. Aber ich bin überzeugt, daß Ihr schon das Rechte getan haben werdet bzw. tun werdet. (…) Wenn ich selbst erst wieder daheim arbeiten kann, wird schon allerhand nachgeholt und gut gemacht werden. Gott gebe es, daß ich bald antreten kann!*

Und noch ein Zitat aus Rolle 2, Wladimir 1948, Frühjahr

*Ihr Lieben, nun ist es ein ganz herrlicher Frühlingstag, an dem ich den alten Zeilen ein wenig hinzufüge. Die Märzsonne scheint heute am ersten zur großen Freude aller. Wieder einmal rüsten wir zu einer Reise und sehen den nächsten Tagen mit Spannung entgegen. Hinter mir liegt der Winter, über den ich wohl rückblickend sagen kann, daß ich ihn bisher recht gut überstanden habe. Ihr könnt also dieserhalb ganz unbesorgt sein. Wenn Euch diese Zeilen erreichen, so wird der Überbringer (Schorsch Steinat) diese mündliche bestätigen können. Meine Devise ist in erster Linie, der Gesundheit leben, um das vor uns Liegende zu meistern.*

Dieser Bericht kann und darf nicht schließen ohne ein Wort des Dankes an Maria Göpel, ohne die jene versunkene Welt eines reichen Lebens in Kriegsgefangenschaft nicht mehr zugänglich wäre. Danke für ihr Vertrauen und ihre Offenheit! Denn selten sind sie geworden, die Zeugnisse aus einer Zeit, von der die meisten von uns – wenn überhaupt – nur noch aus den Geschichtsbüchern etwas wissen. Selten sind sie geworden, die Materialien, aus denen man herauslesen kann, wie einfache Männer ihren Alltag in Gefangenschaft bewältigt und ihr Leben bei aller Einengung und Entbehrung reich gemacht haben. Jeder möge die so lebensbejahende Botschaft dieses Vermächtnisses für sich interpretieren. Abraham Lincoln hat zwar einmal gesagt, die Welt habe nie eine gute Definition für das Wort Freiheit gefunden, aber was Freiheit für den Menschen bedeutet, das können wir aus dem herauslesen, was aus dem Gefangenenlager Wladimir auf uns gekommen ist.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

**Willi Götz -** [**Auf Wiedervorlage**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/12/30/zur-wiedervorlage/) **(Erlangen)**

Seine Lehre bei der Stadt Erlangen, die Willi Götz am 3. April 1939 begonnen hatte, war noch gar nicht abgeschlossen, als er, gerade einmal siebenzehnjährig, 1942 zum Arbeitsdienst einberufen wurde. Zu der Zeit waren die Reihen an der Ostfront gar nicht mehr so fest geschlossen, es zeichnete sich bereits ab, wie der Krieg enden würde. Dennoch fand der Beamtenanwärter zum Abschied auf seinem Schreibtisch ein Schriftstück seines Vorgesetzten mit dem Vermerk: „Auf Wiedervorlage nach dem Endsieg!“

FOTO

Willi Götz vor Bildern von Bernhard Postner, einem Jugendfreund

Willi Götz, 1925 in Erlangen geboren, stammt aus einem eher sozialdemokratisch geprägten Elternhaus und zog die Uniform ohne große Begeisterung an. Nach einem Jahr Arbeitsdienst ging es zunächst in das besetzte Frankreich, bis er sich zur Infanterie der „Division Hermann Göring“ meldete, denn zur SS wollte er in keinem Fall. Seine Einheit wurde nach Ostpreußen verlegt, als dort der Rückzug sich schon in heillose Flucht auflöste. Über Ostern 1945 fand sich Willi Götz dann auf der Halbinsel Hela bei Danzig wieder: unter Dauerbeschuß der Roten Armee. Da es kaum noch Bäume zum Fällen gab, verwendete man das Dachgestühl von Häusern und Kirchen zur Befestigung der Bunker. Wer den Kopf hob, setzte sich den Stalinorgeln aus, wer auf eigene Faust sein Heil in der Flucht suchte, wurde noch kurz vor der Kapitulation standrechtlich hingerichtet. Man wußte nicht, wen man mehr fürchten sollte, die eigenen unerbittlichen Häscher oder die unaufhaltsam vorrückenden Gegner. Willi Götz entschied sich fürs Durchhalten – bis zum bitteren Ende, von dem er, weil gar zu schrecklich, nicht mehr viel erzählen mag.

Von der Halbinsel jedenfalls war kein Entkommen mehr. Am Tag der Kapitulation ergab sich auch die Einheit von Willi Götz und marschierte – unterwegs fuhr auch noch die Feldküche auf eine Landmine und ging hoch – bis nach Deutsch-Eylau. Hier hätte der Erlanger Willi Börke treffen können, der um die gleiche Zeit von diesem Sammellager aus nach Wladimir weitertransportiert wurde.

Der Kompaß von Willi Götz zeigte im dreistöckigen Pritschenwaggon zunächst auch nach Osten, doch dann schlug die Nadel plötzlich nach Norden aus. Wer wann wohin für wie lange gebracht wurde, blieb das Geheimnis der sowjetischen Lagerverwaltung. Willi Götz jedenfalls landete mit 3.000 Gefangenen nach tagelanger Bahnfahrt in Kolpino, südöstlich von Leningrad, der Stadt, die 900 Tage der Belagerung durch die Hitler-Truppen standgehalten hatte. „Man ist uns da anfangs verständlicherweise nicht sehr wohlgesonnen gewesen“, erinnert sich der Veteran, aber schon bald bemerkten die Gefangenen, daß die Bewacher und die Zivilbevölkerung selbst nicht minder unter den Kriegsfolgen litten und die Deutschen nicht länger als Feinde betrachteten.

Kompaß und Uhr gingen zwar beim ersten Filzen der Taschen verloren, aber Willi Götz lernte bald, sich anders in der neuen Welt zu orientieren. Er lernte ein wenig Russisch, half gelegentlich einer Frau in den Mantel, was ihm „eine gute Presse“ verschaffte, und machte sich nützlich, wo es ging, zunächst im Umspannwerk, dann beim Bau der Barracken für das Lager und im Kombinat für Schlackensteine. Ein großer Handwerker vor dem Herrn war der angehende Verwaltungsmann ja nicht eben, und als ihm auch noch ein Fenstersturz auf die Füße fiel und dabei mit einem Nagel einen Zeh durchschlug, war er um so erfreuter, die Gelegenheit zu erhalten, einem älteren Kameraden, der zu einem väterlichen Freund wurde, nach der Arbeit beim Brotschneiden helfen zu können. Da gab es dann doch immer wieder Gelegenheit, eine zusätzliche Ration zu erhalten, was der Gesundheit nur guttun konnte.

Thema Verpflegung: Kein Bericht eines ehemaligen Kriegsgefangenen, der nicht darauf zu sprechen käme. Der Mensch lebt zwar nicht vom Brot allein, aber ohne Brot ist bekanntlich groß die Not. Die immer gleiche Kascha, die Grütze, der Brei. Nur selten ein Nachschlag. Und dann einen ganzen Winter hindurch nur Rote-Rüben-Suppe. Noch Jahre nach seiner Heimkehr konnte Willi Götz kein Gericht mehr mit Roten Beten auch nur sehen. Alles Eßbare wurde mit einer „Brotkantenuhr“ gemessen.

Und noch etwas, an dem kaum jemand in den Lagern vorbeikam, wenn er denn überlebte: die Krankenstation. Willi Götz litt mehrere Wochen an Sumpffieber, wurde mit dem bitteren Chinin, dessen Geschmack er noch immer auf der Zunge hat, behandelt und fand vor allem in seiner Ärztin, die ihn immer als „ihren Jungen“ bezeichnete, eine Fürsprecherin: „Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte man mich viel zu früh wieder auf die Baustelle geschickt. Wer weiß, ob ich das dann überlebt hätte. Der Ärztin habe ich mein Leben zu verdanken!“

FOTO

Die erste Karte nach Hause

Am 23. Februar 1946 durfte der Beamtenanwärter die erste Karte nach Hause schreiben, nicht mehr als 25 Wörter. Das knappe Lebenszeichen traf Wochen später in Erlangen ein, just am Geburtstag der Mutter, am 30. März. Die Sorge des Sohnes galt dabei vor allem dem Vater, der kurz vor Kriegsende auch noch zur Heimatverteidigung eingezogen worden war, aber wohlbehalten nach Hause zurückkehren konnte. Später ging die Post zwar auch nicht schneller hin und her, aber man durfte schon mehr schreiben. Eine Korrespondenz, die noch vollständig erhalten ist.

FOTO

Das erste Lebenszeichen aus der Gefangenschaft

Wie er zurückgekommen ist aus der Gefangenschaft, weiß Willi Götz gar nicht mehr recht. Da gibt es schwarze Flecken im Gedächtnis. An die Kinder, die ihn auf der Straße am 27. April 1949, am Geburtstag seines Vaters, gleich wiedererkannt hatten, erinnert er sich dafür um so lebhafter und an das Durchgangslager Moschendorf bei Hof, von wo aus es per Bahn nach Erlangen ging. Rasch hatte er sich wieder eingelebt, wobei ihm neben der Familie sicher auch der Arbeitgeber half. Der öffentliche Dienst bot nämlich sogenannte Heimkehrerlehrgänge an. Willi Götz rutschte gerade noch in den letzten Jahrgang, der in Holzhausen am Ammersee mit Volksschulabschluß in den gehobenen Dienst aufgenommen werden konnte. „Heute wäre das nicht mehr möglich“, blickt der Pensionär versonnen zurück. Schade, denkt man sich dabei, denn wie viele Talente man so doch ungenutzt läßt! Willi Götz jedenfalls hat bewiesen, wozu man es auch mit einem Schulabschluß bringen kann, den viele Bildungspolitiker heute am liebsten ganz abschaffen würden: Er arbeitete sich hoch bis zum Personalreferenten, leitete den Kernbereich Zentrale Verwaltung des Rathauses von 1971 bis 1988.

Die Städtepartnerschaft mit Wladimir blieb für Willi Götz lange Zeit eher fremd. Nein, abgelehnt hat er sie beileibe nicht, aber die Erinnerungen an Krieg und Gefangenschaft waren so schmerzlich, daß er sich nicht vorstellen mochte noch einmal nach Rußland zu fahren. Auch wenn sein Nachfolger im Amt, Rudolf Schwarzenbach, oder Heide Mattischeck, eine der Vorkämpferinnen der Partnerschaft, ihn immer wieder ermunterten, doch einmal mitzufahren. Erst 2006 entschloß er sich mit seiner Frau zu einer Flußfahrt von Moskau nach St. Petersburg. Hier, im ehemaligen Leningrad, hatte er als Gefangener auch einmal im Hafen gearbeitet, aber „die Stadt ist ja wunderschön geworden, und da ist nichts mehr so, wie es damals war.“ Besonders aber die wunderschöne Landschaft in Karelien und der Ladogasee haben Willi Götz tief beeindruckt. Und natürlich die Menschen, die ihm ohne jeden Vorbehalt begegnet sind, stets offen und zugänglich. Die Reise hat in ihm wohl auch etwas gelöst, hat gelockert, was sich über Jahrzehnte verfestigt hatte. Jedenfalls schläft der Kriegsveteran jetzt ruhiger, wird nachts nicht mehr von den Phantomen jener fernen und doch immer wieder so grausam präsenten Zeit verfolgt.

Über Jahre stand Willi Götz in Verbindung mit ehemaligen Leidensgenossen. Doch beim letzten Treffen waren sie nur noch zu dritt. Eines haben die Überlebenden aber in jedem Fall noch zuwege gebracht: In ihrem einstigen Lager 7-707 Kolpino steht heute ein zweisprachiger Gedenkstein, und sie hinterlassen eine Botschaft. Eine Botschaft des Friedens und der Verständigung. „Da mag mancher noch so Anstoß nehmen an der Europäischen Union. Aber wir dürfen nie vergessen, woher wir kommen und was es bedeutet, seit Jahrzehnten ohne Krieg leben zu können. Das kann und darf uns gar nicht teuer genug sein!“

Diese Worte sollen gar nicht weiter kommentiert werden. Es ist nur gut, sie am Ende des Jahres zu hören und als Vermächtnis eines Mannes, der die Schrecken der Diktatur erleiden und für den Wahn des Krieges mit den besten Jahren seiner Jugend bezahlen mußte, ins Neue Jahr mitzunehmen. Zum Gedächtnis, zur Mahnung und zur täglichen Wiedervorlage all denen, die überall auf der Welt heute schon wieder und immer noch siegesgewiß Kriege vorbereiten und führen.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

FOTO

Dietmar Hahlweg, Heide Mattischeck, Ursula Rechtenbacher im Jahr 2009

**Paul Hauschild -** [**Kant für Kriegsgefangene**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/01/04/kant-fur-kriegsgefangene/) **(Glogau in Schlesien)**

*Im Nachlaß seines unlängst hochbetagt verstorbenen Onkels fand Altoberbürgermeister Dietmar Hahlweg einen Bericht von Paul Hauschild mit dem Titel „Meine Erlebnisse als erster deutscher Stabsoffizier seit dem 3. August 1941 in Kriegsgefangenschaft bei den Sowjetrussen“ und gab dieses Zeugnis einer achteinhalb Jahre währenden Lagerhaft - zu einem Teil in Einzelzelle - zur Durchsicht. Die gut 60 Seiten Typoskript behandeln auch eine Zeit, die in Wladimir und Susdal spielt. Freilich handelt es sich hierbei um Material, das sich in wesentlichen Punkten von dem unterscheidet, das so in dieser Sammlung bisher nicht zu finden ist. Der Autor, Paul Hauschild, ist mit großer Wahrscheinlichkeit nicht mehr am Leben, die Niederschrift seiner Erinnerungen erfolgte bereits Mitte der 70er Jahre, und sein Stil atmet noch Haltung und Duktus eines Offiziersstandes, der sich auch in der Niederlage nicht geschlagen geben wollte, sich seinem Eid verpflichtet fühlte und von der Rechtmäßigkeit des eigenen Handelns uneingeschränkt überzeugt blieb. Uns Nachgeborenen steht kein Urteil zu, aber es lohnt sich, die Notizen von Paul Hauschild, Diplomlandwirt und Gutsbesitzer aus Glogau in Schlesien, mit den Darstellungen der Kriegsgefangenschaft zu vergleichen, die hier zusammengetragen sind.*

Die Gefangennahme, Sonntag, der 3. August 1941

Die Bataillone meines Infanterie-Regiments 164 wurden nachmittags in Ostapi von mir für den Angriff der 62. Division auf Korosten in die Bereitstellungsräume eingewiesen, um den gedachten Verlauf des Angriffs zum Schutze der linken Flanke der am 5. August angreifenden 6. Armee gegen Überraschungen aus den Pripjet-Sümpfen mit den Führern zu besprechen. Oberleutnant Schindler, Chef der 13./164 und mein treuer Begleiter, Obergefreiter R, hinten im Kübel, unser Fahrer, Gefreiter Palitza von den Panzerjägern 162, und ich vorn, rechts vom Fahrer, waren gegen 18.00 Uhr auf der Rückfahrt auf nur trassierter Straße durch viel Wald, Wasser und Sumpf in Richtung Regimentsgefechtsstand in Ochotowka. Wir waren alle in guter Stimmung, da es ja nun wieder vorwärts gehen sollte und wir so aus den unheimlichen Pripjet-Sümpfen herauskommen würden, wo wir schon seit dem 25. Juli bei ständigen Kämpfen festlagen.

Nach kaum drei Kilometer Fahrt prasselte aus den Gräben beiderseits des Weges von einem ca. 25 Mann starken russischen Spähtrupp das Feuer aus mindestens zehn Maschinenpistolen in unseren Kübel. Der kam leider sofort zum Stehen, da der tödlich getroffene Fahrer als letzte Reaktion den Startschlüssel herauszog. Auch Oberleutnant Schindler war tödlich getroffen. Ich selbst, nur von kleinen Bleispritzern am rechten Schienbein leicht verwundet, schoß mit der Pistole aus dem Wagen, mußte wegen einer Ladehemmung durchladen und sprang aus dem Wagen, um möglichst im dichten Unterholz zu entkommen. Durch Kolbenschlag auf die rechte Kopfseite verlor ich die Pistole, mit der ich mich erschießen wollte. Ich fiel in den Straßengraben, trat und schlug um mich, hoffend, im Nahkampf erschossen zu werden und so der Gefangenschaft zu entgehen. Nach einigen Bajonettstichen in linke Hand und linken Arm und Kolbenschlägen am ganzen Körper ließ mich erst ein schwerer Kolbenschlag auf den Unterleib das Bewußtsein verlieren. Als der Russe mich über die Straße schleppte und ich mit den Füßen im Telephondraht festsaß, kam ich wieder zu mir. Mit mir trat mein tapferer Begleiter, Obergefreiter R. mit einem Knieschuß, den Weg in lange Gefangenschaft an.

*Dieser Weg führte über Pripjet und Kiew nach Moskau in die Ljubljanka, später weiter nach Engels, das heutige Saratow, vor dem Krieg die Hauptstadt der Wolgadeutschen Republik, und Wolsk, Stationen, die wir hier überspringen wollen, um gleich nach Wladimir und Susdal zu gelangen.*

Mit normalem Personenzug im Sonderabteil ging’s aus Wolsk über den Verschiebebahnhof in Moskau mit den zwölf Gefängniszügen in Begleitung eines GPU-Wächters (*Anm.: GPU - Vorläufer des KGB*) in zwei bis drei Tagen nach Wladimir (175 km ostw. Moskau). Dort hatten wir einen mehrstündigen Aufenthalt innerhalb der Mauern des Klosters, in dem sich das bekannte Madonnenbild, Heiligtum der orthodoxen Kirche, befindet. Der sehr gutmütige GPU-Wächter ließ mich das Bild aber leider nicht betrachten, da auf dem Kirchhügel eine große Menge russischer Zivilgefangener sehr streng bewacht wurde und alles abgesperrt war. Schließlich zogen wir zu Fuß los: Mein Wächter hielt aber bald einen Lkw an, der uns mitnahm. Allerdings mußte selbst der GPU-Mann dem Militärfahrer des Lkw dafür einige Rubel zahlen. Der Lkw wurde auch von Zivilisten etliche Male gestoppt, die auch gegen Rubel mitgenommen wurden. Leute, die nicht zahlen konnten oder wollten, wurden einfach stehengelassen. Solche Sondergeschäfte der Militärfahrer einzelner alleinfahrender Lastwagen waren häufig zu sehen. Das ca. 40 km entfernte Susdal erreichten wir am Nachmittag. Im Gefangenenlager im Kloster, größtenteils mit kriegsgefangenen deutschen, italienischen und rumänischen Offizieren belegt, konnte ich eine ganze Reihe mir bekannter Kameraden begrüßen, so auch den Oberst Hermann Begemann meiner 62. Infanterie-Division, der mein Infanterie-Regiment 164 nach meiner Gefangennahme am 3. August 1941 übernommen hatte und in Stalingrad 1942 Oberst geworden war. Er berichtete mir, daß meine Gefangennahme ein großer Schreck für das 17. AK gewesen sei und daß man meine Gefangennahme, genau wie ihm von mir beschrieben, rekonstruiert habe.

Ich wurde von meinen Kameraden zunächst verständlich mißtrauisch begrüßt, einmal wegen der verschiedenen Flugblätter, die die Russen über mich abgeworfen hatten, aber auch, weil ich aus Übermut und vor Freude, alte Bekannte zu sehen, ironisch mit den Worten grüßte: „Willkommen im Paradies der Arbeiter, Soldaten und Bauern!“. Aber das Mißtrauen legte sich sofort, man sorgte für mich, und von einem Verstorbenen wurde mir ein zwar großer, aber guter Fahrermantel vermacht. Zwei Jahre hatte ich in Rußland ohne Mantel verbracht, und dieser Mantel hat mir geholfen, die kalten Winter bis 1949/50 zu überstehen.

Wir kamen zu drei bis vier Offizieren in die sauberen kleinen Mönchszellen. Die Verpflegung war zwar sehr knapp - wir sollten’s später aber noch viel schlimmer erleben -, doch die Behandlung war korrekt. Irgendwelche Arbeitsanforderungen wurden nicht gestellt. Der Pferdefuß mußte aber ja kommen.

FOTO

Das Kloster in Susdal heute, einst Lager 160

Am 1. August 1943 tauchte in tadelloser Aufmachung und Uniform Oberst Hans-Günter van Hoven im Lager auf und sprach am 2. August vor uns versammelten deutschen Offizieren über den verbrecherischen Krieg Deutschlands gegen Rußland und erklärte, daß wir als Offiziere die Pflicht hätten, uns den Russen zum Kampf gegen die nationalsozialistischen Verbrecher zur Verfügung zu stellen. Unser Kamerad, der sehr temperamentvolle Oberst im Generalstabsdienst, Jobst von Hanstein, rief trotz Anwesenheit russischer Offiziere sehr impulsiv in seinen Vortrag hinein: „Landesverräter“, worauf van Hoven wörtlich erwiderte: „Meine Freunde in Moskau und ich sind stolz darauf, Hochverräter zu sein.“ Von Hanstein sagte in der noch folgenden Diskussion, daß es beschämend für einen deutschen Offizier sei, heute, am Todestag Hindenburgs und am Tage des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, zur Zusammenarbeit mit dem Gegner aufzufordern und so unseren schwer im Kampf für die Heimat liegenden Kameraden in den Rücken zu fallen. Das sei nicht Hochverrat, das sei reinster Landesverrat. Van Hoven konnte in Susdal nur wenige Offiziere für die Gründungsversammlung des „Bundes deutscher Offiziere“ (BdO) werben, der am 12. September 1943 in Moskau ins Leben gerufen wurde. Das „Nationalkomitee Freies Deutschland“ (NK) war bereits am 14. Juli 1943 von den Emigranten aus der Taufe gehoben worden. Aber für uns war es nun aus mit dem „Zuckerbrot“, und leider ist unter der „Peitsche“ dann später der größte Teil der Offiziere, besonders auch General Friedrich Paulus, doch noch dem Ruf des BdO und des NK gefolgt (Walter Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder: Bereits im Dezember 1944 unterschrieben 50 von 80 gefangenen Generalen den Aufruf des NK.).

Im Lager Susdal lagen auch eine Anzahl rumänischer und italienischer Offiziere. Ich sehe und höre noch einen italienischen Offizier, Deutscher aus Südtirol, als er von dem damals beginnenden Verfall der Regierung und der politischen Führung des italienischen Staates und der Armee vernahm und verzweifelt auf Deutsch ausrief: „Ich schäme mich für den italienischen Verrat.“

Ende August / Anfang September waren für uns die „schönen Tage von Susdal“ vorüber. Fast das gesamte Lager, ca. 800 Offiziere, ging auf Marsch nach Wladimir, ca. 40 Kilometer, zur Bahnstation für Susdal. Bei strahlendem Sonnenschein und sehr warmem Wetter wurde der Marsch außerordentlich anstrengend, zudem gab’s natürlich unterwegs weder die zugesagte Verpflegung noch irgendetwas Trinkbares. Auf zwei Lkws wurden körperlich Schwache für kurze Strecken verladen - so auch ich - und gegen Leute, die auf dem Marsch abbauten, abwechselnd ausgetauscht. Am Nachmittag erreichten wir den üblichen Transportzug aus Güterwagen. Die uns unterwegs am Zuge zugesagte Verpflegung war natürlich nicht da, sie wurde unterschlagen. Zu 80 Mann je Waggon wurden wir verfrachtet und waren einige Tage in drangvoll-fürchterlicher Enge bei verschlossenen Türen und unter erschreckend unhygienischen Verhältnissen auf Fahrt. Wir bekamen we-nigstens etwas Verpflegung, vor allem Brot und als Tschaj (Tee) heißes Wasser. Unterschlagene Verpflegung, unwürdige Behandlung und Unterbringung waren der Vorgeschmack für das, was in den nächsten Jahren geboten wurde.

Für mich bedeutete Susdal das Ende der Zeit als Einzelgefangener, wie ich’s in Moskau, Engels und auch noch in Wolsk als einziger Offizier im Mannschaftslager war. Alle Entschlüsse und Handlungen hatten noch bis dahin nach individuellen Überlegungen und ohne Beratschlagung mit Kameraden gefaßt werden müssen. Maßgeblich für mich war immer Kants kategorischer Imperativ: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.” Die aus diesen Handlungen entstehenden Maßnahmen der Russen betrafen immer nur meine kleine, in diesen großen Dingen so unbedeutende Person. Handlungen des Einzelgefangenen können nicht bestimmt sein von persönlichem Ehrgeiz, um sich aus der Masse herauszuheben oder um als tapferer Soldat angesehen zu werden oder um Orden zu bekommen. Handlungen entstehen nach langen Überlegungen entweder, um sich Erleichterungen zu verschaffen und feige das Leben zu retten oder aus dem Willen, dem Vaterland und - wenn auch nur wenig - dadurch zu helfen, daß man dem Kriegsgegner, der Gewahrsamsmacht so viel wie nur möglich Schwierigkeiten bereitet. Letztere Einstellung kann der Kriegsgefangene natürlich nur haben, wenn er sich noch als Soldat, an den Fahneneid gebunden, auf dem Schlachtfeld fühlt, wo ihn auch jederzeit die Kugel treffen kann. Mit meiner Gefangennahme hatte ich mit meinem Leben abgeschlossen und so auch meiner Frau, ehe wir in das Unternehmen Barbarossa, den Rußlandfeldzug, gingen, gesagt, daß sie bei Meldung über mich als vermißt mit Sicherheit mit meinem Tod rechnen könne. Nur so sind meine Reden und Handlungen als „Einzelkämpfer” zu verstehen, über die ich schon damals und mehr noch heute nach 25 Jahren sage, ein deutscher Kriegsgefangenen-Wärter hätte sich das kaum sagen, geschweige denn bieten lassen. Nunmehr, in großer Gemeinschaft mit vielen Kameraden, trat für mich eine neue Situation ein, in der ich zunächst einmal hoffte, unbekannt und unerkannt untertauchen zu können. In Zukunft hieß es also, sich einordnen in einen großen Kreis Kameraden und alle Entschlüsse und Handlungen wenigstens mit wenigen deutschen guten Freunden durchsprechen und eventuell Gegenmaßnahmen des Russen zu bedenken, die unserer Kriegsgefangenengemeinschaft zu starken Schaden bringen könnten. Dieses Einordnen hieß aber nicht Unterordnen unter die Unvernunft der Menge, wenn sie Deutschland, unsere Heimat, durch „Resolutionen” Schaden zufügte oder wenn sie gar Landesverrat verlangte. Maßgeblich blieb auch jetzt Kants kategorischer Imperativ. Vor unserer verschworenen Gemeinschaft in Jelabuga, als „Block VI” bekannt geworden, sagte uns unser zeitweise Blockältester, der „Wilde Hagen”, beim täglichen Morgenappell als Tageslosung manchmal: „Und handeln sollst du so als hinge / von dir und deinem Tun allein / die Zukunft ab der deutschen Dinge / und die Verantwortung wär‘ dein.” (Fichte) Oder auch, wenn ein Antifaschist mit dem russischen diensthabenden Offizier gekommen war: „Üb‘ immer Treu und Redlichkeit, bis an dein kühles Grab…“ (Glockenspiel der Potsdamer Garnisonskirche), oder: „Treue ist das Mark der Ehre“ - und andere Sprüche deutscher Dichter. Doch über die lange Zeit in Jelabuga und späteren Lagern vielleicht in einem späteren Bericht. (…)

Bearbeitet von Peter Steger, 2011

**Michael Hermann – Der lange Weg zum Vater (Nürnberg)**

*Urspünglich wollte Michael Hermann, begleitet von seinem Freund Werner Holler, bereits im Februar das Grab seines Vaters in der Nähe von Wladimir besuchen. Zu dessen Geburtstag. Aber eine Erkrankung der beiden verhinderte dies. Nun holten die beiden Nürnberger die Reise in die Vergangenheit Anfang des Monats nach und lassen uns teilhaben an ihren Eindrücken.*

Das Hauptziel unserer Reise war die Gedenkstätte in Kameschkowo, ca. 40 km nordöstlich von Wladimir, zur letzten Ehrerweisung für den Vater von Michael Hermann, der hier im Spezialhospital Nr. 2989 als Kriegsgefangener am 20. Oktober 1944 verstarb. Unsere Reise führte über Moskau weiter mit dem Zug nach Wladimir, der Partnerstadt von Erlangen. Wir wurden am Bahnhof Wladimir herzlich empfangen und zur Unterkunft ins Erlangen-Haus gefahren, wo wir die nächsten vier Tage komfortabel wohnten und bestens umsorgt wurden. Im Haus ist ein Sprachenzentrum untergebracht, und gleich am ersten Tag wurden wir von den russischen Kursteilnehmern freudig empfangen und zur Geburtstagsfeier der Lehrerin, Tatjana Kirssanowa, in ein usbekisches Restaurant eingeladen. Hier ließen wir den Tag bei interessanten Gesprächen und bester Laune ausklingen.

FOTO

Teil des ehemaligen Hostipals in Kameschkowo, heute Schule

Am nächsten Tag wurden wir von unserer Begleiterin, Ludmila Mironowa, und ihrer Freundin mit dem Auto nach Kameschkowo chauffiert. Zu unserer Überraschung fanden wir das Hospital, heute eine Grundschule mit einem kleinen Geschichtsmuseum, im baulichen Originalzustand vor. Swetlana Kudrjaschowa, die Museumsleiterin, war von unserem Besuch vorab informiert und führte uns mit interessanten Kommentaren, übersetzt von Ludmila, durch die Ausstellung. Anschließend fuhren wir gemeinsam zur außerhalb gelegenen Gedenkstätte, wo die verstorbenen Kriegsgefangenen beerdigt wurden. Der Weg zum Friedhof war noch stark vom Schnee bedeckt und nicht begehbar. Trotzdem fanden sich die Damen bereit, den Sohn des Kriegsgefangenen zu begleiten. Der Schnee lag stellenweise hüfthoch, und Michael Hermann war sehr berührt, daß die Damen trotz dieser widrigen Umstände mit ihm den Weg zum Vater gingen, den er nie hatte kennenlernen können.

Am letzten Tag unseres Aufenthaltes unternahm Ludmila mit uns eine private, sehr kompetente Stadtführung, und wir besichtigten die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten wie das Goldene Tor, das Palatium mit seinen Museen und die imposante Mariä-Entschlafens-Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert, deren Innenausstattung uns stark beeindruckte. Am nächsten Tag nahmen wir nach einem reichlichen Frühstück Abschied von Wladimir. Wir waren sehr angetan von der Gastfreundschaft, und die Unterbringung im Erlangen-Haus übertraf unsere Erwartungen. Es ist mit seinem Stil, Personal und Service jederzeit weiterzuempfehlen.

Werner Holler und Michael Hermann, 2013

FOTO

Auf dem Weg zum Grab

**Anton Holzmann – Ein stilles Gedenken für den vermißten Vater von Otmar Koch (Ehingen)**

Als Rimma Kaljomowa, die mit 16 Jahren ihre Ausbildung am Traktorenwerk begonnen hat, im Mai 2015 bei der Enthüllung des Gedenksteins für die in Wladimirer Lagern verstorbenen deutschen Kriegsgefangenen sprach, konnte sie nicht ahnen, daß zwei Gäste anwesend waren, die ihren Schilderungen vom Leben der einstigen Feinde mit besonderer Aufmerksam und Spannung lauschten. Anni und Otmar Koch aus der Wachau hatten sich der Delegation um Oberbürgermeister Flo-rian Janik angeschlossen, um mehr über das Schicksal von Anton Holzmann zu erfahren, der 1947 wohl an Lungenentzündung in Wladimir verstorben ist.

FOTO

Philipp Dörr bei der Enthüllung des Gedenksteins für die in Wladimirer Lagern verstorbenen deutschen Kriegsgefangenen, Mai 2015

Man kann nur ahnen, was in Otmar Koch vorgegangen ist, als er erfuhr, in welcher Baracke die Gefangenen untergebracht waren, wie ordentlich sie gearbeitet haben, wie sehr sie sich bemühten, in ihren Alltag Abwechslung und Farbe zu bringen, indem sie Blumenbeete anlegten, einen kleinen Teich mit selbstgeschnitzten Fröschen belebten und dabei in der Umgebung des Werks Haus um Haus für die russische Belegschaft hochzogen. In einem von ihnen ist sogar Wladimirs Oberbürgermeister Sergej Sacharow zur Welt gekommen und aufgewachsen.

Man kann nur ahnen, wie bewegt Otmar Koch war, als er auf dem Grund und Boden stand, wo sein Vater lebte und arbeitete – und begraben wurde, sein Vater, an den der heute 74jährige keine bewußte Erinnerung mehr hat. Und dessen Grab sich nicht mehr genau finden läßt. „Geordnete Bestattungen waren in diesen schweren Nachkriegszeiten nicht immer möglich”, so Witalij Gurinowitsch, der diese Periode wie kein zweiter in Wladimir kennt und stets bei Recherchen behilflich ist. „Und dann waren oft die Gräber gar nicht richtig als solche kenntlich gemacht, weshalb sie häufig später überbaut wurden.”

So auch im Fall von Anton Holzmann. dessen letzte Ruhestätte sich nur noch auf einem größeren Areal innerhalb der Grenzen des Traktorenwerks bestimmen läßt. Man kann nur ahnen, was in Otmar Koch an diesem Tag vorging. Sprechen wollte er jedenfalls nicht bei der Enthüllung des Denkmals, das jetzt aber endlich - nach sieben Jahrzehnten - einen Ort des Erinnerns und der Trauer bietet. Auch eben an Anton Holzmann, geboren am 17. September 1910 in Ehingen und verstorben am 29. August 1947 in Wladimir. Zu aufgewühlt fühlte sich Otmar Koch, zu sehr überwältigt von den Eindrücken, um zu sprechen.

Anton Holzmann war 168 cm groß und schlank, hatte blaue Augen, dunkles Haar und ein schmales Gesicht. Am linken Auge hatte er eine Behinderung. Seinen Weg in die Gefangenschaft trat er am 14. August 1944 in Bukarest an, von wo man ihn nach Iwanowo ins Lager 165 brachte. Die weiteren Stationen sind rasch aufgezählt: ab dem 4. Oktober 1944 Wladimir bzw. Gus-Chrustalnyj in der Glashütte oder im Textilwerk, dann vom 21. Januar bis zum 2. Juli 1946 ein Aufenthalt im Hospital mit anschließendem Einsatz im Traktorenwerk, Abteilung 1, mit erneutem Krankenstand, darauf Verlegung in das Lager Nr. 4 in Wladimir bis zum 9. Juli 1947, bevor er am 29. August 1947 im Hospital verstarb.

FOTO

Anton Holzmann

Als Lager Nr. 4 diente die Auferstehungskirche, die in den 30er Jahren von den kommu-nistischen Machthabern geschlossen wurde. Danach fungierte das Gotteshaus aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lange als Schuhfabrik, bis es 1990 wieder der Erzdiözese Wladimir zurückgegeben wurde. Als die Gäste am Tag der Abreise, am 10. Mai, kurz nach sieben Uhr morgens Gemeindepfarrer Wladimir treffen, ist der Geistliche schon mitten in den Vorbereitungen zur Frühmesse, aber Zeit für die Besucher nimmt er sich immer gern. Besonders dann, wenn Philipp Dörr dabei ist, mit dem er hier früher schon Tee getrunken hat.

FOTO

Witalij Gurinowitsch, Vater Wladimir, Philipp Dörr, Anni und Otmar Koch am westlichen Eingang zur Christi-Himmelfahrts-Kirche

Philipp Dörr war, ebenso wie Anton Holzmann und jeweils etwa 100 bis 120 weitere Gefangene, hier fast wie auf einem Vorposten, hoch über der Kljasma, interniert. Allerdings zu unterschiedlichen Zeiten, so daß sie sich nicht kennenlernen konnten. Eingesetzt wurden sie beim Straßenbau oder bei den Vorarbeiten zur Anlage des Stadions in unmittelbarer Nähe. Vor allem aber hatten sie mit dem eigenen Überleben zu kämpfen, denn die Versorgung war - wie die der Stadtbevölkerung insgesamt - ausgesprochen dürftig.

Nach der Restaurierung der Kirche kann man sich das Gebäude kaum mehr als Lager vorstellen, aber Philipp Dörr weiß noch, wo der Schlafraum war, wo man Essen fassen konnte, wo im Winter behelfsmäßig die Latrine stand. Es ist ein stiller Besuch, während die ersten Gläubigen zur Messe kommen. Die Gäste wollen die Andacht der anderen nicht stören, hängen ihren eigenen Gedanken nach.

Man kann nur ahnen, was in Otmar Koch vorging, als er den Blick in die Ferne richtete, in jene Richtung, in die auch sein Vater ungezählte Male geblickt haben mag, dem Sonnenaufgang über den Kirchenkuppeln von Wladimir entgegen. In Gedanken an die Familie, an Sohn und Tochter, die er nie mehr wiedersehen sollte. Zumindest der Sohn aber hat nun wenigstens die Ahnung, wie der Vater gelebt hat in Wladimir - und wo er gestorben ist. Sollte sich jemand von den Überlebenden an Anton Holzmann erinnern, möge er sich bitte melden.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2015

**Paul Hütter** - [**Sie müssen essen, sonst …!**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/02/06/sie-mussen-essen-sonst-sehen-sie-die-mutter-nicht-wieder/) **(Herdorf im Westerwald)**

Um die Jugend betrogen, in den Krieg gezogen, aus der Heimat vertrieben, doch am Leben geblieben. In diesem engen Geviert könnte man abstecken, was Paul Hütter hinter sich gebracht hat, wäre da nicht dieser spritzige Elan, den der Witwer aus Herdorf im Länderdreieck Hessen, NRW und Rheinland-Pfalz versprüht, wäre da nicht jener altersweise Tiefgang in seinen Gedanken, wäre da nicht die unverstellte Offenheit im Gespräch - und gäbe er nicht preis, was so lange ungesagt geblieben. Jahrzehntelang hatte er von seinen Erlebnissen in Krieg und Gefangenschaft lieber geschwiegen. Jetzt ist die Zeit gekommen, zu erzählen von Dingen, die ein ganzes Menschenleben zurückliegen und doch bis heute prägend bleiben. Sein Sohn Werner hatte die Spur im Internet aufgenommen, als er zunächst den Suchbegriff „Wladimir“ eingab und den dann mit „Kriegsgefangenschaft“ kombinierte, was ihn prompt beim Blog landen ließ. Der erste Treffer führte ausgerechnet zum Begründer des „Mindener Kreises“, Friedhelm Kröger, der umgehend die Verbindung zu Erlangen herstellte.

Geboren wurde Paul Hütter am 23. Februar 1924 als jüngstes von acht Kindern in Neukirch bei Breslau. Der Vater hatte es als Maschinenarbeiter nicht eben leicht, die große Familie zu ernähren, ermöglichte es aber sogar seinem Benjamin, eine Schlosserlehre zu machen, die der auch abschließen konnte. Inzwischen war der Krieg ausgebrochen, Paul hatte das Jungvolk und die Hitler-Jugend - wie fast alle Gleichaltrigen - durchlaufen, aber das evangelisch geprägte Arbeiter-Eltern-haus muß gewisse Bremsen eingebaut haben, denn zur SS mit ihren lockenden Aufstiegsmöglichkeiten wollte er nicht. Dennoch bezeichnet er sich im Rückblick als „verhetzt und blind“ angesichts dessen, was noch kommen sollte. Schon 1940 wollte sich der Schlosser in seiner jugendlichen Begeisterung freiwillig zu den Fallschirmjägern melden, fiel aber bei der Musterung wegen mangelnder Sehleistung eines Auges durch. Die Alternativen, zum Bodenpersonal, zur Flak oder gar zur SS zu gehen, reizten ihn nicht, und so wartete er, bis er zwei Jahre später den Stellungsbefehl erhalten sollte. Der Arbeitsdienst war ihm erspart geblieben, weil er in einem Betrieb beschäftigt war, der zu einem Viertel für die Rüstung produzierte.

Der Rekrut Paul Hütter erhielt seine Ausbildung bei den Glatzer Jägern in Frankreich, die dort auch als Besatzer in Erscheinung traten, und wurde im Frühjahr 1943 „als Kanonenfutter“ nach der Niederlage von Stalingrad an die Ostfront geschickt. Ja, auch er glaubte damals noch an den Endsieg, meinte, sein Einsatz sei eine Sache der Ehre und ein Dienst am Vaterland. Doch für ihn sollte die Sache rasch eine ganz andere Wendung nehmen. Nur wenige Wochen dauerte der Kampfeinsatz, bis er am 8. August 1943 die Hände hob und die Waffe für immer aus den Händen legte. Bei Wjasma war das, in der Region Smolensk, die so unter dem Krieg gelitten hat. Der Zug lag in Reserve, als plötzlich eine „Nähmaschine“ am Himmel auftauchte, ein russischer Eindecker, der Flugblätter abwarf mit der Warnung: „Achtung, wir kommen heute abend!“ Zum Ehrenkodex - ja, den gab es wirklich bei aller Barbarei! - gehörte es übrigens, derartige nur leicht bewaffnete Maschinen nicht abzuschießen, etwas, das auch für den „Eisernen Gustav“, das Pendant der Amerikaner, galt. Das anfängliche Lachen über den ungeschlachten Flieger sollte den Landsern bald vergehen, die zunächst noch darauf gezählt hatten, die eigene Artillerie werde sie noch raushauen und zum Gegenangriff übergehen. Doch am Abend des 7. August, es war ein Samstag, kamen sie dann wirklich, die Russen, mit der geballten Übermacht ihrer Granatwerfer, besser bekannt als „Stalin-Orgel“, von den Russen selbst „Katjuscha“ genannt.

Unbeschreibliche Szenen müssen sich auf der Chaussee abgespielt haben. Der eigene MG-Schütze warf den Schlagbolzen weg, damit die Waffe nicht funktionstüchtig den Feinden in die Hände falle. Seitwärts rollte man den Graben auf, stieg und stolperte über Tote und Verwundete. Nie wird der Jäger, längst selbst zum Gejagten geworden, das Geräusch vergessen, das Gefallene von sich geben, wenn man auf sie tritt und sie mit der plötzlich ausströmenden Luft ein letztes jenseitiges Stöhnen und Ächzen hören lassen, nie wird er vergessen, wie es sich anfühlt, wenn unter den eigenen Füßen die Eingeweide eines Menschen - ob Feind ob Freund - nachgeben, wenn sich jemand noch wimmernd windet…

Mit neun weiteren Kameraden konnte Paul Hütter sich absetzen und die Nacht überstehen. Wichtig, lebenswichtig, wie er überzeugt ist, „denn in der Dunkelheit wurden keine Gefangenen gemacht“. Da galten Willkür und Standrecht. Doch auch tagsüber ward Gnade nicht jedem geschenkt. Als der versprengte Trupp den Russen anderntags in die Hände lief, hatten sie einen Verwundeten dabei, den man unterm Arm nahm. Doch er konnte nicht Schritt halten. Ein Posten nahm ihn zur Seite und kam später allein zurück zum Konvoi. Beim Verhör gingen die Sieger nicht zimperlich mit dem Gegner um. Als ein Sowjetsoldat das blaue Hemd von Paul Hütter entdeckte, hielt er ihn für einen HiWi, einen „Hilfswilligen“ möglicherweise sogar der SS, und ließ handgreiflich seine Wut an ihm aus, herrschte ihn an: „Bisher sind wir nur im Winter vorgerückt, jetzt rücken wir zu allen Jahreszeiten vor!“ Da nutze die Erklärung nicht viel, er sei doch nur bei der Arbeitsfront gewesen, nachdem die Gewerkschaften ja verboten waren. Aber auch ganz andere Erfahrungen gehörten dazu: Ein Rotarmist fand Gefallen an den Knobelbechern des Deutschen, nahm sie ihm aber nicht einfach ab, sondern tauschte sie gegen seine eigenen Schuhe ein - sogar mit Fußlappen. Dem Russen waren die Stiefel zu klein, so daß er sogar die Stümpfe auszog. „Weit kann er damit nicht gekommen sein“, schmunzelt Paul Hütter da noch heute. Und dann ein ganz unnötiger Schreck: Als ein sowjetischer Kapitän, also ein Hauptmann, auftauchte, dachten alle, ihre letzte Stunde habe geschlagen, dabei wollte sie der Offizier nur photographieren. „Vielleicht waren wir ja drei Tage später in der Prawda zu sehen“, witzelt der Veteran noch heute erleichtert. Ansonsten ging es korrekt zu, die folgenden Verhöre waren ja fast nur Formsache, die freilich sehr ernst genommen wurde, vor allem hinsichtlich von Zugehörigkeit zu Partei und SS. Im wesentlichen aber wußten die Fragesteller, unterstützt von Exildeutschen und emigrierten Juden, oft besser Bescheid als die Gefangenen selbst, kannten Einheiten und Einsatzpläne.

Etwa 10 Kilometer waren zu laufen bis Wjasma, wo ein GPU-Wagen, also ein Fahrzeug des Geheimdienstes, die Gefangenen für die Nacht aufnahm. Einige weitere sollten noch hinzukommen, und anderntags brachte ein ziviler Personenzug den kleinen Gefangenenkonvoi - 15 Mann mögen es gewesen sein - nach Moschajsk. Nicht zum letzten Mal waren es die Posten, von denen die Gefangenen Beistand erfuhren. Sie waren nämlich Bewacher im doppelten Sinn, sollten in jedem Fall die Flucht der Deutschen verhindern, waren aber auch für deren Sicherheit zuständig. Und so waren sie es, die ihre Gefangenen in Schutz nahmen vor den sogenannten „Stukas“ am Bahnsteig, den vom Kampf gezeichneten und entstellten Verwundeten der Roten Armee, die Rache üben wollten. Man muß es sich klar vergegenwärtigen: Russen schützten Deutsche vor Russen!

Unter primitivsten Bedingungen schlugen die Gefangenen in Moschajsk, hundert Kilometer westlich von Moskau, ihr erstes Lager unweit eines Waldstücks auf. Alles mußten sie selbst aufbauen, sogar die Küche auf freiem Feld. Die Bäume waren zu fällen, die Bretter zu sägen, alles von Hand mit der langen Trummsäge. Der eine stand oben und mußte mit aller Kraft ziehen, der andere unten bekam die Späne und den ganzen Dreck auf den Kopf. Auch ein aus deutscher Kriegsgefangenschaft zurückgekehrter und nun von den Sowjets internierter Russe lebte in dem provisorischen 40-Mann-Lager. Bis Ende Oktober waren die Deutschen im Wald zugange, während der Russe Gras mähte, das man als Dämmung für die Fugen der Bretterhütte verwendete. Und wieder mußten die Gefangenen froh sein, immer unter Aufsicht zu stehen. Aus einem Roggenfeld kam ihnen nämlich einmal eine Gruppe von Frauen gefährlich nahe, unmißverständlich in der Absicht, mit ihren Sicheln einschneidende Veränderungen am männlichen Unterleib vorzunehmen.

Erst als es richtig unangenehm kalt wurde, im November 1943, kam die Berliner Kommunistin und Antifa-Aktivistin, Mischket Liebermann, und begleitete die Gefangenen nach Wladimir, wo sie bis zu ihrer Rückkehr nach Ostdeutschland 1945 immer wieder als Agitatorin und Schauspielerin zu sehen war. Auf bis zu 300 Mann war die Gruppe nun angewachsen, die mit Frachtwaggons tagelang nach Osten unterwegs war und mal hier, mal da warten mußte, weil die Züge nach Westen, an die Front, natürlich Vorfahrt hatten. Zwischen 50 und 100 Gefangene drängten sich auf Pritschen in einem Pullmann. Paul Hütter kam oben zu liegen, wo es nicht zu sehr zog. Es gab wohl einen Bullerofen und sogar Holz, aber kein Papier, kein Feuer… Zum Liegen fehlte das Stroh, und alle Waggons erhielten die gleiche Ration, gleich wie stark belegt: Trockenbrot, zwei Konservendosen. Bei jedem Halt schrie man nach Wasser und bekam dann eine Schippe Schnee hereingeworfen. Schon hinter Moskau starb dann einer an den Strapazen. Man ließ ihn liegen, weil man meinte, die Ration werde kleiner, wenn einer fehlte. Zwei Tage später flog der Schwindel, eine deutsche Variante des Romans „Die Toten Seelen“ von Nikolaj Gogol, beim Zählappell auf. Der Leichnam landete neben den Gleisen.

FOTO

Peter Steger, Felix Wasel, Paul Hütter, Friedhelm Weidinger und Werner Hütter vor der Abreise nach Wladimir, September 2012

Ende November 1943 traf Paul Hütter mit seinem Transport in Wladimir ein, wo er bis Dezember 1949 bleiben sollte. Wie schon in der Familie, war er auch hier, fast 200 km nordöstlich von Moskau, der Jüngste im Zentrallager bei der Werkzeugmaschinenfabrik. Von Beginn an gab es für den Schlosser nur das eine Ziel, in eine Werkstatt zu kommen, wenn er nicht vor die Hunde gehen wollte. Fachleute waren gesucht, denn es gab zwar Material in Hülle und Fülle, aber alles noch unbearbeitet. Noch nicht einmal eine Banja, ein Badehaus, gab es im Traktorenwerk, wo er zunächst zum Schweißen eingesetzt war, das man draußen erst bei fünf Grad Frost einstellte. An alle Namen seiner Vorgesetzten kann sich Paul Hütter noch erinnern: Kroll, Itschig, Wyssokij oder Karl Elbert, der bis zum Schluß Schweißer blieb… Aber es fehlte noch an Schlafräumen. Eine Steinbaracke oder der Zwischenboden über der Werkstatt mußten da Abhilfe schaffen, bis man schließlich selbst Unterkünfte gemauert hatte. Selbst war eben der Gefangene.

Zwei Mal hat Paul Hütter in Wladimir geheult: beim ersten Weihnachtsfest 1943 und dann noch einmal 1949, als alle schon nach Hause durften, nur er nicht. Aber, wie ein russisches Sprichwort sagt, es gibt auf der Welt auch gute Menschen. Einer von ihnen sei hier mit Namen genannt: Igolkin, der russische Meister der Werkstatt „Zentral-Elektro-Montage“, der immer auf Ordnung und Sauberkeit achtete. Er feierte mit den Gefangenen Weihnachten und ließ sie das Fest auf ihre Weise vorbereiten - mit Kerzen, die ein Drechsler aus Transformatorenöl und einem Docht aus Watte fertigte, die auch als Schneeflocken am Christbaum Verwendung fand, mit Lametta aus gezogenem Draht. Eine Extraration Tabak hat ihnen der Alte, wie sie ihn ehrfürchtig unter sich nannten, zukommen lassen, und aus Dankbarkeit haben sie ihm einen Klavierhocker gemacht. Selbst erst Anfang 30, kümmerte sich der Meister um seine Gefangenen wie um jüngere Schutzbefohlene. Das erste halbe Jahr in Wladimir konnte man sich nicht waschen. Man frage nicht, was das für ein Ungezieferparadies war. Erst Anfang Februar besuchte man kompanieweise die Banja im Traktorenwerk. Doch auch da wußte Igolkin zumindest für die warme Jahreszeit Abhilfe zu schaffen. In der Nähe des Pumpenwerks im Traktorenwerk ließ er auf einem Ölbunker ein Tausendliterfaß anbringen, unten der Zufluß für das kalte Wasser, das, von der Sonne erwärmt, nach oben stieg und über drei Duschen seinen Auslauf fand. Als dann das russische Personal Anstoß an den prustenden Nackedeis nahmen, bauten sich die Deutschen eine Blende als Sichtschutz. Sogar von seiner Heirat berichtete der „Natschalnik“, wie man im Russischen den Vorgesetzten gern nennt, und von den eher lästigen Ehepflichten: immer Küßchen hier, Küßchen da, Manieren und Kultur beim Essen. Nichts auf Dauer für das Rauhbein mit dem weichen Kern. Das Paar blieb wohl nicht lange zusammen, auch wenn Igolkin sich in der Werkstatt eigens Töpfe für die Küche hatte machen lassen. Viel mehr zugetan war er da schon seinem Motorrad, einer 750er BMW, für die seine Gefangenen oft genug die Kolbenringe, Zylindertöpfe und andere Ersatzteile aus Material vom Traktorenwerk fertigten. Er ließ immer den Motor laufen - und dazu einen Ventilator, „damit er nicht heißläuft“ -, weil er meinte, die Maschine müsse erst noch eingefahren werden. Dabei ist er zu jeder Jahreszeit gefahren, im Winter mit durch eine ausgeklügelte Federung optimal als Stützen fungierenden Kurzskiern, im Sommer mit Beiwagen. Aber das war nur so eine Marotte. Für immer im Gedächtnis des Herzens bleibt eine Begebenheit, die Paul Hütter wohl das Leben gerettet hat. Als er nämlich wegen Ruhr und Dystrophie schon jeden Appetit verloren hatte und gar nicht mehr essen wollte, ermahnte Igolkin, der seine Gefangenen stets mit Sie ansprach: „Sie müssen essen, sonst sehen Sie die Mutter nicht wieder!“ Dabei ließ er es nicht bewenden. Der russische Meister brachte dem deutschen Gefangenen regelmäßig Brot, das er selbst in der Werkstatt geröstet hatte, päppelte seinen Untergebenen so wieder auf. „In Deutschland“, ist Paul Hütter überzeugt, „wäre ein Gefangenenwächter für so viel Mitgefühl eingesperrt worden! So anständig war der!“

Und dann gab es da noch die Ärztin, die den „Fritz“ so aufmerksam behandelte, als er eine doppelseitige Lungen- und Rippenfellentzündung hatte und sich schier zu Tode schwitzte. Medikamente konnte sie ihm zwar keine verabreichen, nur die Schröpfgläser kamen zum Einsatz, doch die Zuwendung, das abendliche Abwischen des Schweißes, gewiß auch die Trinkhefe, die zehn Gramm Zucker im Morgenbrei und die Sonderration von 100 g Weißbrot täglich taten das Ihre. Nach vier Wochen war der Patient genesen, wenn auch zunächst noch geführt als OK (Ohne Kraft), als welcher er auch weiterhin in der Werkstatt blieb. Erst ganz am Ende folgte noch ein kurzer Einsatz in der Ziegelei, wo die Behandlung ebenfalls gut war, bevor dann im Dezember 1949 das Lager aufgelöst wurde und alle, auch Paul Hütter, nach Hause durfte. Aber bis dahin galt es zu überleben.

Manchmal schien es, als vertrauten die Bewacher den Bewachten mehr als ihren eigenen Leuten, etwa wenn Frauen und Zivilisten vor der Werkstatt warteten, bis die Deutschen kamen, weil die den Schlüssel hatten. Aber es mußte doch einen Grund geben, warum Paul Hütter so spät erst entlassen wurde. Vielleicht irrt er sich auch, vielleicht war es ja nur Zufall. Doch es hatte da einmal einen Vorfall gegeben. In der Stadt sollte Paul Hütter dabei helfen, einen Kartoffelbunker vollzumachen, aber ihn verließen die Kräfte. Der dortige Natschalnik, sprich der Vorgesetzte, besorgt um seine Norm, wollte ihn daraufhin mit Schlägen zur Weiterarbeit treiben. In seiner Verzweiflung packte da der Gefangene die Gabel mit den stumpfen Zinken und wehrte den Russen ab. Sehr wahrscheinlich, daß der das gemeldet hat, obwohl es nie zu einer Strafe in erkennbarem Zusammenhang mit dieser Causa gekommen war.

Viele Details weiß der Veteran zu erzählen. Etwa, wie man Monat für Monat nackt und mit ausgestreckten Armen zur „Fleischbeschau“ antreten mußte. Es war wohl eine Mischung aus Musterung auf Tauglichkeit für die Arbeit und Gesundheitsvorsorge. Immer wieder aber wurde auch nach dem „Vogel“ gesucht, der Tätowierung in der Achselgegend, die SS-Leute trugen. Sicher ist sicher! Hatte man noch fühlbar etwas Belastbares unter der Haut oder besser auf den Knochen, gehörte man zur Kategorie 1 und war einsatzfähig. Dabei waren die Einsätze ganz vielfältig, oft sogar im eigenen Interesse. So haben sich die Gefangenen nach ihrer Schicht selbst Doppelbetten aus Metall gemacht, ganze 500! Und alle wurden mit Silberbronze angestrichen. Notwendiger Ersatz für die Holzpritschen, aus denen keine Desinfektion der Welt mehr die Wanzen vertrieben hätte.

Unvergeßlich der Brand im Lebensmittellager. Eine bessere Gelegenheit, um sich Vorräte anzulegen, konnte es doch gar nicht geben. Vor allem die Rumänen und Ungarn nutzten die Chance und stopften sich die unten zugebundenen Hosen voll. Doch als sie ihr Plündergut nicht wieder abliefern wollten, bekamen sie von den Bewachern die Hucke voll.

Wie für alle Gefangenen spielte auch für Paul Hütter die Post eine wichtige Rolle. Noch in den Kriegsjahren schrieb er an das Rote Kreuz in München, Hamburg und Berlin und bat um Weiterleitung seiner Karten. Doch erst 1945 kam die erste Karte zurück, freilich mit dem Vermerk der Nichtzustellbarkeit. Später erst sollte er erfahren, daß die Karte wohl den Weg nach Neukirch gefunden, dort aber die Empfänger nicht mehr erreicht hatte. Die Mutter war nämlich mit den Geschwistern nach Thüringen evakuiert worden. Doch schließlich erreichte über Verwandte im Riesengebirge eine Karte den Bruder, und der antwortete endlich im Oktober 1947. Nach vier Jahren der erste Kontakt mit der Familie, die kurz nach Kriegsende wieder nach Neukirch zurückgekehrt war, dann aber schon 1946 vertrieben wurde und sich im Oldenburger Land bei Vechta niederließ.

Doch wir eilen voraus. Man kann nur mutmaßen, wie oft Paul Hütter in Gedanken geflohen ist. Ein Kamerad aus Jena hat es tatsächlich gewagt und kam 1945 bis Minsk. Als er zurückgebracht wurde, befand er sich in einem Zustand des abschreckenden Beispiels für alle Fluchtwilligen. Er landete zunächst im Zentralgefängnis, das man vom Lager aus gut sehen konnte, und kam dann in die Strafkompanie, wo man noch vor den übrigen Gefangenen aufstehen und exerzieren mußte, bis dann der zwölfstündige Arbeitstag in der Kiesgrube begann. Erst um 22 Uhr durfte man sich niederlegen. Zwei Mal gelang es Paul Hütter, dem Kameraden etwas von dem auch für ihn so kostbaren Brot zuzustecken, eine Geste, die ihm der Freund, der alle Drangsal überstand, bis heute nicht vergißt. Dennoch gab es einen weiteren, der den Versuch unternahm. Er war als Kommunist schon zu Kriegsbeginn desertiert, dann aber doch ins Lager geraten. Nicht jedem Überläufer traute das Regime. Seinen Fluchtversuch erklärte er so: „Ich bin von alleine hergekommen, also entscheide ich auch alleine, wann ich gehe!“ Definitiv zu viel Individualismus für die kollektive Ideologie des Sozialismus und definitiv zu viel Freiheitsdrang für einen Gefangenen. Noch nach dem Krieg wurde jede Brücke bewacht, überall Posten auf den Straßen, an den Kreuzungen „Flintenweiber“. Nur wer einen Passierschein, einen Propusk, hatte - Paul Hütter gehörte nicht dazu -, durfte sich mit den Buchstaben BП für Kriegsgefangener am Ärmel frei in der Stadt bewegen. Selbst die kleine Bogenbrücke über den Bach Lybjed war bewacht. Der schmale Wasserlauf, heute leider in ein unterirdisches Rohr gezwängt, lief durch das Gelände des nahen Chemiewerks, wo immer wieder Waggons mit Reparationslieferungen aus Deutschland abzuladen waren, aber im Sommer bot das Gewässer auch willkommene Gelegenheit zu einem Bad. Ansonsten gab es nur ein einziges Mal, schon 1949, einen Badeausflug an die Kljasma.

Einen ihrer Bewacher nannten die Gefangenen Kaschkopp, abgeleitet von „Kascha“, der russischen Grütze, von deren reichlichem Genuß der Russe wohl einen rundlich-feisten Kopf bekommen hatte. Im Oberfränkischen – besonders im Raum Hirschaid – hätte man ihn wohl Klößkopf getauft. Er mußte aus dem gleichen Holz geschnitzt sein wie jener Igolkin. Eines Wintertages jedenfalls erlaubte er den Gefangenen, Holz mit ins Lager zu nehmen. Doch der Wachhabende, im Rang höher, verwehrte dies mit dem Hinweis, das Brennmaterial sei entweder am Lagereingang abzulegen oder in die Küche zu bringen. Als alles nichts mehr half, zog Kaschkopp seinen Trommelrevolver, richtete ihn auf den Diensthabenden und verlange, umgehend das Tor zu öffnen. Man kann sich das freudige Hurra der frierenden Deutschen vorstellen, die es nun warm im Lager hatten und am Ofen ihre Hemden braun brutzelten, um die Läuse und deren Nissen zu vernichten. Wieder so eine unglaubliche Geschichte, wo ein Russe die einstigen Feinde gegen die Willkür der eigenen Landsleute und sogar von Vorgesetzten in Schutz nahm. Schutz genossen die Deutschen auch an hohen Festtagen und nach Wahlen, wenn der Wodka seine Wirkung getan hatte. Da hätte wohl so mancher Randalierer sein Mütchen gern an den Faschisten gekühlt. Das Krakeelen und Gegröle jedenfalls war bis ins Lager zu hören.

In der Regel wurden die Deutschen als Gefangene angesprochen. Für kurze Zeit hatten sie aber auch einen Kommandier, der sie als Soldaten begrüßte. Wie das die Stimmung hob nach all den Demütigungen! Gerne hörten alle Russen die deutschen Volks- und Soldatenlieder. Nur eines war verboten: „Heimat, deine Sterne“. Da schwang zu viel Heimweh mit, da wurde der Schmerz übermächtig, das schlug sich auf die Moral nieder. „Aber wir haben dennoch nachts oft in die Sterne geguckt und gedacht, daß die Lieben daheim jetzt vielleicht den gleichen Himmel betrachten“, gesteht Paul Hütter.

Auch an eher delikate Dinge erinnert sich der Kriegsveteran: Bis 1945 durfte man sogar im Winter nur dürftig bekleidet zum Donnerbalken, 50 Meter von der mittleren Baracke entfernt, in der Paul Hütter untergebracht war. Man fürchtete, die Leute könnten türmen. Was bei Erfrierungen zu tun war, wußten alle: Sobald weiße Flecken im Gesicht auftauchten, rieb man sie mit Schnee ein, und die Füße streckte man in der Baracke am besten in kaltes Wasser. Und doch machen dem Veteranen die Ohren und die Nase bis heute zu schaffen. Zu viele kalte Winter waren das. In der Ba-racke lag mittig ein breiter Flur, ganz hinten befanden sich Schneiderei und Ambulanz. Für entkräftete Menschen oft ein weiter Weg. Manch einer verrichtete deshalb schon unterwegs sein Geschäft. Darum hatte ein deutscher Posten, der natürlich warm angezogen war, darauf zu achten, daß jeder auch tatsächlich den Weg bis zur Latrine fand. Die war zwar überdacht, aber von allen Seiten pfiff der Wind, und wenn man sich auf den Donnerbalken setzen mußte, hörte man, wie sich weiter drunten die hungrigen Ratten über die Hinterlassenschaften hermachten. Apropos Ratten: Georg Thomalla, der Dreher, der sich in der Werkstatt einmal einen Finger abgesägt hatte, meinte, sein Brotvorrat sei auf der Brust festgeschnürt vor jedem Zugriff der Nager sicher. Bis er eines Nachts aufwachte und nur noch Krümel unter seinem Hemd fand. Von Zeit zu Zeit fing man sich deshalb eine Ratte, übergoß sie mit Benzin und zündete sie bei lebendigem Leib an. Ihre Todesschreie vergrätzten für einige Zeit die Artgenossen.

Fleisch gehörte weiß Gott nicht zur Lagerkost. Da sollten Nachgeborene nicht die Nase rümpfen, wenn sie hören, daß die Gefangenen einmal einen Hund schlachteten. Es war kurz vor Weihnachten 1945, man hatte sich schon eine Küche gebaut, als sich der Festtagsbraten anbot. Einer hatte den Streuner vom Posten weggelockt, unter seinem Mantel ins Lager gebracht, in der Werkstatt ließ man den Schleifstein laufen, damit man nichts hörte, - und schwupp war der Hund auch schon tot. Man zog ihm das Fell ab und versteckte den Kadaver im Geräteschuppen. Lange noch suchten die Bewacher nach dem herrenlosen Hund. Und just als man sein Fleisch im Topf hatte, erschien die Schauspielerin Meschket Liebermann und freute sich an dem feinen Duft, ohne zu fragen, was es genau war, das so appetitlich roch. Sie wollte sogar kosten - und ließ es sich schmecken. Später wurden sie von einem aus den eigenen Reihen verraten. Aus Rache. Man hatte ihn bei intimen Dienstleistungen ertappt, die er für eine Zusatzration Brot erbracht hatte. So einen wollte man nicht mehr in der Werkstatt haben, und der Kommandier versetze ihn. Der Hundebraten kam ihnen wegen des Verrats teuer zu stehen: Zwei Wochen lang mußte man, wenn Waggons eintrafen, nachts nochmals raus und entladen. Und Frau Liebermann? Die meinte, das mit dem Hundefleisch sei leichtsinnig gewesen, daran könne man nämlich sterben, bis man sie an jenen Abend erinnerte, wo sie selbst davon gekostet hatte… Ein einziges Mal gab es sogar echten Lachs mit Ei, aber man war so entwöhnt, daß man diese Sonderration gar nicht recht zu schätzen wußte. Bleiben wir mit einer kuriosen Episode noch kurz beim ewigen Thema Brot und Essen. 1945 waren vier noch ganz junge Gefangene für den Heimtransport vorgesehen. Jungspunde, die bei ihrer Ankunft im Lager vor lauter Verwirrung noch mit „Heil Hitler“ gegrüßt hatten. Vier von ihnen, schon am Bahnhof und für den Heimtransport vorgesehen, halfen beim Entladen von Militärtransportwaggons, weil es da Brot gab - und versäumten ihren Zug in die Heimat, blieben noch manches Jahr in Gefangenschaft.

In all der Zeit kam Paul Hütter nur ganze acht Tage in den Genuß eines Erholungsurlaubs im Heim, und dabei hatte er auch noch Pech mit der Verpflegung, es gab nämlich nur Brennesselsuppe. Die Kulturangebote stießen auf wenig Gegenliebe bei ihm. Nicht aus Mangel an Interesse, sondern wegen seiner körperlichen Schwäche. Oft blieb er einfach lieber liegen, als die 50 Meter bis zum Vorführraum zu gehen, wo man einen Film zeigte, machte lieber die müden Augen zu, statt eines der Bücher zu lesen. Überhaupt die Verpflegung, die nach einer Besserung bei Kriegsende 1946 und im Folgejahr wieder recht schmal ausfiel und erst darauf wieder zufriedenstellend war. Aber, das wußten die Gefangenen, den Russen draußen erging es auch nicht besser. Da denkt der Rentner an die junge Schweißerin, die immer wieder ihre Arbeit liegenließ, um daheim ihr Kind zu stillen, – und dann zurück auf die Baustelle kam. Frauen erschienen mit Runkelrüben in der Werkstatt. Um sie bei den Gefangenen zu kochen, haben sie die Deutschen um Geld angebettelt und sogar auf Stalin geschimpft. „Die Russen“, so das Fazit von Paul Hütter, „litten unter dem Terror des Regimes oft mehr als wir. Die Menschen waren gut, vor allem die älteren, die jüngeren verhetzte man mit der Politik genauso wie uns. Ich muß da immer an die Worte meiner Großmutter denken, die schon 1937 gestorben ist: Die Liebe, der Suff und die Politik macht den Menschen verrückt. Und: Geld regiert die Welt und der Knüppel die Menschen.“

Als sich die Entlassung abzeichnete, ließ sich Paul Hütter seinen Militärmantel für 95 Rubel ändern. Dabei hatte er gar nicht genug Geld. Der Schneider schrieb es an und wartete bis zur nächsten Löhnung, 150 Rubel. In diesem Mantel kam Paul Hütter im Winter 1949 aus der Gefangenschaft zurück, aus dem Futter just dieses Mantels hat seine spätere Frau für ihre beiden Jungs die Hosen gemacht.

Die Heimkehr war die Ankunft in der Fremde. In Brest mußte der Veteran sich noch ein letztes Mal durchsuchen lassen. In seinem Koffer hatte er 2.400 Zigaretten, Papirossy, Seife, russischen Tee, 250 g Bohnenkaffe, Margarine und eine Flasche Wodka, Reichtümer, die er vor der Abreise für sein letztes Geld, das man ja nicht mitnehmen durfte, im Lebensmittelladen des Lagers gekauft hatte. Für Gegenleistungen in Form von Papirossy konnte er seinen Kontrolleur an den langen Tischen der Grenzstelle davon überzeugen, ihn mit fast dem gesamten Inhalt des Koffers passieren zu lassen und nicht nach der Seife auch noch die Margarine mit einem Faden auf der Suche nach Schmuggelware zu durchschneiden. In Frankfurt an der Oder, wo man nochmals versuchte, eine politische Schulung vorzunehmen, erhielt er 50 Ostmark und kaufte sich Unterwäsche, nicht wie die meisten Bier. Dann brachte ihn die Bahn nach Friedland ins westliche Durchgangslager, wo er nach der Registrierung die Nacht fast im Freien verbrachte und am andern Morgen schon ins Oldenburger Land aufbrach, wo er erst bei Dunkelheit eintraf. Die Mutter lebte dort in einem Dorf bei einem Bauern und war völlig überrascht. Erst jetzt wurde dem Heimkehrer klar, was der Verlust des Vaters bedeutet hatte. Der war während seines Fronturlaubs gestorben, aber in seiner Verblendung hatte der Sohn gar nicht daran gedacht, daß er noch ein paar Tage hätte anhängen können, die sicher auch genehmigt worden wären. Paul Hütter fällt dazu nur noch ein: „Wie dumm wir damals waren!“

Wie ein Verbrecher fühlte er sich in der ersten Zeit in der neuen Heimat. Niemand brauchte ihn. Auf dem Arbeitsamt hieß es, er solle sich erst einmal krankschreiben lassen, damit er länger stempeln könne. Ein halbes Jahr brachte er so bei Vechta zu, aber Arbeit war nicht in Sicht. So ließ er sich denn nach Herdorf zuteilen, auch wenn die Mutter bitter darüber klagte, den Sohn schon wieder zu verlieren. Als der von der Anhöhe aus mit seinem Fahrrad, dem Koffer und dem Tornister, den der Bruder aus dem Krieg mitgebracht hatte, sah, wo er hingeraten war, hätte er wohl am liebsten wieder Kehrt gemacht: Von der Erzgrube und der Eisenverhüttung war die Gegend übel verschandelt, die Bäume tot oder verkrüppelt, eine richtige Wüstenlandschaft. Nichts von dem schönen Blick auf den „Ort in der reizvollen Mittelgebirgslandschaft”, den heute die Homepage von Herdorf versprechen darf. Und dann auch noch das: Als man erfuhr, daß Paul Hütter evangelisch war, meinte man, er wäre wohl besser nach Daaden gegangen, wo man mehrheitlich protestantisch war. Wenn die Einheimischen gewußt hätten, wie gleichgültig dem Neuankömmling die Konfes-sionszugehörigkeit war. Er suchte Arbeit und fand sie zunächst bei Ausschachtungen, konnte dann aber bald seinen erlernten Beruf ausüben. Man hatte ihn bei einer Familie einquartiert, in deren Tochter er sich verliebte. Die beiden heirateten, 1956 fingen sie an zu bauen, alles nach der Schicht und nach Kassenlage, und zwei Jahre später zogen sie ein. Die Kinder kamen, das Leben nahm seinen Lauf in der neuen Heimat, in der man sich endlich zu Hause fühlen und bleiben konnte.

FOTO

Paul Hütter und Philipp Dörr

Die Frau ist nun schon lange tot, die beiden Jungs ausgezogen, aber einsam fühlt sich Paul Hütter in seinem Haus nicht, das alles andere als den Eindruck eines Männerhaushalts macht. Ein großer Freundeskreis, die Familie und ein Hobby, das Radfahren, halten ihn auf Trab und in Schwung. Erst vor kurzem hat er sich ein neues Rad geleistet und ist damit eben mal so an einem Tag die 170 km bis nach Hanau zu Verwandten gefahren. Ohne Vorankündigung. Ganz spontan. „Die Strecke kenne ich, die bin ich schon neun oder zehn Mal gefahren. Ich wollte einfach mal mein neues Rad ausprobieren“, kommentiert der drahtige Rentner seinen Ausflug und erinnert mit einem wissenden Lächeln, er sei schon als Junge per Rad von Breslau nach Berlin gefahren. Ohne Verwandte dort! Ohne zu wissen, wo er übernachten sollte… Sollte sich Paul Hütter noch entschließen, einmal nach Wladimir zurückzukehren, dann wohl doch nicht per Fahrrad, wie weiland Erlangens Oberbürgermeister Siegfried Balleis, dem der Seniorsportler großen Respekt zollt, aber für die Übernachtung würde gesorgt sein. Bei guten Freunden, bei guten Menschen, wie das vor ihm schon so viele Veteranen aus ganz Deutschland erleben durften.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

[**Verschlungene Schicksale**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2012/09/10/verschlungene-schicksale-2/)

Eine Stunde gelebter Geschichte war da zu erleben, ein überwältigendes Beispiel für gelungene Versöhnung, als Paul Hütter sich erhob, um seinen Dank an die Wladimirer Gastgeber auszusprechen. Er, der vor sieben Jahrzehnten als Gefangener nach Wladimir gekommen war, er, der damals an Ruhr gestorben wäre, wenn nicht sein Natschalnik, der russische Abteilungsleiter, ihm immer wieder geröstetes Brot mit den Worten gegeben hätte: „Sie müssen essen, sonst sehen Sie die Mutter nicht wieder!”, er, der sich noch an jedes Detail im Traktorenwerk erinnert, er war es, der dem Abend seine besondere Bedeutung verlieh.

FOTO

Sergej Sacharow und Paul Hütter

Niemand verstand das besser als Oberbürgermeister Sergej Sacharow, dessen eigenes Schicksal eng verschlungen ist mit dem der deutschen Kriegsgefangenen, kam er doch in einem Haus zur Welt, das von den ehemaligen Feinden 1947 erbaut wurde und bis heute bewohnt ist. Erst dieser Tage war er wieder dort, um die Kindheit zu erinnern, um an all das zu denken, was ihm sein Vater erzählt hat von der Arbeit der Deutschen. Und dann ist da noch die eigene Großmutter, die just in jenen Jahren als Krankenschwester im Hospital tätig war, als Wolfgang Morell aus Erlangen um sein Leben kämpfte.

Still wurde es am Tisch, als Paul Hütter tastend das Wort ergriff, immer wieder unterbrochen von Pausen, in denen alle schlucken mußten, wo allen der Atem stockte. Danken wollte er noch einmal den wunderbaren Menschen, die ihm mit so viel Gastfreundschaft begegnet sind, danken wollte er vor allem aber natürlich seinem Lebensretter. Diesen Wunsch wird ihm auch Sergej Sacharow wahrscheinlich nicht mehr erfüllen können. Doch noch bevor sich die Gäste verabschieden und er selbst an seinen Schreibtisch zur nächtlichen Nacharbeit eilt, ruft er den Direktor des Traktorenwerks an und vereinbart für den anderen Tag um 12 Uhr ein Treffen für den Veteran und seinen Sohn. Dann wird er noch einmal sehen, wo damals der erste Traktor, der Universal 1, mit seinen Speichenrädern und in Silberbronze gegossen vom Band rollte, dann wird er noch einmal sehen, wo der Generator stand, wo sie die Unterkünfte gebaut haben. Es ist ein Geschenk, das Paul Hütter am Ende die Sprache verschlägt: ein Tuch der russischen Gastfreundschaft mit der Aufschrift „Brot und Salz” in Russisch und Deutsch. Dieses Tuch wolle er, wenn es denn einmal soweit sei, mit ins Grab nehmen. Versöhnt mit sich, versöhnt mit der Geschichte, versöhnt mit den Feinden von einst, die längst zu Freunden geworden. Nur einen Wunsch hat er noch: Möge die Jugend von heute und morgen nie wieder etwas von der Art erleben müssen, wie es seine Jahrgänge haben erleiden müssen. Auf beiden Seiten, wo es längst keine Trennlinie mehr gibt.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2012

**Franz Kiene – Gott ist noch nicht in dieses Land zurückgekehrt (Ehingen)**

*Zu der Ausstellung über die Kriegsgefangenenlager in der Region Wladimir, die das Landesmuseum der Partnerstadt 1995 im Foyer des Erlanger Rathauses zeigte, kam auch ein Veteran aus Ehingen. Er stellte sich als Franz Kiene vor und fragte, ob es denn möglich sei, noch einmal dorthin zurückzukehren, wo er als junger Mann interniert war. Es dauerte nicht lange, bis sich der schwäbische Bauer mit dem Wladimirer Zeitgeschichtler, Witalij Gurinowitsch, einig war: Er würde möglichst bald nach Rußland kommen, um sich auf die Spuren seiner Jugend in Gefangenschaft zu begeben.*

Franz Kiene kam 1996 oder 1997 nach Wladimir. Genauer kann ich mich leider nicht erinnern. Vielleicht findet sich ja ein Hinweis auf der Rückseite der wenigen Bilder, die wir damals gemacht haben, als wir uns im Erlangen-Haus trafen. Meine 1983 geborene Tochter Jelena war damals 13 Jahre alt. Franz gefiel meiner Frau Tatjana und mir auf Anhieb. Ein außergewöhnlicher Mensch von hellem Gemüt, der noch einmal sehen wollte, wo er fünf Jahre seines Lebens in Gefangenschaft zugebracht hatte. Es war ein richtig heißer Sommertag, als wir uns mit Fjodor Pesterew, einem Kriegsveteran, der einen guten Kontakt zu seinen Erlanger Kameraden pflegte, auf den Weg in den Ort machten, wo von 1945 bis 1947 das Traktorenwerk einen landwirtschaftlichen Betrieb zur Selbstversorgung mit einem kleinen, angeschlossenen Gefangenenlager geführt hatte. Franz hatte man nämlich bei seiner Ankunft in Wladimir nach dem Beruf gefragt, und als man erfuhr, daß er aus einer Bauernfamilie stammte und mit der Landwirtschaft aufgewachsen war, schickte man ihn in den Betrieb, wo man alles anbaute, was die Arbeiter und Gefangenen im Traktorenwerk zum Leben brauchten.

FOTO

Tatjana Gurinowitsch, Fjodor Pesterew, Franz Kiene, Witalij Gurinowitsch,

stehend Jelena Gurinowitsch auf dem Balkon des Erlangen-Hauses

Doch zunächst galt es, diesen längst von allen vergessenen Ort wiederzufinden. Das Dorf hieß Welissowo und liegt im Landkreis Susdal. Auf der Karte hatte alles so klar und einfach ausgesehen, doch die Straße dorthin war dann doch so schnell nicht zu finden. Wir kurvten herum, suchten, fragten, kehrten um. Der ehemalige Offizier, Fjodor Pesterew, gab sich geschlagen und reichte die Karte an meine Frau weiter. Die fand dann die richtige Strecke, und so kamen wir schließlich doch noch an. Franz hatte seinerzeit etwas Russisch gelernt und die Sprache nicht vergessen. Tatjana kramte ihr Schuldeutsch hervor, und so konnten wir uns mehr recht als schlecht verständigen. Aber auch ohne Worte war vor Ort alles klar: Das Dorf durchzieht eine lange Straße. Als wir ausstiegen, befiel Franz sogleich eine tiefe Traurigkeit. „Wie ist das nur möglich?” fragte er, „Damals sah hier alles gepflegter aus.” Und tatsächlich waren die Häuser verfallen, einige sogar verlassen, überall Schlaglöcher, schlecht gekleidete Leute, fast keine Jugend. Franz erinnerte sich an einige Gebäude, und eines davon, ein großes Haus, im Erdgeschoß gemauert, darüber aus Holz gebaut, betraten wir dann sogar. „Hier”, sagte er, „im oberen Stockwerk, da waren wir ganz am Anfang untergebracht. Später brachte man uns in Baracken, die am Dorfausgang standen.” Wir gingen weiter die Straße hinunter, betraten einen Laden, im Schaufenster ein Stück Butter, ein paar Brotlaibe, Konserven. Franz machte einen betrübten Eindruck. Er hatte wohl erwartet, das Dorf so wiederzusehen, wie er es in den Jahren 1945 bis 1949 gekannt, als er hier gelebt hatte. Doch das war eine andere Zeit mit anderen Familien. Damals gab es hier noch junge Leute. Ungeachtet der schweren Hungerjahre nach dem Krieg spürte man damals die Aufbruchsstimmung: Der Krieg war zu Ende, es begann ein neues Leben, man hoffte auf bessere Zeiten.

Wir gingen weiter bis ans Ortsende. Franz zeigte uns, wo das kleine Lager stand, eine Ba-racke, die landwirtschaftlichen Gebäude, der umzäunte Exerzierplatz. Franz erzählte, wie der Tag mit dem Appell begann und endete. 1946 und 1947 litten alle Hunger, die Zivilisten wie die Gefangenen, niemand bekam genug zu essen, alle sahen mitgenommen aus. Um zu überleben, stahlen die Gefangenen auf den Feldern Kartoffeln und brachten sie, in den Hosenbeinen versteckt, ins Lager. Franz erinnerte sich lachend an diese Prozedur mit der Bezeichnung „zap-zarap”. Viele Gefangene nannten diesen Mundraub „zap-zarap”. Diese lustige russische Wortverbindung hatte wohl in jener schweren Zeit ein wenig Mut und Spaß ins Leben gebracht. Jener landwirtschaftliche Betrieb lieferte also in stumpfer Alltagsarbeit die Lebensmittel für das Traktorenwerk, bis man 1949 die Gefangenen von einem Tag auf den anderen in Waggons verlud und in die Heimat abtransportierte.

FOTO

Franz Kiene

Auf dem Rückweg durchs Dorf erheiterte sich Franz immer wieder mit der Erinnerung an die geklauten Kartoffeln. Und er erinnerte sich daran, daß es den Gefangenen erlaubt war, sich im Dorf frei zu bewegen. Der Bauer aus dem Schwabenland machte davon reichlich Gebrauch und entdeckte dabei unweit des Ortes, jenseits eines Feldes in einem kleinen Hain, eine alte Kirche. Auch wenn das Gotteshaus, wie viele Kirchen damals, verschlossen war, ging der gläubige Katholik regelmäßig über das Feld, um sich im Schatten der Kirche zurückzuziehen und für seine Heimkehr zu beten. Von dieser Kirche hatte er schon in einem Brief geschrieben, den er mir vor seiner Ankunft geschickt hatte, und gleich nach seinem Eintreffen in Wladimir kam er wieder auf sie zu sprechen. Ich begriff also, daß er hier, unter den Bögen dieser Kirche sehr wichtige und tiefe Erfahrungen gemacht hatte. Wir gingen also etwa 200 Meter über das Feld, kamen näher…, und erblickten nichts als eine Ruine. Das Gewölbe war eingestürzt, nur die Mauern standen noch und einige Bögen. Haufenweise zerbrochene Ziegelsteine, nackte Wände. Wir ließen Franz alleine. Wir konnten von der Seite sehen, wie konzentriert und still er war, welch tiefe Empfindungen er aber gleichzeitig erlebte, wie sehr ihn das alles aufwühlte. Als wir dann wieder näherkamen, sagte Franz einen Satz, der mir bis heute in den Ohren klingt: „Gott ist noch nicht in dieses Land zurückgekehrt!” Er hatte recht und hat bis heute recht. Ich denke oft an diesen Satz und verstehe, daß es nicht allein die neuerbauten Kirchen sind, die Gott in unser Land zurückbringen, sondern auch neue Straßen, die Wiederherstellung des Dorflebens, das Blühen der Städte, glückliche Menschen. Und ich weiß, daß dieser Weg noch weit ist.

Franz blieben nur noch einige Tage in Wladimir, doch wir verbrachten die Zeit produktiv. Er wollte sehen, wie es in Rußland um die Datschen bestellt sei, und so fuhren wir auf unsere Datscha im Dorf Mossino. Franz war begeistert von den vielen Schrebergärten und dem Hang der Menschen zur Erde. Aber er schwieg zurückhaltend zum Zustand der Straßen und der kleinen Hütten mit dem Plumpsklo draußen. Gleichzeitig lebte er regelrecht auf in dieser ihm so vertrauten ländlichen Umgebung. Auf unserem Grundstück fand er sich gleich zurecht, er gab Tatjana fachkundige Ratschläge zum Gemüseanbau, wobei uns ein Hinweis einigermaßen erstaunte. Mit Blick auf unseren Stolz, ein 4 x 6 Meter großes Gewächshaus für Tomaten, meinte der Gast: „Wißt ihr, wie wir Tomaten ziehen? Wir graben ein großes Loch, kippen einen Eimer Mist hinein, geben eine Schicht Erde darüber und pflanzen dann die Setzlinge. Der Mist düngt nicht nur, er wärmt auch, und so kann man riesige Tomaten ernten.” Meine Frau und ich stellten uns bildhaft vor, was in unserem Gewächshaus passieren würde, hätten wir so viele Eimer mit Mist. Woher Franz all den Mist hatte, sollten wir dann schon bald erfahren. Damals war ich gerade dabei, ein Gewächshaus für Gurken zu bauen, die Metallstreben standen schon. Mit Franz zusammen hatten wir den Rest bald fertig und zogen die Plane über das Gestänge. Franz gefielen diese Tage auf der Datscha. Unsere Konstruktion hielt übrigens gut 15 Jahre lang, und immer wenn ich sie im Herbst ab- und im Frühjahr wieder aufbaute, dachte ich mit Dankbarkeit an Franz.

1999 kauften wir ein neues Auto und kamen auf die schlaue Idee, damit nach Deutschland zu fahren. Wir machten einen Plan für die Reise, verständigten unsere Freunde und machten uns auf den Weg. Wir besuchten alle uns so lieb gewordenen Kriegsgefangenen, waren in Erlangen bei unserem immer so romantisch-enthusiastischen Wolfgang Morell, bei dem tiefsinnigen Philosophen Martin Kade in Gießen, bei dem so unglaublich intelligenten Erwin Brenneke in Düsseldorf. Und es gab jede Menge ungeplanter Begegnungen. Unsere Zeit war ja begrenzt, und als wir schon zurückkehren wollten, rief uns Franz, von meinem Freund, Peter Steger, verständigt, an und fragte, wann wir ihn denn besuchen kämen. Wir wollten den alten Freund auf keinen Fall kränken, und so verzichteten wir auf den geplanten Ausflug in die Tschechei, kehrten um und fuhren zurück nach Süddeutschland, nach Ehingen, unweit von Ulm und gar nicht weit von der Schweiz. Ehingen ist eine gemütliche Kleinstadt an der Donau, durchströmt von der Schmiech, einem Flüßchen das einmal im Jahr, im Frühling, zu einem großen Strom anschwellen kann. Franz erwartete uns am Ortseingang. Wir erkannten ihn sofort wieder. Er trug eine grüne Kluft, einen Hut und hatte ein Willkommen im Gesicht. Am Ufer der Schmiech, ganz im Stadtzentrum, liegt der Hof von Franz Kiene. Das Bauernhaus im typischen Fachwerkstil mit vier Stockwerken, bestimmt schon ein paar Jahrhunderte alt. Am Stadtrand breiten sich die Wiesen und Felder aus, wo Franz das Futter für das Vieh anbaute. Ein paar Dutzend prächtiger Kühe hatte er in einem schon weitgehend mechanisierten Stall. Jetzt begriff ich, woher Franz derart viel Mist hatte. Franz und seine Frau und der Sohn waren von morgens bis abends beschäftigt, um alles am Laufen zu halten: füttern, melken, ausmisten… Der Sohn fuhr morgens schon zur Arbeit. Da bat mich Franz, ihm zu helfen. Die Kühe waren schon gemolken, und wir bugsierten gemeinsam einen 300-Liter-Tank mit Milch auf einem Fahrgestell vom Hof. Der Behälter aus rostfreiem Stahl glänzte wie Schmuck am Weihnachtsbaum. Und da bemerkte ich erst, daß auch die anderen Bauern ihre Tanks schon abgestellt hatten. Wie nach einem Fahrplan kam dann ein anderer glänzender Tank angefahren, ein Lastwagen, aus dessen Führerhaus ein geschäftiger Fahrer stieg. Er steckte einen Gummischlauch mit einem Durchmesser von zehn Zentimetern in unseren Tank und saugte mit diesem Rüssel in vielleicht gerade einmal 15 Sekunden die 300 Liter Milch ab. Auf dem Display waren sofort nicht nur die Menge, sondern auch der Fettgehalt der Milch sowie der in DM ausgewiesene Verkaufspreis zu sehen. Doch ungeachtet aller offenkundigen Errungenschaften der deutschen Landwirtschaftstechnik ist die Arbeit nicht viel leichter geworden, denn ich spüre noch immer in den Händen, wie schwer es war, den Tank zu zweit vom Hof und eine kleine Anhöhe hinauf zu schieben.

Diese wenigen Tage, die wir mit Franz verbrachten, erfüllten uns, Tatjana und mich, die wir ansonsten nur die Arbeit im Museum gekannt hatten, mit erlebter Geschichte. Auch mit Sehenswürdigkeiten. Franz brachte uns nämlich auch in eine kleine Stadt, deren Namen ich leider vergessen habe, und zeigte uns dort eine großartige Barock-Kirche, ein Muster im Stil, überreich geschmückt und luftig, durchdrungen von Licht, das auf rosa-blaue Wände und gedeckte, pastellfarbene Fresken fiel. Wir konnten sehen, wie teuer unserem Freund dieser Ort war. Tatsächlich hatte die Kirche in seiner Familiengeschichte eine wichtige Rolle gespielt. Wir traten zur Seite, betrachteten den Innenraum und sahen von der Seite, den still konzentrierten Franz, ganz den nämlichen, den wir in der Ruine jener Kirche im Birkenhain bei Wladimir erlebt hatten.

Aufgezeichnet von Witalij Gurinowitsch, Übersetzung Peter Steger, 2015

**Otto Kleinhenz -** [**Solange es den Herrgott gibt, gehe ich nicht zugrunde**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/03/15/solange-es-den-herrgott-gibt-gehe-ich-nicht-zugrunde/) **(Bischofsheim, Rhön)**

In diesen ersten Frühlingstagen des Jahres 2010 ist die Rhön noch immer der abgelegene Landstrich, den die sonnenverwöhnten Römer schon vor 2000 Jahren nicht von ungefähr mit der einprägsamen Alliteration “nix, nox, nebulae, optima munera Rhoenae” als reichlich munitioniert mit Schnee, Nacht und Nebel charakterisierten. Hier hat man bis heute guten Grund, die Finsternis besonders lange auszutreiben. Dazu braucht es Fakelträger eines Lichts, wie es in Otto Kleinhenz aus Bischofsheim leuchtet.

FOTO

Otto Kleinhenz mit knapp 18 Jahren und heute vor seinem Portrait

Begriffe wie Ehre, Tapferkeit vor dem Feind, Heldenmut und Heldentum oder Stolz haben für Otto Kleinhenz im Krieg Glanz und Strahlkraft verloren. Mißbraucht hat man sie ebenso wie die jungen Soldaten, die von der Schulbank oder Lehre weg an eine längst verlorene Front geschickt wurden. 1923 in Langenleiten in der Rhön geboren, wuchs er in einer Bauernfamilie mit weiteren acht Geschwistern auf, half den Eltern in der Landwirtschaft und absolvierte nebenbei eine Lehre als Großhandelskaufmann, was ihm vor allem wegen der Buchhaltung später im Krieg und in der Gefangenschaft von Nutzen sein sollte. Kaum 18 Jahre alt, wird Otto Kleinhenz eingezogen. Von einem einzigen Fronturlaub abgesehen, sollte er seine ferne Heimat erst im Alter von 27 Jahren wiedersehen.

Drei seiner Brüder waren inzwischen gefallen, ein weiterer geriet in amerikanische Gefangenschaft. Gleich in den ersten Wochen kommt der Jungspund an die Front und wird kurz vor Stalingrad verwundet. Während rund um ihn her Kameraden verbluten und sich vor Schmerzen den Tod wünschen, robbt er mit durchschossenem Knie durch die Steppe und findet selbst zum Sanitäter, ohne den in die Schußlinie des Gegners zu bringen, der in Sichtweite von den eigenen Kommissaren mit vorgehaltener Pistole in die Gräben getrieben wurde. „Meine ganze Tapferkeit bestand aus Angst um die Kameraden und mich. Eine Heidenangst“, erinnert sich der Landser. Sein Eisernes Kreuz hatte er sich so nach gerade einmal acht Wochen im Einsatz nicht für Tapferkeit vor dem Feind, sondern für Tapferkeit für den Freund verdient. Vielleicht doch ein Grund, stolz zu sein? Auch wenn dieser Begriff einen galligen Beigeschmack haben mag.

Noch etwas hat Otto Kleinhenz in diesen schweren Stunden vor Stalingrad erlebt, das ihn für sein ganzes Leben prägen sollte. In seiner größten Not hatte er die Mutter angefleht, für ihn zu beten, und er hatte fest geglaubt, sein Hilferuf werde erhört. Beim Genesungsurlaub erfuhr er dann, daß eine Verwandte just an dem Tag seiner Verwundung gesagt habe: „Heute müssen wir besonders für den Otto beten, der hat jetzt eine schwere Zeit durchzumachen.“ Seit er das weiß, glaubt sich Otto Kleinhenz seinem Herrgott verbunden und in ihm geborgen, und so verwundert es auch nicht, daß er nach der Heimkehr 40 Jahre ehrenamtliche Arbeit in der katholischen Gemeinde Bischofsheim, wo er sich nun niedergelassen hatte und später zum Betriebsleiter aufstieg, leistete.

FOTO

Otto Kleinhenz mit Eisernem Kreuz und im Sommer 1944 am Bug, Zeichnung eines Kameraden

Der Kriegseinsatz und der lange Weg in die Gefangenschaft müssen hier zu Gunsten der Schilderung von Erlebnissen aus der viereinhalbjährigen Lagerzeit in Wladimir in den Hintergrund treten. Nur so viel: Im Spätherbst 1944 überschritt Otto Kleinhenz mit seiner Division die Karpaten auf dem Rückzug in die Ostslowakei. Sein innigster Wunsch damals: „Herrgott, laß mich nie wieder die Grenze in Richtung Osten überschreiten!“ Er sollte sich nicht erfüllen, wurde aber zu einer Art Leitmotiv seines Lebens. Am 8. Mai 1945 - mit Ende des Krieges - geriet die weitgehend aufgeriebene Einheit von Otto Kleinhenz in sowjetische Gefangenschaft. Über Tage und Wochen wurden die ausgemergelten Wehrmachtssoldaten auf Fußmärschen bis nach Pressburg gebracht und mußten nicht selten ausgerechnet von den russischen Wachsoldaten vor dem rabiaten Mob in Sicherheit gebracht werden. Otto Kleinhenz, der bis vor kurzem noch regelmäßig für die Lokalzeitung Berichte schrieb, hat die schauerlichen Erlebnisse in einem anrührenden Bericht selbst zusammengestellt, eine Quelle, aus der sich trefflich zitieren läßt: „Am Bahnhof standen große Waggons, in welche jeweils 60 Mann hineinkamen. Ein Deutscher wurde immer als Waggonältester eingeteilt und für das Verhalten aller im Waggon verantwortlich gemacht. Für Ausreißer, drohte man ihm, müsse er mit seinem Leben haften. (…) Diese ersten Minuten im Waggon dürften mit die schrecklichsten meiner Gefangenschaft gewesen sein. In einer Ecke und an der Seite des Waggons waren ein Loch im Boden und eine Rinne angebracht. Man hatte also an alles gedacht: Latrine, Speisesaal und Unterhaltungsraum in einem. Es war zwar nicht immer appetitlich, aber der Hunger sorgte schon für den nötigen Ausgleich. Manchmal war es doch schlimmer, als ich es hier beschreiben will…“ Vorbei an Budapest, dessen Stadtrand einem „Trümmerhaufen glich“, ging es für die 2.500 Gefangenen bei dreimal täglich einem halben Liter Suppe, etwas Brot und drei Würfeln Zucker weiter nach Osten, der mit so vielen Ängsten verbunden war, eine Reise, wo der Hunger steter Begleiter wurde. Die Züge rollten unaufhörlich leer von Ost nach West und voll mit Gefangenen von West nach Ost. Und je weiter es schließlich in Richtung Moskau ging, um so mehr war auch zu sehen, was der Krieg den Russen angetan hatte: „Hier fanden wir noch manche Zerstörungen aus dem Jahr 1941, wo die deutschen Panzerspitzen vorgedrungen waren.“ Moskau war dann schnell passiert, und der Zug hielt nun Kurs auf Nordost, bis „plötzlich in der Ferne uns goldene Kirchturmkuppeln entgegenleuchteten.“

Doch die Ankunft in Wladimir brachte so ihre Härten mit sich. Acht lange Tage stand der Transport in sengender Hitze auf dem Bahnhof. Kein Durchzug, kein Wasser, Salzheringe und trockenes Brot als Verpflegung. Morgens stritt man sich sogar um die Tautropfen, die sich vom Dach der Waggons lösten. Die letzten drei Feuersteine tauschte Otto Kleinhenz bei dem räuberischen Wachpersonal gegen einen Liter Wasser aus dem Ziehbrunnen ein. Wie Freiwild fühlten sich die Deutschen. Immerhin aber hatte man die Versicherung eines Sowjetoffiziers, man werde nicht, wie von Hitler immer wieder behauptet, ohne Ansehen der Person erschossen, vielmehr sei Stalin daran gelegen, das Leben der Gefangenen zu erhalten. Dennoch: Es schien zu Ende zu gehen. Da kam es nun zu einer Schlüsselszene, die erkennen läßt, was Otto Kleinhenz im Innersten zusammenhält. Ein älterer Feldwebel, der den ganzen Krieg mitgemacht hatte, fragte ihn: „Na, da glaubst du noch, daß es einen Herrgott im Himmel gibt? So viel Ungerechtigkeit und so viel Verbrechen kann er, wenn es ihn gibt, niemals zulassen!“ Die Antwort klingt wie ein Überlebensmotto: „Ja, diesen Herrgott gibt es noch immer, und solange es ihn gibt, gehe ich nicht zugrunde.“

An einem Sommersonntagmorgen setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Es ging in den Wald. Irgendwo wurde angehalten, die ganze Nacht durch hieß es für Otto Kleinhenz mit weiteren 15 Kameraden, den Verpflegungswaggon auf eine Kleinbahn umladen, die dann weiterfuhr in ein Torflager. Das Lager für 500 Gefangene bestand aus Holzbaracken, in denen vorher Zivilisten gehaust hatten. Völlig entkräftet wurde auf Holzpritschen geschlafen, für die es erst nach einigen Tagen Strohsäcke als Unterlage gab. Immerhin viel besser als bei den Amerikanern, den Otto Kleinhenz später ins Stammbuch schreibt:

FOTO

Einfacher Arrest von drei Tagen für Unbotmäßigkeit gegenüber einem Posten

„In diesem Punkt war der Russe weit anständiger, als die Herren Amerikaner, die die Gefangenen wochenlang unter freiem Himmel auf blanken Steinen lagern ließen, wo nebenan die Zelte leerstanden. Und ein Prügelsystem, wie es bei den Amis direkt an der Tagesordnung war, gab es bei uns nicht.“ Zwei Wochen lang konnte man wieder zu Kräften kommen, soweit das mit 600 g Brot täglich und Wassersuppe möglich ist. Der Hunger blieb der treue Begleiter. Längst nicht alles, was den Gefangenen normgemäß als Verpflegung zustand, kam auch auf den Teller. Der Verpflegungsoffizier hatte es auch noch auf andere Habseligkeiten seiner Kostgänger abgesehen, etwa auf die Mundharmonika von Otto Kleinhenz, das einzige Instrument im Lager. Als das konfisziert war, blieb nur noch der Gesang, dem die jungen Frauen jenseits des Zauns, die im Torf arbeiteten, gern zuhörten. Auch so manches Stück Brot kam anfangs als Zeichen des Mitleids über das Stacheldrahtgatter geflogen, bis beides verboten wurde, das Singen wie die Zusatzverpflegung. Desto erbitterter oft die Auseinandersetzungen um die karge Kost unter den Gefangenen, wenn „der Hunger die Menschen auf die Knie zwang und zu gemeinsten Taten herabwürdigte“. Gerade die großgewachsenen und kräftigen Männer hielten vielfach nicht mehr durch, klappten reihenweise um. Dabei hatte die Arbeit ja noch gar nicht begonnen: Torfstechen. Besonders schwierig und kräftezehrend war dabei, die starken Baumwurzeln auf den gerodeten Flächen auszuhacken und wegzuräumen - und das im Rhythmus einer ständig gesteigerten Norm.

Doch das Schicksal meinte es gut mit Otto Kleinhenz, als er nach einigen Monaten aus dem namenlosen Torflager in der Nähe von Mesinowka bei Gus-Chrustalnyj ins gut 70 km entfernte Susdal verlegt wurde. Hier, im Offizierslager Nr. 160, wo seit Frühjahr 1943 die hohen Dienstgrade der 6. Armee von Generalfeldmarschall Friedrich Paulus abwärts unter recht komfortablen Bedingungen einsaßen, durfte eine Zeitlang Otto Kleinhenz als Ordonnanz arbeiten. Kein „dawaj-dawaj“ mehr, bessere Verpflegung und sogar ein Wiedersehen mit ehemaligen Vorgesetzten wie dem vormaligen Divisionskommandeur, General Max Pfeffer, der 1955, am Abend vor seiner Heimkehr in einem anderen Lager verstarb. Als das menschlichste Lager, das man sich vorstellen konnte, beschreibt Otto Kleinhenz Susdal, etwa 35 km von Wladimir entfernt, und Lagerkommandant, Oberst Anton Gerassimow, muß nach den Worten des Veteranen eine Seele von Mensch gewesen sein. Einige Gefangene wurden von dessen Mutter beköstigt, er ließ sich deutsche Volkslieder vorsingen und versprach, was er auch hielt, den Gefangenen eines Tages persönlich die Lagertore in die Freiheit zu öffnen.

Später, im Sommer 1946, ging es dann doch wieder in den Wald, allerdings nicht zum Torfstechen, sondern zum Holzmachen. Jeden Tag mußten die Gefangenen ein Bündel geschultert ins Dorf tragen, wo ihr Lager stand. Die Holzhütten bauten sich die Deutschen selbst. Man konnte sich schon einigermaßen frei bewegen, und einige nutzen den Freigang, um mitten im Dorf ihren „Verkaufsladen“ aufzumachen, wo sie Lagerkleidung und anderes Entbehrliche feilboten. Als Oberst Gerassimow dessen angesichtig wurde, hätte er die Freihändler ohne weiteres vor Gericht stellen lassen können. 15 Jahre wären ihnen sicher gewesen. Stattdessen ermahnte er nur dazu, derlei Geschäfte doch bitte nicht in aller Öffentlichkeit zu tätigen… Vom Waldlager aus ging es schließlich zur letzten Station, in die Ziegelei von Wladimir, als „Knochenmühle“ gefürchtet, die zum Lager Nr. 190 gehörte, das insgesamt ca. 34.000 Gefangene aller Nationalitäten durchliefen und 1946 mit 10.000 Mann seine höchste Auslastung hatte.

In den Jahren 1947 bis 1949 sah Otto Kleinhenz so manchen Transport in Richtung Heimat abfahren. Er war nie dabei, weil er zu robust und kräftig war, voll arbeitstauglich. Hoffnung kam 1948 auf, weil sich doch die Alliierten darauf geeinigt hatten, bis dahin alle Gefangenen in die Heimat zu entlassen. Doch als dann an Weihnachten 1948 die vertrauten Lieder aus dem Lagerlautsprecher erklangen, wickelte Otto Kleinhenz sich in eine Decke und verging schier vor Heimweh. Alpträume, die ihn bis heute nicht verlassen haben. Doch, wo die Not am größten, da ist die Rettung oft ganz nah. Herr der „Knochenmühle“ war Alexej Minerwin, ein Mann, wie sich herausstellen sollte, mit Herz für seine Untergebenen. Der Natschalnik forderte zwar die Einhaltung der strengen Norm, sei es beim Lehmstechen oder beim Transport der Ziegel auf den Loren. Aber er wußte, was er an seinen Deutschen hatte. Sie durften sich immer wieder ausruhen, sich im Winter am Brennofen wärmen, der schon vor 1914 von Deutschen gebaut worden war, ein Umstand, auf den der russische Werkleiter nicht ohne Stolz hinwies. Ab 1949 verbesserte sich die Lage auch allgemein. Es gab etwas Geld für die Arbeit, mit dem man sich Brot kaufen konnte. Immer mehr Kameraden durften nach Hause. Otto Kleinhenz aber mußte bleiben und wurde in seinem letzten Vierteljahr der Gefangenschaft Brigadier eines 40-Mann-Trupps. Die Essensrationen bekamen immer mehr Nachschlag, und die Freiheit schien schon zum Greifen nah. Doch ein unbedachter Fluch hätte beinahe alle Aussicht auf baldige Entlassung zunichte gemacht. Bei einem Wortwechsel mit dem russischen Wachtposten rutschte dem gottesfürchtigen Gefangenen ein „Verflucht!“ heraus, was zu einer Meldung beim Politoffizier führte. Der nun legte die Sache so aus, als habe Otto Kleinhenz die Sowjetarmee verfluchen wollen, ein triftiger Grund, ihm die Heimreise zu verwehren. Nur ein „Pfingstwunder“ konnte ihn retten, und so nahm er all sein Russisch zusammen und sprach sich buchstäblich selbst frei. Erst später sollte er in Erfahrung bringen, daß er schon zum Haareschneiden und Abtransport ins „weiße Haus“, wie man das Zentralgefängnis nannte, vorgesehen war.

FOTO

Gruppenbild mit Otto Kleinhenz (dritter von links, letzte Reihe)

In diesen letzten Tagen vor der Heimreise lernte Otto Kleinhenz den Leiter der Ziegelei, Alexej Minerwin, als einen Mensch kennen, der sich seiner Verantwortung für die Gefangenen fast väterlich verpflichtet fühlte. Es kam zu vertraulichen Gesprächen, wo man sich über vieles austauschte, „was Stalin nicht hätte hören dürfen“. Beim Abschied rief er die Stadtkommandantur an und erbat drei Liter Wodka für seine Deutschen. Als man sich schließlich zuprostete und die Gläser leerte, sagte der Chef zu seinem Untergebenen: „Kleingenz (*im Russischen wird das „h“ zum „g“*), du trinkst wie ein richtiger Russe!“ Mit dem Lachen kamen ihm dann aber auch die Tränen, als er rief: „Do swidanija, auf Wiedersehen, Kinder!“ Alles, nur kein Wiedersehen in Rußland, wünschte sich da freilich Otto Kleinhenz und mit ihm wohl alle seinen Kameraden, bevor sie am ersten Adventssonntag 1949, frisch eingekleidet und im teilweisen Wiederbesitz ihrer einst konfiszierten persönlichen Habschaften, die Waggons des Zuges bestiegen, der sie in die Heimat bringen sollte. Zuvor wartete auf den Leidgeprüften aber noch eine Fußangel. Beim Auszug aus dem Lager wollte ihm ein Vertreter der „Antifa“ eine rote Fahne in die Hand drücken. Ausgerechnet ihm, Otto Kleinhenz, dem gläubigen Christen der sich mit Händen und Füßen dagegen wehrte, als Bannerträger des atheistischen Kommunismus mißbraucht zu werden. Gut, daß da der Koch der Truppe einsprang und sagte: „Komm, gib mir das Ding!“

„Niemals mehr nach Osten“, schwor sich in jenen Tagen Otto Kleinhenz. Aber fast fünfzig Jahre später, längst in Bischofsheim verwurzelt und Vater von fünf Kindern, machte er sich doch wieder nach Rußland auf, zusammen mit einer Reisegesellschaft im Mai 1988 mit den Zielen Leningrad, Moskau, Wladimir und Susdal. Noch einmal besuchte er das Euthymius-Schutz-Kloster, wo er Jahrzehnte zuvor als Ordonnanz der Generalität eingesetzt und in Viehställen einquartiert war, die mittlerweile neuen Gebäuden Platz gemacht hatten. In Wladimir fand er seine einstige Zie-

gelei wieder und erfuhr zu seinem großen Erstaunen, daß Alexej Minerwin noch am Leben war. Wenig später standen sich die beiden in der Wohnung des 88jährigen gegenüber und machten gemeinsam die Zeitreise zurück ins Jahr 1949. Zwei Stunden standen ihnen zur Verfügung, viel zu wenig, um alles ins Gedächtnis zurückzurufen, aber genug, um die Verbundenheit wiederaufleben zu lassen. Zwei Jahre standen sie noch in Briefwechsel, bis Alexej Minerwin starb. Doch die Korrespondenz riß nicht ab. Otto Kleinhenz hielt weiter Kontakt zur Tochter seines Ziegeleidirektors, Ludmila Dobrynina, schickte ihr nicht nur aufmunternde Zeilen, sondern auch so manchen Geldschein und auf dem Umweg über das Erlanger Rathaus von Zeit zu Zeit ein Paket. Von da gelangten auch regelmäßig die meist schlechten Nachrichten aus dem krisengeschüttelten Rußland in die Rhön, doch im Advent 1989 schließlich auch das Trio Igor Besotosnyj, Alexander Julinezkij und Walentin Petratschkow, die vor der Rückkehr von ihrer ersten Tour durch Franken noch einen Halt in Bischofsheim einlegten. Im Oktober 2008 dann der Besuch von Alexej Dobrynin, Enkel des Ziegeleidirektors, nachdem auch Ludmila Dobrynina schon zwei Jahre vorher verstorben war. Dazwischen, 1995, lag die Ausstellung über die Kriegsgefangenenlager Wladimirs, konzipiert von Witalij Gurinowitsch, zu der Otto Kleinhenz einiges beitragen konnte, und die Reportage „Auf fremder Erde“ des Wladimirer Lokalfernsehens, das den Zeitzeugen eigens 1995 zu Hause besuchte. Otto Kleinhenz beschreibt darin eindrücklich die Arbeitsbedingungen in der Ziegelei: „Dort mußten wir an der Presse alles machen. Lehm stechen, und der war hart wie Leim. Wir mußten mit den Loren auf die Drehscheibe fahren und dann auf die Presse. Unten standen drei Russinnen, um die Steine abzuschneiden. Das ging schnell, und genauso schnell mußte der Lehm herbeigefahren und die Loren mit den Steinen weggebracht werden. Und immer hieß es schneller, schneller, und wir versuchten, so schnell wie möglich die Loren zu beladen und die Steine wegzuschaffen. Es durfte keinen Stillstand geben. Und immer wieder Schimpfen: kein Lehm mehr da, los, schneller, dauernd los, schneller. Wer zu schwach war, kam, das muß man schon sagen, ins Lazarett, damit immer nur die Kräftigsten in der Ziegelei blieben. Das Tempo war mörderisch auf dieser wichtigsten Baustelle in ganz Wladimir.“ Ludmila Dobrynina ergänzt in der gleichen Reportage: „Damals wurde das Werk Nr. 303 gebaut, ein Panzerwerk. Das Baumaterial lieferte die Ziegelei, deren Direktor mein Vater war. Der Plan stand über allem, die Zeit drängte immer. Alle hatten es damals sehr schwer, natürlich auch die Kriegsgefangenen, unter ihnen noch ganz junge Kerle. Meinem Vater fiel es mit seinem guten Herzen schwer, diese halbverhungerten Jungs zu sehen. Deshalb hat er sie oft nach Hause eingeladen und sie mit durchgefüttert. Die Namen von Philipp und Hans haben sich mir eingeprägt. Sie haben meinem Vater Photos und Karten zurückgelassen mit der Aufschrift *Zwei Freunde, die Sie nie vergessen werden. In Dankbarkeit für die menschliche Behandlung. Philipp und Hans.”*

FOTO

Otto Kleinhenz in seiner Gefangenenmontur

Und dann dieser Otto Kleinhenz: „Als ich eines Tages von Einkäufen nach Hause komme, sehe ich am Tisch einen mir unbekannten Mann im Gespräch mit meinem Vater. Unser Gast stand mehrmals auf, er sprang immer wieder förmlich vom Tisch auf und umarmte meinen Vater mit den Worten *Direktor Minerwin!* und hatte Tränen in den Augen, und ich mußte auch weinen. Es war ein ergreifendes Treffen. Danach Briefe…“

FOTO

Meldeschein

Otto Kleinhenz ist auch Mitautor des von Fritz Wittmann herausgegebenen Sammelbandes „Rose für Tamara“ und schreibt darin von einer anrührenden Begebenheit zu Ostern 1948: „Es wurde in Rußland Frühling. Wir, die Gefangenen des Hauptlagers, waren mit unserem Arbeitskommando auf der Ziegelei. Mit einigen Kameraden war ich im Trockenschuppen beschäftigt, mußte Schmutz und Unrat aus den angrenzenden Wohnhäusern beseitigen. Das half nur, unsere Traurigkeit an diesem hellen Ostermorgen zu verstärken. Doch auf einmal erklang von der goldbekuppelten Kirche der schwere Schlag der Glocken. Ganz behutsam, als gelte es nicht die Freude der Auferstehung, sondern das Leiden Christi zu verkünden. Ich lauschte, schloß die Augen, und meine Gedanken wanderten mit dem ganzen Schmerz des Heimwehs in das Heimatdorf. Es war einfach schlimm. Doch zum Leid kam dann doch auch ein Engel der Liebe und Freude Gottes - ganz unverhofft. Ich lief durch den Schuppen, und da kam mir eine seit langem gut bekannte Babuschka entgegen, blieb bei mir stehen, packte aus einem Tüchlein drei kleine Kartoffeln und drei Bonbons aus, sah mich wie eine liebende Mutter an und sagte mir den Ostergruß: *Christ ist erstanden, wahrlich ist er erstanden!* Damit tat sich für mich ein Stück Himmel auf durch die gütige Seele einer russischen Mutter, die ich immer wieder vor mir sehe, und die mich immer wieder bewegt, anderen zu helfen.“

Die Gesundheit läßt es heute nicht mehr zu, daß Otto Kleinhenz im Mai zum 65. Jahrestag des Kriegsendes noch einmal nach Wladimir reist. Aber seine Gedanken sind bei „seinen“ Russen ebenso wie bei den Kameraden von einst. Freund und Feind sind längst keine Gegner mehr, sind zusammengerückt im Herzen des aufrechten Veteranen, verschmelzen ineinander. Man hat einander das Schlimme vergeben und seinen Frieden gefunden. Ein Grund mehr für den Menschenfreund, sich für Lätare, das Bergfest zu Mittfasten, zu rüsten und draußen nach dem Holz zu sehen, damit am Fackelsonntag das Licht und die Wärme über der noch winterdunklen Rhön leuchte und nix, nox, nebulae vertreibe.

FOTO

Dankschreiben der Gefangenen für Alexej Minerwin

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

[**Viele sind’s nun nicht mehr, die verblieben…**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/03/21/viele-sinds-nun-nicht-mehr-die-verblieben/)

Wer bereits die wundersame Geschichte von Otto Kleinhenz gelesen hat, wird darin vergeblich nach Bildern gesucht haben, die nun nachzuliefern sind. Bilder seiner Gastgeber und Freunde in Wladimir, Bilder von der Begegnung mit Alexej Dobrynin, der ihn im Oktober 2008 in Bischofsheim besuchte und damit etwas tat, was die knappe Lebenszeit für Mutter und Großvater nicht mehr bereithielt und dem Enkel als Vermächtnis aufsparte.

Vermißt mag der Leser auch einige persönliche Angaben haben, die hier nun nachgereicht werden. Beginnen wir bei Alexej Minerwin, in dessen Anwesenheit nicht nur für die Kriegsgefangenen auch das Schwere leicht zu ertragen war. Seine Liebe galt der Malerei, die er vor allem mit Naturmotiven pflegte.

Seine Tochter Ludmila hat das Künstlerische geerbt und an ihren Sohn Alexej weitergegeben. Beide wurden Naturwissenschaftler, sie Mathematikerin, er Ingenieur. Sie schrieb Gedichte, er dichtet vor allem Tschastuschki, diese unnachahmlichen und schier unübersetzbaren russischen Spott- und Scherzverse. Vor allem aber ist Alexej Dobrynin als Barde weit über Wladimir hinaus bekannt.

Hier nun zwei Gedichte aus dem Band „Träume von Rubljow” in der Übersetzung von Peter Steger, erschienen 1998 im Universitätsverlag Wladimir, anläßlich des 15jährigen Jubiläums der Städtepartnerschaft Erlangen – Wladimir.

FOTO

Alexej Minerwin und Alexej Dobrynin

**Sonnenuntergang** (Ludmila Dobrynina)

Spitzenmuster auf dem Fensterglas, / Eis, das funkelt in der zarten Sonne. / Birken taucht sie in ein kühles Blaß, / in der Scheibe ist ihr Blick geronnen.

Dann streift sie die Kerze vor dem Bild, / fällt auf das Gesicht der Christ-Ikone, / wirft die Strahlen auf den warmen Kilt, / kuschelt sich in meine kalten Knochen.

Abzusteigen auf dem Lebenspfad / ist nicht leicht – ganz ohne etwas Zartes. / Danke, daß sie hier war, wenn auch matt, / einen Augenblick bei mir verharrte.

Sie ist nicht im dunklen Nebelgrau / weggetaucht ins triste Panorama, / sondern traf mit ihrem Strahl genau / mein geweißtes Kreuz im Fensterrahmen.

**Das Mondmobil** (Alexej Dobrynin)

An dem Bierausschank hinter den Schuppen, / für den Nüchternen wahrlich kein Ort, / erzählte Wanja von tanzenden Puppen, / Wanja Mondmobil hieß er zum Spott.

Auf den Mond ist er niemals geflogen, / Dreiundvierzig, da tobte der Krieg, / mit der Miene ist alles zerstoben, / von den Beinen der Stumpf ihm nur blieb.

Seither nennen Iwan böse Zungen, / die geölt von dem lauwarmen Bier, / Mondmobil. Gott, wie geistreich, gelungen! / Ist Iwan doch weiß Gott keine Zier.

Freilich riß er vor Zeiten auch Possen, / keiner tanzte im Dorf so wie er. / Auf dem Brettchen sitzt er jetzt verdrossen, / auf vier Rädern kommt er jetzt daher.

Stimmt schon, werktags, erst recht zu den Festen, / trinkt Iwan auch mal andres als Saft. / Die Passanten beginnen zu lästern / oder atmen tief durch, abgeschlafft.

Vor den Kriegsveteranen und Helden / neige ich bis zur Erde mein Haupt. / Gott verhüte, daß ich je vergelte / den Iwans ihre Opfer mit Kälte, / wo ihr Rußland vor Kummer ergraut.

FOTO

Ludmila Dobrynina vor einem Gemälde ihres Vaters

Viergeräderte Männer durchrollen / lebenslänglich die Straßen der Rus. / Den Respekt will man ihnen nicht zollen / und verweigert sogar noch den Gruß.

Viele sind’s nun nicht mehr, die verblieben, / und der Krieg zielt vom Ansitz auf sie. / Darum sei ihnen bitte verziehen, / wenn sie kippen ein Gläschen zu viel.

Sogar dort, bei dem Ausschank dahinten, / sieh nicht weg, wenn die Bremse versagt / und sich Wanja gießt hinter die Binde / Bier um Bier, weil der Schmerz an ihm nagt.

Übersetzt und aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

FOTO

Otto Kleinhenz und Alexej Dobrynin

**Josef Köhler -** [**Biographische Annäherung an Josef Köhler**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/01/07/biographische-annaherung-an-josef-kohler/) **(Leipzig)**

Seit September 2009 geht Thomas Köhler aus Leipzig in seinem Blog den Spuren seines Vaters, Josef Anton, nach und läßt uns Leser staunend daran teilhaben, wie aus vielen Einzeldokumenten und Lebensbeweisen das Gesamtbild einer beeindruckenden Biographie jenes im Sudetenland geborenen Mannes (er besuchte das Gymnasium von Brüx, für dessen Heimatgemeinde Erlangen seit 1949 Jahren die Patenschaft hat) entsteht, der via Stalingrad in die Gefangenschaft nach Wladimir kam und nach seiner Rückkehr in die sowjetisch besetzte Heimat mit den neuen Machthabern in Konflikt geriet.

Als Einstieg hier nur ein Auszug aus dem Blog, der Appetit machen soll für mehr. Es handelt sich um den ersten Eintrag vom 31. August 2009. Sehen Sie selbst, wie es später weiterging:

[www.chris-koehler.de/jakblog/](http://www.chris-koehler.de/jakblog/)

**Krieg und Gefangenschaft**

Vom 23.3.42 bis 1.7.42 wurde ich beim 465. I.E.B. [Infanterie Ersatz Batallion] in Neustadt an der Mettau ausgebildet. Vom 1.7.42 bis zum 15.9.42 war ich auf einen Unterführerlehrgang nach Josefstadt (C.S.R.) abkommandiert. Bereits am 1.10.42 wurde ich nach einem kurzen Einsatzurlaub an die Front abtransportiert, wo ich am 20.11.42 im Raum von Stalingrad dem 523. I.R. [Infanterie Regiment], 384. I.D. [Infanterie Division] zugeteilt wurde. Nach dem Rückzug der VI. Armee nach Stalingrad kam ich in der Nacht des 29.12.42 zum ersten Fronteinsatz. In dieser Nacht begab ich mich in sowj. Kriegsgefangenschaft. Bis April 1943 nahm ich am Vormarsch der Roten Armee auf Rostov teil und kam nach zweifacher Verwundung in das Kriegslazarett Stalingrad und anschließend in das Kriegsgefangenenlager 108, danach 160 und 190. Am 23.9.1948 wurde ich aus sowj. Kriegsgefangenschaft entlassen.

So kurz und knapp klingt das im Lebenslauf von 1950. Problematisch wird es erst, wenn man ein wenig tiefer geht. Da ist zum ersten das Arbeitsbuch Nr. 1331 / 013636 vom 3.2.1954, Rat des Stadtbezirkes XI der Stadt Leipzig, in dem von 1944 bis 1946 ein Studium an der Universität Ulan Bator M.V.R. (Mongolische Volksrepublik) eingetragen ist. Passend dazu sind auch sämtliche Karten aus der Kriegsgefangenschaft vorhanden, der Schriftverkehr beginnt allerdings erst im 2. Halbjahr 1946.

Im Lebenslauf aus den 70ern heißt es: Ende 1942 begab ich mich anläßlich eines Stoß-truppunternehmens in sowjetische Gefangenschaft. Ich blieb bei der kämpfenden Truppe und kam nach der Schlacht von Kursk/Belgorod in das Kriegsgefangenenlager (August 1943) in Wladimir /701/, in dessen Haupt- und Nebenlagern ich verschiedene leitende Funktionen bekleidete. Hier lernte ich auch Russisch.

Auf einer Postkarte im Herbst 1946 aus dem Lager 7190/III an seine Eltern schreibt er: „Mir geht es gut, bin gesund und wohlauf. 70 kg. 173 cm. Also keine Ursache zu irgendwelchen Beunruhigungen. Im Augenblick mache ich Übersetzungen aus dem Englischen ins Russische. Das ist eine schöne Arbeit, aber viel.“

Die Englischkenntnisse lassen sich aus dem Berlitz–Lehrgang von 1941/42 erklären, die russischen Sprachkenntnisse muß er sich von 1943 bis 1946 angeeignet haben. Allerdings läßt sich vermuten, dass zumindest ein Lehrgang nötig ist, um die erforderlichen Sprachkenntnisse zu erwerben. Darüber findet sich nichts in seinen Hinterlassenschaften. Es gibt also auch hier Ungereimtheiten. Sehen wir mal, wie es weitergeht.

Zitiert nach o.g. Blog 2009

**Josef Krichel -** [**So schlimm kann es ja gar nicht sein mit den Russen**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/08/29/so-schlimm-kann-es-ja-gar-nicht-sein-mit-den-russen/) **(Koslar bei Jülich)**

Wer Josef Krichel in Koslar bei Jülich besucht, macht sich eher früher als später mit dem aufgeräumten Weltkriegsveteran auf den weiten Weg zurück in eine Zeit heute kaum mehr vorstellbarer Not und Entbehrung. Denn, wie es der älteste Sohn eines Bahnbeamten formuliert: „Da ist der Vater in seinem Element“. Dabei erlebte der so angenehm-umgängliche Rentner doch nach eigenem Bekunden seine glücklichsten Jahre – sorgenfrei und ohne jede materielle Not – im Alter von 50 bis 70. Erst in letzter Zeit machen ihm und seiner Frau Elisabeth zunehmend gesundheitliche Beschwerden Malheur und bringen manche Einschränkung mit sich. So mußte der Heimkehrerkreis um Friedhelm Kröger, der sich heuer im Odenwald getroffen hatte, wieder einmal auf Josef Krichels Teilnahme verzichten.

Doch geht es nicht uns allen so, daß wir - je älter desto mehr - aus dem Element schöpfen, das uns in jungen Jahren geformt? Mag diese Jugend noch so elend und verraten gewesen sein. Josef Krichel hebt den Vorhang der Jahrzehnte ohne Mühe, ohne Scheu, ohne Zorn, ohne Verbitterung. Die Besucher bittet er in sein nüchtern gehaltenes Arbeitszimmer, und schon erzählt er, gut vorbereitet und mit einigen handschriftlichen Notizen präpariert, um nur ja kein Detail auszulassen, sind es doch gerade diese oft unscheinbaren Einzelheiten, die Licht in die Erinnerung bringen.

Als Jahrgang 1927 gehörte Josef Krichel zum letzten Aufgebot des längst waidwunden Hitler-Deutschlands, das im letzten Kriegsjahr noch halbe Kinder ins Feuer schickte. Als im April 1944 die Lehre bei der Bahn abgeschlossen war, kam sofort der Einberufungsbescheid. Die Ausbildung fand in Dänemark statt, gerade einmal zwei Monate kurz. Der Kommandeur sagte noch, das sei natürlich viel zu wenig, aber die Ostfront wartete nicht, sie rückte mit Macht voran. Also hieß es, man solle sich freiwillig melden… Wer von den Jungspunden wollte da als Drückeberger gelten? Nicht anders als Zwangsfreiwilligkeit kann man das nennen.

„In Polen bin ich nur rückwärts gelaufen, die Übermacht war zu groß“, erinnert sich Josef Krichel an die ersten Einsätze. Lange lag er an einem Brückenkopf über die Oder. Dabei war die Rote Armee schneller als der eigene Nachschub. Wäre der rascher vorangekommen, hätte der Krieg noch eher zu Ende gehen können. Immer wenn die Sowjetsoldaten abends sangen und tranken, kam am nächsten Morgen der Angriff, aber die Deutschen hielten die Stellung lange und mähten die jungen Kerle regelrecht ab. Schreckliche Szenen, an die sich der Gastgeber nur mit Grauen erinnert.

FOTO

Josef Krichel und Berthold Eutermoser vor dem ehemaligen Lazarett, 2001

Nur vor den russischen Scharfschützen mußte man sich in acht nehmen. Ein Kamerad wollte sich nicht bücken und bezahlte seinen Leichtsinn mit einem Kopfschuß. Bis zum 16. April 1945 dauerten diese hinhaltenden Scharmützel, dann kam er, der Großangriff: „Die Erde hat gezittert, zweieinhalb Stunden hat es gedonnert, überall Granaten, dann kam die Infanterie, dann der Rückzug…“ Aber just auf dem Rückzug drohte Gefahr auch von den eigenen Leuten. Die Front war schon am Laufen, in Auflösung, doch in einem kleinen Ort warteten die „Kettenhunde“, die Feldpolizei, die drohte, Flüchtende zu hängen. Zur Abschreckung hingen auch tatsächlich bereits zwei Landser.

Richtig Gegenwehr leistete die Einheit von Josef Krichel erst, als am 20. April die Russen vor Berlin standen. Aber die Übermacht war zu groß. An schreckliche Bilder erinnert sich der Veteran. Aus den abgeschossenen sowjetischen Panzern sprang die Besatzung brennend heraus, und niemand konnte helfen. Das schreckliche Ende des Krieges war absehbar, doch der Schrecken war noch nicht vorbei, und am schrecklichsten stellte man sich eine Gefangennahme durch die Russen vor. Auch Josef Krichel wollte sich zu den Amerikanern absetzen. Sein Trupp sammelte sich in Spandau zum Ausbruch, und gegen 17.00 Uhr ging es über die Charlottenburgbrücke. Überall krachte es, Zivilisten wollten mit, eine einzige Katastrophe. Man kam bis Staken, von wo aus am andern Morgen der Gegenangriff weitergehen sollte, aber die Panzer hatten sich über Nacht aus dem Staub gemacht. Ganze 800 Mann waren von der Einheit noch übrig, und keine 50 Meter konnte man mehr vorankommen, Josef Krichel ging in einem Graben in Deckung und hörte noch, der Führer sei im Kampf ums Leben gekommen. Bis zum bösen Schluß wurde man belogen. Später dann der Versuch, sich mit fünf Kameraden durch die Schrebergärten in Sicherheit zu bringen. Die Waffen hatte man schon weggeworfen, der Krieg war ja verloren. Noch eine Tasse Kaffee gab es in einer Laube zu trinken, doch schon nach fünf Minuten waren die Russen im Garten, ein Trupp von 18 Rotarmisten. In Panik wollten noch einige aus der Krichel-Gruppe über eine Mauer flüchten. - Hatten sie vergessen, daß in einer solchen Situation ohne Warnung geschossen wird?

Josef Krichel ließ sich gefangennehmen und kam nach Döberitz. Da gab es tonnenweise Knäckebrot, ein unvergeßlicher Anblick, an den er in den folgenden Hungerjahren noch oft zurückdenken wird. Schon in Rüdersdorf, wo der Gefangenentransport in einer Zementfabrik einquartiert wurde, starb dann ein Kamerad neben ihm, sein erster Toter in der Gefangenschaft. Entlang den ehemaligen Stellungen ging es weiter in ein Auffanglager. Zwei Tage und eine Nacht bei schönem Wetter. „Die Russen ließen uns zum Schwimmen in die Oder! Wir waren platt und sagten uns, so schlimm kann es ja nicht sein mit den Russen.“ Die nächste Station war Posen. Auf dem Bahntransport gab es als Verpflegung noch immer Knäckebrot. Im neuen Lager angekommen, hieß es, nicht nur Abschied von den Läusen zu nehmen, sondern auch von den letzten Habseligkeiten, die einem noch nicht bei der Gefangennahme abgenommen worden waren. Die Ruhr zwang Josef Krichel für zwei Wochen ins Lazarett, aber das war komplett überbelegt, viele konnten nur draußen liegen. Halbwegs auskuriert, meldete er sich deshalb gleich als Freiwilliger zur Arbeit, die mit gutem Essen - abends gab es einen „Doppelschlag“ - entlohnt wurde. Im Kokswerk waren die Polen umgänglich, es gab keine Exzesse gegen Deutsche wie andernorts. Doch da hieß es plötzlich: „Rußland“! Mitte Juni setzte sich der Gefangenentransport per Bahn über Warschau in Gang. Die Polen waren da schon anders gestimmt und wollten die Besiegten aus den Waggons holen. Hätten die Russen keine Warnschüsse abgegeben, wären die einstigen Besatzer wohl allesamt massakriert worden. Drei Wochen dauerte das Hin- und Hergeschiebe auf den Gleisen. Manchmal stand der Zug ganze Tage lang herum. Einen Becher Suppe und ein Stück Brot gab es dreimal am Tag, Für die Notdurft war ein Loch im Waggon vorgesehen, die Luke für die Frischluft versperrte Stacheldraht. Später gab es nur noch Trockenbrot, nichts Warmes mehr, stattdessen gesalzenen Fisch, dabei nie genug Trinkwasser, nur ab und an einen Eimer, der aber immer gleich leer war.

Irgendwo hinter Moskau hängte man nach der endlosen Fahrt zwei Waggons ab, und die Gefangenen mußten auf Lkws umsteigen, die sie durch die reinste Wildnis in ein Waldlager bei Kirschatsch brachten. Dazu fällt Josef Krichel heute nur noch ein: „Das war das Schlimmste: Erdbunker mit Wellblechdach, Bretterbetten und eine Decke.“ Schlimmer noch: Schon beim Morgenappell war der Lagerkommandant betrunken. Entsprechend wirr und irr sein Regiment. Bäume fällen ohne anständige Sägen und Äxte, oder Stümpfe roden ohne Arbeitsgerät, wie sollte das gehen? Die Norm war so jedenfalls nicht zu erfüllen, man mußte bis abends durcharbeiten, um sich seine „Kapusta“, das Kraut, zu verdienen. Beim Zählappell bereitete sich der Kommandeur dann bisweilen das absonderliche Vergnügen, die Gefangenen deutsche Lieder absingen und im Paradeschritt marschieren zu lassen. Wer die Beine am höchsten in die Luft warf, bekam die größte Tabakration. Die größte Qual hingegen bereitete das Ungeziefer: Wanzen, Flöhe und Läuse. Frische Wäsche gab es alle drei Wochen, das Wasser für die ca. 100 Gefangenen holte man aus der Erde, Hygiene fand praktisch nicht statt. Die Wanzen setzten Josef Krichel derart zu, daß er das ganze Gesicht voll mit den Plagegeister hatte und nicht mehr schlafen konnte, - bis er Maschinenöl aus einem Faß nahm und sich damit einschmierte. Es mochte stinken wie es wollte, es half gegen die Parasiten, und so wiederholte er die Prozedur immer wieder. Aber auch der Hunger trieb schreckliche Blüten. Pilzvergiftungen kamen immer wieder vor - mit oft tödlichem Ausgang. Ein Kamerad sammelte sogar vor lauter Hunger unterm Donnerbalken Körner. Die seien bekömmlicher, weil schon vorverdaut, meinte er. Neuankömmlinge im Waldlager Kirschatsch erschraken, als sie die Hungergestalten sahen. Den Winter hätte niemand überlebt. Das sah auch die Lagerleitung ein und verlegte die Gefangenen im Spätherbst.

So kam Josef Krichel im Oktober 1945 in das nahegelegene Karabanowo, wo er bis Januar 1947 blieb. Fast luxuriös erschien ihm dort die große Baracke für 150 Mann, die in der Weberei und Spinnerei arbeiten mußten. Schöne Pritschen gab es da, zweistöckig mit Bettwäsche. Da der Neuzugang keine brauchbare Ausbildung hatte, also nicht als „Spezialist“ galt, wurde Josef Krichel zum Kehrdienst in der Spinnerei eingeteilt. Die Russen hatten zwar Anweisung, nicht mit den Gefangenen zu sprechen, aber die Mitmenschlichkeit siegte. Karabanowo war damals nur ein kleiner Ort, und die Posten paßten nicht immer so streng auf. Also konnte man in Büchsen sammeln, was die Russen den Gefangenen zum Essen übrigließen, eine willkommene Zusatzration. Einmal im Monat gab es den sogenannten „Schwanz- und Hinternappell“, eine medizinische Untersuchung, von der Josef Krichel heute meint, sie sei bei allem Elend auch zum Lachen gewesen. Fehlanzeige im Lager waren aber Banja und Duschmöglichkeit. Immerhin konnte der Gefangene von Karabanowo aus die erste Karte mit 25 Worten ohne Ortsangabe nach Hause schicken, das erste Lebenszeichen an die Familie.

Erst im Kesselhaus des Kohlelagers von Karabanowo kam Josef Kirchel direkt mit der Zivilbevölkerung in Kontakt. Eine Frau steckte ihm beim Kehren immer heimlich Brot zu. Auch der Posten beim Straßenfegen draußen war in Ordnung und ließ so manches zu und durchgehen. Gequält vom ständigen Hunger, verlegte sich der Gefangene aufs Betteln. In der Regel mit Erfolg. Einmal jedoch klopfte er an einer Haustür, in der ein betrunkener Mann erschien und den Lagerhäftling unwirsch fortschickte. Später, wieder nüchtern, holte das Rauhbein den staunenden Deutschen ins Haus, entschuldigte sich für sein Benehmen und gab ihm Brot zu essen. „So sind halt die Russen“, kommentiert das Josef Krichel heute. Oder eine andere Episode: Einmal hatte er nur noch Talons, wertlose Gutscheine, für die es nichts gab, kein Geld. Da kam eine Dame, nobel gekleidet, des Wegs und schenkte ihm 20 Rubel, ein halbes Vermögen. „Für zehn Tage hatte ich genug zu essen, sie war richtig menschlich. Und überhaupt: Das war alles halb so wild in Rußland, das Schlimmste war der Hunger. Und da ich keinen brauchbaren Beruf hatte, war nun mal das Betteln mein Handwerk.“ Schlimm war es freilich für die ohne Kontakt zur Zivilbevölkerung.

Und auch so konnte manches schlimm ausgehen. So verschwanden immer wieder Stoffballen, die, unter der Hand verkauft, 800 Rubel einbrachten. Einer der Gefangenen hatte sich regelrecht auf diese Diebestouren im Lager spezialisiert, wohl unter Mitwisserschaft von Russen. Eines Tages wurde er verraten - und erschossen. Unter abenteuerlichen Umständen ließ sich auch Josef Krichel dazu anstiften, in die Lagerküche einzubrechen und dort drei Dosen Rindfleisch zu entwenden. Die Sache blieb unentdeckt, hätte aber böse enden können. In jedem Fall böse endete Kameradendiebstahl, ein Delikt das trotz schlimmster Ächtung immer wieder vorkam. Dazu nur soviel: Ein zweites Mal verging sich niemand mehr an den Vorräten der Mitgefangenen.

Vieles hing davon ab, an wen man geriet. Als Josef Krichel einmal Nachtschicht hatte und austreten mußte, fand er in der unbeleuchteten Baracke den Abtritt nicht und stürzte in ein zwei Meter tiefes Loch. Erst nach einer halben Stunde hörte ein Posten seine Hilferufe und zog ihn am Gewehrkolben hoch. Der Sanitäter im Lager machte einen festen Verband und schicke ihn zum Arzt, begleitet vom Posten. Doch der Mediziner wollte keine schmutzigen Deutschen behandeln, und so wuchs das gebrochene Schlüsselbein verkehrt zusammen. Trotz der Behinderung schickte der deutscher Lagerkommandant Josef Krichel wieder ins Kesselhaus. Es war schon spät im Jahr, der Gefangene mußte die Kohle bis zur Feuerstelle karren, von hinten kam es kalt, von vorne heiß, eine Lungenentzündung war die Folge. Der russische Arzt kam zwar immer wieder, aber er hatte keine Medikamente zur Verfügung. Das Fieber stieg so hoch, daß der Patient nicht einmal mehr Appetit auf die für Weihnachten aufgesparten Lebensmittel hatte. Halbwegs auskuriert, kehrte er ins Kesselhaus zurück, doch dann kam der Zusammenbruch. Fieber in immer neuen Schüben. Endlich hatte der Arzt ein Einsehen und schickte Josef Krichel mit weiteren drei oder vier Kameraden nach Kameschkowo ins Lazarett, 40 km nordöstlich von Wladimir gelegen. Unter lautem Fluchen rasierten italienische Kriegsgefangene die einstigen Verbündeten am ganzen Körper, und am Abend machte eine russische Ärztin Visite. Sie ließ den Patienten röntgen, und diagnostizierte TBC. Immerhin gab es auf der Isolierstation bessere Verpflegung, und auch sonst gestalteten sich die Umstände erträglich. In einem Gebäude waren die medizinischen Geräte installiert, in einem anderen lag die Krankenstation, außerdem gab es eine Schneiderei und Schreinerei mit einem Trakt für das Stammpersonal sowie eine Baracke für die Genesenen. Nach zwei Monaten endlich war Josef Krichel fieberfrei und wurde verlegt - nach Wladimir.

FOTO

Bertold Eutermoser und Josef Krichel, Soldatenfriedhof Kameschkowo, 2001

Das Lagergebäude hatte die Form eines dreistöckigen Zeltes. Auch hier gab es sie wieder, die Entlausungsprozedur, einmal im Monat, aber gegen die Wanzen half das nicht. Im Sommer wurde es so schlimm, daß man sogar draußen schlafen mußte. Die Leitung bildete eine Jugendkompanie, der Josef Krichel zugeteilt wurde. Arbeit gab es auf einer Großbaustelle, zu der sich 40bis 50 Mann jeden Morgen aufmachten. Der deutsche Lagerkommandant muß ein arroganter Kerl gewesen sein auf seiner Leiter, von der aus er alle und alles beobachtete und den entkräfteten Gefangenen zurief, sie seien hier, um zu arbeiten. Knochenarbeit war das, jede Stunde gerade einmal fünf Minuten Pause. Als Josef Krichel immer schwächer wurde, gab ihm jemand den guten Rat, am nächsten Morgen einfach nicht anzutreten. Wenn man ihn dann holen würde, sollte er sagen, er sei Schreiner, denn der Beruf sei gefragt. Und der Trick funktionierte. Josef Krichel mußte zwar am neuen Arbeitsplatz sein Täuschungsmanöver gleich gestehen und beichten, aber man beließ es beim Schuldeingeständnis und setzte den Möchtegern-Schreiner an der Hobelmaschine ein. Der rechte Ort, um zu überleben, denn hier holten sich Russen immer wieder Brennmaterial - außer der Reihe, versteht sich -, und der Deutsche, der den Mund hielt, bekam dafür Brotrationen extra. Aber es gab auch brenzlige Situationen. Immer wieder stellte ein Kamerad abends eine Kiste mit Spänen bereit, die Josef Krichel morgens in einem Wohnhaus gegen Brot eintauschen sollte. Doch einmal ging es schief, er wurde geschnappt, konnte sich aber losreißen und schaffte es in anderen Klamotten unerkannt ins Lager. Der Kommandeur schwor Stein und Bein, seine Leute seien keine Diebe, und die Sache wurde nicht weiterverfolgt. Von Zeit zu Zeit kam das Orchester vom Hauptlager und gab Konzerte, einmal besuchte sogar ein katholischer Pfarrer die Gefangenen und teilte die Kommunion aus. Als „Hostie” gab es ein Stück Brot, das für die Gefangenen das reinste Manna war. „Es gab wohl schlechtere Lager“, urteilt Josef Krichel im Rückblick.

FOTO

Josef Krichel, 2 Reihe, 5. v.r., Lager Moskau

FOTO

Josef Krichel, links im Bild, Betonfabrik, Lager Moskau

Im Juni 1948 kommt nämlich die Order, auf Lastwagen aufzusitzen. Wie die Henker fahren sie über Stock und Stein, ohne jeden Halt brausen sie gen Moskau. Erst an einer Ampel können die Gefangenen ihr Wasser abschlagen und müssen sich von den Bewachern anhören, sie seien unkultiviert: „Nemzy net kultury!“ Kultur hin, Kultur her, sein bestes Jahr in der Gefangenschaft verlebt Josef Krichel in diesem Moskauer Lager, wo er beim Gang zur Arbeit immer wieder mit japanischen Kriegsgefangenen und russischen Häftlingen zusammentrifft. Auch hier herrschte zwar noch Hunger - außer Kappes und nochmals Kappes oder einen Löffel Kascha gab es nicht viel zu beißen -, aber ansosten war alles bestens geregelt. Wo genau in Moskau er arbeitete und wo das Lager sich befand, weiß Josef Krichel heute nicht mehr. Nur, daß er auf einem Bahnhof Ausschachtungen für die Gasleitung von Saratow nach Moskau machte. In der Nähe waren Häuser, sprich Zivilisten. Für die organisierten die Gefangenen Werkzeug und erhielten im Gegenzug Rubel auf die Hand, ein Handel der immer gutging und das Überleben sicherte. Regelrechte Überfälle provozierte der Hunger. Als einmal ein Güterzug mit an die 100 Waggons, vollbeladen mit Gemüse, im Schrittempo eine Steigung hochfuhr, stürmte Josef Krichel mit fünf Kameraden trotz Bewachung den Zug und räumte bis zur nächsten Kurve ab, was abzuräumen war. Der Posten schaute weg und erbot sich sogar, für die Gefangenen zu kochen. Bewacher und Bewachte hatten gute drei Tage an dem Mundraub satt zu essen.

Im Januar 1949 verschärfte sich die Lage dann noch einmal. In einer Betonfabrik sollten Kriegsgefangene die russischen Häftlinge ablösen. Harte Arbeit war das, die Betonplatten zu gießen, Matrizen herzustellen. Und das bei einer Norm, die einfach nicht zu erfüllen war. Nach drei Wochen lockerte man die Vorgaben, und es gab erstmals Geld, wenn man die Norm erfüllte: 200 Rubel. Dafür konnte man Tabak, Brot, Zucker und Margarine kaufen. Die jungen Männer lebten wieder auf, Witze wurden erzählt, und „alles sprang wieder an“, die Lebensgeister kehrten zurück. Sonntags hatte man arbeitsfrei, man konnte Fußball spielen, Auch Offiziere waren mit von der Partie, allerdings in einem Extraraum untergebracht. „Die waren das Arbeiten nicht gewöhnt“, weiß Josef Krichel zu berichten. Ganz freigestellt waren die Grade vom Oberst aufwärts. Nun wollten aber die einstigen Vorgesetzten sich mit den Mannschaftsgraden vermischen, um nicht so abgehängt zu sein, um Geld zu verdienen und sich besser verpflegen zu können. Aber Standesdünkel hielten sich oft hartnäckig. So bestand ein Oberleutnant weiterhin darauf, gesiezt zu werden, wo für alle das kameradschaftliche Du galt. Doch auch der fügte sich nach einer Standpauke dem allgemeinen Lagergesetz.

Josef Krichel hatte sich immer gewundert, warum er nicht - wie viele aus seiner Gruppe - schon im Mai 1947 bei den ersten Heimtransporten dabei war. Erst jetzt, im Dezember 1949, beim letzten Verhör in Moskau, stellte sich das Mißverständnis heraus. Bei der ersten Vernehmung in Karbanowo hatte er pflichtgemäß und der Wahrheit entsprechend angegeben, seine Einheit sei am 20. April 1945 in Berlin neu aufgestellt worden, und es seien auch SS-Leute darunter gewesen. Man hatte das wohl so verstanden oder verstehen wollen, daß auch er Mitglied der SS war und damit unter dem Generalverdacht von Kriegsverbrechen stand. Immer wieder wurde er danach gefragt, auch mit der Pistole bedroht, aber Josef Krichel hatte weder die SS-Rune eintätowiert noch je einen Aufnahmeantrag unterschrieben. Dennoch wurde er offenbar weiter als SS-Mann in seiner Akte geführt.

Immerhin gab es kurz vor der Heimreise, am 19. Dezember 1949, eine Nachzahlung noch ausstehenden Lohns. So viel, daß man gar nicht wußte, wofür die Rubel ausgeben, denn ausführen durfte man sie ja nicht. Und so brachte Josef Krichel 2.000 Zigaretten außer Landes. Sein Kommentar heute dazu: „Man kann sich gar nicht vorstellen, wie gut es uns da ging!“

Über Weihnachten stand der Transport in Polen, und erst am 29. Dezember erreichten die Heimkehrer das Lager Friedland, von den Russen neu eingekleidet und mit Socken statt Fußlappen ausstaffiert. An Silvester traf Josef Krichel als letzter der sieben seines Jahrgangs wieder zu Hause ein; streng genommen waren es freilich nur drei, die anderen sind nie mehr zurückgekehrt von der Ostfront. Mit Josef Krichel aber meinte es das Leben gut. Schon an Neujahr besuchten ihn die Vertreter der Vereine, von denen es in Koslar an die 20 gibt, und vor allem hatten die Eltern überlebt. Sie waren von 1944 bis Februar 1945 evakuiert, aber die Kreisstadt Jülich, zu der Koslar heute gehört, lag in Schutt und Asche, zu 95% zerstört. Mitgebracht in die Heimat hatte Josef Krichel nur zwei Photos, die 1949 ein Russe in Moskau von ihm gemacht hatte. Wie es möglich war, diese einzigartigen Zeugnisse herauszuschmuggeln, bleibt sein Geheimnis. Kein Geheimnis macht Josef Krichel daraus, daß Rußland für ihn etwas Besonderes ist. 2001 und 2004 kehrte er mit Berthold Eutermoser, seinem mittlerweile verstorbenen Kameraden und Stubenältesten aus den Tagen der Gefangenschaft, nochmals zurück nach Wladimir, schloß Freundschaft mit Nadja Loktjewa, damals mit viel Herz im Erlangen-Haus beschäftigt, und hält bis heute Kontakt zu Irina Dolganowa, die als Deutsch-Dozentin bei den Sprachkursen des Psychiatrie-Projekts „Lichtblick“ eine wichtige Rolle spielte. Mit seiner Frau Elisabeth hat er schon Dampferfahrten auf Wolga und Don gemacht.

Beim Abschied faßt Josef Krichel nochmals zusammen: „Ich wurde nie geschlagen in Rußland. Die Russen sind anständige Menschen, ich mag sie, und eure Partnerschaft ist eine großartige Sache. Hätten wir das damals schon gehabt, uns allen, den Russen und den Deutschen, wäre viel erspart geblieben.“

FOTO

Josef und mit Elisabeth Krichel, Peter Steger und Bertrand Selvais zu Hause, 2010

Anmerkung:

Kirschatsch liegt genau an der Grenze zwischen den Regionen Moskau und Wladimir am gleichnamigen Fluß. Reisende kennen den Ort von der Raststätte „Skaska“ her. Bertrand Selvais aus dem belgischen Bertrix, der bei dem Gespräch mit Josef Krichel anwesend ist, kommt aus dem Staunen nicht heraus: „Wie klein die Welt ist!“ Die Verwandtschaft seiner Frau Ljubow stammt nämlich mütterlicherseits aus Kirschatsch.

FOTO

Josef Krichel mit Nadja Loktjewa, Garten Erlangen-Haus, 2004

Karabanowo ist eine Kleinstadt mit 15.000 Einwohnern im Kreis Alexandrow, ganz im Nordwesten des Gouvernements Wladimir und ebenfalls an der Grenze zur Region Moskau gelegen, etwa 130 km von der Partnerstadt entfernt. Am 31. August 1941 hatte ein deutsches Aufklärungsflugzeug eine Bombe auf den Ort abgeworfen. Es blieb bei Sachschaden, ein Mädchen verlor durch Splitter ein Auge. Karabanowo, erst seit 1938 Stadt, ist traditionell ein Ort der Textilindustrie, was sogar im Wappen zum Ausdruck kommt.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

**Friedhelm Kröger - Episoden aus der Gefangenschaft (Minden in Westfahlen)**

*2003 nahm Friedhelm Kröger aus Minden an der Bürgerreise zum 20jährigen Jubiläum der Städtepartnerschaft nach Wladimir teil, für ihn eine Fahrt zurück in die geraubte Jugend. Aber ohne jeden Zorn im Blick zurück. Im Gegenteil: Friedhelm Kröger fand nicht nur das Traktorenwerk wieder, wo er eingesetzt war, sondern auch neue Freunde, mit denen er bis heute in Kontakt steht. Was mir gelungen ist, so seine Überlegung, muß doch auch anderen möglich sein. In Fritz Wittmann wußte er bald einen Kameraden im Geiste an seiner Seite, doch der Baiersdorfer pflegt zwar von allen Veteranen die wohl vielfältigsten und intensivsten Kontakte mit Wladimir, und das von Beginn der Partnerschaft an, aber seine Gefangenenjahre hatten ihn nie dorthin geführt. So verfiel Friedhelm Kröger auf eine Idee, von der später gesagt werden sollte, sie hätte uns allen schon viel früher kommen müssen. Aber immerhin nicht zu spät. Am besten ist es wohl den ersten Rundbrief vom April 2005 an die Kameraden im Wortlaut - mit nur kleinen Änderungen - wiederzugeben:*

Liebe Kameraden!

Höchst erstaunt aber noch mehr erfreut war ich, als am Tag nach Ostern - kaum war „Der Heimkehrer“ in unseren Händen - ein Brief von Franz Sieve aus Vechta in meiner Post lag und am Nachmittag das Telephon klingelte und sich ein Kamerad aus Kleve bei mir meldete (dessen Namen ich mir draußen im Garten leider nicht merkte, der sich aber gewiß noch melden wird).

Bis heute, nach weiteren drei Tagen, trafen drei weitere Briefe ein: von Günter Kuhne aus Gera und Gerhard Göpel aus Neuhausen a.d.Filder und Arthur Scholtysek aus Bleckede. Von zwei weiteren Anrufern fehlen mir noch nähere Angaben: Hanne (?) aus Hildesheim und eine Meldung aus Würzburg. Bis jetzt gibt es also - mich dazugerechnet - schon acht Überlebende aus einer Zeit, die, wie mir scheint, nicht nur fast 60 Jahre überlebt haben, sondern spontan auf solch einen Aufruf reagieren. Aus einigen Zeilen klingt heraus, als wäre das schon längst fällig gewesen (!). Da bin ich jetzt doppelt froh, den Anstoß gegeben zu haben.

Wie kam es nun zu meiner Aktion? Wie ich schon im Aufruf erwähnte, konnte ich mit meiner Frau in der Zeit vom 3. bis 8. September 2003 an einer Bürgerreise (20 Jahre Partnerschaft mit Wladimir!) der Stadt Erlangen teilnehmen. Diesen Kontakt zur Stadt Erlangen hatte ich schon früher aufgenommen, als ich in der Heimkehrerzeitung vom 1. August 1995 einen Artikel las: „Deutsche Kriegsgefangene in Wladimirer Lagern“. (Witalij Gurinowitsch, der Leiter der Abteilung für Zeitgeschichte am Wladimir-Susdaler Museum, berichtete über eine Ausstellung in Erlangen!) Mit ihm und Peter Steger, dem Partnerschaftsbeauftragten bei der Stadt Erlangen, stehe ich seit langem in Verbindung.

Wegen der Kürze der Zeit und dem übervollen Jubiläumsprogramm konnten meine persönlichen Wünsche natürlich nicht alle befriedigt werden. Jedenfalls war ich aber mit Witalij Gurinowitsch und einer Dolmetscherin einen halben Tag unterwegs. Neugier bestand auf beiden Seiten. Witalij, ein Nachkriegsgeborener, wollte von mir mehr wissen, als in meinem Gedächtnis noch vorhanden war. Mir kam es vor allem darauf an, das Lager zu sehen, das natürlich nicht mehr existiert. Der ganze Komplex ist von weiteren Fabrikgebäuden überbaut worden. Da Wochenende war, konnten wir leider nicht das Werk betreten. So mußte ich mich mit einem Photo vor dem „Wladimirskij Traktornyj Sawod“ begnügen.

Was mich auch noch sehr interessierte hätte: das Torflager, der Steinbruch und das Lazarett Kameschkowo! Die Orte waren aber zu weit entfernt.

Besonders enge freundschaftliche Beziehungen bestehen seit langem zwischen den Kriegsveteranen beider Seiten, bei denen ich zu Gast sein konnte. So wurde Fritz Wittmann, auch ein ehemaliger Kriegsgefangener, geehrt für sein Engagement zu Gunsten der Wladimirer Veteranen-Apotheke, wo ich auch eine Episode aus meiner Lagerzeit beitragen konnte. (Fritz Wittmann ist Verfasser des Büchleins „Rose für Tamara“, in dem auch weitere zwölf ehemalige Gefangene von ihren menschlichen Begegnungen mit Russen berichten - lesenswert!) Alle sind sich einig, daß wir schlimme Zeiten durchlebt haben, aber die Kontakte zum russischen Menschen - Posten, ärztl. Personal, Zivilisten… - meistens gut bis freundschaftlich waren. Meine schlimmsten Erfahrungen waren die mit „Antifa“-Angehörigen!

Da einige von Euch schon einen kurzen „Überlebenslauf“ beigefügt haben, auch von mir einen kurzen Steckbrief“.

Nach Reichsarbeitsdienst in Ostpreußen Ausbildung in einer Beobachtungsabteilung, die – kaum waren wir im Juni 1944 in unserem Frontabschnitt in Rumänien - beim Durchbruch der Russen im August 1944 versprengt wurde. Ich geriet im September in Gefangenschaft und traf Mitte Oktober in Gorkij ein (Lager und Antifaschule!). Dann Waldlager, Torflager (meine schlimmste Zeit! - Dystrophie!), einige Monate im Lazarett Kameschkowo, Lager 190 (später 7190), von dort verschiedene Arbeitskommandos (Gipsfabrik, Holzverladung, Ziegelei, Traktorenwerk, Chemische Fabrik). Zeitlich kann ich alles nur noch schlecht einordnen. Mein letzter „Job“ war von Frühjahr bis Herbst 1949 im Steinbruchlager: schwere Arbeit, aber wir verdienten zum ersten mal Rubel (500 Rbl.?). Heimkehr am 4. September 1949. Ausführlich später mehr!

Ich würde mich gar nicht wundern, wenn der eine oder andere zur gleichen Zeit am gleichen Ort gewesen wäre oder wir in einer Kolonne marschiert wären?

Nun wollen wir warten, ob sich die Zahl der Meldungen noch erhöht, und wie wir dann weiter verfahren wollen. Auf jeden Fall sollten wir erst einmal die Verbindung aufrechterhalten? Ganz bestimmt wird auch Witalij Gurinowitsch erfreut sein, der in Verbindung mit dem „Wladimirskij Traktornyj Sawod“ Kontakt zu ehemaligen Kriegsgefangenen sucht. Ich stehe mit ihm weiter in Kontakt.

Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen und dem aufrichtigen Wunsch, daß wir alle noch lange möglichst gesund bleiben, damit wir uns brieflich oder telephonisch oder sogar persönlich austauschen können!”

Friedhelm Kröger, 2009

*Friedhelm Kröger, auf dessen Initiative hin sich ein Kreis von ehemaligen Kriegsgefangenen zusammengetan hat, die alle in Lagern in und um Wladimir interniert waren, hat noch einmal in seinem Gedächtnis gekramt und stellt nun Episoden wider das Vergessen zur Verfügung: Schlaglichter auf ein Leben hinter Stacheldraht, auf eine Jugend in Unfreiheit, die sieben Jahrzehnte zurückliegt.*

In der Wäscherei

Irgendwann war ich einmal für einige Wochen in der Wäscherei beschäftigt, vielleicht nach einem Revieraufenthalt oder auf Fürsprache(?). Der Brigadier gehörte auf jeden Fall der Lageroberschicht an. Ihm persönlich oblag es, die Wäsche und die weißen Oberhemden der Lageroffiziere zu waschen und zu bügeln. Den letzten Rest „Weiße“ erhielten sie immer noch durch ein Tauchbad in verdünnter Chlorbrühe(!). Wie lange die Hemden diese Extrabehandlung aushielten, weiß ich nicht.

Die Unterwäsche der Gefangenen (rubaschki i kolzony), die wir gewöhnlichen Wäscher in unseren Trögen auf dem Waschbrett zu reinigen hatten, konnten mit den blütenweißen Hemden der „Privatkunden“ natürlich nicht konkurrieren. Unsere Seifenzuteilung war viel geringer und die Menge der Hemden und Hosen um ein Vielfaches größer. Die Arbeitsergebnisse unserer Bemühungen lagen zwischen hell- und dunkelgrau.

Wäschewechsel war gewöhnlich nach dem Banja-Gang und der Kleiderentlausung. Nichts war schlimmer, wenn man zu den letzten Benutzern oft mitten in der Nacht gehörte, wenn der Heizkessel nur noch lauwarmes oder gar kaltes Wasser lieferte. Da konnte es schon vorkommen, daß man versuchte, sich vor der Hygiene zu drücken. Es versteht sich von selbst, daß ich während meiner Tätigkeit in der Wäscherei auch nur weiße Unterwäsche trug.

Sestra Natascha

Welche Funktion füllte sie aus? Gehörte sie zum Krankenrevier? Ich würde sie heute als Verantwortliche für Ordnung, Sauberkeit und Hygiene bezeichnen. Gleichgültig wo und wann man ihr begegnete und sich in irgendeiner Form auffällig benahm, sich juckte oder gar kratzte, baute sie sich vor einem auf und stellte die obligatorische Frage: „Schej jest?“, was so viel bedeutete wie: „Hast du Läuse?“ Im Nu hatte sie einem das Hemd ausgezogen, auf links gedreht und alle Nähte, vor allem unter den Armen, nach den gefürchteten Plagegeistern durchsucht. Befand man sich in der Nähe seiner Pritsche, wurden auch die Kameraden in die Sonderkontrolle einbezogen. Vielleicht war es mit ihr Verdienst, daß die Läuseplage während der ersten Jahre unserer Gefangenschaft mit der Zeit besiegt wurde. Natascha war übrigens auch meine Begleitperson, die mich zum Röntgen nach Wladimir ins Krankenhaus eskortierte!

FOTO

Paul Hütter, Friedhelm Kröger, Werner Hütter, Elisabeth Wittmann

Zählappell

Gezählt wurde alles, was das Lager betrat und verließ - morgens, mittags und abends! Zählappelle gab es nur bei besonderen Anlässen, wenn die Anzahl der morgens ausgerückten Gefangenen erheblich abwich von der Anzahl der abends heimgekehrten. Das gab Aufregung im Lager und auf den Wachtürmen. Bei Wachmannschaften und Offizieren herrschte Nervosität, und alles wurde doppelt und dreifach gezählt, sogar die Belegschaft in Küche, Werkstätten und im Krankenrevier kontrollierte man. Schließlich - egal bei welchem Wetter - kam das Kommando zum „Raustreten zum Zählappell“. Da gab es nur zwei Möglichkeiten, entweder die Zahl stimmte doch, oder es konnte endlos lange dauern! Und das war häufig der Fall. Der wachhabende Offizier schrieb seine ihm gemeldeten Zahlen auf ein Sperrholzbrett, wo er sie dann mittels Glasscherbe so oft wie sie nicht stimmten, ausradieren konnte. Ich kann mich nicht erinnern, je einen Fluchtversuch erlebt zu haben. Häufig kamen solche Fehlzählungen auch zustande, weil man einen Schläfer auf einer Pritsche vergessen hatte. Das gab immer großen Ärger bei allen Beteiligten.

Mein erster Wodka

Nach unserer Rückkehr aus dem Steinbruchlager bekamen wir Gelegenheit, unser Vermögen (500 Rubel) auszugeben. Ich kaufte Papirossy, Machorka (um meine beiden Brüder zu schockieren, was mir auch gelang!) russische Süßigkeiten und schwarzen Tee und einen Holzkoffer, um meine Schätze heimzubringen. Da wir mit Alkohol in jeglicher Form noch keine Erfahrungen gemacht hatten (den letzten Rotwein hatte ich im August 1944 in Bessarabien zu mir genommen), erlaubten wir uns mit vier Mann eine kleine Flasche und leerten sie auf unsere bevorstehende Heimkehr. Die Folgen waren fatal: Wir waren blau! Wenn der Transport unmittelbar nach unserem Umtrunk abgegangen wäre, hätte man uns als Alkoholleichen verladen, oder wir wären auf unserer Pritsche liegengeblieben!

Dank für genossene Gastfreundschaft

Einzelheiten über die Vorbereitungen und den Verlauf unserer Heimkehr sind mir nur noch wenige im Gedächtnis geblieben. An eines erinnere ich mich aber ganz sicher, daß wir nämlich gleich nach unserer Rückkehr aus dem Steinbruch im Lager abgesondert und auf die Heimkehr vorbereitet wurden: Geldauszahlung für die Arbeit im Steinbruch, Empfang neuer Unterwäsche und Wattekleidung sowie Schuhe. Irgendwann wurde uns von woher (?) suggeriert, es gehöre sich, für die jahrelang genossene Gastfreundschaft zu danken und zwar an höchster Stelle, beim Vater aller Werktätigen, Josef Stalin! Auch ich bemühte mich, freiwillig und mit dankbarem Herzen dieser höflichen Geste nachzukommen. Vielleicht wird sich noch irgendwann irgendwo einmal ein Geheimarchiv öffnen, wo diese Dankadresse, handschriftlich abgefaßt auf sauberem Zementtütenpapier, auftaucht. Zum letzten Appell vor unserer Abfahrt erschien der Lagerkommandant und fragte ein letztes Mal jeden einzelnen von uns, ob er noch Beschwerden oder Klagen gegen das Lager oder die Sowjetunion erheben wolle, ob etwa Uhren, Ringe oder sonstige Wertsachen während der Gefangennahme oder in den Lagern abhandengekommen seien. Ich meine, daß sich Kameraden gemeldet haben, die dann heraustreten mußten zur Überprüfung des Sachverhalts. Ob die später zum Transport gehörten, weiß ich nicht. An den Verlauf der Heimfahrt in sauberen Güterwagen mit eingebauten Pritschen und die Betreuung und Verpflegung während der Fahrt kann ich mich nicht erinnern. Unsere Gedanken eilten immer schon voraus, dem Augenblick der Freiheit entgegen!

Ein wertvoller Besitz – Konservendose Oscar Meyer – Meat

Besitztümer konnte man während unserer Gefangenschaft nicht erwerben. Und wenn sich doch einmal so dieses oder jenes unter der Pritsche angesammelt hatte, konnte es sein, daß es bei der nächsten Filzung konfisziert wurde. Es hätte ja sein können, daß sich unter den Pritschen einmal ein Waffenlager ansammelte, um eine Revolution vom Zaun zu brechen Obwohl sich im Laufe der Jahre das Verhältnis Russen - Deutsche spürbar entspannte bis hin zu Freundschaften(!), blieb man dem Deutschen gegenüber doch wachsam.

Mein damals ganz besonders wertvoller Besitz war besagte Konservendose, im Neuzustand noch goldeloxiert. Diese Literdose, später angerostet, trug ich, mit einem Drahtbügel versehen, stets und ständig am Gürtel bei mir. Es hätte ja sein können, daß man bei einer Gelegenheit mal eine „Sonderzuteilung“ hätte abstauben können.

Majestätsbeleidigung

Dieses schlimme Verbrechen beging ich einmal anläßlich meines Aufenthalts im Kriegsgefangenenlazarett Kameschkowo! Und nur der Umsicht und Reaktion unserer Sanis kann ich es verdanken, daß mir daraus später nicht ein Strick gedreht wurde.

Was war geschehen? Mehr tot als lebendig kam ich mit einem spektakulären Transport aus dem Torflager! Ruhr! Man war ständig auf dem Sprung zur Toilette, um sich zu entleeren, falls sich überhaupt noch etwas im Darmtrakt befand. Der Ort der bösen Tat war ein dem Hauptgebäude vorgelagertes Erkerzimmer bzw. ein größerer Saal, in den beiden Fensterecken je eine gipserne Monumentalbüste von Lenin und einer weiteren Persönlichkeit (?). Und genau vor einer dieser beiden Büsten zwang mich der Entleerungsdrang in die Hocke, und schon war geschehen, was nicht hätte geschehen dürfen! Anstatt mich ehrfurchtsvoll vor einem großen Mann der Sowjetunion zu verneigen, hatte ich diese heilige Stätte nun entehrt! Im Nu waren unsere Sanis zur Stelle, herbeigerufen von Kameraden, aber auch aufmerksam geworden durch den Gestank, der sich rasch ausbreitete. Sie beseitigten die Spuren meiner geruchsvollen Tat. Wir waren uns nicht einig, was geschehen wäre, wenn gerade eine russische Kommission den Saal inspiziert hätte… Abgesehen von diesem Malheur muß ich noch nachträglich ein Loblied singen auf unser sowohl deutsches wie russisches Personal, das sich aufopferungsvoll um uns kümmerte und dessen Möglichkeiten doch sehr beschränkt waren.

NSDAP

Gitlerjugend jest? Da! – Warst du in der Hitlerjugend? Ja!

NSDAP jest? Da! – Warst du in der NSDAP? Ja!

Waffen SS jest? Njet! – Warst du in der Waffen-SS? Nein!

So beantwortete ich einmal wahrheitsgemäß die Fragen eines russischen Offiziers zu Beginn der Gefangenschaft. Normalerweise ging die Registrierung so vor sich: Name, Vorname, Vatersname, Geburtsdatum, Geburtsort. Die zusätzliche Abfrage diente wohl der politischen Durchleuchtung, um Nazis herauszufiltern. Die Befragung fand in der Unterkunft im Beisein aller Mitgefangenen statt und wurde von allen argwöhnisch verfolgt. Die Frage nach der Mitgliedschaft in der HJ wurde von den allermeisten bejaht. Wer hatte schon abseits stehen wollen, wenn Lieder erklangen wie „In den Ostwind hebt die Fahnen” oder „Deutschland heiliges Wort, du voll Unendlichkeit”? Wer wollte da nicht einstimmen, als die Inflation gerade vorbei war und alle nach Arbeit und Brot riefen? Uns, so mußten wir glauben, gehörte ja die Zukunft!

Die Frage nach der NSDAP-Zugehörigkeit stellte sich für uns jüngere Soldaten eigentlich noch gar nicht. Als Schüler einer Lehrerbildungsanstalt wurde mein gesamter Jahrgang 1925 zu Parteianwärtern ernannt. Als Stichtag für solche Masseneintritte in die NSDAP wurde grundsätzlich der Geburtstag des Führers, der 20. April, gewählt. Ich hatte also ehrlich auf die Frage des Offiziers „NSDAP jest?“ mit „da“ geantwortet. Daraufhin ging unter den Kameraden ein Raunen um, was bedeuten sollte: „Wir waren doch viel zu jung. das wirst du noch bereuen, wenn man dich jetzt nach Sibirien schickt!” Diese Unruhe war dem Offizier nicht entgangen, und er merkte bald, worum es ging. Auf mich gemünzt radebrechte er deshalb sinngemäß: „Der hier ist wenigstens ehrlich, und ihm wird bestimmt nichts weiter passieren, weil er unter die Jugendamnestie fällt. Ihr anderen aber belügt mich doch alle und verheimlicht mir die Wahrheit!” Ich hatte für den Rest der Gefangenschaft wirklich keine Nachteile wegen meiner ehrlichen Antwort!

FOTO

Christa und Friedhelm Kröger, Fritz Wittmann

Waggons Entladen im Chimsawod

Da ich weder „Spezialist“, wie die Russen Handwerker unter den Gefangenen nannten, noch anfangs raffiniert genug war, um mich als solcher auszugeben, gehörte ich meistens zu jenen Arbeitsbrigaden, die ganz selten oder nie hohe Normen erfüllten. Wenn ich mich recht erinnere, standen wir meistens mit 63% zu Buche. So kam ich zum ersten verdienten Geld erst am Ende meiner Gefangenschaft (500 Rubel?) nach meinem Einsatz im Steinbruchlager. Doch zurück zum Chemiewerk. Eines Tages lautete unser Arbeitsauftrag: Waggons Entladen, aber: dawaj, dawaj! Die zu entladenden Waggons standen nicht an einer Entladerampe, sondern auf einem nach beiden Seiten abschüssigen Gleiskörper und enthielten Reparationsgüter aus Deutschland: kleiderschrankgroße Transformatoren (Marke Siemens?), Schalttafeln und sonstige große Elektrogeräte, in Deutschland ab- und ausgebaut. An ein normales Arbeiten war nicht zu denken: Die Kolosse waren unheimlich schwer und unhandlich. So wurde die Arbeit mit Brechstangen bewältigt, indem man die Apparate zur Wagentür hebelte und sie kopfüber die Böschung hinunterbeförderte. Hauptsache: Norm erfüllt! Wie viele dieser wertvollen Geräte heil blieben oder gar später Verwendung fanden? Ich weiß es nicht! Einen ähnlich gelagerten Vorfall erlebte ich einmal im „Wladimirskij Traktornyj Sawod“, dem Traktorenwerk: Eines Tages wollten russische Maurer eine Mörtelpumpe deutscher Herkunft ausprobieren. Nach unserer Meinung waren die Voraussetzungen für einen Erfolg sehr gering. Kein Mensch, ob Russe oder Gefangener hatte Ahnung von der Sache. Es herrschten Temperaturen unter Null, der Sand war völlig ungeeignet und enthielt mehr feinen Kies als feinen Sand, so daß sich die festen Bestandteile nach unten absetzten und den Pumpschlauch verstopften. Mehrere Pumpversuche mißlangen, und die Russen verloren allmählich den Spaß an ihrem neuen Spielzeug. Wie lange die Maschine dort stehenblieb und vor sich hin rottete, auch das weiß ich nicht. Ähnliche Beispiele gab es noch genug.

Handlanger beim Ofensetzer

Einmal hatte ich einen angenehmen „Druckposten“ als Handlanger bei einem russischen Maurer (Ofensetzer). In einer neuen Arbeiterunterkunft wurden einfache Steinöfen gesetzt mit einer gußeisernen Herdplatte und einem ebensolchen Vorderteil. Ich weiß nicht mehr die Norm, die mein Maurer zu erfüllen hatte, jedenfalls brauchte ich mir kein Bein auszureißen und war nicht den ganzen Tag Wind und Wetter ausgesetzt. Wenn man nach solch einem „ruhigen Job“ anderntags wieder an seiner Baustelle erschien, fehlten nicht selten an einem oder auch zwei Öfen die tags zuvor eingesetzten Herdplatten und Ofentüren! Ob mein Maurer sie bei Nacht und Nebel hat mitgehen lassen und sie andernorts noch einmal „schwarz“ einbaute, ich weiß es nicht! Ich habe sie jedenfalls nicht geklaut! Ehrenwort! Übrigens herrschte bei solchen Klein- und Kleinstbaustellen und Arbeitskommandos mit nur wenigen Personen ein fast freundschaftliches Arbeitsklima, und so manche Machorkatüte ging dabei reihum. Wenn man sich auch noch einigermaßen verständlich machen und Photos von daheim zeigen konnte, kannte die Begeisterung - vor allem bei Mädchen und jungen Frauen - keine Grenzen.

FOTO

Veteranentreffen in Walkenried 2012

Die Räderschmiede

An irgendeiner Stelle meiner ersten Aufzeichnungen vom Oktober 1950 habe ich von der Brigade der Räderschmiede im Traktorenwerk berichtet. Das waren hochqualifizierte Leute, die ständig ihre Normen weit übererfüllten und - zum Leidwesen der russischen Brigade - in den Genuß verschiedener Privilegien kamen. Ihr Quartier war am Ende der langen Halle der Kompanien. Dort hatten sie sich selbständig eingerichtet. Ich meine, sie rückten ohne Postenbegleitung zur Arbeit aus und konnten sich frei bewegen. Auf den großen Normtafeln im Lager und im Werk standen sie ständig auf Platz 1, und die in ihrer Halle ebenfalls arbeitenden Russen schimpften über sie, weil sie immer nur Nr. 2 waren.

Sorokpjat minut raboty – pjatnadzat minut pausy: 45 Minuten arbeiten – 15 Minuten Pause

Es war Anfang 1945 im Lager 165. Nach meiner Gefangennahme im September 1944 in Rumänien, einem strapaziösen und verlustreichen Transport von Focsani in die Sowjetunion (Gorkij) und Quarantäne rückten wir zu unserem ersten Arbeitseinsatz aus: eine Arbeitsbrigade, ein Wachtposten und ein russischer Natschalnik, der uns tagsüber betreute, und uns nun in unsere Arbeit einwies. Unsere Unterkunft war ein Blockhaus in einem Waldgebiet in der Nähe des Lagers. Unser Werkzeug: einige verrostete Beile, Äxte, Schrottsägen. Unser Arbeitsauftrag: Bäume fällen, junge Birken entasten und auf M-Länge schneiden und stapeln. Und nun zu meiner Episode.

Erster Arbeitstag! Eisige Kälte! Die Brigade marschiert durch kniehohen Schnee, vorneweg unser Natschalnik, der Vorgesetzte, am Schluß unser Wachtposten (als einziger von uns der Jahreszeit entsprechend gekleidet mit Filzstiefeln, Wattewäsche, Pelzmantel, Pelzmütze). Unsere ersten Instruktionen, die wir von beiden bekommen: Uns gegenseitig beobachten, wenn Ohren und Nasen weiß werden, sofort mit Schnee einreiben, um Erfrierungen zu vermeiden. Nach einer Wegstrecke bleibt unser Natschalnik stehen und beginnt, mit seinem Beil von einem Birkenstämmchen die weiße Rinde abzuschälen. Die häuft er auf den Schnee und schichtet darüber dünne Birkenästchen. Wir stehen gespannt daneben und harren der Dinge, die nun kommen. Da kramt er aus seiner Watte-jackentasche - nicht etwa ein Feuerzeug oder Streichhölzer - eine Lunte und einen Feuerstein! Ein paar Schläge, Funken, und wenige Augenblicke danach glüht die Lunte und nach einem weiteren Moment auch die abgeschälte, dünne Birkenrinde. Das erste kleine Flämmchen züngelt hoch, findet bald Nahrung in dem aufgehäuften Reisig, das nun laufend nachgelegt wird. Wir stehen drum herum und staunen, wie die Glut immer mehr wird, je mehr und mehr Holz er nachlegt, und im Schnee nach unten sinkt. Inzwischen hackt unser Natschalnik erst kleinere, dann stärkere Äste, schließlich kleine Birken ab, die wir zum Feuer tragen. Je mehr Glut entsteht, desto größer wird die schneefreie Fläche ringsum, und nach einer knappen Stundenfrist qualmt und zischt und knattert ein Feuer, das ringsum wohlige Wärme spendet. Keiner von uns hätte gedacht, geschweige es geschafft, unter solchen Bedingungen ein Feuer in Gang zu bringen. Während unser Natschalnik uns in unsere Arbeit einwies, hielt unser Posten das Feuer in Gang und wärmte sich abwechselnd Rücken und Bauch. Von nun an wurde der Ausspruch (siehe Titel) auf Russisch und Deutsch zu einem festen Begriff.

An dieser Stelle arbeiteten wir längere Zeit. Jedenfalls wurde von uns schon bald Arbeitsleistung verlangt. D.h. wir fällten die Bäume, entasteten sie, schnitten sie auf Meterlänge und stapelten sie einen Meter hoch. So sägten wir uns in die Taiga hinein und ließen Stapel, die allmählich einschneiten, hinter uns zurück. Ob unsere Posten Vor- oder Nachteile hatten, wenn wir mehr oder weniger schafften, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls brachte man uns auf den Gedanken, weiter zurückliegende Stapel der letzten Tage einfach umzuschichten und zur Tagesleistung zu erklären. Auf diese Weise wurde manch ein Raummeter Holz mehrfach gezählt. „Normu wyponil! = Norm erfüllt!“ Der Schnee deckte diese Schandtaten bald zu… So arbeiteten aber nicht nur wir! Wir lernten es so von den Russen, bei denen es an der Tagesordnung war.

Homosexualität

In der Wäscherei wurde ich erstmals mit dem Begriff „gleichgeschlechtlicher Beziehungen“ konfrontiert. Ein Brigadier (?) soll mit einem Mitglied der Theatergruppe solche Beziehung praktiziert haben. Ich selber konnte mir bis dahin darunter noch nichts vorstellen. Unter Normalgefangenen wäre das auch wohl kaum möglich gewesen - in unserem körperlichen Zustand. Später erst berichteten mir verschiedentlich Kameraden glaubhaft davon. Manche bekannten sich auch selbst dazu. Die Strafandrohung schreckte offenbar nicht ab. Aber auch sexuelle Beziehungen zwischen Gefangenen und russischen Mädchen hat es gegeben, obwohl ebenfalls streng verboten.

[**Ein Vorwort zum Ende des 2. Weltkriegs**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/05/03/ein-vorwort-zum-ende-des-2-weltkriegs/)

*Das Ende des Zweiten Weltkrieges wird in Rußland und den Nachfolgestaaten der UdSSR wegen der Zeitverschiebung um zwei Stunden von Berlin nach Moskau nicht am 8. Mai, dem Tag der bedingungslosen Kapitulation, sondern am 9. Mai gefeiert. Strenggenommen trat das Papier ja auch erst in Kraft, als in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai, eine Viertelstunde nach Mitternacht, im sowjetischen Hauptquartier Berlin-Karlshorst die letzten Unterschriften geleistet wurden. 1965 führte man in der Sowjetunion den „Tag des Sieges” als einen Feiertag ein, der bis heute begangen wird. Friedhelm Kröger, Begründer des „Veteranenkreises Wladimir”, hatte ursprünglich vor, zum 65. Jahrestag des Kriegsendes mit nach Wladimir zu reisen. Doch seine Gesundheit wollte es anders. Nun schickt er uns seine Gedanken und Erinnerungen, geteilt und miterlebt von Willi Börke und Philipp Dörr.*

Keiner von uns Wladimir-Veteranen, ganz gleich wo er den 8. Mai erlebte, wird diesen Tag nicht in besonderer Erinnerung behalten haben. Die Mehrzahl war kaum Soldat geworden und eben noch beteiligt an der „heldenhaften Verteidigung“ der Reichshauptstadt - ein sinnloses Unterfangen mit unheimlich vielen Opfern auf deutscher und russischer Seite. Wir überlebten das grausame Geschehen, wußten aber nicht, was uns noch bevorstand. Heute sind wir Überlebenden immer wieder einhellig der Meinung: Wir haben den schlimmen Krieg und die ebenso schlimme Gefangenschaft überlebt, und dafür sind wir immer wieder dankbar.

FOTO

Friedhelm und Christa Kröger stehend bei der Begrüßung der Veteranen in Minden

Während die Mehrzahl meiner Kameraden die Kapitulation Deutschlands auf deutschem Boden über sich ergehen lassen mußte, war ich bereits seit neun Monaten in russischem Gewahrsam und erlebte diesen Tag im Lager 165 Talizy. Auf einer großen Freifläche innerhalb des Lagers war eilends eine meterhohe Tribüne errichtet worden, damit wir mit gebührendem Respekt die riesigen roten Banner und Spruchbänder sowie die Portraits von Generalissimus Stalin über uns bewundern konnten. Aber wir hatten weder für die Demonstration des Sieges noch für die siegreichen Offiziere und die Vertreter der Antifaschule (!) auf der Tribüne einen Blick. Gedemütigt standen wir da und wußten nicht, was uns bevorstand.

Wenn nun zwei Kameraden, Willi Börke und Phillipp Dörr, zu diesem Gedenktag mit nach Wladimir reisen, werden unsere guten Wünsche sie begleiten. Sie vertreten eine weitaus größere Veteranengruppe, die sich aber nicht mehr den Belastungen einer solchen Reise aussetzen mag. Gesundheitliche Probleme und Beschwerden des Alters setzen Grenzen!

Wie kam es eigentlich nach 60 Jahren dazu, nach Kameraden zu forschen, die mit mir das Los der Kriegsgefangenschaft geteilt hatten? Im September 2003 erhielt ich Gelegenheit, die Jubiläumsreise der Erlanger nach Wladimir mitzuerleben. Ich kehrte an den Ort zurück, den ich eigentlich nach fünfjähriger Gefangenschaft auf keinen Fall noch einmal hatte wiedersehen wollen! Wegen der Kürze der Zeit und des reichhaltigen Veranstaltungsprogramms konnten meine persönlichen Wünsche natürlich nicht alle erfüllt werden. Aber Dank der Begleitung durch unsere Dolmetscherin, Natalia Iwtschenkowa, mit der uns seitdem eine enge Freundschaft verbindet, und dem Zeitgeschichtler, Witalij Gurinowitsch, stand ich vor dem Wladimirer Traktorenwerk, wo ich viele Monate arbeitete.

Natürlich hätte ich gerne weitere Orte aufgesucht (Lager 165, das Torflager, den Steinbruch, das Kriegsgefangenenlazarett Kameschkowo, die Ziegelei, Gorochowez, Feodotowo), Orte, die mir bis heute in mehr oder weniger guter Erinnerung geblieben sind. Diese nur wenigen Erlebnisse und Eindrücke während unseres Aufenthalts in Wladimir wirkten bei mir aber erst Tage und Wochen später nach, so daß ich mich zu einer deutschlandweiten Umfrage entschloß.

Die Reaktion auf meine Umfrage war erstaunlich. Innerhalb weniger Tage und Wochen trafen zahlreiche Meldungen aus ganz Deutschland ein. Daraus entwickelte sich in den folgenden Monaten ein reger mündlicher und schriftlicher Austausch, bis schließlich von vielen der Wunsch nach einem Treffen geäußert wurde. Wichtige Kontaktpersonen fanden wir gleich in Fritz Wittmann und Peter Steger.

So kam es 2005 zu einem ersten Zusammensein in Burg auf Fehmarn, das bei allen Beteiligten so guten Anklang fand, daß es nicht bei diesem einen Treffen bleiben sollte. Erfreulich, daß sich auch gleich vier Kameraden aus Mitteldeutschland beteiligten. Als besonders schön erlebte ich von Anfang an, daß sich unsere Ehefrauen in unserer Mitte wohlfühlten.

FOTO

Willi Börke und Philipp Dörr

Unsere bisherigen mehrtägigen Treffen fanden statt in: Burg auf Fehmarn, 2005, Erlangen, 2006, Wismar, 2007, Erlangen, 2008 (25 Jahre Partnerschaft Erlangen – Wladimir), Minden, 2009. Unser nächstes Treffen soll stattfinden am 18. Juni 2010 in Fränkisch Crumbach im Odenwald, ausgerichtet von Philipp Dörr.

Friedhelm Kröger, 2010

[**Auf alten Spuren neue gehn**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/11/14/auf-alten-spuren-neue-gehn/)

*Aus einem Brief von Friedhelm Kröger an den Partnerschaftsbeauftragten:*

Günther Liebisch hat die Frage nach den Kriegsgefangenenlagern in Wladimir in den Raum gestellt, nun wollen wir auch weiter „am Ball bleiben“. Durch Deine Vermittlung, lieber Peter, konnte ich im September 2003 mit meiner Frau an der Bürgerreise der Stadt Erlangen nach Wladimir teilnehmen. Mein größter Wunsch war es, mein Lager 7190/1 noch einmal zu sehen. Du wolltest mir den Wunsch erfüllen und stelltest mir Witalij Gurinowitsch, den Leiter der Abteilung für zeitgenössische Geschichte am Wladimirer Museum, und Natalia Iwtschenko als Dolmetscherin (seit damals freundschaftlich mit uns verbunden) zur Seite. Wir fanden in der Stadt nur die Orte, wo die im Blog beschriebenen Lager bestanden haben sollen. Wir fanden nur noch Ruinen und Schutt, von Unkraut überwachsen. Nach meinem Lager forschten wir außerhalb in Richtung Traktorenwerk. Die Gegend, in der Witalij das Lager vermutete, bot mir einen Anblick, der überhaupt nicht zu meinen Erinnerungen von damals passen wollte. Wenn wir morgens zur Arbeit ausrückten, sah man weit voraus die Stadt Wladimir und herausragend ein höheres Gebäude - nach unserem damaligen Kenntnisstand das Zentralgefängnis, in dem höhere Offiziere (Kriegsverbrecher?) einsaßen. Heute wissen wir, daß Heinz-Helmuth von Hinckeldey einer von ihnen war. Was ich aber jetzt sah, waren wohl in Jahrzehnten nach Kriegsende errichtete Ergänzungsbauten zum Traktorenwerk. An einer Stelle machte mich Witalij auf eine Außenmauer eines Gebäudes aus altem Ziegelmauerwerk aufmerksam, die ich gleich - mit Vorbehalt! - als Eingangsbereich zum Lager gehörig erkannte! Zweifler mögen bedenken, daß zwischen damals und heute ca. 65 Jahre über das Traktorenwerk und uns hinweggegangen sind! Ein echtes Dokument haben wir aber mit nach Hause bringen können: Der ehemalige Kriegsgefangene mit seiner Frau und Natalia Iwtschenko vor dem Eingang zum Traktorenwerk. Im Augenblick der Aufnahme bemühte sich Witalij vergeblich um die Erlaubnis, das Werk zu besichtigen. Es war leider nicht möglich, am Sonnabend wird auch in Rußland nicht gearbeitet. Trotz Bedenken, der Industriespionage verdächtigt zu werden, machten wir auch noch eine Aufnahme mit Witalij vor einer Seitenansicht des Werkes. Die Bilder folgen mit einer weiteren Mail.

FOTO

Ehepaar Kröger mit Natalia Iwtschenko vor dem Traktorenwerk

Passend hierzu ein Zitat aus dem Eugen Onegin von Alexander Puschkin: „ Das sprießt und reift, um zu vergehn; / Auf alten Spuren neue gehn…”

Friedhelm Kröger, 2010

**Friedhelm Kröger: Friedhelm kommt wieder nach Hause**!

Ich wußte aus eigener Erfahrung und vom Beispiel vieler meiner Kameraden, was für eine unumkehrbar zerstörerische Wirkung es fast auf jeden Menschen hat, wenn er im Krieg gewesen ist. Ich wußte, daß die ständige Todesnähe, der Anblick von Gefallenen, Verwundeten, Sterbenden, Erhängten und Erschossenen, die riesige rote Flamme, die in der Eisluft einer Winternacht über angezündeten Dörfern steht, der Leichnam des eigenen Pferdes wie auch die akustischen Eindrücke, Sturmgeläute, Granateinschläge, das Pfeifen der Kugeln, verzweifelte Schreie, unbekannt von wem - all das geht niemals vorbei, ohne sich zu rächen. Ich wußte, daß eine wortlose, fast bewußtlose Erinnerung an den Krieg die meisten Menschen verfolgt, die ihn durchlebt haben, und in allen ist etwas zerbrochen für immer. Ich wußte von mir selbst, daß die normalen menschlichen Vorstellungen vom Wert des Lebens und von der Notwendigkeit der grundlegenden Moralgesetze - nicht töten, nicht rauben, nicht vergewaltigen, Mitleid haben -, daß sie sich nach dem Krieg zwar langsam in mir wiederhergestellt, ihre frühere Überzeugungskraft jedoch verloren hatten und nur noch ein theoretisches Moralsystem waren, mit dessen relativer Gültigkeit und Notwendigkeit ich prinzipiell einverstanden zu sein hatte. Die Gefühle, die ich dabei hätte haben müssen, die diese Gesetze erst hatten entstehen lassen, waren ausgebrannt durch den Krieg, es gab sie nicht mehr, und nichts hatte sie ersetzt.

**Skoro budjed domoj – Der verlorene Koffer**

Wie oft hatten wir diese Worte - “Bald geht es heim!” - im Laufe der Jahre immer wieder zu hören bekommen. Je häufiger man uns damit zu etwas motivieren wollte, desto weniger fielen wir auf solche Versprechungen herein. Aber dann (im Frühjahr 1949) war es auf einmal doch so weit… Was hatte das zu bedeuten? Hier, im Steinbruch, ging es uns doch verhältnismäßig gut, und keiner wußte, wohin man uns jetzt schicken wollte? Erst nach unserer Ankunft im Hauptlager stellte sich heraus, daß das nur so dahingesagte „Skoro budjet domoj“ nun doch wahr werden sollte! Wir gaben unsere anfängliche Skepsis aber erst auf, als wir nicht mehr in unser altes Quartier eingewiesen wurden. Abgesondert von den anderen, ging nun alles Schlag auf Schlag. Nach dem üblichen Gang zur Banja - Einkleidung mit neuen Sachen: Unterwäsche, Wattehose, Wattejacke, Schnürschuhe. Wir wußten nicht, wie uns geschah!!

Wir kamen aus dem Staunen gar nicht heraus, als wir für unsere geleistete Arbeit im Steinbruch Geld ausgezahlt bekamen (über 500 Rubel) und gleichzeitig ein kleines „Magazin“, ein mobiler Kaufladen, anrückte, um uns die Gelegenheit zu geben, das Geld wieder loszuwerden: Tee, Zigaretten (Papirossy, Machorka), Schokolade, Wodka. Ich kaufte mir als erstes einen Holzkoffer, um meine Schätze sicher nach Hause zu bringen. Nun aber zu meiner eigentlichen Geschichte vom verlorenen Koffer:

An die Fahrt mit dem Transportzug über Brest-Litowsk nach Frankfurt an der Oder erinnere ich mich kaum noch. Meine Gedanken eilten dem Zug ständig um einige Stationen voraus: Berlin - Hannover - Ruhrgebiet - Bochum! In Friedland wurden wir offiziell von der sowjetischen an die englische Besatzungsmacht übergeben: Wieder Registrierung, nach Bad und Sauna ärztliche Untersuchung, Entlassungsschein. Erst jetzt fühlten wir uns wirklich der Freiheit nahe, und wieder machte mein Herz einen Sprung in Richtung Heimat: Bochum, Eltern, Geschwister! Würde ich nach sechs Jahren Abwesenheit alle wieder so vorfinden? Wer würde mich erwarten? War mein Telegramm auch wirklich angekommen? Zweifel über Zweifel!

So ähnlich dachte ich, als ich ab Hamm und Dortmund am offenen Abteilfenster stand und ansehen mußte, was die letzten Kriegsjahre angerichtet hatten. Trümmer, ganze Strecken nur Trümmer! Dann die östlichen Vororte von Bochum: Lütgendortmund, Langendreer. So weit das Auge reichte: Trümmer, Trümmer. Je näher wir zur Innenstadt kamen, desto mehr stieg noch einmal meine Anspannung. Plötzlich verlangsamte der Zug sein Fahrtempo und kam mit quietschenden Bremsen zum Stehen. Aber wo war das Bahnhofsgebäude? Weg! Vom Bahnsteig schaute man direkt auf den Bahnhofsvorplatz und da - mitten in einer Ansammlung von wartenden Menschen - erkannte ich meinen Vater und Günter, meinen jüngeren Bruder. (Später erzählten sie mir, beim Einlaufen des Zuges habe ich mich leichtsinnig weit aus dem Abteilfenster gelehnt, mit den Armen gewunken und laut F r e i h e i t ! gerufen. Ich wußte davon hinterher nichts mehr und könnte es auch kaum noch bestätigen.) Die Begrüßung unter uns Männern fiel unter den Augen der Umstehenden gefühlsbetonter aus und dauerte auch länger, bis ich mich endlich aus den Umarmungen löste und nach meinem Koffer Ausschau hielt. Wo war mein Koffer? Alle Anwesenden beteiligten sich an der Suche, bis feststand, ich hatte gar keinen Koffer mitgebracht! Vielleicht hatte ich ihn im Abteil stehen lassen? Ich weiß nicht mehr, wer auf den Gedanken kam, auf dem Bahnsteig oder im Zug nachzusehen. Aber - der Zug rollte bereits weiter in Richtung Essen! Ein Bahnbeamter, der auch schon unsere Aufregung mitbekommen hatte, schaltete sich ein, eilte zu seinem Diensttelephon und rief beim nächsten Haltebahnhof (Essen) mit der Aufforderung an, im Zug nach einem herrenlosen Koffer zu fahnden und ihn sicherzustellen. Als diese erste Suche ohne Ergebnis verlief, packte den Beamten das Jagdfieber, und er rief gleich beim nächsten Haltepunkt (Mülheim/Ruhr) an. Von dort kam dann nach einer Weile die erfreuliche Mitteilung: Koffer gefunden und sichergestellt, kann hier abgeholt werden! Erleichterung ringsum!

Nun aber schnell zur Straßenbahn, denn zu Hause wartete Mutter auf ihren letzten „verlorenen Sohn“, den sie vor sechs Jahren zum letzten Mal gesehen hatte, der für die Familie von August 1944 bis Dezember 1945 als vermißt gegolten hatte und der nun gleich zur Tür hereinkommen sollte. Plötzlich stand ich vor der offenen Haustür - und am Ende des Flures meine Mutter, die mir mit offenen Armen auf unsicheren Beinen entgegenkam Unsere Umarmung dauerte noch länger als die mit Vater und Bruder auf dem Bahnhofsvorplatz. Nun hatte sich Mutters Vorhersage erfüllt, die unser Vater in seinem Kriegstagebuch im Dezember 1944 festgehalten hatte: „Friedhelm kommt wieder nach Hause!“ Vater hatte damals nach seinen erfolglosen Suchbemühungen mit dem Schlimmsten gerechnet, der Mutter aber nie ihre Hoffnung geraubt!

Um die Geschichte vom verlorenen Koffer zu beenden, greife ich vorweg. Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg nach Mühlheim/Ruhr. Ein komisches Gefühl, nicht mehr einer unter vielen zu sein und nicht mehr in Fünfer-Reihen zu marschieren! Ich war auf einmal Zivilist geworden und mußte mich erst langsam daran gewöhnen. Im Bahnhof Mühlheim/Ruhr traf ich auf einen der beiden Beamten, die den gestrigen Vorfall erlebt hatten. Natürlich bedankte ich mich gebührlich und schenkte jedem eine Schachtel Papirossy, ehe ich mich wieder auf den Heimweg machte. Zu Hause staunten meine Lieben nicht schlecht, als ich meine Mitbringsel verteilte. Vor allem meine beiden Brüder waren wenig erfreut, als ich ihnen eine in Zeitungspapier gewickelte Zigarette anbot. Machorka war doch nicht so recht nach ihrem Geschmack. Den Rest des Tabaks verschenkte ich später an einen alten Nachbarn, der ihn in seiner Pfeife rauchte. Von dem russischen schwarzen Tee waren dagegen alle mehr angetan!

Am Ende waren wir alle aber einer Meinung: Was wäre gewesen, wenn sich der Koffer nicht wieder eingefunden hätte? Meine Mutter hätte bestimmt gesagt: Hauptsache, wir haben dich wieder! Und alle hätten ihr zugestimmt. Ich besonders.

Friedhelm Kröger, 2013

**Hautnah – eine Begegnung in Gefangenschaft**

Wie wenig ein Menschenleben zählte, haben wir alle mehr oder weniger in Kriegs- und Gefangenschaftszeiten erlebt. Je länger die Zeit aber dauerte, desto mehr sah der Russe in uns die wertvolle Arbeitskraft und nicht mehr den verhaßten ehemaligen Feind. Unsere Gesundheit war ihm nicht mehr so gleichgültig. Wem von uns sind nicht die allabendlichen Rituale vor dem Krankenrevier noch in Erinnerung, wenn man von der Baustelle ins Lager zurückkam? Der deutsche Arzt und der Sani untersuchten und behandelten mit den wenigen Mitteln, die sie zur Verfügung hatten, und das alles unter der Aufsicht der russischen Ärztin. Lange Wartezeiten gab es nicht, und krankgeschrieben wurde nur, wenn man den Kopf unter dem Arm trug. Ein Eimer mit Krätzesalbe, eine Jodflasche, Schröpfköpfe, zigmal und immer wieder gewaschene Mullbinden, ein paar Salbentuben gehörten wohl zur Standardausrüstung in jedem Revier.

Mir widerfuhr aber einmal eine so fürsorgliche (russische!) Behandlung, daß ich noch heute darüber nur staunen kann. Nach mehrtägigem, leichtem Fieber mit Ruhe auf der Pritsche legte die Ärztin persönlich Hand an mich - besser gesagt ihr Ohr! Nachdem sie mir mit ihrem Stethoskop Brust und Rücken ganz intensiv abgehorcht und abgeklopft hatte, schien sie sehr besorgt um mich zu sein. Schließlich tat sie ihr Stethoskop beiseite, nahm ein taschentuchgroßes Stück Gaze, legte es mir zuerst auf den Rücken, dann auf die Brust - und horchte mich noch einmal und noch gründlicher ab.

Man bedenke: das Ohr einer russischen Ärztin auf der Haut eines deutschen Kriegsgefangenen, mal abgesehen von dem hauchdünnen Gewebe, das uns voneinander trennte! Am Tag darauf wurde ich ans Lagertor befohlen, wo mich Sestra Natascha erwartete, die mich zum Krankenhaus nach Wladimir eskortierte. Ich entsinne mich nur noch ganz vage an den Weg dorthin: ein deutscher Gefangener und seine Eskorte. Ich vorneweg und Natascha mir auf den Fersen, bewaffnet mit einer schweren Pistole. Wenn die nicht gewesen wäre, hätte ich sie wahrscheinlich…? Nicht auszudenken! Aber angesichts meiner körperlichen Verfassung befand sie sich zu keiner Zeit in Gefahr.

Weniger an das Krankenhaus, nur an den Röntgenapparat kann ich mich noch ganz schwach erinnern, ein vorsintflutliches Monstrum. Anschließend verbrachte ich einige Zeit im Krankenrevier. Ich habe aber keinerlei Erinnerung mehr, ob und womit ich in dieser Zeit behandelt wurde. Fest steht jedenfalls, daß ich zu der Zeit eine Form von Lungentuberkulose durchgemacht und überlebt habe. Die gründliche Untersuchung nach meiner Heimkehr im September 1949 bestätigte dies. Man sprach immer von Kalkflecken oder Narben im oberen linken Hilum. Da ich im Schuldienst tätig wurde, mußte ich jährlich einmal zur Kontrolluntersuchung erscheinen, bis mich der Amtsarzt als ausgeheilt erklärte. Aber was wäre aus mir geworden, wenn mir die Ärztin nicht hautnah begegnet wäre?

Friedhelm Kröger, 2013

FOTO

Heinz Bartl und Günther Liebisch

FOTO

Christa, Antonia und Friedhelm Kröger

**Günter Kuhne -** [**Hauptsache im Loch stehen und schießen**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/05/28/versohnung-in-minden-hauptsache-im-loch-stehen-und-schliesen/) **(Gera)**

Wie sein Landsmann Kurt Seeber, wirkt auch Günter Kuhne zunächst bedächtig und eher in sich gekehrt. Doch nach den ersten Worten mit ihm läßt man sich gern eines Besseren belehren. Gesetzt und doch flüssig, ernsthaft und doch nie ohne Mutterwitz kommen ihm die Schilderungen aus der Jugend von den Lippen, und er schenkt gern sein Vertrauen, wenn er dem Zaungast aus Erlangen zum Beispiel die Glückwunschkarte im Original überläßt, die er aus der Gefangenschaft an die Mutter geschrieben hat. Es wird sie zu Millionen gegeben haben, diese Kurzmitteilungen, so allgemein und fast nichtssagend gehalten und doch voller Überlebenswille, Glaube, Hoffnung und Liebe. Immerhin kamen sie an, die Grüße aus dem Lager, und sie wurden zu Hause richtig verstanden als Lebenszeichen aus einem fernen und fremden Land.

Günter Kuhne wurde am 3. Juli 1926 in Groß-Aga, Kreis Gera, geboren und machte die zwangsfreiwillige „Karriere“ fast aller Jungs seiner Generation bei Jungvolk und Hitlerjugend. 1943 schickte man ihn in ein Wehrertüchtigungslager mit anschließendem Reichsarbeitsdienst bis zum 30. März 1944. Am 1. April des Jahres erhielt er die Einberufung nach Breda in Holland zur 24. Schiffsstammabteilung, wo er bis zum 20. Juli 1944, dem Tag des Attentats auf Adolf Hitler, blieb. Schon tags darauf hieß es für den Thüringer den Seesack abgeben und zur Hitlerjugenddivision Waffen-SS nach Berlin einrücken, wo er doch gerade erst einmal die Grundausbildung hinter sich hatte. In der Hauptstadt wurde er registriert, bekam die Blutgruppe in die Achselhöhle tätowiert und wurde nach Märkisch Buchholz zur Granatwerferausbildung geschickt. Mit dieser Einheit nahm Günter Kuhne im Dezember 1944 an der Ardennenoffensive in der Eifel teil, um die Amerikaner zurückzuwerfen, doch schon wenige Tage später, am 16. Dezember 1944, erlitt er eine Oberschenkelverwundung, einen Trümmerbruch, und bezog vorerst in der Johanniterstadt Adenau im Lazarett eine Ruhestellung. Im Februar 1945 ging es dann mit dem letzten Lazarettzug über die Remagen-Brücke über den Rhein bis nach Hannover, und von einem Dorf in der Nähe aus sah er Minden brennen, ohne ahnen zu können, daß er 65 Jahre später einmal wieder an die Weser kommen würde, um von all den Schrecken zu berichten. Doch der Verwundete mußte weiter, nach Rostock, in ein Hilfslazarett, das er im März verließ, um im Sportlazarett von Neustrelitz, Brandenburg, eine Reha zu machen. Günter Kuhne ging noch an zwei Krücken, als er vom Stabsarzt gemustert und mit den von abgrundtiefem Zynismus zeugenden Worten „Sie brauchen nicht laufen können, Hauptsache Sie können im Loch stehen und schießen!” für tauglich erklärt wurde. Die Stimme zittert noch immer vom Geschützdonner, wenn der ehemalige Frontsoldat von dem zusammengewürfelten Haufen erzählt, der von Nauen bei Berlin aus ohne Stammeinheit Richtung Oder verfrachtet wurde, um die längst verlorenen Rückzugskämpfe bei Halbe zu unterstützen. In dieser schlimmsten Kesselschlacht nach Stalingrad standen 2.100.000 Rotarmisten gerade einmal 200.000 Wehrmachtssoldaten gegenüber. Marschall Georgij Schukow hatte die Kapitulation angeboten, aber General Theodor Busse lehnte ab und setzte auf die 4. Panzerarmee. „Doch wir hatten keine Chance! Im Kessel bin ich zum Glück in Gefangenschaft geraten!“ Immerhin noch besser, als zu den 30.000 toten deutschen Soldaten zu gehören, die auf dem Schlachtfeld blieben, ohne den Vormarsch der Roten Armee aufhalten zu können.

Ob der Arzt, der Günter Kuhne tauglich geschrieben hatte, sich vorstellen konnte, was es für den jungen Soldaten heißen mußte, von Königs Wusterhausen an der Spree im Gefangenenkonvoi bis nach Frankfurt an der Oder auf der Autobahn zu marschieren? Zwei lange Wochen des Wartens an der Grenze zu Polen schlossen sich an, bis dann Posen angesteuert wurde, ein Auffang- und Quarantänelager mit 20.000 Gefangenen in einer ehemaligen Kaserne. In der Zwischenzeit mußte eine von der unerwarteten Masse an Gefangenen zunächst völlig überforderte Bürokratie in Moskau entscheiden, wer wohin in welches Lager verfrachtet werden sollte. Der Thüringer wurde als Maschinenschlosser nach Wladimir geschickt, ins Traktorenwerk. Beste Maschinen standen da aus Cincinnati, USA, riesengroße Anlagen, die der Gefangene so noch nie gesehen hatte, alles amerikanische und deutsche Technik. Auch die Gießerei war für die damalige Zeit hochmodern. Bis Juli 1948 blieb er dort tätig, wurde sogar einmal als „Bestarbeiter” ausgezeichnet und durfte am 1. Mai ins Kino. Irgendein deutscher Revuefilm lief. Ansonsten blieb Wladimir Sperrgebiet. „Ich könnte nichts von der Stadt erzählen…” Aber sollte es denn nie Begegnungen mit den Einheimischen gegeben haben? Es ist, als hätte der Veteran auf diese Frage nur gewartet. Einmal meldete er sich freiwillig zur Kartoffelernte und half beim Verladen. Im Dorf kam es zu einem regelrechten Volksauflauf. „Wir fühlten uns, als wären wir die ersten Menschen, so bestaunten uns die Leute.” Und dann ein Einsatz der besonderen Art: Nach Feierabend ohne Bewachung, zu zweit zu einer Kriegerwitwe, um ihr bei der Ernte zu helfen. Sie lud Günter Kuhne und seinen Kameraden danach zu Pellkartoffeln ins Haus ein. Ein sauberer Haushalt, eine köstliche Bewirtung mit Kefir, ein richtiges Festmahl - und alles ohne Bewachung. „Die alte Dame begleitete uns beide wieder zurück ins Lager, und da haben wir uns bei der Wache gemeldet…” Nein, etwas Schlechtes kann er nicht sagen über die Gefangenschaft.

Eine andere Frage ist, wie es Günter Kuhne ergangen wäre, wenn ihm nicht zwei Fallschirmspringer kurz vor der Gefangennahme einen unschätzbaren Dienst erwiesen hätten. Als schon die berittenen Soldaten der Sowjetarmee mit Hunden im Gehölz, wo der Soldat lag, nach versprengten Wehrmachtsangehörigen suchten, trennten ihm die beiden mit einem Springermesser den Totenkopf und die SS-Rune ebenso ab wie das HJ-Abzeichen und haben ihm damit womöglich das Leben gerettet oder zumindest verschärfte Lagerbedingungen erspart. Und doch war da bis zuletzt noch diese Heidenangst vor der Feldgendarmerie, die mit Wehrkraftszersetzern und Desserteuren kurzen Prozeß machte. Überall baumelten ihre Leichen als Warnzeichen. Sogar ein Halstuch haben die beiden Fallschirmspringer dem Hitlerjungen umgebunden, damit die hellen Stellen unter den abgetrennten Abzeichen nicht zu sehen waren. Menschlicher Anstand in Zeiten schlimmster Verwahrlosung.

In Wladimir blieb Günter Kuhne nicht bis zum Ende der Gefangenschaft. Seine Karte datiert vom 13. Oktober 1944. Bald darauf wurde er an den Wolga-Don-Kanal verlegt und kam am 7. Januar 1950 wieder nach Hause. Er hatte nie auf russischem Boden gekämpft, fühlt deshalb keine persönliche Schuld gegenüber den Russen, ist sich aber seiner Verantwortung bewußt und wurde zu einem entschiedenen Friedenskämpfer, der gerne als Zeitzeuge in Schulen auftritt und nichts davon hält, daß heute deutsche Soldaten wieder in Kampfeinsätze geschickt werden. „Wir gehören da nicht hin!” lautet seine Maxime.

Die Rückkehr in die Heimat war dann ja auch nicht das reine Zuckerschlecken. Als sich Günter Kuhne 1950 für die Zuteilung von Lebensmittelkarten registrieren ließ, wurde er vom Abschnittsbevollmächtigten, der dabei ganz groß in seinem Sessel anschwoll, gerügt, weil er angab, er sei in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen. Das heiße „sowjetische” Kriegsgefangenschaft, wurde der Heimkehrer zurechtgewiesen. Und überhaupt sprach man in der Ostzone und DDR besser nicht von diesen Dingen. Vor allem nicht, wenn man sich, wie Günter Kuhne, nicht in die Deutsch-Sowjetische Freundschaftsgesellschaft zwingen lassen wollte und dann wegen angeblichen Materialmangels gekündigt wurde. Später ist er dann freiwillig eingetreten, aber das mit der Aufarbeitung der Kriegs- und Gefangenenjahre blieb schwierig. Seine zusammenfassende Einschätzung: „Wir mußten schwere körperliche Arbeit leisten, aber ich habe nie ein schlechtes Wort gegen die Deutschen gehört. Das Wachpersonal blieb auf Distanz und hat uns stets korrekt behandelt. Freilich hatte ich auch Glück, weil ich immer im Stammlager bleiben konnte, bei guter Versorgung.” Nur Geld sah Günter Kuhne nie für seine Arbeit, durchaus im Unterschied zu anderen Gefangenen, die auch heute noch bei ihrem Treffen in Minden nicht hinter das System kommen, demzufolge die einen ab einer bestimmten Zeit entlohnt wurden, während die anderen nur für „Kost und Logis” schufteten. Aber wer wollte jetzt noch über die Rubel von damals streiten, wo man sich doch versöhnt hat in Minden mit einer schweren Vergangenheit, mit den einstigen Gegnern, mit sich selbst!

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

FOTO

Gisela und Günter Kuhne

**Der Weiße Traum und andere Erinnerungen an die Gefangenschaft in Wladimir.**

*Günter Kuhne hat noch einmal in seinem Gedächtnis gekramt und einige Erinnerungen an seine Gefangenschaft in Wladimir zutage gefördert. Der Geraer war vor zwei Jahren bei der Auflösung des Thüringischen Landesverbandes der Heimkehrer dabei - Nachwuchs gibt es ja erfreulicherweise keinen mehr! -, hält aber noch engen Kontakt zu der um Friedhelm Kröger gescharten Gruppe ehemaliger Gefangener in Wladimirer Lagern.*

Im Herbst 1947 durfte ich mit meinem Kameraden Helmut St. einer alten russischen Frau, die mit uns beiden zusammen im Wladimirer Traktorenwerk arbeitete, beim Kartoffelroden in ihrem Garten helfen. Sie hatte uns beim russischen Lagerkommandanten angefordert und durfte uns eines Tages am Lagertor abholen - ohne (!) Postenbegleitung. Wir rodeten ihr die Kartoffeln und wurden anschließend nach getaner Arbeit in ihr Haus zum Essen eingeladen. Es gab frisch geerntete Pellkartoffeln, so viele wie wir essen mochten. Für den Augenblick waren wir erst mehr voll als richtig satt! Anschließen lieferte sie uns persönlich am Lagertor ab. Wir waren ein paar Stunden in Freiheit gewesen und hatten ein gutes Werk getan! An Ausreißen hatten wir nicht gedacht! Wohin auch?!

Am 1. Mai 1948 (Tag der Arbeit!) wurden mein Kamerad Helmut St. und ich zu Bestarbeitern in unserer Werkstatt vorgeschlagen. Der Vorschlag kam von den russischen Frauen, die mit uns zusammen arbeiteten! Ein ungewöhnlicher Vorgang! Eines Tages wurden wir im Photolabor des Werkes porträtiert. Unsere Photos hängte man als Auszeichnung an der „Bestarbeiter-Tafel“ des Werkes aus. Auch uns persönlich wurden je drei Bilder überreicht. Eines davon verwahre ich heute noch! Als zusätzliche Belohnung gingen wir eines Tages mit Postenbewachung in ein Wladimirer Kino. Es lief der deutsche Revue-Film „Der weiße Traum“ (mit russischen Untertiteln).

Trotz dieser Ehrungen und Vertrauensbeweise wurde ich noch „zur Durchleuchtung meiner Person“ für zwei Jahre in ein NKWD-Lager an der Wolga verlegt! Grund war meine Zugehörigkeit zur Waffen-SS, Hitlerjugend-Division am Ende des Krieges. Dabei war ich ursprünglich zur Marine (U-Boot Waffe) nach Holland einberufen worden! So grausam ging das Schicksal mit mir um!

FOTO

Philipp Dörr und Günter Kuhne

**Grundkenntnisse aus dem Plennyj-Sprachschatz von Günter Kuhne\***

dawaj-dawaj! - давай-давай! - los, mach schon, weiter, Abmarsch! u.v.m; dawaj sjuda! – давай сюда! – komm her!; dawaj kuritj! – давай курить! – komm, laß uns eine rauchen!; schto u was b0lit? – что у вас болит? – wo tut’s weh?; nado sdelatj tschistym! – надо сделать чистым! – das muß sauber gemacht werden!; ras, dwa, soli! – jeschtscho soli! -раз, два, соли! – eins, zwei, Salz dabei, und weiter salzen!; skoro buded domoj! – скоро будет домой! – bald geht’s heim!; spokojnoj notschi – спокойной ночи! – gute Nacht!; choroschaja pogoda – хорошая погода – gutes Wetter.

\* *Das russische Wort „plennyj“ – пленный bedeutet “Gefangener”.*

Günter Kuhne, 2013

**Walter Kuhnert – Ich liebe das Leben (Rhede im Emsland)**

1992 kam Walter Kuhnert erstmals wieder nach Wladimir. Mit Martin Kade und Erwin Brenneke, mit denen er in Stalingrad in russische Kriegsgefangenschaft geraten war. Wie Partisanen fuhren sie zurück, hatten sich von der „Truppe”, einer deutschen Reisegruppe in Moskau, abgesetzt, sich mit russischer Kleidung „getarnt” und sprachen auf der Zugfahrt nur, wenn unbedingt notwendig, auch wenn ihr Russisch nach all den Jahren fast akzentfrei geblieben war. Ihr Ziel: die Kleinstadt Kameschkowo, 40 km nordöstlich von Wladimir gelegen, wo sie von 1943 bis 1948 gemeinsam im Gefangenenhospital arbeiteten, bevor sie getrennt wurden und die letzten eineinhalb Jahre bis zur Entlassung 1949 in anderen Lagern zubrachten. Ihre Mission: ein Wiedersehen mit Orten und Menschen ihrer Jugend hinter Stacheldraht, eine Versöhnung mit der eigenen Vergangenheit und den Menschen, mit denen sie diese unfreiwillig geteilt hatten.

Sie fanden Wera Friedmann, die Direktorin einer Schule in Kameschkowo, wo früher das Hospital untergebracht war, und den Zeitgeschichtler, Witalij Gurinowitsch, der damals am Wladimirer Landesmuseum arbeitete und 1995 die Ausstellung zum Thema der Wladimirer Kriegsgefangenenlager nach Erlangen bringen sollte. Sie fanden aber auch noch Kollegen von damals, zumeist Frauen, die mit ihnen als Mediziner und Pflegekräfte gearbeitet hatten. Der Arzt, Erwin Brenneke, Jahrgang 1912 und mittlerweile verstorben, kam später immer wieder nach Kameschkowo und traf sich mit seinen einstigen Mitarbeiterinnen. Auch Martin Kade, drei Jahre jünger, inzwischen aber ebenfalls nicht mehr am Leben, reiste später wieder nach Rußland. Dazwischen Besuche von Wera Friedmann bei den Veteranen, die für das Trio eine vertraute Verbindung zum vormaligen Land der Feinde geworden war.

FOTO

Walter Kuhnert in Erlangen, 1995

Nur Walter Kuhnert, 1924 in Zirlau bei Breslau geboren, beließ es bei dem ersten und einzigen Besuch, der auf ihn einen so großen Eindruck gemacht hatte, daß er, wie es in einem Brief von Martin Kade an Witalij Gurinowitsch heißt, nicht glaubte, da noch etwas draufsetzen zu sollen. Fragt man den pensionierten Musiklehrer aber heute nach seinem Herzenswunsch, dann lautet der: noch einmal Wera Friedmann sehen. Wohl nicht von ungefähr, denn Martin Kade hinterließ einen Reisebericht, der besonders Walter Kuhnert würdigt: „*Alles in allem ein schöner Besuch von Wera Friedmann und ihrer Familie, an den wir lange zurückdenken werden und, dessen bin ich sicher, die Russen auch. Und sie haben uns reichlich mit Geschenken bedacht, wofür wir nicht genug danken können. Mein besonderer Dank geht an Walter, der weder Mühen noch Kosten gescheut hat, um unseren russischen Freunden das Gefühl zu geben, daß wir sie gern bei uns hatten“.*

Richtschütze bei der 16. Panzerdivision der 6. Armee war Walter Kuhnert. Aber als Hornist im Musikzug hatte er keinen einzigen Kampfeinsatz mitgemacht, als er in Stalingrad in Gefangenschaft geriet. Die Überlebenden hatten sich in die Keller geflüchtet. Am 31. Januar 1943 stießen die ersten Russen in die Häuserruinen vor und fanden dort auch Walter Kuhnert. „Eine böse Zeit war das, böse, böse”, so charakterisiert der Veteran die Schlacht um Stalingrad und die Kapitulation: „Kniehoch der Schnee, Frost, viele Erfrierungen, Amputationen ohne Narkose…”

Im Frühjahr erst kam Walter Kuhnert, wie fast alle vor Erschöpfung, Kälte und Hunger dem Tod näher als dem Leben, in ein Hospital außerhalb von Stalingrad. Nur aus Baracken bestand es und bot Platz für ca. 200 bis 300 Gefangene, ein Feldlager, wie es viele gegeben hat, wo noch keine Registrierung stattfand. Die erfolgte erst in Kameschkowo. Ein wichtiger Hinweis, wie Witalij Gurinowitsch bemerkt, denn erst mit der schriftlichen Aufnahme der Daten erschienen die Gefangenen auch in der Statistik. Wer ohne Registrierung starb, galt später - und gilt oft bis heute - als vermißt.

Per Krankentransport in Güterwaggons wurden Erwin Brenneke, Martin Kade und Walter Kuhnert im Frühjahr nach Kameschkowo gebracht. Unter erträglichen Umständen, meint der Überlebende. Hätte der Transport aber schon im Winter stattgefunden, wäre es allerdings möglicherweise ganz anders ausgegangen. Diese Züge kamen oft mit mehr erfrorenen als lebenden Gefangenen am Ziel an. Martin Kade hatte Walter Kuhnert schon im Stalingrad-Lager als Sanitäter gesehen, aber nicht persönlich kennengelernt. Mit Erwin Brenneke machte er erst in Kameschkowo Bekanntschaft, wo sie nun alle drei, jeder auf seinem Posten, nachdem sie selbst wieder einigermaßen hergestellt waren, für die medizinische Betreuung der Gefangenen eingesetzt wurden.

Das Hospital, in einer Schule untergebracht, war ursprünglich für verwundete Angehörige der Roten Armee eingerichtet worden. Angesichts der großen Zahl von Gefangenen nach Stalingrad wurde beschlossen, das Haus umzuwidmen und fortan hier Deutsche, Rumänen, Ungarn und Österreicher zu behandeln. Soweit das möglich war. Ein Umstand, der unter dem russischen Personal für Unmut gesorgt hatte, vor allem auch, weil man sich vor den ansteckenden Krankheiten wie Fleckfieber fürchtete, die von den neuen Patienten eingeschleppt wurden, und mit denen sich dann auch tatsächlich viele russische Pflegekräfte - oft mit tödlichem Ausgang - infizierten. Als Walter Kuhnert eintraf, spürte er von diesen Vorbehalten nichts mehr. Im Gegenteil: Die deutschen Ärzte - ein ganzes Feldlazarett hatte man von Stalingrad nach Kameschkowo gebracht - waren nicht nur in der großen Überzahl, sondern sie genossen auch Respekt und Ansehen seitens des russischen Personals. Die Beziehungen waren gut, man vertraute einander, brauchte einander im Kampf ums Überleben.

FOTO

Krankenschwester im Hospital Kameschkowo

Erwin Brenneke arbeitete im OP-Saal, Martin Kade im Verbandsraum, und Walter Kuhnert war für die Reha-Maßnahmen zuständig, für Übungen und Bewegungen, die er streng nach Anleitung seines russischen Vorgesetzen mit den Rekonvaleszenten machte. Insgesamt etwa 400 Patienten waren von den ca. 30 deutschen und ebensovielen russischen Medizinern und Pflegekräften zu betreuen, untergebracht in zwei ehemaligen Schulen, einer profanisierten Kirche und einem Vereinshaus, alles von Stacheldraht umgeben.

Auf Initiative von Dr. Frisch, erinnert sich Walter Kuhnert, formierte man ein Theater-Ensemble, dessen Gründer auch als Regisseur wirkte. Vor allem Martin Kade - er studierte später sogar Slawistik - und Erwin Brenneke, der sein Russisch noch im Ruhestand mit Hilfe einer Muttersprachlerin pflegte, machten sich fleißig an das Übersetzen von russischen Stücken der Klassik ins Deutsche: Alexander Puschkin, Nikolaj Gogol, Anton Tschechow. Besonders dessen „Revisor“ haben sie gerne gespielt, nicht nur im Hospital, sondern auch in Wladimir und in umliegenden Dörfern. Walter Kuhnert fiel dabei oft die Frauenrolle zu, nicht ganz freiwillig: „Wollte ja sonst keiner machen”, grinst er zu dem Thema. Aber auch im Orchester wirkte er mit. Wie auch nicht als Multi-Instrumentalist.

Alles machten die Gefangenen selbst, denn sie hatten ja auch alle Berufe vertreten: ein Schneider, ein Toningenieur, ein Zimmermann. Man wußte sich zu helfen, wenn es um Kostüme und Kulissen ging. Bei seiner Rückkehr nach Kameschkowo in den 90er Jahren fand Walter Kuhnert noch die Kellerbühne vor. Doch es stand schon das Wasser in den Räumen, und wenig später riß man das Gebäude ab. Heute steht nur noch eines der beiden Schul- bzw. Hospitalgebäude von einst. Während die Theateraufführungen natürlich für die eigenen Landsleute gedacht waren, trat das kleine Orchester, dem Walter Kuhnert angehörte, auch für Russen auf. Sogar Tanzveranstaltungen gab es. Dazu holte man das Klavier aus dem Keller, brachte es per Lkw in ein anderes Gebäude auf dem Lagergelände, „und da haben wir gespielt”. Besonders wichtig dabei: Es gab da eine Küche mit einem deutschen Koch, wo sich die Musiker nach ihrem Einsatz sattessen konnten, einmal im Monat. 200 bis 300 Leute kamen immer zu diesen Darbietungen.

Darunter auch die Krankenschwester Sonja. „In die waren wir alle verliebt - und ich besonders”, bekennt Walter Kuhnert. Wer das Bild von ihr gemacht hat, weiß er nicht mehr. Aber es gab für die Zivilbevölkerung die Möglichkeit, defekte Apparate im Lager reparieren zu lassen. Die findigen Deutschen mußten anschließend natürlich die Funktionstüchtigkeit überprüfen und dazu Probeaufnahmen machen, die sie dann behielten. Dabei wird wohl auch diese Photographie entstanden sein. Dr. Frisch wollte Sonja übrigens sogar mit nach Deutschland nehmen. Aber die Umstände damals waren nicht danach. Die Umschwärmte ist später nach Nowosibirsk gezogen… Zwei oder drei Briefe von ihr hat Walter Kuhnert noch aufbewahrt.

FOTO

Krankenschwester Sonja

Doch auch andere menschliche Begegnungen gab es. So etwa mit dem Russen, der bei Walter Kuhnert das Akkordeonspiel erlernen wollte. Der Musikus freute sich über das Interesse am Instrument, doch als der Schüler kam, brachte er Wodka mit und einen kleinen Imbiß, eine Sakuska: „Wir haben uns hingesetzt, getrunken, schnabuliert. Und es dauerte nicht lange: Er war besoffen, ich war besoffen. Er ist wieder gegangen, ohne einen Ton gespielt zu haben, wollte aber wiederkommen. Er kam auch wieder. Und wieder das gleiche Theater: Wodka, Sakuska. Ich war besoffen, er war besoffen. Vielleicht gab es sogar noch ein drittes Mal. Ich weiß nicht mehr genau. Jedenfalls hat er nie auch nur einen Ton gespielt. Wera Friedmann erzählte mir später, ihr habe ein Russe davon berichtet, er habe bei mir Akkordeon gelernt.” So entstehen musikalische Legenden…

Schon vor dem Krieg wurde Walter Kuhnert, der einzige Sohn einer Eisenbahnerfamilie, Orchestermusiker, hatte sich in seiner schlesischen Heimat mit 17 Jahren zur Militärkapelle gemeldet und landete nach drei Monaten Grundausbildung in Bamberg beim Panzer-Musikzug. Als er im Frühjahr 1949 heimkam, gab es die schlesische Heimat nicht mehr, Musiker galt nicht als richtiger Beruf. Im Ruhrgebiet arbeitete er ein Jahr bei Hamm unter Tage, weshalb er noch heute seine Rente bei der Knappschaft bezieht. Aber die Musik blieb seine Berufung. Es war wieder Dr. Frisch, der dem Spätheimkehrer half. Der Arzt stellte die Verbindung zum Konservatorium in Duisburg her, und Walter Kuhnert bestand auch gleich die Aufnahmeprüfung. Doch erst nach fünf Jahren legte er sein Examen ab, denn er hatte inzwischen geheiratet und war Vater geworden. Da ging es nicht ohne Nebenerwerb auf dem Bau, als Vermessungsgehilfe, als Arbeiter in der Spedition einer Kupferrohrfabrik. Ein saueres Brot. Auch das Examen 1957 brachte noch nicht den Verdienst. Zunächst gab der Musiker nur privaten Unterricht, was natürlich nicht reichte, um eine Familie zu ernähren. Dann erfuhr er, in Mülheim an der Ruhr suche man einen Musiklehrer. Von Duisburg aus konnte man ja mit der Straßenbahn hinkommen. Was für ein Glück! Blockflöte und allgemeine Musiklehre unterrichtete er da zunächst, dann blieb er dort hängen, wurde sogar stellvertretender Leiter der Musikschule, zuständig für Unterricht und Verwaltung mit 1.600 Schülern und 60 Lehrkräften.

Die klassische Musik liebt und spielt er bis heute leidenschaftlich. Doch die russischen Lieder seiner Jugend haben es ihm besonders angetan. Bis heute kennt er die Melodien und Texte auswendig. Ein Lied spielt und singt er am liebsten von allen. Jenes, das beim Krankentransport nach Saratow eine russische Schwester unterwegs auf einem Rangierbahnhof angestimmt hatte. Am Ende bliesen die drei oder vier Dampflokomotiven zum Applaus. Was für ein Auftritt! Walter Kuhnert hatte zusammen mit Martin Kade nach Auflösung des Hospitals in Kameschkowo den Transport begleitet. Erwin Brenneke kam als Arzt nach Wladimir.

FOTO

Witalij Gurinowitsch, Walter Kuhnert und Peter Steger

„Ich liebe das Leben sehr!” Das glaubt man Walter Kuhnert gern, wenn man ihn besucht in Rhede, wo er seit einigen Jahren hoch oben im Norden Deutschlands lebt, unweit der holländischen Grenze und nah am Meer. „Hier fühle ich mich wohl!” Noch oft denkt er an jene ferne Zeit zurück, an die Krankenschwestern, in die er sich verliebt hat, an die Kameraden und an Wera Friedmann, die er so gerne noch einmal wiedersehen würde.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2013

**Karl Lemser - Die Menschwerdung des Feindes (Ebersdorf in Oberfranken)**

Am 21. März 1984 ging an Karl Lemser in Ebersdorf bei Coburg ein von Dietmar Hahlweg unterzeichneter Brief ab. Der damalige Erlanger Oberbürgermeister und Gründervater der Städtepartnerschaft mit Wladimir schrieb:

*Ende Februar 1984 haben Sie mit meinem Mitarbeiter, Herrn Lerche, telefonisch Kontakt aufgenommen und Ihre positive Meinung zur geplanten Städtepartnerschaft Erlangen – Wladimir (Sowjeunion) geäußert. Besonders gefreut habe ich mich über die Tatsache, daß Sie selbst bereits seit längerem eine Brieffreundschaft mit einem Bürger Wladimirs unterhalten und wie wir der Meinung sind, daß durch die Städtefreundschaft eine besonders gute Möglichkeit zum direkten Kontakt der Bürger beider Städte gegeben ist. (…) Für Ihr Interesse an der Städtefreundschaft Erlangen - Wladimir bedanke ich mich und verbleibe mit freundlichen Grüßen.*

Sitzt man dem 1926 geborenen Oberfranken um die Mittagszeit gegenüber, tut man gut daran, ihn mit deftiger Hausmannskost zu bewirten, mit allem, nur nicht mit Lamm oder Hammel. Im Juni 1945 nämlich haben die Kameraden in englischer Gefangenschaft irgendwo in Schleswig-Holstein ein Mutterschaf geschlachtet und das schwabbrige Fleisch in Brennesselbrühe gesotten. „Ich sehe noch heute das arme Vieh vor mir und vor allem das Lamm, das immer nach seiner Mutter gerufen hat.” Aber wir eilen voraus.

Mit 40 Altersgenossen aus dem Coburger Land kam 1943 Karl Lemser, gerade einmal 16 Jahre geworden, ins Reichsarbeitsdienstlager Heßdorf am Dechsendorfer Weiher, wo es eher gemächlich zuging. Doch der blutige Ernst des Krieges ließ nicht lange auf sich warten: Schon bald kam der erste Arbeitseinsatz in Nürnberg, in der Wotanstraße, wo es nach einem Bombenangriff aufräumen hieß. „Ein Ding der Unmöglichkeit!”

Als der Lagerarzt bei dem jungen Mann eine Herzerkrankung vermutete (im Medizinerjaron A 49 genannt; Karl Lemser erinnert sich auch noch an A 13 und A 14, die Kürzel für Geschlechtskrankheiten), schickte er ihn mit zwei weiteren Kameraden aus Ebersdorf mit der gleichen Diagnose nach Würzburg. Denn - man glaubt es heute in der Medizinstadt kaum mehr - damals konnten das die Erlanger noch nicht.

Karl Lemser war zwar in der Hitlerjugend, aber zur Waffen-SS wollte er sich nicht anwerben lassen. Da erschien es ihm besser, sich als Kriegsfreiwilliger zur Luftwaffe zu melden. Doch zunächst wurde er ins Lautertal verlegt, wo er beim Reichsarbeitsdienst in kürzester Zeit - zur Verwunderung der hundertprozentigen Parteisoldaten - zum stellvertretenden Truppführer aufrückte und ein Angebot als Ordonanz erhielt, das der Kriegsveteran rückblickend als seine Rettung ansieht. So nämlich war er sicher vor den Rabatzmachern, die den Alten fürchteten, hatte immer eine gute Verpflegung - sogar mit Weißbrot - und konnte sich schon nach acht Tagen erste Nachlässigkeiten bei der Disziplin erlauben, obwohl er freilich weiter ordnungsgemäß Meldung zu machen und Befehle auszuführen hatte. Doch mit der Ordnung in der Truppe schien es nicht so weit her zu sein. Dem Oberfeldmeister lag wohl nicht so schrecklich viel am Arbeitsauftrag, eine Straße zu bauen. „Wenn wir den Krieg gewonnen hätten”, erinnert sich Karl Lemser mit einem fast lausbübischen Grinsen, „wäre die Straße bis heute nicht fertig.” Wichtiger war dem Chef nämlich, daß die Untergebenen in seiner Anwesenheit immer alle sieben Strophen des Frankenliedes absangen - und dann gleich wieder von vorn begannen. Besonders „frisch und rein“ ging die Luft am Wochenende, wenn der Vorgesetzte sich auf Freiersfüßen Richtung Fürth zur Freundin verabschiedete.

Aber auch hier war kein langes Bleiben. In Begleitung seines Oberfeldmeisters hieß es schon nach einem Monat abrücken per Bahn in der 1. Klasse nach Ebenhausen bei Bad Kissingen, wo es ein ausgezeichnetes Kasino gab und im Tanklager eine Scheuerfrau, die für Zigaretten die Putzarbeit von Karl Lemser übernahm. Der kam sich ohnehin wie in einer Operette vor mit einem Vorgesetzten, der seinen Spind als Bunker für Wein und Schnaps mißbrauchte und sich sturzbetrunken auch schon mal in voller Montur den Rücken schrubben ließ. So wenig kriegerisch ging es zu, daß der Jungspund oft sogar den Fliegeralarm verschlief, vorsorglich freilich stets das Strafbuch unterm Kopf.

Doch mit dieser Beschaulichkeit hatte es nach einem Vierteljahr ein jähes Ende. Mitte Oktober 1944 wurde Karl Lemser zusammen mit seinem Vater, bei dem er das Schreinerhandwerk gelernt hatte, nach Kaufbeuren in eine Kompanie verlegt. Zu Hause mußten nun die Mutter, die Schwester und der Großvater alleine sehen, wie sie zurechtkamen. Der Vater jedenfalls sollte erst 1947 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurückkehren. Auch Vater und Sohn blieben nicht mehr lange zusammen: Der Vater wurde nach Quimper geschickt, der Sohn nach La Rochelle. 17 Jahre alt war er da, durfte aus Gründen des Jugendschutzes noch keinen Film mit Willi Forst im Kino sehen, hatte aber bereits einen Wehrpaß.

In Frankreich erkrankte der Rekrut erst einmal an Diphterie, später kam Nesselfieber hinzu. Behandelt wurde er im eine Tagesreise entfernten Rochefort, wo er über Weihnachten im Marinehospital blieb und wo es strenge Quarantänevorschriften gab: Jeder Lokus war für Patienten mit jeweils anderen ansteckenden Krankheiten reserviert, etwa für Typhus und TBC. Aber gehalten hat sich dann doch keiner daran… Hier traf er den Sternwirt aus Ebersdorf wieder, der später, im April 1945, fallen sollte. Der alte Bekannte hatte immer eine Extraration für den jungen Landsmann und packte ihm den Rucksack mit Wurst und anderen kulinarischen Glückseligkeiten voll, als Karl Lemser alleine und ohne ein Wort Französisch via Quimper durch ganz Frankreich mit dem Zug nach Saarbrücken und von da weiter nach Nordhausen geschickt wurde. Wieder ganz allein, zur Luftnachrichtenschule Nr. 1, wo er eine Ausbildung zum Funker erhielt. Auf dem Weg hätte er ohne große Umstände einen Zwischenhalt in Coburg einlegen können. „Aber wir waren so erzogen, daß man an die Front sollte. Das war man den Kameraden schuldig”, erinnert sich der Veteran an seine damaligen Gefühle.

Dann kam der 20. Juli, dessen Bedeutung für den einfachen Soldaten erst später klar werden sollte. Niemand wußte, warum plötzlich Karabiner ausgegeben wurden - mit scharfer Munition, was Karl Lemser gar nicht mehr gewohnt war. Sein Trupp sollte eine V2-Produktionsstätte sichern. Erst anderntags, als man die Waffen wieder abgab, erfuhr man von dem Putsch. Unterdessen warb die SS kräftig, um die eigenen Reihen aufzufüllen, doch kaum einer wollte zu der selbsternannten Waffenelite. Fast alle, auch Karl Lemser, meldeten sich lieber zum Kampfgeschwader 200. Erst hier, in der Lüneburger Heide, wurde man zum richtigen Soldaten gemacht: acht Wochen Ausbildung als Fallschirmspringer bis hin zu Sturzflugübungen und Nahkampf. Und schon ging es an die Front und im Schnellzugtempo durch halb Europa oder das, was der Krieg noch übriggelassen hatte. Im Oktober 1944, im Villenviertel von Budapest, wo die Aufständischen bald die weiße Fahne

hißten, dann bei der Eifeloffensive, verkleidet als Amerikaner und nur im Nebel unterwegs, um den Bomben zu entgehen, schließlich mit erforenen Füßen via Grafenwöhr nach Berlin und Neubrandenburg. Im Januar 1945 war das, als die ganze frühere Pracht der Hauptstadt schon in Scherben lag, wo von all den Bombeneinschlägen der Teer auf den Straßen brannte, wo das Dritte Reich in Trümmern lag.

FOTO

Auszeichnung für Karl Lemser

Karl Lemser schlug sich zum Stettiner Bahnhof in Berlin durch und wurde an der Oder als letztes Aufgebot gegen die Rote Armee zum Schutz der Hauptstadt eingesetzt. „Der Boden hat gezittert, die Kompanie war in Auflösung, die Russen waren viel besser gerüstet als wir, hatten eine ganz andere Kampfmoral”, bricht es aus dem Veteranen im Stakkato heraus. Buch hat er geführt über jene Tage, freilich immer mit dem Radiergummi im Hinterkopf, denn man konnte ja nie wissen, wem die Aufzeichnungen in die Hände fallen würden. Ein Splitter traf ihn am Helm, etwas krachte gegen seine Schulter. Wie betäubt lag er einige Zeit, wachte ganz verwirrt wieder auf im Kampfgetümmel. Am Bahndamm gegenüber lag der Feind.

Doch der Feind hatte noch kein Gesicht, von ihm gab es nur das Feindbild. Sein Gesicht erhielt der Feind erst, als Karl Lemser nach einem der letzten, verzweifelten Gegenstöße einen Rotarmisten in seinem Alter zum Sammelplatz bringen sollte. Der junge Russe hatte eine Verletzung am Bein und konnte nicht mehr gehen. Bei der Durchsuchung fand der Landser „Beutegut“: ein Dessertmesser und Zigaretten. Beides warf er weg; man hätte es dem Gefangenen ohnehin abgenommen und ihn dafür auch noch hart bestraft. Dann packte er sich den Verwundeten auf den Rücken und trug ihn einen Kilometer bis zum Sammelpunkt. „Am Ende liefen dem Russen die Tränen runter. Das vergeß ich nie!” Vielleicht war das derAugenblick, wo „der Russe” ein Gesicht bekam, leibhaftig wurde und Gefühle zeigte, wo Karl Lemser auch im Feind den Menschen erkannte, begriff, was der Krieg für ein Verbrechen am Menschen ist. Der Feind ist zum Menschen geworden, und Karl Lemser ließ sich von da an kein Feindbild mehr vorgeben.

**Den Menschen zu helfen, hat Gott befohlen.**

Bei der Schlacht um die Seelower Höhen zählte der Trupp von Karl Lemser noch ganze dreizehn Mann. Der Ausgang dieser letzten großen Verteidigungsschlacht vor dem Fall von Berlin ist bekannt. Der Oberfranke schlug sich mit seinem Kopfverband - aber ohne Verwundetenschild - in den ersten Maitagen nach Schöneberg durch, marschierte von dort weiter bis Potsdam, erschwindelte sich, ausgehungert wie er und seine Kameraden waren, an einer Versorgungsstelle noch einmal Proviant mit der Behauptung, man müsse mit 30 Mann an die Front, und bekam gerade noch einen Platz im letzten Zug, der „raus” ging. Neben einem Toten schlief er erschöpft ein und kam bis Ludwigslust in Mecklenburg, wo ihn die Engländer schließlich gefangennahmen. „Aber ich hatte wieder unverschämtes Glück”, endet der Veteran, „denn schon in den letzten Junitagen 1945 war ich daheim.”

Nun sei aber erklärt, warum Karl Lemser unter keinen Umständen zur SS wollte. „Spä-testens seit dem 6. Dezember 1942 war ich gegen den Verein.” Am Nikolaustag nämlich ging während der Tanzstunde im Gasthof Stern in Ebersdorf die Tür auf, und ein HJ-SS-Streifendienst erklärte die Veranstaltung für beendet. Religiöse Feste wurden nun überall aufgelöst. Doch die Festgesellschaft griff zur Gegenwehr: Aus Rache drehte man den Bütteln der faschistischen Ordnung die Ventile aus den Rädern, später gab es sogar eine Schlägerei. Einer der SS-Leute kannte jemanden aus Ebersdorf und hat dann alle verraten. Da blieb nur die Wahl zwischen Jugendarrest oder freiwilliger Meldung zur Waffen-SS. Darauf riß sich der Hitlerjugendführer von Ebersdorf vor versammelter Mannschaft die Schulterklappen ab und warf sie den SS-lern mit den Worten vor die Füße: „Mit mir nicht!” Zivilcourage in dunkler Zeit. Erst vor zwei Jahren ist der Held von einst verstorben. Doch die SS drückte Ebersdorf ihren faschistischen Stempel auf: Zuerst wurde der Arbeiterchor aufgelöst, dann folgte der Kirchenchor. Ein gehbehinderter Lehrer mußte bei jedem Wetter zu Fuß in die Schule im acht Kilometer entfernten Nachbarort und durfte nicht mehr Orgel spielen, - weil er als einziger im Kollegium nicht in die NSDAP eintreten wollte.

Heute fragt sich Karl Lemser, wie man dem Wahnsinn der Faschisten glauben und folgen konnte. Warum man die Mahnungen der älteren Leute in den Wind schlug. Warum man wohl von der Verfolgung der Juden wußte, aber von deren systematischer Vernichtung erst nach dem Krieg erfuhr. Weitgehend unversehrt heimgekehrt, war der junge Veteran jedenfalls von nun an wachsam gegenüber Ideologien und Vorurteilen. Das bald Konturen annehmende Feindbild von den bösen Kommunisten im Osten wollte er so nicht gelten lassen. Da war ihm der oberfränkische Landsmann und Mitbegründer der bayerischen FDP, Thomas Dehler, mit seinem Aufruf zur Verständigung schon viel näher. Als dann 1977 der Arbeitgeberverband eine Reise nach Leningrad, Moskau und Wladimir ausschrieb, meldete sich das Ehepaar Karl und Gudrun Lemser an.

Im Wladimirer Hotel Kljasma feierte die zwölfköpfige Gruppe den Geburtstag von Gudrun Lemser. Doch da der Geburtstagskuchen nicht so recht gelungen war, schenkte der Direktor des Hotels der Jubilarin anderntags ersatzweise einen symbolischen Schlüssel und gab Freibier aus Ägypten (!) aus. Da war aber auch noch die Hochzeitsgesellschaft. Der Bräutigam hatte ein defektes Blitzlicht und bat die Deutschen um Hilfe. Doch die Apparate waren nicht kompatibel, und so knipste Karl Lemser mit seinem Gerät, ließ die Bilder daheim entwickeln und schickte sie per Post nach Wladimir. Den Dankesbrief hebt er bis heute auf.

Die Eheleute trafen auf hilfsbereite und freundliche Menschen, die ihnen offen entgegentraten, die sie nicht für die Untaten der Deutschen im Krieg verurteilten, Menschen, die keine Feinde mehr waren, sondern Freunde werden wollten. Und einen Freund haben sie seither, seit 1977: den Presse-Photographen und Journalisten Alexander Sabow aus Wladimir. Er ist der Brieffreund, von dem Dietmar Hahlweg 1984 schreibt, und mit ihm stehen die Lemsers bis heute in Verbindung. 1993 kamen sie dann noch einmal nach Wladimir, zum zehnjährigen Partnerschaftsjubiläum, drehten einen abendfüllenden Film über die Reise und lernen die Deutschlehrerin Natalia Zybulskaja kennen, die Alexander Sabow als Dolmetscherin hinzugezogen hatte. Ein Jahr später war sie schon mit weiteren neuen Freunden in Ebernsdorf zu Besuch, und es sollten noch viele weitere Begegnungen in Franken folgen. Parallel dazu baute Karl Lemser in den frühen 90er Jahren, als die Not groß war in Wladimir, ein eigenes Hilfswerk auf, um mit Freunden aus Ebersdorf Familien in Erlangens Partnerstadt zu unterstützen, für deren Bedürftigkeit sich Alexander Sabow verbürgte. Humanitäre Aktionen, die sowohl in der Wladimirer Presse wie auch in den Lokalblättern Oberfrankens immer wieder ein Echo fanden.

Wenn die Gesundheit mitmacht, wird das Ehepaar Lemser zum dreißigjährigen Partnerschaftsjubiläum noch einmal nach Wladimir reisen, dann zum dritten und wohl letzten Mal. Alte Freunde wiedersehen und sicher wieder neue Freundschaften schließen. „Denn davon kann man gar nicht genug haben, vor allem zwischen Völkern, die sich einst als Feinde gegenüberstanden”, glaubt Karl Lemser fest. Recht hat er!

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2013

**Günther Liebisch -** [**Menschen unter Menschen**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/06/16/versohnung-in-minden-menschen-unter-menschen/) **(Walkenried im Harz)**

*Günther Liebisch traf beim Veteranenkonvent in Minden 2009 erst ein, als ein Teil der Gä-ste schon im Aufbruch begriffen war. Umso mehr wurden die kurzen Augenblicke des Wiedersehens ausgekostet. Viel berichten konnte der Nachzügler nicht mehr, obwohl es da gewiß nicht weniger als bei den anderen gäbe. Aber er hat ja seine Erinnerungen für das 2001 erschienene Buch „Rose für Tamara” von Fritz Wittmann niedergeschrieben, so daß hier nur zitiert zu werden braucht.*

*Günther Liebisch, Jahrgang 1926, hat noch heute etwas Zupackendes an sich. Hände voll feinfühligem Geschick, ein Gesicht, in dem Nachdenklichkeit mit Mutterwitz eine gewinnende Mischung eingeht, eine Art zu reden, wie sie nur Menschen eigen ist, die ihren Platz im Leben gefunden und den Beruf zur Berufung gemacht haben. Der Veteran aus dem Harz ist Elektriker aus Passion, und man glaubt ihm, wenn er erzählt, daß er im Traktorenwerk einen Motor „organisiert” hat, um im Lager die Lichtmaschine wieder zum Laufen zu bringen. Doch lassen wir ihn selbst zu Wort kommen. Zuvor nur noch der Hinweis, daß Günther Liebisch im Jahr 2000 an einer Bürgerreise nach Wladimir teilgenommen hat und dort - wie es der Zufall wollte - seinem ehemaligen Lagerkommandanten begegnete. Aber das ist eine andere Geschichte…*

An jenem wunderschönen Maiabend vor einem Jahr, an dem mein Besuch in Wladimir zu Ende ging, und bei dem mehr als 400 Deutsche und Russen den Abschluß des Stadtfestes in Wladimir feierten, trat ich, der ehemalige Kriegsgefangene, ans Mikrophon, um mich für die Gastfreundschaft während der vergangenen Woche zu bedanken. Ich nutzte die Gelegenheit zu einem Grußwort, bei dem ich ein besonders entzückendes Erlebnis aus der Zeit meiner Kriegsgefangenschaft in Wladimir zum besten gab. Da ich glaube, daß es mir an diesem Abend nicht ganz gelungen war, den Zuhörern dieses Erlebnis zu vermitteln, brachte ich es zu Papier:

An einem heißen Hochsommertag, als uns wieder einmal erlaubt wurde, uns am Badestrand der Kljasma zu erfrischen, fuhren wir per Lkw mit sieben oder acht Kameraden der Jugendkompanie zu einer sandigen Ausbuchtung des Flusses unweit der Brücke, wo reger Badebetrieb herrschte. Wir stürzten uns in das erfrischende Naß und waren nun Menschen unter Menschen, überwiegend jüngere, Männlein wie Weiblein, und konnten für Augenblicke vergessen, welche Ursache uns nach Wladimir verschlagen hatte. Unsere Herkunft störte niemanden, was uns ermutigte bzw. ermunterte, unsere Aufmerksamkeit dem schönen Geschlecht zu widmen. Wir näherten uns einer Gruppe von auffallend hübschen Mädchen, was auf keinerlei Ablehung stieß. Mir fiel auf, daß eine der Grazien Probleme mit der Bedeckung ihrer Oberweite hatte. Das handtuchähnliche Stück Textil rutschte mal auf die eine, mal auf die andere Seite und bot, infolge der Nässe durchsichtig geworden, ohnehin keinen Sichtschutz. Ich bot der Schönen meine Hilfe an, zunächst mit dem Versuch, den Schutz auf dem Rücken etwas fester zu binden, konnte sie aber letztendlich davon überzeugen, daß dieses Stück Textil eigentlich überflüssig sei, da sie sich ihrer herrlich geformten Auswüchse nicht zu schämen brauche. So verlor sie alle Scheu, und die anderen taten es ihr gleich, und wir hatten einen unvergeßlichen Spaß miteinander. Als die Mädchen, Balletteusen des Stadttheaters, leider bald abgeholt wurden, spielten wir mit den Jungen danach noch Strandfußball und hatten auch mit ihnen viel Spaß. Ich betrachte es als besonderes Glück, als Gefangener nach Wladimir geraten zu sein. Das wußte ich aber noch nicht, als unser Transport, von Posen kommend, am 30. April 1945 in den frühen Morgenstunden hielt. Wir wußten nicht, wo wir uns befanden. Lediglich durch die vergitterte Luke, von der oberen Pritsche zu erreichen, waren die von der Morgensonne angestrahlten, goldenen Türme einer Kirche auf einer Anhöhe beeindruckend zu erkennen.

Wir wurden mit unseren Habseligkeiten zum Aussteigen aufgefordert. Noch voller Unbehagen im Bauch wegen der bedrückenden Ungewißheit über den weiteren Verlauf unseres Schicksals, geleitete man uns 400 Mann durch die Stadt in eine Unterkunft nahe des Traktorenwerks. Eine fröhliche Kinderschar begleitete uns mit Rufen wie: *Guten Tag, Berlin kaputt, Gitler kaputt!* Aus den Blicken der Erwachsenen war eher Mitleid als Feindschaft zu lesen, worauf uns sichtbar wohler wurde. Schon bald teilte man uns zur Arbeit ein, wobei sich u.a. bald herausstellte, daß das Handwerk einen goldenen Boden hat. Ich bekam das in späteren Jahren nie so deutlich zu spüren wie dort. Ich fand Beschäftigung als Autoelektriker in der Werkstatt des NKWD (Innenministerium), wo wir Anerkennung als Spezialisten und als Menschen fanden. Meine mittlerweile erworbenen Kenntnisse im Umgang mit Kraftfahrzeugen aller Art und Fabrikate verhalfen mit bald dazu, mich relativ frei bewegen zu dürfen. Als das Lager über einen eigenen Lkw verfügte, bekam ich die Gelegenheit, das Fahrzeug flott zu machen und fungierte schon bald als Beifahrer. Es waren vor allem Lebensmittel und Brennholz zu beschaffen, wobei es reichlich Gelegenheit gab, zusätzlich an etwas Eßbares zu gelangen.

Eines Tages war ich mit dem russischen Chauffeur auf dem Weg nach Kowrow, um Sauerkraut zu laden, als plötzlich auf freier Strecke das Kühlwasser verloren ging; der Ablaßstutzen am Kühler war weg. Zum Glück fanden wir das Utensil bald. Ohne Wasser gab es jedoch kein Weiterkommen. Einer mußte sich auf den Weg machen in das nächste Dorf, ohne ein geeignetes Gefäß. Der gute Kostja bestand darauf, beim Fahrzeug zu bleiben, da er überzeugt war, daß ihm sowieso kein Russe einen Eimer leiht. So machte ich mich mit gemischten Gefühlen auf den Weg und kam nach zwei Kilometern in das erlösende Dorf. Ich klopfte am ersten Haus und brachte mit meinen mageren Russischkenntnissen mein Anliegen vor. Die freundliche Frau erkannte bald meine Herkunft. Sie lud mich erst einmal zum Essen ein und gab mir dann zwei Eimer Wasser, mit denen ich mich auf den Rückweg begab. Kostja sagte, daß die Frau ihm wohl nie einen Eimer geliehen hätte. Zu Recht, denn ich mußte mich gegen Kostja durchsetzen, als ich darauf bestand, die Eimer dorthin zurückzubringen, wo man sie mir vertrauensvollerweise geliehen hatte. Als später ein Chaffeur für das Lager zu teuer wurde, übernahm ich das Steuer und fuhr mit dem Dienstleiter des Lagers, Wladimir Petrow, als Beifahrer über Land. Daraus entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Er nahm mich mit zu seiner Mutter, die mich freundlich aufnahm und mir zu essen gab. An warmen Sommertagen gestattete man mir (uns), mit dem Fahrzeug an den Badestrand der Kljasma zu fahren, wo wir ausgelassen wie alle jungen Menschen, obwohl als Kriegsgefangene erkannt, als gleichwertige Menschen dort voll akzeptiert, herrliche Stunden verlebten, die uns unsere Situation vorübergehend vergessen ließen.

In besonders guter Erinnerung aus dieser Zeit ist mir neben dem herzlichen Verhältnis zu Wladimir Petrow die herzliche Fürsorge unserer Lagerärztin (ich meine, sie hieß Tamara, bin mir aber nicht sicher). Sie wachte stets mit all ihrer Kraft und ihrem Charme über das Wohlergehen der Gefangenen. Ich hatte gottlob ihre Hilfe nicht nötig, kann ihr aber für ihr Verhalten in einigen Situationen nur meine Bewunderung aussprechen. Sie begleitete auch unseren Heimtransport bis nach Brest zur Grenze, wo sie beim Abschied sehr weinte.

Aufgrund der überwiegend positiven Erlebnisse mit guten Menschen in der Kriegsgefangenschaft in Wladimir wünsche ich den Menschen in Rußland eine glückliche Zukunft. Ich bedauere sehr, daß ich erst vor einem Jahr von der Städtepartnerschaft Erlangen - Wladimir erfahren habe. Wie gerne hätte ich nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben meine praktische Hilfe in diese Beziehung eingebracht.”

*Noch ein kritischer Nachsatz sei erlaubt. Günther Liebisch versteht bis heute nicht, warum die Russen kaum Gebrauch vom umfangreichen Sachverstand und technischen Können der Gefangenen gemacht haben. Man hätte, meint er, regelrechte Schulungen anbieten können, von denen die russischen Handwerker viel gelernt hätten. Auf diese Weise wäre auch manches Beutestück sinnvoll eingesetzt worden, anstatt - wie so häufig - ungenutzt oder falsch genutzt zu verrotten. Schade drum. Es hat eben viel Zeit vergehen müssen, bis beide Völker und vor allem deren Politiker begriffen, wieviel Russen und Deutsche voneinander lernen können, wenn man sie in Frieden leben läßt.*

Günther Liebisch, 2009

**Günther Liebisch – Vom Glück in Krieg und Frieden**

Anfang Februar 1945 wurden wir alle, mit Fahrrädern ausgerüstet, nach Pommern an die Front verfrachtet. Im Sattel ging es bis Randers und weiter mit dem Personenzug bis Stargard in Pommern. Dort angekommen, erhielten wir auf dem Bahnhof eine Begrüßung in Form von russischem Artilleriefeuer. Wahrlich ein würdiger Empfang, den wir ohne Verluste überstanden.

Von dort ging es per Fahrrad in ein nahegelegenes Dorf, wo wir bei der Bevölkerung einquartiert wurden. Mich quälte zu dem Zeitpunkt ein Geschwür unter der rechten Ferse. Ich bat bei den Leuten um ein heißes Fußbad und ein scharfes Messer und öffnete die Beule, worauf sich der Eiter ergoß. Ich konnte wieder auftreten und merkte nichts mehr von dem Geschwür.

Nun begann eine wilde Hatz durch halb Pommern. Zwischenzeitlich wurde ich mit Gewehr und Zielfernrohr, einer Scharfschützenwaffe also, ausgerüstet, was dazu führte, in einem Dorf auf dem Dachboden eines Hauses Stellung beziehen zu müssen. Es wurde ein Dachziegel hochgeschoben, dies gab den Blick auf den Dorfplatz frei, den ich zu überwachen hatte. Der Ort war bereits von den Bewohnern verlassen, und somit bewegte sich - bis auf freigelassene Haustiere - nichts. Am dritten Tag, ich saß wieder in meinem Ausguck, müssen die Russen ins Dorf gelangt sein, denn aus einem Haus, etwa 80 Meter entfernt, kam ein Russe mit einem dampfenden Kochgeschirr und ging über den Platz, blieb auch noch stehen, so daß ich ihn praktisch erschießen mußte.

Als ich sein Gesicht im Zielfernrohr sah, ein Jüngling wie ich oder noch jünger, war es mir einfach zuwider, den armen Kerl zu erschießen. Da aber sicher das Ganze auch von anderer Stelle beobachtet wurde, konnte ich nicht anders als abdrücken und schoß dem Jungen ins Kochgeschirr, so daß die Suppe auslief, worauf der Bengel, wohl erschrocken, aber auch schnell, wieder verschwunden war. Aus welchem Grund auch immer, wir entfernten uns bald wieder aus dem Dorf, ohne weitere Feindberührung.

Wir mußten schließlich auch wiedermal irgendwo übernachten, und so kam es, daß wir auf einem inzwischen verlassenen Gutshof in der Nähe von Stargard einquartiert wurden. Aus den vollen Rinderställen tönte uns das unbeschreibliche Gebrüll der Kühe entgegen, die tagelang niemand mehr gemolken hatte. Einige von uns, der Sache kundig, darunter auch ich, denn meine Großeltern hatten einen Bauernhof, wo wir schon mal an Ziegen und auch an Kühen üben durften, melkten einfach die Euter leer - in Eimer und überwiegend ins Stroh -, wonach Ruhe einkehrte. Wir versorgten uns mit dem, was noch reichlich vorhanden war, wie alles Vieh, das zum Teil auch nicht mehr eingesperrt auf dem Hof und Garten herumlief. So war wiedermal ein Schwein an der Reihe, das bald ausgeschlachtet an der Leiter hing. Doch da fuhr plötzlich ein Fahrzeug einer unbekannten Einheit auf den Hof und lud einfach das fertige Schwein auf, wogegen wir uns natürlich wehrten, zumindest versuchten wir es. Die Besatzung des Fahrzeuges, Angehörige einer SS-Einheit, griff jedoch zu ihren Waffen und machte uns damit verständlich, wer hier das Sagen hatte. Wir mußten somit ein weiteres Schwein umbringen, um unseren Hunger zu stillen. Das Schwein wurde zerteilt, in einem Kessel gegart und verteilt. Zum Problem wurde jedoch das fehlende Salz, denn so war die Mahlzeit ungenießbar. Also machte ich mich auf die Suche nach der Würze und wurde auch fündig. Damit waren wir erst mal wieder satt. Eines Morgens bemerkten wir, daß in unmittelbarer Nachbarschaft, Abschnitt genannt, eine neue Einheit auftauchte, und zwar eine SS-Einheit, wie sich später herausstellte, eine Wallonen-Division von Freiwilligen unter der Führung von Leon Gegrell. Wie wir später feststellten, waren die Jungs mehr oder weniger Draufgänger besonderer Art. So erlebten wir, daß eines Morgens einer von den Abenteurern, bewaffnet mit Messer im Stiefel und Pistole in der Tasche, nachts über die feindliche Linie ging und Russen als Gefangene mitbrachte. Später wurden wir auch Zeugen dessen, wie die Kameraden raubten und plünderten, was ihnen in die Finger kam.

Wie ich später erfuhr, wurde uns wieder eine neue Aufgabe zugeteilt. Es war eben ein furchtbares Chaos, mal sollten wir etwas verteidigen, mal wieder einen Angriff laufen. Die Scharfschützenwaffe war ich inzwischen los, nachdem man mir eines Tages das Maschinengewehr übergeben hatte, da nach Meinung des Gruppenführers kein Geeigneterer als ich zur Verfügung stand.

Eines Tages bekamen wir Ersatz, etwa sechs bis acht Mann, alles Oberschlesier, noch Jünglinge, die sich untereinander auf Polnisch unterhielten. Denen traute der Gruppenführer nicht. Als wir wieder einmal auf unseren Fahrrädern unterwegs waren, Richtung Madüsee, wußte keiner wohin. Doch plötzlich entdeckten wir tote Russen am Straßenrand. Diesen Gestank der Toten, die noch fast warm waren, kann man nie wieder vergessen. Wer weiß, wie viele Wochen diese armen Kerle ihre Klamotten schon am Leib getragen hatten, ohne Dusche oder Bad.

Wir landeten nun erst einmal in einem Dorf direkt am See, wo wir auch den ersten russischen ausgebrannten T-34 zu Gesicht bekamen. Im Panzer befanden sich noch Leichen. Wir bezogen eine Gaststätte am Dorfrand und bekamen am folgenden Tag den Befehl, uns auf dem Feld in Richtung Osten einzugraben, um die Verteidigung des Dorfes zu übernehmen. Wir, der Schütze 2 und ich, gruben ein Loch, und ich holte mir aus dem von den Bewohnern verlassenen Haus Federbetten in unser Loch, denn es war Anfang Februar und noch recht kalt. Nachts, bei herrlichem Mondschein, schleppte ich uns dann auch noch einen Strohballen aus einer nahegelegenen Feldscheune herbei und geriet unter Granatwerferbeschuß. Instinktiv legte ich mich auf die Erde und bedeckte mich mit dem Strohballen. Ich erreichte dann auch bald unser Loch, und wir richteten uns mit dem Stroh ein gemütliches Lager.

Nach etwa zwei Tagen erhielten wir den Befehl, im Morgengrauen einen Angriff auf das nächste Dorf zu laufen. Kurz vor dem Ort empfing uns ein mörderisches Infanterie-, Granatwerfer- und Stalinorgel-Feuer. Wir suchten Deckung auf dem Acker, bis der Befehl kam „Rette sich, wer kann!“. Wir waren gerade aufgestanden, da bekam mein Kamerad einen Oberschenkeldurchschuß ab und konnte nicht mehr laufen. Ich nahm den armen Kerl auf den Rücken und lief um unser beider Leben. Das alles im Morgengrauen, so daß wir noch die Leuchtspurgeschosse an uns vorbeiflitzen sahen. Plötzlich klagte der Kamerad auf meinem Rücken über ein brennendes Stechen auf und in der Brust. Das Gelände war etwas hügelig, und in einer Senke fanden wir Deckung. Ich legte meinen Verwundeten an einen Feldrain, um ihn zu verbinden: ein glatter Durchschuß des Oberschenkels. Dabei entdeckte ich auf seiner Tarnjacke einen braunen Fleck im Brustbereich. Bei näherem Hinsehen verbarg sich dahinter ein Leuchtspurgeschoß das seine Brust durchschlagen hatte und an der Tarnjacke stecken geblieben war. Obwohl ich das eigentliche Ziel war, traf mich lediglich ein winziger Splitter eines Granatwerfergeschosses in die rechte Hinternbacke. Als wir uns erneut in Bewegung setzten, schlug etwa drei Meter vor uns ein Stalinorgel-Geschoß ein, ohne zu explodieren. Den Anblick des aus der Erde ragenden Hinterteils werde ich nie vergessen. Wie uns dabei zumute war, kann sich wohl jeder vorstellen. Einfach unbeschreibliches Glück hatte ich da und sah die Feststellung bestätigt: „Was ist das ganze Leben ohne etwas Glück!?“

Kurz vor dem Dorf kam uns eine neue Einheit entgegen, die einen Gegenangriff lief. Man wollte mir den Verwundeten abnehmen, und ich sollte mich bei ihnen einreihen, worauf ich auf meine eigene Verwundung am Hinterteil hinwies. Um das zu beweisen, mußte ich die Hosen runterlassen. Beim Anblick der roten Unterwäsche ließ man mich gehen. Ich lieferte meinen ein Jahr älteren Kameraden, übrigens ein Luxemburger, beim Hauptverbandsplatz ab, wo mir auch der winzige Splitter unter der Haut entfernt wurde.

Bald danach sammelte sich der Rest der Kompanie, um mit neuem Befehl zwei Dörfer weiter in eine andere Stellung einzurücken, in unmittelbarer Nähe einer Zuckerfabrik gelegen. Es soll noch erwähnt werden, daß ich einen damals nach diesem Einsatz vermißten Kameraden später im Lager Posen getroffen habe, der an diesem Morgen nicht schnell genug wegkam und gefangengenommen wurde. Er berichtete, etwa zehn Kameraden, die da verwundet wurden und nicht aufstehen konnten, seien von den Russen durch Kopfschuß getötet worden. Heute fragt man sich, was wohl mit den vielen Toten geschehen ist, nicht nur bei diesem Einsatz.

Wir bezogen alsdann in der Nähe der Zuckerfabrik noch am Abend eine neue Stellung, gruben uns ein und erlebten am anderen Morgen einen Angriff mit Panzern vom Typ T-34. Nicht weit hinter uns ging auch in der Nacht, von uns unbemerkt, ein 8,8-Geschütz in Stellung, und als der erste Panzer auftauchte, krachte es hinter uns: Ein Schrecken, den man nicht vergißt. Wir mit unserem MG kamen nicht zum Schuß, da nach kurzer Zeit bereits vier Panzer brannten und deren Infanterie um ihr Leben rannte.

Noch immer auf Fahrrädern, ging es danach wieder weiter. Im übernächsten Dorf mußten wir einen weiteren Angriff laufen. Auch der blieb im Feuer des Gegners stecken. Wir zogen uns zurück und nahmen einen verwundeten Kameraden, den wir auf eine Zeltplane legten, mit und lieferten ihn am nahegelegenen Hauptverbandsplatz ab. Ich wurde dabei vom Oberstabsarzt mit den Worten angesprochen: „Sie sind doch Schlachter?“ Ich verneinte das zwar, aber er meinte: ‚Aber ein scharfes Taschenmesser haben Sie doch?’ Das bejahte ich und wurde prompt als Sanitätshelfer angestellt. Meine Aufgabe war es, an den Verwundeten die Verletzungen freizuschneiden. Ob an Arm oder Bein mußte die Kleidung aufgeschnitten und somit die Verletzung freigelegt werden. Am Ende sah ich tatsächlich aus wie ein Schlachter.

Inzwischen war es Nacht geworden, und ich verzog mich in die nahegelegene Scheune und baute mir unter dem Stroh ein Nachtlager. Erschöpft schlief ich bald wie ein Toter und wurde erst vom Lärm und Feuerschein auf dem Gutshof geweckt. Bei näherem Hinsehen erkannte ich russische Soldaten um das Feuer. Sofort schlich ich mich aus der Scheune, fand dank meinem ausgeprägten Orientierungssinn den Ortsausgang und lief in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Bis eine Stimme „Halt, wer da?“ die Erlösung brachte. Ich war wieder bei meiner Einheit, mit der es nun weiterging.

Inzwischen standen auch neue Gesichter in unserer Reihe, an die man sich erst einmal gewöhnen mußte. So irrten wir, mal mit Feindberührung, mal ohne, um Stargard herum, und später wurden wir per Bahn von Stargard nach Belgard verfrachtet. Dort zogen wir, wie gehabt, orientierungslos von einem Ort zum anderen. Ich hatte wieder ein MG und inzwischen auch wieder einen Schützen 2, der für die Munition zuständig war. Wir bezogen erneut in einem Dorf Quartier, wo ich auf Grund meiner Strafe (vier Wochen Frontbewährung) einen Spähtrupp anführen mußte. Auf einem Gutshof mit ein paar Arbeiterhäusern war zu erkunden, ob sich dort Russen aufhielten.

Wir gingen zunächst durch einen Wald, bis das Anwesen vor uns auftauchte. Hinter einer Deckung legte ich mich mit dem MG in Stellung, während sich die anderen zehn Mann, denen ich Feuerschutz gab, an die Häuser heranschlichen. Wir hatten Glück, in den Gesindehäusern waren nur noch etwa vier polnische Zwangsarbeiter. Das Gutshaus war offensichtlich panikartig verlassen worden, denn die Jagdwaffen standen noch in den Waffenschränken. Als wir aber wieder ins Dorf kamen, war unsere Einheit verschwunden.

Wir quartierten uns erst einmal in einem ebenfalls verlassenen Haus ein, in dem noch ein komplettes Mittagessen auf dem Herd stand. Dieses ließen wir uns schmecken, bis eine Granate in Hausnähe explodierte, worauf die Kameraden fluchtartig das Haus verließen. Wir, der Schütze 2 und ich, verdauten zunächst unser Festmahl und überlegten, wie es weitergehen sollte. Wir fanden in dem Haus u. a. für jeden einen Rucksack, den wir mit Eßbarem füllten, und stiegen jeder auf ein ebenfalls zurückgelassenes Fahrrad. Das MG banden wir ans Fahrrad und machten uns davon - auf gut Glück, bis uns an einer Straßenkreuzung ein sogenannter „Kettenhund“ anhielt.

Dieser Oberfeldwebel - „Kettenhund“ wurden die Leutnants und meisten Oberfeldwebel genannt - trug als Zeichen seiner Polizeifunktion ein Metallschild auf der Brust. Er befahl uns, abzusteigen und uns in die nahegelegene Auffangstellung einzureihen. Wir antworteten, das ginge nicht, weil wir von unserer Einheit erwartet würden. Mein Schütze 2 erkannte den erwarteten Griff des Kettenhundes an seine Dienstwaffe und zog seine Pistole aus der Hosentasche, eine belgische 08. Wir entwaffneten den verblüfften Mann und entfernten uns schnellstens. Ihm riefen wir noch zu: “Lauf um dein Leben, wir erschießen keinen von hinten.”

Im nächsten Dorf angekommen, waren wir so erschöpft, daß wir beschlossen, in einem der leerstehenden Häuser auszuschlafen. Wir schliefen eine ganze Nacht in Federbetten und wurden von lauten Stimmen und Pferdegetrappel geweckt. Es waren Flüchtlingstrecks, die in riesigen Kolonnen durch das Land in Richtung Westen zogen. Stellenweise kamen auch die Militärfahrzeuge an den Trecks nicht vorbei. Wir fanden im Graben liegende Fahrzeuge, mit allem Möglichen beladen, und wir füllten unsere Rucksäcke mit allem uns notwendig Erscheinenden: von Munition über Konserven bis hin zu Tabakwaren. Im nächsten Dorf, ebenso verlassen wie das vorige, bezogen wir im Pfarrhaus Quartier und fanden wiederum gefüllte Speisekammern im Keller. Mit dem Überfluß versorgten wir zum Teil auch noch die vorbeiziehenden Flüchtlinge. Das führte bald dazu, daß zwei Mädchen in unserem Alter einfach keine Lust mehr hatten, weiter dem primitiven Treck zu folgen, und so quartierten sie sich bei uns ein. Somit hatten wir sogar „Hausangestellte“, die uns mit allem versorgten. Das war nun aber nicht von langer Dauer, denn nach der etwa viertägigen Erholungsphase, gerade beim Mittagessen, wurde es plötzlich laut im Ort, Schüsse fielen, Motorengeräusche, wie lange nicht gehört, trieben uns zum Fenster: Der Ort war voller Russen. Ohne groß zu überlegen, steckten wir uns die Pistolen in die Hosentasche und sprangen aus dem Küchenfenster in den Garten und liefen in Richtung naheliegender Wald… Bis uns eine Stimme in akzentfreiem Deutsch aufforderte, kehrt zu machen und uns zu ergeben. Wir drehten uns um und erkannten unsere Chancenlosigkeit beim Anblick einer Reihe Sowjetsoldaten mit Gewehr und MG im Anschlag und folgten der Aufforderung, warfen unsere Waffen weg und näherten uns mit erhobenen Händen dem Feind. Für uns war nun der Krieg zu Ende. Den Soldaten in russischer Uniform mit dem akzentfreien Deutsch baten wir, unsere Sachen aus dem Haus holen zu dürfen, was offensichtlich für ihn kein Problem war. Wir holten also unsere Habseligkeiten und wurden in ein nahegelegenes Haus geführt, wo sich Franzosen befanden, die hier offenbar seit ihrer Gefangennahme wohnten und bei den Bauern arbeiteten, wie es allgemein im ganzen Dritten Reich so üblich war. Bald nach unserer Einquartierung in dem Haus, es waren außer uns noch etwa acht Kameraden, wurden wir gefilzt, und alles für die Russen Interessante wechselte den Besitzer. Zum Glück hatten sie kein Interesse an unseren Schätzen in unseren Rucksäcken wie Zigaretten und auch Konserven. Wir verbrachten dort einen Tag und wurden dann in einem Trupp mit den Franzosen unter Bewachung, die sich später als Schutz herausstellte, in ein Sammellager in unmittelbarer Nähe gebracht. Auf dem Marsch dorthin mußten wir auch mit ansehen, wie ein Flüchtlingsleiterwagen, besetzt mit Frau und zwei Kindern, von einer Panzergranate zerfetzt wurde, auch die Pferde verbluteten auf der Straße. Auf dem weiteren Weg stürmte plötzlich ein Russe auf uns zu mit einer Pistole in der Hand, um uns offensichtlich umzubringen. Als unser Bewacher das erkannte, schoß er eine Salve aus der MP über den Kopf des Angreifers, worauf der Böse kehrt machte und verschwand. Somit war unser Bewacher unser Retter. Wir erreichten alsbald unser Ziel in einem Sammellager in Schivelbein, einem, wie wir später erfuhren, ehemaligen Frauenerholungsheim. In einem einfachen Barackenlager, mit allem was dazugehörte, erhielt jeder sein Bett, und wir bekamen auch gleich etwas zu Essen. Wir schliefen uns etwa zwei Tage lang aus und genossen das Kriegsende. In dem Lager befand sich eine Art Lazarett, in dem Ärzte Verwundete behandelten. Auch ich konnte mich von einem Geschwür im Nacken befreien lassen.

Nach dieser Erholungspause forderte man uns dann auf, mit unserem Gepäck auf dem Hof anzutreten und uns in Marsch zu setzen. Wohin, wußte keiner. Das Wetter - wir hatten etwa Mitte März - war auszuhalten, und als es Abend wurde, führte man uns auf eine Weide unweit eines Dorfes, um da zu übernachten. Die etwa 200 Mann, inzwischen hungrig, mußten nun versorgt werden. In dem menschenleeren Dorf liefen die freigelassenen Haustiere auf den Straßen herum, was die Verantwortlichen zum Entschluß führte, einfach passende Tiere zu holen.

Wieder waren gelernte Schlachter gesucht, um das nötige Fleisch herbeizuschaffen. Obwohl kein Schlachter von Beruf, wußte ich noch von daheim, wie man ein Schwein eßbar machen kann, und meldete mich. Ich ging mit vier Mann in das Dorf. Außer den vielen Tieren lief dort nur ein offenbar gelangweilter Russe herum, ein Jüngling, noch jünger als wir, mit umgehängter MP und einem ebenfalls umgebundenen Schleppsäbel. Ich bat den Soldaten, das uns passende Schwein zu erschießen. Offenbar uns relativ freundlich gesinnt, feuerte er ohne Zögern drei Schuß auf das Tier, das nun dalag. Um jedoch das Stück verwerten zu können, brauchten wir jetzt ein Messer, was der Schütze ebenfalls erkannte. Also verschaffte er uns sofort ein etwa 20 cm langes Messer. Ich ließ nun dem wirklichen Schlachter den Vortritt und sah mich nach einem Gefährt um, fand auch bald einen Handwagen, mit dem die Beute zu den hungrig wartenden Kameraden gebracht wurde. Inzwischen brannte auf der Wiese bereits ein Feuer, auf dem das Stück gegart werden mußte. Dabei fiel uns auf, daß ohne Salz die Beute gar nicht zu genießen war, was mich veranlaßte, noch einmal ins Dorf zu gehen und Salz zu suchen. Der erste Fund, salzähnlich, war jedoch Soda, zum Glück habe ich erst mal gekostet. Ich wurde dann aber bald fündig, und man erwartete mich schon. Der junge Russe mit dem Schleppsäbel hatte offenbar auch Spaß an der Sache und versuchte, mir zu helfen. Das zerteilte Fleisch wurde in einem Kessel, den ich auch gefunden hatte, gegart, und man sah zufriedene Gesichter mit einem Stück Fleisch, noch mit den Borsten, in Händen. Als die Kameraden gesättigt waren, ging es weiter Richtung Naumburg, damals war jedoch nicht erkennbar, wo man uns hinführte. Beim Marsch durch eine prächtige Allee bot sich uns ein unvergessener Anblick: An den Bäumen hingen etwa 15 junge Kameraden mit einem Schild um den Hals, auf dem zu lesen stand „Wegen Feigheit vor dem Feind”. Dieser Anblick hat uns noch lange beschäftigt. Ein paar Kilometer weiter bot sich uns ein ähnlich grausames Bild: Auf einem Acker unweit der Straße lagen etwa 20 bis 30 tote Kameraden. Auch angesichts dessen wurde uns klar, was wir für Glück hatten.

In Naugard angekommen, war der Tag auch schon wieder zu Ende, so daß unsere Wächter nach einem passenden Nachtlager Ausschau hielten. Die direkt an der Straße stehende Kirche wurde als geeignet betrachtet. Wir fanden genügend Platz in den Bänken, mußten jedoch sehen, wo etwas zu Essen zu finden war. In der Nähe der Kirche des menschenleeren Ortes entdeckten wir einige volle Kaninchenställe und bedienten uns am Lagerfeuer. Wir zwei, mein Kamerad und ich, hatten allerdings immer noch eine Art Eiserne Reserve und genossen lediglich den nötigen Schlaf in der Kirchenbank. Am folgenden Morgen setzte sich die Kolonne wieder in Bewegung Richtung Süden. Die nächste Schlafgelegenheit fanden wir nach einem Marsch von etwa 60 km auf einem ebenfalls verlassenen Bauernhof, jedoch nur in Stallgebäuden, da das Wohnhaus abgebrannt war. Mit der Essensbeschaffung hatten wir bereits Erfahrung und wurden auch einigermaßen satt. Bezüglich Trinkbarem, hatten wir uns, mein Kamerad und ich, eine schöne Milchkanne organisiert, die bei jeder Gelegenheit mit sicherem Trinkwasser gefüllt wurde.

Auf dem Weitermarsch wurden wir später in der Wehrmachtskaserne in Arnswalde einquartiert, wo wir etwa drei Tage blieben. Wir trafen dort auf weitere Gefangene, die in den verschiedenen Blocks mit ihrer Bewachung untergebracht waren. Etwa zehn Mann fanden erst mal je in einem Raum, Stube genannt, eine Bleibe und schliefen auf einer Art Strohsack auf der Erde. Der Großteil der Bewacher waren Deutsche, ehemalige Soldaten in russischer Uniform, die sich uns gegenüber geradezu brutal aufführten. Wenn einer nicht gleich den mitunter widerlichen Anordnungen folgte, gab es Prügel mit dem Knüppel. Wie in jeder Kaserne bei uns, gab es auch da einen Feuerlöschteich, in dem sich noch Wasser befand. Obwohl dem Wasser die Ungenießbarkeit anzusehen war, tranken einige diese Brühe und wurden promt krank. Wenn es auch nicht viel zu essen gab, ohne Latrine ging auch hier nichts. Es wurde eine Grube ausgehoben, mit Balken und Brettern abgedeckt, in der Mitte ein Brett ausgespart, und schon konnte es losgehen. Ich war einmal gerade in der Nähe des Donnerbalkens und konnte beobachten, wie einer ganz normal sein Geschäft verrichtete, als plötzlich ein anderer dicht hinter ihm die Hosen herunterriß und sich mit einem Strahl aus dem Hinterteil erleichterte, dem armen Kerl direkt ins Genick. Offensichtlich war das einer, dem das Löschwasser geschmeckt hatte. Wie die Sache weiterging, wollte ich nicht mit ansehen und verschwand. Eine große Strafe für mich erlebte ich, als mit einer fußbetriebenen Haarschneidemaschine mein Kopf kahlgeschoren wurde. Eines Morgens forderte man uns auf, alle noch in unserem Besitz befindlichen Rauchwaren abzugeben, Nichtbefolgung unter Androhung strenger Strafen. Dazu wurde ich von einem Kameraden gefragt, ob ich auch noch Rauchwaren habe, was ich bejahte. Aber die Frage, ob ich meine Rauchwaren abgeben wolle, verneinte ich. Er jedoch, ängstlich, mochte das Risiko nicht eingehen und wollte das Zeug abgeben, fragte dann aber mich, ob ich seine Zigaretten übernehmen würde, was ich bejahte. Und so gab er mir etwa zehn Schachteln. Ich ließ es darauf ankommen, und es kam dann auch keine Kontrolle. Wir zwei, mein Schütze 2 und ich - was wir besaßen, gehörte grundsätzlich beiden -, gaben dem Kameraden die Zigaretten später zurück. Der konnte das gar nicht glauben, aber so war nun einmal unsere Einstellung.

Eines Morgens verließen wir wieder die Behausung und wurden, wie gehabt, Richtung Süden in Marsch gesetzt. Auf der ganzen Strecke kam es schon mal vor, daß einer von uns, es waren ja auch verwundete und schwache Gefangene dabei, nicht mehr konnte und am Straßenrand sitzen blieb, was zunächst gar nicht weiter beachtet wurde, bis wir eines Tages erlebten, wie so ein Kamerad von der Bewachung erschossen wurde. Seit diesem Vorfall blieb keiner mehr zurück, wir trugen oder stützten die armen Kerle. An den Straßenrändern bot sich einige Male ein schreckliches Bild: Es lagen mitunter, von der Straße sichtbar, tote Frauen mit entblößtem Unterleib da - und das einige Male, jedoch meist am Waldrand. Zwischendurch machten wir in einer Ortschaft halt, weil die Straße gesperrt war, und kamen einmal mit einer polnischen Armee-Einheit in Berührung und wurden auf das Häßlichste beschimpft und sogar bedroht. Daß es glimpflich ausging, hatten wir unseren russischen Bewachern zu danken. Einmal kamen wir mit einem russischen Offizier ins Gespräch, der uns in akzentfreiem Deutsch ansprach. Auf unsere Frage, was wir nun noch zu erwarten haben, sagte er, das wisse er auch nicht: „Nur eines kann ich euch sagen: Der Hunger wird euer ständiger Begleiter sein.“ So marschierten oder schlichen wir weiter und weiter, und wenn wir wieder einmal halt machten, und es waren Russen in der Nähe, kam es vor, daß einem Kameraden einfach die Stiefel ausgezogen wurden, die offensichtlich besonders begehrt waren. So geschah es auch einem Oberfeldwebel, dessen sogenannte Langschäfter einem Rotarmisten gefielen. Er mußte sich hinsetzen, und ruckzuck war er barfuß. Was nun bei der Wetterlage? Es hatte ja auch schon einmal geschneit, was der neue Besitzer der Stiefel auch erkannte und deshalb dem Gefangenen die eigenen Schuhe als Ersatz anbot. Die waren dem Oberfeld jedoch viel zu klein, so daß nur das Abschneiden der Schuhspitzen ein Weitergehen ermöglichte.

Wir marschierten in Fünferreihen, ich in der linken Außenreihe oder im Glied, bis wir eines Tages von einer motorisierten russischen Einheit überholt wurden und ich plötzlich einen furchtbaren Schlag im Rücken spürte, einen Schlag mit einem Gewehrkolben von einem Russen, wie mir die Kameraden später berichteten. Kaum hatte ich diesen Schlag verdaut, da spürte ich einen ähnlichen Hieb. Erst als ich auf die Hinweise der hinter mir gehenden Kameraden genauer hinsah, erkannte ich, daß ich da einen Schlag mit einem Laib Brot erhalten hatte, den mir einer von den folgenden Russen scheinbar als Entschädigung schenken wollte. Somit hatten mein Schütze und ich wieder relativ satt zu essen. Das war jedoch nicht alles. Aufgrund dieses Erlebnisses marschierte ich wieder in der Mitte der Kolonne. Wie bereits berichtet, schneite es wieder, es lag Matsch auf der Straße, als der Kamerad vor mir plötzlich stolperte, fast hinfiel und ich den Gegenstand, das Hindernis, über das er gestolpert war, aufnahm. Wie ein Geschenk des Himmels, kaum zu glauben, entpuppte sich der Klumpen als ein fast fertig geräucherter Schinken. Erst das Brot, dann der Schinken, damit waren wir für’s erste wieder versorgt. Dazu kam noch die Gelegenheit, beim nächsten Halt in einem Dorf an einer intakten Pumpe unsere Milchkanne wieder zu füllen. Auf der nächsten Station, in Berlinchen, kamen wir, was bisher nicht geschehen war, mit Frauen ins Gespräch, die uns von ihren grausamen Erlebnissen mit den Russen berichteten.

Bis dahin waren alle Ortschaften menschenleer. Zwischendurch wurden wir auch schon mal mit etwas Brot versorgt. Einmal mußten wir mitansehen, wie Kameraden Wasser zum Trinken aus einem Graben schöpften, in dem etwa 20 Meter weiter ein totes Pferd lag. Danach erreichten wir bald unser nächstes Lager, wir waren inzwischen in Landsberg an der Warte angelangt und wurden dort am Stadtrand in einem Barackenlager, das zum Chemiewerk IG Farben gehörte, einquartiert. Eine für die Verhältnisse bequeme Unterkunft, wo man uns auch relativ gut versorgte. Der Großteil der Kameraden suchte sich eine Beschäftigung, und auch für mich wäre ein ödes und langweiliges Lagerleben nicht auszuhalten gewesen. Wir stellten uns ans Lagertor, wo wir erfuhren, was es für Arbeit gab. Eines Tages meldete eine russische Militärnachschubeinheit Bedarf an Autoelektrikern, was zu mir paßte. Ein Kamerad und ich wurden in einen nahegelegenen Ort gebracht, um dort Reparaturen an sogenannten Beuteautos durchzuführen. Wir schafften das und fanden dort etwa vier Tage Beschäftigung. In dem Ort befanden sich auch noch Dorfbewohner, Frauen und Kinder, mit denen wir ins Gespräch kamen. Eine Frau erzählte uns von einem Erlebnis besonderer Art. Eines Tages kam ein Russe in die Wohnung, wo sich Oma, Mutter und Kinder aufhielten, und befahl der Oma sich zu entkleiden, um sie zu vergewaltigen. Man wollte daraufhin die Kinder rausschicken, was der Russe verhinderte. Er ging somit unter den Augen der Kinder zur Sache, was denen einen Heidenspaß bereitete.

Später fanden wir, etwa acht Mann von denen, die am Tor auf Beschäftigung warteten, auf dem Werksgelände bzw. in einer Halle Arbeit und sollten unter Bewachung eines schon älteren Russen aufräumen. Es war so um die Mittagszeit, als einer von uns mit Gesten den eigentlich gemütlich aussehenden Iwan nach der Uhrzeit fragte. Der griff in die Tasche, brachte ein Bündel Tücher und mehrere Lappen zu Tage, drehte sich verschmitzt um, wickelte eine Taschenuhr aus und zeigte uns über die Schulter die Uhrzeit. Danach wurde das kostbare Stück wieder sorgfältig verstaut. Wir fanden das so amüsant, daß wir etwa jede Stunde nach der Uhrzeit fragten, worauf sich jedes Mal die Prozedur wiederholte.

Eines Morgens, wieder am Tor, wurde nach einem Elektriker gefragt, worauf sich - außer mir - keiner meldete. Ich folgte also dem in einer Spezialuniform steckenden Offizier in eine Art Villa, gegenüber vom Lager, wo man mir die Störung zeigte: Eine Steckdose hatte keinen Strom, da die Sicherung durchgebrannt war. Und nun war keine Ersatzsicherung da. Für mich jedoch kein Problem, da wir in Breslau schon in ähnlicher Situation eine Sicherung geflickt hatten. Ich wickelte einen winzigen Draht aus einer Litze um die Sicherung, und schon war die Störung behoben. Die Verursacherin, eine defekte Lampe, wurde daraufhin einfach weggeworfen. Als ich wieder gehen wollte, fragte mich ein Arzt in fast einwandfreiem Deutsch, was für eine Blutgruppe ich habe. Dabei bemerkte ich erst, daß sich in dem Haus eine Art Lazarett befand. Auf meine Antwort Gruppe 0 fragte man mich, ob ich einem Soldaten Blut spenden wollte, was ich bejahte. Ich wurde nun in ein Krankenzimmer geführt, wo ein Verwundeter in meinem Alter lag. Ich legte mich neben den armen Burschen und ließ die Prozedur über mich ergehen. Danach wurde ich mit einem vorzüglichen Essen bedient, wie lange nicht genossen, und ging wieder ins Lager.

Etwa eine Woche hielten wir uns in diesem Lager auf. Während dieser Zeit konnten wir von den Baracken aus sehen, wie Tag und Nacht die russischen Fahrzeugkolonnen in Richtung Berlin rollten und die am Lager vorbeiführende Straße belegten. Es waren fast ausschließlich amerikanische Studebaker, die wir später noch in Wladimir reparieren sollten. Bald danach wurden wir in Waggons verladen, und ab ging die Reise gen Osten. Die Versorgung war, wie schon im Lager, einigermaßen zufriedenstellend. Die Fahrt endete auch schon bald wieder in Posen, wo wir ein neues Barackenlager bezogen und in sogenannten Hundertschaften einquartiert wurden. Auch dort versorgte man uns normal, und wir konnten uns, wie zuvor, um Beschäftigung bemühen. Meinen alten Kumpel, den Schützen 2, hatte ich nun aber schon einige Tage zuvor aus den Augen verloren. Ich hörte nur von einem, er sei im Vorlager an Ruhr erkrankte. Was aus ihm wohl geworden ist? In Posen fand ich Beschäftigung in der Werkstatt des Flughafens, wo es allerlei zu tun gab. Unter anderem habe ich dort etwa drei Tage lang Ventile von Flugzeugmotoren eingeschliffen, womit ich mich von der Panzerwerkstatt in Sagan her noch auskannte.

Zwischenzeitlich hatten wir auch Transportarbeiten zu verrichten, sogenannte Beutegegenstände mußten in Flugzeuge verladen werden. Alles was irgendwie zu verwerten oder zu gebrauchen war, ging durch unsere Hände. So war auch ein Lkw voller Radiogeräte in ein Flugzeug zu verladen. Bei der Ladung befanden sich auch lange Nägel, was einen der Kameraden veranlaßte, damit die Radios unbrauchbar zu machen.

Nach etwa einer Woche durfte unserer Hundertschaft nicht mehr aus dem Lager gehen, was etwa sechs Mann, darunter ich, nicht befolgten, da man uns für den Tag etwas Besonderes versprochen hatte. Man wollte uns als Dank für die geleistete Arbeit zum Festessen einladen, weil die Armee-Einheit verlegt werden sollte. Als wir wieder im Lager ankamen, war unsere Baracke leer, offensichtlich alle abtransportiert. Somit mußten wir uns bei der Lagerleitung melden und wurden übelst beschimpft. Da es der 20.April war, habe ich das Datum noch gespeichert. Wir mußten uns vor der Kommandantur in einer Reihe aufstellen und bekamen zur Strafe jeder einen Schlag ins Gesicht. Ich, als letzter in der Reihe, hatte Zeit, mich vorzubereiten. Als der Schlag kam, bewegte ich den Kopf blitzschnell zur Seite, und der Hieb ging daneben. Der Kommandant blickte erstaunt, grinste und klopfte mir auf die Schulter.

Am nächsten Tag wurden wir, etwa 200 Mann, zum Bahnhof geführt. Der Zug mit den Güterwaggons stand schon bereit, und eine Frau Liebermann stellte sich als unsere Transportleiterin vor. Die Waggons waren mit Pritschen in halber Höhe ausgestattet. Für die Notdurft gab es eine Rinne an der Außenwand gegenüber der Waggontür. Als nun jeder seinen Platz hatte, ging die Reise ins Ungewisse los. Uns war nur klar, daß es weiter gehen würde, als auf der vorigen Reise. Die Waggons wurden von außen verriegelt, und nur durch eine vergitterte Öffnung, von der Pritsche aus zugänglich, war zu sehen, wo wir uns befanden. So rollten wir Tag und Nacht mit unbekanntem Ziel, wurden aber einigermaßen mit Brot und Suppe verpflegt, wenn auch nicht gerade zum Sattessen. Nach zehn Tagen, am 30. April, hielt der Zug bei herrlichem Sonnenschein an. Durch die kleine Luke war auf einer Anhöhe ein Gebäude mit goldenen Kuppeln zu sehen, woraufhin einer rief: „Wir sind im Orient gelandet!“ Nach einer Weile öffnete sich die Waggontür, und wir hörten Meschket Liebermann sagen, für alle Handwerker und Industriearbeiter sei die Reise hier in Wladimir zu Ende. Also nahmen einige Kameraden und ich unsere Sachen und stiegen aus. Wir stellten uns, wiederum in Fünferreihen, zu einer Kolonne von etwa 70 Mann auf und marschierten eine Steigung hinauf, mitten in die Stadt, wie sich herausstellte. Unterwegs wurden wir stückweise von Kindern begleitet, die uns mit „Guten Tag, Gitler kaputt, Berlin kaputt“ begrüßten. In den Mienen der Erwachsenen war eher Mitleid als Feindschaft zu lesen, was unser mulmiges Gefühl schon mal linderte. Man quartierte uns in einem fertig eingerichteten Lager, vom Bahnhof gesehen hinter der Stadt, ein. Es befanden sich auch Ungarn und Rumänen im Lager, ob mit unserem Transport angekommen, ist nicht bekannt. Hier fand jeder einen Platz als Schlafstelle auf den doppelstöckigen Pritschen mit Matratze.

Wir wurden alsbald erst mal entlaust, für uns ein totales Novum. In dem dort Banja genannten Bad mußten wir uns entkleiden und die Sachen an einen Haken hängen, der in den Hitzeraum verschwand. In den Schuhen bewahrten wir unsere Wertsachen auf - Dokumente, Ringe, auch den Löffel, ein wichtiges Utensil - und stellten sie an geeigneter Stelle ab, um sie auch wiederzufinden. Mit einem Stück Seife und Handtuch ausgestattet, ging es in die Banja. Nach dieser Reinigungsprozedur nahmen wir unsere Sachen mit dem überhitzten Haken wieder in Empfang, wobei sich so mancher daran die Finger verbrannte. Es war auch nicht einfach, seine Sachen wiederzufinden. Ich hatte das geahnt und befestigte sichtbar ein weißes Tuch am Haken. Wieder angekleidet, suchte jeder seine Schuhe, fand sie auch, nur meine Schuhe waren nicht aufzufinden; ein totaler Verlust, nicht nur die Schuhe, den Inhalt zu verlieren, war äußerst schmerzlich, weshalb ich nachts nicht zur Ruhe kam. Ich schlich an den Pritschen entlang, und siehe da, meine unverkennbaren Schuhe, die mich die langen Märsche getragen haben, standen vor einem fremden Bett. Ich fragte einen inzwischen wach gewordenen Kameraden, ob das seine Schuhe seien und wo er die herhabe und erhielt von einem Rumänen die Antwort in Form einer Androhung von Schlägen. Ich nahm die Schuhe, verschwand und wurde von dem Dieb verfolgt und angegriffen. Meine im Boxtraining erlernte Fähigkeit, mich in solchen Situationen angemessen zu verhalten, streckte den Burschen zu Boden. Der Rumäne ist mir nie wieder begegnet. Probleme bereitete mir alsbald aber der fehlende Löffel, und zum Glück schenkte mir ein Kamerad seinen Zweitlöffel. Beim Suppefassen mußte ich nun schnell schöpfen, um in den Genuß eines Nachschlages zu kommen. Irgendwie hatte ich auch bald wieder ein normales Besteck, und somit konnte ich erneut alle Vergünstigungen diesbezüglich genießen, zumal die Verpflegung von außergewöhnlicher Qualität war und aus amerikanischen Produkten wie Räucherspeck, Graupen, Erbsen und anderen Köstlichkeiten bestand.

In diesem Lager erlebten wir auch am 8. Mai die Siegesfeier. Der Lärm aus der Stadt mit Feuerwerk usw. war deutlich zu hören. Wir nahmen das freilich mit gemischten Gefühlen wahr. Im großen und ganzen verbrachten wir noch ein paar Tage ohne Beschäftigung in dem Lager und wurden eines Tages in die Innenstadt, in den Kreml, verlegt. Dort quartierte man uns, etwa 20 Mann, in ein Zelt ein, um in der Nähe einen alten Reitstall als Lager einzurichten. Der Reitstall, ein rundes Gebäude mit kuppelartigem Dach, befand sich in einem unbeschreiblichen Zustand. Die Riesenfläche von 20 m Durchmesser war eine Kloake, wohl jahrelang als Lokus genutzt. Ich hatte wiedermal Glück und wurde zu anderen Aufgaben eingeteilt: In glühend heißer Sonne fabrizierte ich an einem Amboß aus einem Ring Eisendraht mit Hilfe eines Hammers und stumpfen Meißels Krampen für den Stacheldraht um das neue Lager. Den Meißel konnte ich in der naheliegenden Werkstatt schärfen, woran einer erkannte, daß ich Handwerker war. Somit hatte ich mit der Lagereinrichtung nichts mehr zu tun und erhielt Spezialaufträge.

Eines Tages kam ein Offizier des NKWD - der Geheimdienst hatte den ganzen Kreml belegt - und suchte etwa zehn Mann für eine besondere Aufgabe. In einem nahen Dorf mit Gleisanschluß sollte Brennholz von einem Stapel in einen Waggon verladen werden. Wir bestiegen einen Personenzugwaggon und starteten in das Dorf, wo wir einen bereitstehenden Güterwaggon beluden. Wir kamen dabei auch mit der Bevölkerung in Kontakt, fast ausschließlich Frauen, die uns schon mal was zusteckten. So erhielt ich einmal von einer Frau zehn gekochte Eier und gab einem Kameraden, der das mitbekommen hatte, vier davon ab. Er hatte seinerseits von einer Zivilistin ein schönes Stück Brot erhalten und teilte es nun mit mir. Als wir nach nur wenigen Tagen unsere Aufgabe erfüllt hatten und wieder heimfuhren, war der Kumpel mit den Eiern verschwunden. Wieder im Kreml, wurde jeder einzeln zu dem Fall verhört, so auch ich, und gefragt, wohin der Verschwundene gegangen sei. Ich müßte das doch wissen, da ich ihm die Eier gegeben habe. Da wurde mir bewußt, daß einer der Kameraden dem Kommissar von unserem Eiertausch berichtet hatte. Mir wurde also unterstellt, der Entlaufene habe mir von seinem Fluchtplan erzählt und mir auch gesagt, wohin er habe gehen wollen. Ich hatte natürlich nicht die geringste Ahnung, was man mir allerdings nicht glaubte. So sperrte man mich in eine finstere Zelle im Keller des NKWD. Zu meinem Glück wie-derum ließ man mich am nächsten Morgen aber schon wieder frei, weil man den Entlaufenen gefangen hatte. Wieder im Zelt angekommen, das sei noch erwähnt, erhielten wir eine Woche lang jeden Tag zu der übrigen Verpflegung, an der nichts auszusetzen war, einen Lachs zur Suppe. Ein absolutes Novum.

Ich fand bald danach Beschäftigung in der Brigade, die in der Autowerkstatt für den Fahrzeugpark der NKWD-Mitarbeiter tätig war. Mit den Kenntnissen aus der Ausbildung als Panzerwartelektriker, welche die Grundlagen der Autoelektrik beinhaltete, wurde ich als Kfz-Elektriker anerkannt und lernte dabei die dort vorhandenen deutschen Fahrzeuge, sogenannte Beuteautos, kennen.

Inzwischen wurde auch der Reitstall bewohnbar. Wir siedelten um, bezogen die dort entstandenen dreistöckigen Pritschen und hatten es bis zu unserer Arbeitsstelle etwa 150 m. Wir wurden täglich von unserem Werkstattleiter, der in unmittelbarer Nähe des Reitstalles wohnte, vom Lager abgeholt. Die Brigade bestand aus einem Dreher, einem Büchsenmacher aus Ferlach in Österreich, dem Brigadier, einem Schlossermeister aus Reichenbach im Sudetenland, einem Autoschlosser aus Königsberg, zwei Schmieden aus Ungarn, einem gelernten Klempner, einem Universalspezialisten aus Siegen und einem Elektriker aus dem Rheinland sowie dem Schlosser Gert Senf aus Leipzig. Ich vervollständigte als jüngster die Mannschaft. Kann sein, daß ich noch einen vergessen habe. Durch die Nähe zu unserer Arbeitsstelle kam uns der Gedanke, unser Mittagessen aus dem Lager zu holen. Unser Klempner bastelte also zwei Eimer. Einer von uns hatte noch einen Beutel für die Brotration, und so mußte nur noch einer die Speisen jeden Mittag aus dem Lager holen. Da ich der jüngste im Bund war und mich auch gewillt zeigte, die Aufgabe zu übernehmen, versorgte ich die Kameraden nach Kräften. Mit zwei Eimern für Suppe und Kascha sowie dem Beutel für die Brotration umgehängt, machte ich mich täglich auf den Weg und verteilte die Speisen gerecht an die Kameraden.

Jeder Tag begann mit dem Morgenappell auf dem Lagerhof und der Zählung, dem Frühstück in der Kantine und danach mit der Bereitstellung zum Abmarsch der Brigaden zu den Arbeitsstellen. Die etwas größeren Brigaden wurden vom Lagerkommandanten, einem Hauptmann, aufgefordert, auf dem Weg zur Arbeit zu singen, was offenbar bei der jungen Generation der Russen Eindruck machte. Bei meinem Besuch im Jahr 2000 konnte mir nämlich ein Wladimirer Bürger das Lied „Ein Heller und ein Batzen“ vorsingen. Die Kommandos wurden anfänglich noch von sogenannten Konvois begleitet. Erst waren diese Bewacher Russen, dann rekrutierte man aus den mitgefangenen Rumänen geeignete Leute. Erst nachdem die Rumänen entlassen waren, suchte und fand man Ersatz aus unseren eigenen Reihen. Ich sehe sie noch wie gestern vor dem Ausmarsch die Karabiner vor dem Tor durchladen.

Diese Kameraden hatten mit durchgeladenem Karabiner nachts u.a. die Baustellen und Brennholzstapel in der Nähe des Sägewerkes an den Abstellgleisen zu bewachen. Als ich später selbst einmal mit einem Lkw unterwegs war, habe ich auch unter solcher Bewachung Holz geladen. Es war der Unteroffizier Gerhard Hampel, wie ich Schlesier und ein richtiger Kumpel. Zu erwähnen lohnt sich auch Werner Koch aus unserer Brigade, ein Alleskönner, etwa 40 Jahre alt, aus Siegen stammend, wo er eine Reinigung und Färberei betrieb.

In die Werkstatt im Kreml kamen einige dort angestellte Russen, meist Offiziere, mit allerlei Anliegen wie Reparieren von Radios, Uhren, Samowaren und anderen Haushaltsgeräten. Ich erinnere mich noch an einen seltsamen Auftrag. Ein Offizier brachte eines Tages einen Hinterreifen von einem Moped, an dem die Reifendecke nicht hielt. Das Fahrzeug war noch nicht mal alt, eine relativ neue Produktion aus der späteren DDR. Der gute Werner schnitt die Ränder der Decke auf, verkürzte den dort eingezogenen Draht und vulkanisierte die Angelegenheit wieder zu. Dazu muß man wissen, daß unsere Handwerker zuvor einen Vulkanisierapparat gebaut hatten, mit dem hauptsächlich Autoschläuche geflickt wurden.

Dann, wann das war, weiß ich nicht mehr, wurden alle Kameraden aus Österreich, dem Sudetenland, aus Ungarn und Rumänien entlassen und kehrten heim. Nun waren also unser Brigadier sowie der Dreher aus Verlach und die zwei Schmiede aus Ungarn nicht mehr da. Alsbald wurden die entstandenen Lücken geschlossen. Brigadier wurde ein Schlossermeister aus Chemnitz, Reinhold Schnabel, an die Drehbank kam ein, wie sich bald herausstellte, regelrechter Künstler, und auch die Schmiede wurde von einem Könner aus Königsberg besetzt, so daß wir die gestellten Aufgaben bestens zu erfüllen vermochten. Dabei mußte jede Schraube, jede Mutter selbst hergestellt werden, um in einige deutsche Pkws - wie Opel, BMW usw. - Ersatzmotoren einbauen zu können, weil das vorhandene Öl nicht die für die Lager nötige Schmierfähigkeit lieferte. Wir fertigten sogar eine Art Adapter, um den Anschluß an das Getriebe zu schaffen.

Wie gesagt, es waren Künstler, wie ich sie noch nicht erlebt habe. Ich erinnere mich auch noch an einen heißen Sommer, als man uns vor die Werkstatt einen Opel Kapitän Cabrio stellte, der betriebsbereit gemacht werden sollte. Für unsere Spezialisten auf diesem Sektor kein Problem, so daß alsbald eine Probefahrt fällig war. Da standen wir plötzlich vor dem Problem, wie aus dem verriegelten und bewachten Kreml herauskommen? Wie schon oft, war ich für derartige Probleme zuständig. Durch meine täglichen Gänge mit der Essensversorgung am Torwächter vorbei hatte ich festgestellt, daß der gute und freundliche Wachmann nicht lesen konnte. Also nahm ich irgendein Schriftstück in Russisch in die Hände und hielt es bei der Vorfahrt am Tor dem Wächter vor die Nase. Er öffnete prompt das Tor, und wir unternahmen bei dem schönen Wetter eine herrliche Spritztour.

Meine Aufgabe war primär, Akkumulatoren instand zu setzen, Anlasser und Lichtmaschinen zu reparieren und Zündungen einzustellen. Aufgrund meiner mageren Berufserfahrung gab es für mich noch viel von den älteren und somit berufserfahreneren Kameraden zu lernen. Durch meine organisatorische Veranlagung hatte ich Gelegenheit, die Lücken in dem Fachwissen zu kompensieren. Die Sonderleistungen der Spezialisten erbrachten schon mal Einnahmen in Bargeld, womit der eine oder andere Sonderwunsch erfüllt werden konnte, etwa ein Einkauf auf dem Basar. Darauf war ich aber gar nicht weiter neidisch, zumal es auch andere Wege gab: Von den Kameraden, die im Sägewerk schafften, erhielt ich einmal ein zerbrochenes Gattersägeblatt, aus dem ich unter Anleitung eines Mitgefangenen ein Küchenmesser herstellte. Es hat einiges an Zeit gekostet, aber ich konnte es dann in der NKWD-Küche gegen kulinarische Kostbarkeiten absetzen. Bei der Ablieferung mußte ich eine Weile warten und beobachtete, wie eine Köchin die gebackenen „Bulki“ oder Brötchen aus dem Ofen holte, aus einem Topf einen Mundvoll Wasser nahm und dieses dann auf die Brötchen sprühte. Seitdem waren es für mich Spuckbrötchen, die mir zum Glück nicht angeboten wurden. Unmittelbar am Hintereingang der Küche, den ich benutzte, befand sich ein Lattenverschlag, dessen Tür offenbar in einen Keller führte. Dies weckte meine Neugier, und so kam es, daß ich eines Abends, als niemand mehr in der Küche war, drei oder vier Bretter löste und in den Keller stieg und einen Riesenberg Kartoffeln vorfand. Ich schnappte mir einen in der Nähe liegenden Sack, füllte den und verschwand Gott sei Dank ungesehen in unsere Werkstatt, wo wir auch ein sicheres Versteck für den Schatz fanden. Dieses Zubrot kochten wir nach und nach in der Schmiede als Beilage für unsere Suppe. Als die Kartoffeln alle waren, ermunterte man mich, den Einsatz doch noch einmal zu wiederholen, was ich jedoch ablehnte. Später kam mir zu Ohren, daß man meinen Einbruch auf das Konto der auf dem Gelände untergebrachten Zivilgefangenen schrieb.

Eines Frühjahres, als aus unserer Küche schon seit Wochen nur Kleie als Suppe kam, wurden aufgrund des Vitaminmangels bei einigen Kameraden die Zähne locker, ein Zeichen von Skorbut. Somit war ich wieder gefordert und machte mich auf mit einem Sack und einer Art Sichel, um Kräuter zu sammeln. Für mich kein Problem, einmal dank der Bekanntschaft mit dem Pförtner und dann auch dank meinem Wissen über geeignete Kräuter. Schnell war der Sack mit Brennnessel und Melde in unmittelbarer Nähe des Kremls gefüllt. Die Kräuter wurden nun in der Schmiede gekocht, abgegossen, zerkleinert und der Suppe beigemischt. Die Brühe tranken wir kalt. Und so war ich auch vollauf beschäftigt. Obwohl wir nicht gerade hungern mußten, war ich stets darauf aus, meine Kameraden optimal zu versorgen. So entdeckte ich auf einem Rundgang innerhalb des Kremls einen mittels Vorhängeschloß versperrten Kellereingang und stellte bei näherem Hinsehen fest, daß das Schloß, scheinbar defekt, gar nicht abgesperrt war. Ich betrat also den Keller und entdeckte in einem Holzfaß eine Art Räucherspeck, wovon ich mich kurz entschlossen bediente. Darauf verschwand ich schnellstens zur Freude meiner Kameraden. Als auch dieses Zubrot verzehrt war, empfahl man mir, doch nochmals nachzuschauen, schließlich hatte es ja so gut geschmeckt. Ich ließ mich dazu überreden und begab mich wieder dorthin. Doch bereits auf der Suche nach noch anderen Dingen hörte ich Stimmen, die sich näherten. Was nun? Ich versteckte mich in einem leeren Faß, blieb darin unentdeckt und entkam so wahrscheinlich einer Katastrophe: Wieder einmal unwahrscheinliches Glück gehabt!

Die Umstände brachten mich einmal auf eine Baustelle zu einer Brigade, mit der ich eigentlich nichts zu tun hatte. Man bat mich, im Keller eines nahen Wohnhauses den verstopften Bodenabfluß freizubekommen, denn der Keller stand bereits etwa 10 cm unter Wasser, und es war auch kein Bodenabfluß zu erkennen. Ich entdeckte bald den Gully, öffnete ihn und führte ein zum Glück in der Nähe befindliches Seil in das Rohr, worauf auch bald der Keller trocken war.

Aufgrund dieser Begebenheit holte mich am nächsten Tag der zuständige Natschalnik vom Lager ab, um eine Spezialaufgabe zu übernehmen. Ich war in seinen Augen ein Spezialist, was mich gar nicht sonderlich begeisterte. Ich mußte ihm folgen und sollte im Vordergebäude des Kremls eine senkrechte Wasserleitung trennen, etwa einen Zoll. Dazu war das Wasser im Schacht unter dem Gullydeckel auf der Straße zu sperren. Ich öffnete also den Gully, stieg in den Schacht und versuchte, den Absperrhahn zu betätigen, was jedoch nicht möglich war, da er vermutlich einge-rostet war. Während meiner Bemühung mit dem Hahn wurde mir plötzlich schwarz vor Augen, ich konnte jedoch zum Glück mit letzter Kraft den Gully verlassen und wieder atmen. Auch wieder ein sagenhaftes Glück gehabt! Damit gab sich aber der Natschalnik nicht zufrieden: In die obere Etage sollte einfach kein Wasser mehr fließen. Somit mußte ich die Steigeleitung unter Druck trennen. Das etwa in Augenhöhe befindliche Langgewinde am Rohr ermöglichte mir durch Rückdrehen der Muffe, die Leitung zu trennen. Aber wie kann ich das Rohr unter dem Wasserdruck abdichten? Ich schnitzte mir ein Stück Rundholz und schlug dieses in das offene Rohr - unter dem ungeheuren Wasserdruck. Danach war ich wie gebadet. Es war zum Glück Hochsommer.

Ich meine, es war am zweiten Weihnachtsfest in Wladimir, als ein gut gewachsener Baum aus dem Wald von Penkino auf seinem Platz in unserem Reitstall stand, allerdings für meine Begriffe sehr mager geschmückt. Da fiel mir ein, daß es bei uns keinen Weihnachtsbaum ohne Lametta gab. Aber hier hatten wir doch Kondensatoren, mit denen die amerikanischen Fahrzeuge reichlich ausgestattet waren und die nun nutzlos herumlagen. Noch aus der Berufsschule in Breslau kannte ich das Innenleben eines Kondensators, bestehend aus zwei Alufolien übereinander, getrennt durch eine Isolierschicht und aufgewickelt in einem Blechbehälter. Ich wickelte so einen der größten Apparate auseinander, schnitt die Folie in feine Streifen und schmückte den Baum wie daheim, zur Überraschung aller.

Unser Lager wurde nach und nach in Form von Anbauten vergrößert, überwiegend mit Holz, welches unser Sägewerk lieferte. Wenn wieder einmal etwas fehlte, als noch kein Lkw zur Verfügung stand, machte sich das gesamte Lager jeweils sonntags auf den Weg und schleppte Bretter, soviel wie jeder tragen konnte, ins Lager. Ungehobelt eigneten sie sich jedoch nicht für jedes Bedürfnis, so daß unser Brigadier beschloß, eine Hobelmaschine zu bauen. Federstahl, der für die Lkw-Feder oft gebraucht wurde, war reichlich vorhanden und eignete sich vorzüglich für den Zweck. So entstanden nach und nach eine Tischlerei, eine Unterkunft für den Lagerfriseur und eine Lagerschneiderei, in der auch Wünsche von Zivilisten erfüllt wurden. Die erste Küche war auch nicht das Optimale, also bauten wir für die neue Küche einen Warmwasserbehälter und eine Kartoffelschälmaschine. Eine andere Brigade schaffte es sogar, mit dem Material aus einer Beutelieferung die gesamte Küche bis zur Decke zu fliesen. Auch ein Krankenrevier mit einem Behandlungsraum für den deutschen Arzt mit einer Krankenstube entstand.

Im ersten Jahr holte man das Brauchwasser für das Lager mittels eines großen Holzfasses auf zwei Rädern ins Lager, bis man das Lager eines Tages an das städtische Trinkwassernetz anschließen wollte. Auch dazu wurde unsere Brigade gefragt, was für uns bedeutete: Dann mal los! Woher die Ein-Zoll-Leitungsrohre kamen, war uns nicht bekannt, wir übernahmen lediglich das Verlegen der Rohre in dem gegrabenen Schacht von der Straße ins Lager. Wir mußten sie elektrisch verschweißen. In unserer Werkstatt gab es einen Schweißtrafo, jedoch fehlte es an den erforderlichen Elektroden. Also hieß es wieder - selber machen. Und wer konnte das? Unser Werner Koch fertigte aus Eisendraht etwa 40 cm lange Stücke, tauchte diese in eine Art Wasserglas und danach in Zement. Nachdem die Dinger getrocknet waren, konnte es losgehen. Da am Tag dafür keine Zeit war, stiegen wir, Werner und ich, in die Grube und verlegten die Rohre und verschweißten diese sorgfältig. Ich habe mir dabei zum ersten Mal die Augen verblitzt, was sich, mir bis dahin unbekannt, wie Sand in den Augen anfühlte. Es wurden somit alle Stellen, wo Wasser erforderlich, versorgt. Diese Leistung der Brigade wurde besonders von der Küche anerkannt.

Den Befall mit Kleiderläusen bekamen wir bald durch den regelmäßigen Besuch der Banja in den Griff. Insbesondere an den Wochenenden führte man uns in Gruppen auch nachts zu der Banja in der Nähe des Bahnhofes. Bevor dies eingeführt wurde, versuchte ich mit allen möglichen Mitteln die Quälgeister loszuwerden. So tauchte ich beispielsweise meinen Wehrmachtspullover in Benzin, in der Werkstatt reichlich vorhanden, und wusch ihn danach mit warmem Wasser und Seife aus. Leider ging bei der Prozedur offenbar die Brut nicht kaputt, denn nach einer Weile sah ich die Blutsauger durch die Maschen verschwinden. Da sich schon mal die Russen für unsere alten deutschen Kleidungsstücke interessierten, verkaufte ich meinen Pulli an die Frau eines mit uns arbeitenden Lkw-Fahrers.

Bald nach dem Abriß eines Wohnhauses durch eine Brigade unseres Lagers plagten uns die Flöhe, offensichtlich von den Kameraden eingeschleppt. Beim Gang mit bloßen Füßen durch unseren Reitstall spürte man schon die Blutsauger, was zur Folge hatte, daß durch das unbewußte Kratzen der juckenden Beulen bald blutende Wunden die Füße und auch andere Körperstellen bedeckten. Zum Glück gab es eines Tages aus der Krankenstation ein Mittel, und die Heilung trat ein. Damit war das Parasitenproblem aber noch nicht zu Ende, denn nach den Flöhen machten sich die Wanzen im Lager breit. Besonders im Hochsommer waren die Plagegeister aktiv. Besonders ekelig war der Gestank, wenn man sie zerdrückte. Ich hatte die erste Begegnung mit den Tierchen in Breslau, jedoch nur mit toten Wanzen, die ich bei der Renovierung von Wohnungen unter Schaltern und Steckdosen fand. Verendet.

Zum Glück, aus welchem Grund auch immer, hat mich im Lager keine Wanze gebissen, nur das Krabbeln über die Körperteile störte mich. Wenn ich nachts eine Wanze spürte, packte ich sie vorsichtig und warf sie aus dem Bett. Dieses Ungeziefer hat ja nicht nur gestunken, sondern ebenso scheußlich geschmeckt. Als ich einmal einen Rest Brot, den ich unter meinem Kopfkissen aufgehoben hatte, in den Mund steckte, biß ich auf eine Wanze, die sich dort verkrochen hatte: ein unvergeßliches Erlebnis. Am Beginn der sogenannten Wanzenmonate befreiten wir die Betten auf dem Hof mittels Lötlampen von den Parasiten. Die in den Ritzen verborgenen Plagegeister wurden somit restlos verbrannt.

Wenn ich heute höre, was die Kameraden unserer Veteranengruppe, die ebenfalls in Wladimir und Umgebung eingelagert waren, erlebten, hatten wir - wie die Kameraden im Traktorenwerk - enormes Glück. Wir hatten eine Lagerkapelle, die regelmäßig Konzerte veranstaltete, zu denen auch russische Gäste kamen. Wir hatten eine Fußballmannschaft, die in gewissen Abständen gegen die Mannschaft des Traktorenwerkes im Stadion von Dynamo Wladimir spielte. Im Lager selbst wurde laufend angebaut, zuletzt die Unterkunft für die Jugendkompanie, wo man uns, die Jüngsten im Lager der Jahrgänge 1924-1927 einquartierte. Die Einrichtung bestand aus zweistöckigen Betten, die wir besonders in den heißen Sommernächten auf den Hof stellten, um dort zu übernachten.

Etwa Anfang 1948, im letzten Jahr in Wladimir, begannen für mich recht abwechslungsreiche Monate. Als bei der morgendlichen Arbeitsverteilung ein Autoelektriker gesucht wurde, meldete ich mich und begann in einer kleinen Autowerkstatt neben der Kirche am Goldenen Tor den neuen Job in einer Art Fuhrunternehmen mit einem Fahrzeugpark von etwa sieben Lkws sowie einem amerikanischen Ford und den Fabrikaten SIS 5 und GAS, eine Vier-Zylinder-Maschine, die in Gorkij hergestellt wurde und ebenfalls einen Ford-Motor hatte. An diesen Fahrzeugen kannte ich am Ende fast jede Schraube. Auch in dieser Werkstatt erwartete mich das Hauptproblem: die Akkus. Wie bei der NKWD mußte auch hier jedes Fahrzeug mit der Hand angekurbelt werden, da es weder leistungsfähige Akkus noch Lademöglichkeiten gab. Ich nahm mir als dringendste Aufgabe vor, so etwas zu beschaffen und erinnerte mich an die bei der NKWD ausgemusterten amerikanischen Fahrzeuge, welche mit einer leistungsstarken Ladeeinrichtung ausgestattet und praktisch im Schrott gelandet waren. Von einem dort noch beschäftigten Kameraden erhielt ich auch eine Lichtmaschine, einen Dynamo, mit dazugehörigem Laderegler. Jetzt brauchte ich nur noch einen passenden Antriebsmotor. Da wir oft im Traktorenwerklager, was sich inmitten des Werksgeländes befand, Kameraden besuchten und somit auch unbehelligt die Wachtposten passierten, sprach ich dort einen Kameraden diesbezüglich an, der mir empfahl, während der Mittagszeit in der zweiten Halle rechts einen passenden Drehstrommotor abzubauen. Ich begab mich nun, mit einer Art Rucksack ausgerüstet, zur empfohlenen Zeit in die Halle und hatte auch bald das Passende eingepackt. Nun mußte ich mich nur noch mit meiner Beute möglichst unauffällig durch den Ausgang schleichen, was auch gelang. Somit hatte ich endlich das, was mir fehlte und was die gesamte Werkstatt zufrieden machte. Wie schon zuvor bei der NKWD, kam ich auch hier mit den russischen Fahrern in Kontakt, die von Zeit zu Zeit von ihren Fronterlebnissen berichteten. So war einer auch Zeuge, wie ein Landsmann über eine Gruppe deutscher Gefangener herfiel und etwa zwölf Mann mit dem Messer massakrierte. Ein anderer berichtete von Berlin, wo einer seiner Kameraden fast täglich unterwegs war und Uhren von den Bewohnern raubte. Obwohl man ihm nahelegte, damit aufzuhören, konnte er es nicht lassen, was dazu führte, daß man ihn eines Tages mit eingeschlagenem Schädel auf der Straße fand. Fast über den gesamten Zeitraum hinweg wurden in diesem Lager immer wieder Freiwillige für besondere Aufgaben, primär für NKWD-Angehörige, gesucht. Eines Winters etwa brauchte man drei Mann zum Ausheben eines Grabes auf dem städtischen Friedhof - gegen Sonderleistungen. Ich hatte mich auch dazu gemeldet. Wir wurden mit dem notwendigen Gerät zum Friedhof gefahren und machten uns an die bis auf einen halben Meter tief gefrorene Erde. Nach etwa einem Meter stießen wir auf einen Kindersarg und entfernten diesen aus dem Grab. Zu unserem Erstaunen öffnete der Begleiter den Sarg, in dem ein noch nicht verwester Junge lag. Der Sarg wurde wieder verschlossen. Was damit weiter geschah, erfuhren wir nicht. Wir wurden reichlich mit Eßbarem entlohnt und heimgebracht. Ein anderes Mal suchte man im Frühjahr eine Gruppe von fünf Mann für die Aufgabe, auf einem Stück Brachland, unweit der Stadt, einen Sack Saatkartoffeln zu pflanzen. Auch hier war ich wieder dabei. Wir machten uns mit Spaten, etwas anders geformt als unsere, an die harte Erde, die zunächst umgegraben werden mußte, wobei sich die labilen Spaten bogen. Wir steckten die Kartoffeln etwa so, wie wir es daheim gelernt hatten. Wie es der Zufall wollte, war ich beim Ernten wieder dabei und staunte über die reiche Beute von 33 Sack. Daß die riesigen fruchtbaren Ackerflächen brach lagen, war uns unverständlich. Wir wurden dieses Mal mit Rubeln entlohnt und waren es zufrieden.

Als das Lager eines Tages einen Lkw bekam, suchte man einen Beifahrer, und obwohl ich noch nicht fahren konnte, meldete ich mich und hoffte, dabei auch das Fahren zu lernen. So machte ich die Bekanntschaft des kleinen Kostja, mit dem ich nun alles Mögliche für das Lager ranschaffte, u.a. Brennholz aus dem Wald von Penkino, wo eine Brigade aus unserem Lager Bäume fällte. Oder Brot von der Großbäckerei in der Stadt, Fleisch vom städtischen Schlachthof für die Küche, Naturalien für das Magazin vom Bahnhof, Kartoffeln und Kapusta (Kraut) von den in der Nähe von Susdal gelegenen Kolchosen, Sauerkraut aus Kowrow oder Fisch aus dem Waggon vom Bahnhof. Die kleinen Fische, unseren Sprotten ähnlich, waren gesalzen und wurden mit Schaufeln aus dem Waggon in Fässer geladen und zum Lager gebracht. In etwa eine Handvoll großen Portionen gab es sie täglich zu Mittag. Diese Fischchen verzehrten wir ohne Kopf und Schwanz am Stück.

Auf den Fahrten über Land nahmen wir auch Zivilisten mit, die am Ortsausgang standen. Es gab keinerlei Busverbindungen. Die Anhalter mußten je nach Entfernung bezahlen. Ich erinnere mich an eine Situation, als ein junges, hübsches Mädchen am Ziel angekommen, nicht bezahlen konnte, worauf Kostja die Jugendliche ohrfeigte und ihren Kofferinhalt auf die Straße schüttete, dann sogar noch mit den Füßen die Sachen zertrampelte. Ich hätte ihn umbringen können dafür. Auf einer Fahrt im Winter lag auf einer verschneiten Kreuzung weit ab von den Ortschaften ein lebloser Mann, den er einfach umfuhr, anstatt sich um die Person zu kümmern.

Meine Aufgabe, insbesondere im Winter, war es, den Motor des SIS 5 in Gang zu bringen, der aufgrund des sehr steifen Öles durchdrehte und darum nicht auf den Anlasser reagierte. Um den Motor mit der Kurbel anzudrehen, war es dort üblich, Feuer unter dem Getriebe zu legen, was einige Zeit in Anspruch nahm. Ich hatte bereits in den Werkstätten diesbezüglich Erfahrung gesammelt und war somit der geeignete Beifahrer. Eines Tages, als der SIS 5 seinen Dienst versagte, stellte man uns einen Opel Blitz, wie der SIS ein Eineinhalbtonner, auf den Hof. Das neue Fahrzeug war für mich und auch Kostja erst mal gewöhnungsbedürftig, was aber bald vorbei war. Auf dem Weg nach Kowrow, wo wir Sauerkraut holen sollten, stockte dann einmal der Motor, da er zu heiß gelaufen war. Ich stellte bald die Ursache fest: Der Motor war zu heiß geworden, weil das Kühlwasser wegen der verlorenen Ablaßschraube am Kühler ausgelaufen war. Ich machte mich daraufhin auf die Suche nach der Schraube und fand diese wie ein Wunder mitten auf der Straße in etwa 300 Meter Entfernung. Nun hatten wir zwar die Schraube, jedoch kein Wasser, und das nächste Dorf war fast einen Kilometer entfernt. Auch fehlte uns ein Gefäß, um das Wasser holen, worauf ich Kostja zu verstehen gab, er solle sich auf den Weg machen und Wasser zu holen. Er lehnte sofort ab mit der Begründung, ihm werde niemand einen Eimer leihen. Also machte ich mich mit gemischten Gefühlen auf den Weg und klopfte am erstbesten Haus in dem fast einen Kilometer entfernten Dorf. Ich brachte mein Anliegen mit meinen kargen Russischkenntnissen vor, worauf man mich höflich ins Haus bat und wohl auch bald meine Herkunft erkannte. Offensichtlich Mutter und zwei Töchter, eine bereits herangewachsen, baten mich zu Tisch, fragten mich nach meiner Herkunft, gaben mir dann zwei gefüllte Eimer, womit ich mich auf den Rückweg machte. Wir brachten das Auto auch bald wieder zum Laufen und setzten die Fahrt fort. Der gute Kostja jedoch wollte an dem Haus nicht anhalten, worauf ich einfach den Zündschlüssel abzog und so die Leihgabe zurückgeben konnte. Die drei Frauen hätten mich am liebsten dort behalten, da offenbar kein Mann im Haus war. Mit entsprechender Verspätung waren wir dann wieder im Lager, entluden das Auto und machten Feierabend. Es war ja auch schon recht spät.

Nach einiger Zeit wurde aus mir unbekannten Gründen im Lager ein Fahrer für den Opel gesucht, der sich mit diesem Fahrzeugtyp auskannte. Es meldete sich ein Georg Bickel, Autoschlosser aus Heidelberg und etwa 40 Jahre alt. Kostja war wohl für das Lager zu teuer gekommen. Ich freundete mich mit dem älteren Kameraden an, und wir nahmen das Fahrzeug gemeinsam in Besitz. Wir erledigten alle Transporte, reparierten auch schon mal den Blitz, und ich lernte unter Anleitung das Autofahren. Man bot uns auch bald eine separate Unterkunft in einem barackenähnlichen Anbau auf dem Lagerhof an, wo wir es uns gemütlich einrichten konnten. Wir beschafften uns auch eine Kochmöglichkeit und konnten unsere gelegentlich erbeuteten Produkte wie Graupen aus einem angebohrten Sack, einen großen Schellfisch oder gefrorene Schweineleber, die im Schlachthof als nicht mehr verwertbar im Abfall gelandet war, zubereiten und genießen. Apropos Genußmittel: Auf dem Weg nach Penkino, in unseren Wald, führte die Straße kurz vor der Kljasma, an der auch Wladimir liegt, an einem Fichtenwäldchen vorbei, aus dem uns an einem Frühjahrstag unüberhörbarer Krähenlärm anlockte, worauf wir dort eine kurze Pause einlegten. Dabei stellten wir fest, daß fast auf jeder der relativ engstehenden Fichten ein Krähennest mit fast flüggen Jungvögeln hing, was mich reizte, auf die Bäume zu steigen und mich von Baum zu Baum zu hangeln. Ich hatte zu tun, die Angriffe der Altvögel abzuwehren. Doch etwa fünf geeignete Jungvögel ließ ich fallen. Den Rest erledigte Schorsch unten. Somit hatten wir für einige Tage unsere Speisekarte mit gebratenen Raben aufgewertet.

Eines Tages, Schorsch hatte wieder einmal Post von daheim erhalten, sagte er zu mir: „Ich muß heim, und ich bitte Dich, mir dabei zu helfen.” – „Ja und? Wie stellst Du Dir das vor?” Seine Antwort: „Wir haben hier auf dem Hof drei Baumstämme liegen, die für mein Vorhaben auch schwer genug sind.” Ich sollte nun den schwersten Stamm anheben und auf seine linke Hand fallenlassen, was dann auch bald geschah. Aufgrund der nun folgenden Invalidität hoffte er, entlassen zu werden. Tatsächlich konnte er bald nach Hause.

Inzwischen war ich auch fähig, den Opel zu kutschieren, fand jedoch bald wieder einen passenden Ersatz für Georg. Bis das so weit war, fuhr ich mit unserem Lagerleutnant nach Gus-Chrustalnyj, um Glaswaren einzukaufen. Wir mußten, aus welchem Grund auch immer, dort übernachten und fanden Platz in einem Einfamilienhaus in unmittelbarer Nähe der Glashütte. Wir quartierten uns, wie ich meine, im Wohnzimmer der Familie ein, jeder auf einer Art Matratze auf dem Fußboden, nachdem man uns in der Küche einen Imbiß angeboten hatte. Am nächsten Morgen wachte ich von lautem Getrampel über uns auf, und bald danach erschienen drei Generationen: drei Kinder, deren Eltern und die Großeltern, die vor uns ins Obergeschoß geflüchtet waren. Auf der Heimfahrt hielten wir noch im Elternhaus meines Beifahrers an, dessen Mutter mich mit allen möglichen Speisen maßlos verwöhnte.

Bald danach erlebten wir wiedermal einen strengen Winter mit Temperaturen unter -20° C, und ich, dieses Mal allein, mußte nach Penkino Holz holen. Auf der Heimfahrt auf dem Waldweg, noch weit von der Ortschaft entfernt, wollte mein Opel nicht mehr, und ich stellte bald fest, daß die Benzinpumpe keinen Sprit zum Vergaser lieferte. Ich baute die Pumpe ab und bemerkte, daß der Pumpenhebel, von der Nockenwelle betätigt, dermaßen abgenutzt war, daß der geringe Hub die Pumpe nicht ausreichend betätigte. In meiner Ersatzteilkiste entdeckte ich zum Glück ein Stück Eisendraht, etwa 5 mm lang, wickelte diesen Draht um den Pumpenhebel und baute die Pumpe schnellstens wieder ein. Wie gesagt, es mußte alles schnell gehen, da bei den Minusgraden der Kühler in kürzester Zeit einfrieren würde, denn Frostschutzmittel gab es dort nicht. Dabei kam schon mal Benzin auf meine Finger, was bei der Kälte unbeschreiblich schmerzhaft ist. Die Karre lief wieder, ich konnte den Kühler von meinem Mantel befreien, und unsagbar glücklich setzte ich die Heimfahrt fort. Auf der letzten Fahrt mit dem Opel, wieder mit unserem Wachleutnant als Beifahrer, zu einer Kolchose hinter Susdal rappelte es kurz vor dem Ziel furchtbar im Motor. Es hörte sich wie ein Lagerschaden an, so daß ich mich unter den Wagen legte, die Ölwanne abschraubte und feststellte, daß das Pleuellager des Fünfzylinders ausgelaufen war. Ich entfernte das Pleuel mit Kolben, schraubte die Ölwanne wieder an und war überzeugt, der gute Opel werde auch mit vier Zylindern den Heimweg schaffen. Diese Aktion dauerte seine Zeit, weshalb wir wiederum in einem kleinen Haus übernachten mußten. Wir saßen gemeinsam im Wohnzimmer, zusammen mit Haustieren wie Ziegen und Karnickeln, als ich plötzlich ein furchbares Jucken auf der Brust spürte. Ich schaute nach und entdeckte einige Flöhe, die sich offenbar an mir labten. Das war mir einfach zu viel, und ich entschloß mich, im Opel zu übernachten. Es war ja kein Winter.

Am nächsten Morgen schaute ich noch mal zum Motor und entfernte von der Kerze des Fünfzylinders das Kerzenkabel, das leider, von mir unbemerkt, mein lieber Beifahrer in der Annahme, ich hätte es vergessen, wieder aufgesteckt hatte. Auf der Heimfahrt knallte es im nächsten Dorf furchtbar unter der Motorhaube, worauf ich anhielt und feststellte, daß einmal der Fünfzylinder wieder gezündet hatte, wodurch das in die Ölwanne gelangte Kraftstoffgemisch explodiert und das gesamte Öl durch den Einfüllstutzen geströmt war. Somit war der Motor ohne Öl, weshalb ich nicht weiterfahren konnte. Ich mußte also sehen, wo ich Öl herbekam, und ging auf den Hof einer Kolchose gegenüber, sah dort niemanden und schaute auf die Ladefläche eines abgestellten Lkw der Marke GAS. Wie ein Wunder entdeckte ich dort einen Kanister, schwang mich auf das Gefährt und siehe da, der Kanister war voller Öl. Da kein Mensch zu sehen war, verschwand ich mit dem Fundstück, füllte das Öl in den Motor meines Opels und fuhr mit unruhigem Motor vorsichtig heim. Somit wurde der gute Opel ein weiteres Opfer der üblen Ölqualität und hinüber. Zu den Fahrten primär für die Versorgung des Lagers gehörte auch der regelmäßige Weg zur Brotfabrik, wo sich hin und wieder die Gelegenheit bot, ein oder auch zwei Brote abzustauben, stets willkommen, um die Tagesration im Lager von 600 Gramm aufzubessern.

Als „freischaffenden” Künstler teilte man mich Anfang Dezember einem Art Waldkommando zu. Etwa 15 Mann wurden mit Gepäck zum Bahnhof gebracht und in einem Personenzug auf die Reise geschickt. Einmal mußten wir umsteigen, dann verließen wir den Zug in einem Dorf, wo wir in zwei Wohnhäusern einquartiert wurden. Etwa sechs Kameraden landeten mit mir bei einer Familie mit einem fast erwachsenen Sohn, Wanja, Jahrgang 1928. Der Vater, ein Veteran aus dem Ersten Weltkrieg, sprach noch ein paar Brocken Deutsch aus der Zeit seiner Gefangenschaft. Einfach sehr nette Leute. Wir nächtigten in einem Zimmer auf dem Fußboden, was nicht so mein Ding war, weshalb man mir gestattete, den freien Platz auf der Petschka, dem Ofen, zu beziehen. Mit dem Sohn habe ich mich schnell verstanden, und seine Schwester, bereits außer Haus und nur am Wochenende daheim, gesellte sich auch manchmal zu Gesellschaftsspielen zu uns. Einfach wunderbar. Unsere Aufgabe war es, Lagerholz vom Wald direkt auf Waggons zu verladen und Brennholz auf den Lkw von Kostja zu laden, der mit seinem SUS 5 den Transport zum Bahnhof machte. Da sich das im Dezember 1948 abspielte, bei Frost und mit viel Schnee, erinnerte sich Kostja bald an meine Fähigkeiten im Umgang mit seinem Auto im Winter. Ab sofort war es deshalb meine Aufgabe, jeden Morgen den Lkw mit Feuer unter dem Motor in Gang zu bringen und die Kameraden in den Wald zu fahren, woraus sich ein regelrechter Schichtbetrieb entwickelte: ich vormittags und er nachmittags am Steuer. Somit war am Nachmittag Zeit zur freien Verfügung, die ich überwiegend mit der Familie verbrachte. Ich half der Babuschka beim Hausputz und ging zum Bahnhof, wo die Mädchen, die den Lkw entluden, im geheizten Aufenthaltsraum saßen und mich nach allen möglichen Dingen fragten. Wir hatten einfach viel Spaß miteinander, und ab und an wurde ich von den Damen in ihre Häuser eingeladen. Es fehlten in den Dörfern ja ganze Generationen Männer.

Als Wanja eines Tages den Einberufungsbefehl erhielt, fand ich seine Mama jammernd und heulend vor dem in jedem Haus befindlichen Herrgottswinkel. Auf meine Frage, was geschehen war, rief sie: „Wojna budet” - „Es gibt Krieg”. Ich versuchte, sie zu trösten, aber ihre Angst war offenbar ausgelöst von der Verschlechterung der Beziehungen zu Amerika, was durch die Medien ging. Ich sagte ihr, es werde keinen neuen Krieg geben, denn alle Beteiligten am letzten Krieg hätten erst einmal genug davon. Es gelang mir, sie damit zu trösten, sie stand auf und umarmte und küßte mich.

So gingen die Tage hin, es wurde Weihnachten. Am Heiligen Abend - es dunkelte schon, als die Kameraden bei strengem Frost noch einen Waggon mit Langholz beladen mußten - habe ich den Mitgefangenen geholfen, obwohl es nicht meine Aufgabe war. Beim Besteigen des Waggons blieb ich mit der Hand an dem Eisengeländer des Waggons kleben, was unvergeßlich schmerzhaft war. Wir benutzten auch die Banja in einem separaten Häuschen im Garten. Ein Kamerad in meinem Alter und ich hatten zu der Dorfjugend guten Kontakt, wurden auch zu Familienfeiern eingeladen. Mitte Januar etwa verschwanden wir wieder aus dem Ort und erinnerten uns auch noch an unsere Ankunft und wie wir von den Bewohnern, die noch keinem Deutschen begegnet waren, bestaunt wurden. Einem unserer Kameraden fühlte eine ältere Frau an den Kopf, da sie gehört hatte, die Deutschen seien Teufel mit Hörnern.

Wieder im Lager, blieben wir für die nächsten Wochen dort und mußten Holz hacken. Erst später erfuhren wir wofür: Unsere Heimreise stand auf dem Plan, und das Holz war für die Küche im Heimtransport. Im Lager wurde eine Art Kiosk eingerichtet, in dem die Kameraden aus dem Traktorenwerk, wo auch Rubel verdient wurden, ihre Geld in Rauchwaren z.B. Papirossy „Bjelomor“ und andere oder auch gegen Margarine und Zucker eintauschten. Am 23. März war es dann so weit. Neu eingekleidet in Wattejacken und Hosen, Unterwäsche und Schuhe wurden wir zum Bahnhof geleitet und bestiegen die mit Pritschen ausgestatteten Waggons. Noch kurz davor wurden wir ein letztes Mal gründlich untersucht, und leider hielt man drei Kameraden zurück, bei denen noch SS-Tätowierungen unter dem Arm entdeckt wurden. Einer aus unserer Brigade hatte in einer Einheit gedient, in der angeblich Verbrechen an Zivilisten begangen wurden. Ein Schock für alle.

Doch mit unserer lieben Tamara, der Lagerärztin, im Zug, setzten wir uns alsbald in Richtung Westen in Bewegung. Die Stimmung war hervorragend, die Versorgung stimmte, für alle Fälle waren alle mit einer mehr als ausreichenden Menge Trockenbrot versorgt. Wir mußten mitunter stundenlang auf Abstellgleisen verbringen, was auch nicht störte, es ging ja heim. Am 31. März, an einem herrlichen Frühlingstag, trafen wir in Brest ein und nutzten auf dem Abstellgleis das sonnige Wetter für die erste Bräune, während die Waggons auf die engere Gleisspur umgerüstet wurden. Auch hier fand eine Filzung statt, und wieder wurden drei Kameraden aufgrund der Tätowierung unter dem Arm herausgenommen, was unsere Stimmung erheblich trübte. Ergreifend war dann der Abschied von unserer Tamara, die sich von jedem mit Tränen in den Augen und mit Handschlag verabschiedete.

Wir fuhren weiter über den Bug und kamen nach Polen, wo wir auch wie bisher auf einigen Bahnhöfen dem planmäßigen Schienenverkehr ausweichen und mitunter Stunden auf einem Abstellgleis stehen mußten. Dabei kamen wir auch mit Polen in Berührung, die uns überwiegend noch feindlich gesonnen waren. Der nächste Halt war nach Tagen in Frankfurt an der Oder, wo wir in einem Lager übernachteten, versorgt wurden und am nächsten Tag im normalen Personenzug Richtung Leipzig weiterfuhren. Die Bahnstrecken waren durchweg eingleisig, das zweite Gleis hatte man nach dem Krieg abgebaut und in die Sowjetunion gebracht. Aus diesem Grunde mußten wir auch hier sehr oft auf Abstellgleisen dem normalen Verkehr ausweichen. Auf diesen Bahnhöfen war uns das Aussteigen verboten. Trotz der Bewachung durch Volkspolizisten ignorierten wir manchmal die Order, und die Ordnungshüter wagten es nicht, dagegen einzuschreiten. Aus Erfahrung wußten wir, daß in unserem Lager in Wladimir Freiwillige für die Rekrutierung der Volksarmee gesucht wurden und einige ehemalige Kameraden etwa vor einem Jahr schon heimgefahren waren. Wir waren einfach voll in unserem Freiheitsdrang, was man schließlich auch akzeptierte. Übrigens befanden sich in dem Transport von Frankfurt/Oder ausschließlich westdeutsche Heimkehrer. Im Sackbahnhof Leipzig, dem nächsten längeren Halt, ging ich in die Stadt, um eventuell meinen bereits vor eineinhalb Jahren aus gesundheitlichen Gründen entlassenen Kameraden, Gert Senf, aufzufinden, was jedoch nicht gelang. Wieder am Bahnhof, mußte ich feststellen, daß mein Zug abgefahren war. Eine verdammt unangenehme Situation, da mein wenn auch nicht gerade reichhaltiges Gepäck sich in dem Zug befand. Das hilfreiche Bahnhofspersonal fand eine vorzügliche Lösung, so daß ich in einem Zug meine Kameraden in Eisenach am späten Abend wieder erreichte. Aus welchem Grund auch immer, führte man uns zu später Stunde mit soldatischem Gesang durch Eisenach, so daß viele Anwohner dachten, es gehe wieder los. Schließlich waren wir ja in Höchststimmung. Am nächsten Tag erkundeten wir noch die Umgebung unserer Unterkunft, ich meine, es war die Wartburg, und wurden von Kindern nach Eßbarem gefragt, worauf wir ihnen einige Scheiben Trockenbrot gaben, was bereits erneut die mit einem Jeep auftauchenden Volkspolizisten auf den Plan rief, um die Kinder zu vertreiben. Das wiederum veranlaßte uns, die Vopos zu vertreiben, indem wir einfach mit vereinten Kräften den Jeep auf die Seite legten, worauf die Besatzung die Flucht ergriff.

Bald danach führte man uns wieder zum Bahnhof, wo unser Zug uns weiter Richtung We-sten, nach Heiligenstadt, dicht an der Grenze zur Westzone, brachte. Dort übernachteten wir in einer Schule in Bahnhofsnähe, und man versuchte auch nochmals, uns für den östlichen Sozialismus zu gewinnen. Wie zu erwarten - ohne Erfolg.

Am folgenden Tag ging es zu Fuß über die naheliegende Grenze nach Niedersachsen, wo wir in einen Bus stiegen und nach Friedland abfuhren. Davor, noch kurz vor der Grenze, entledigten wir uns der Reste Trockenbrot und auch der sogenannter Russenmützen. In Friedland bezogen wir Quartier in den „Nissenhütten“, wurden entlaust und registriert mit allem was dazugehörte. Alle im westlichen Teil Deutschlands beheimateten Kameraden bestiegen alsbald einen Zug nach Münster, wo die eigentliche Entlassung stattfand. Wir wurden aus Sammelbeständen neu eingekleidet, untersucht, erhielten unser Startkapital von zwei 20-DM-Scheinen. Ich fand einen mir einigermaßen passenden braunen Anzug, verstaute meine Russenkleidung im Holzkoffer, fuhr mit dem Zug Richtung Bremen, wo einige Kameraden ihr Ziel hatten, und stieg in Diepholz aus, wo ich von meinem Bruder und einer Schulkollegin empfangen wurde. Mit meinem Bruder hatte ich bereits aus Wladimir Briefkontakt und konnte ihn somit über meine Entlassung verständigen.

Günther Liebisch, bearbeitet von Peter Steger, 2013

**Werner Martin -** [**Aber ich habe ja noch mein Leben behalten**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/06/07/aber-ich-habe-ja-noch-mein-leben-behalten/) **(Wismar)**

*Als ältester von sechs Geschwistern ist Werner Martin mit der Familie 1935 von Waren an der Müritz nach Wismar gekommen und will nicht mehr weg von der Hansestadt, genießt vielmehr jeden Tag an der See und unter Menschen. Auch er gehört zu dem Kreis von Friedhelm Kröger, den Heimkehrern aus dem Wladimir Lager 165. Auch er wäre gerne im Mai mit nach Wladimir gereist, doch dann machte die Gesundheit nicht mit. Jetzt, wo es wieder besser geht, schmiedet der 88jährige schon die nächsten Pläne. Denn auch zu DDR-Zeiten hatte er es nie bis Wladimir geschafft. Einmal kam er mit einer Gruppe bis Moskau, aber die Weiterreise mußte er sich versagen. Dabei hat er noch so viele Erinnerungen, auch gute, an die Gefangenschaft in Wladimir und noch so viele Fragen zum heutigen Zustand des Traktorenwerks, das er aufzubauen geholfen hat. Werner Martin hat selbst einen Bericht zu seinen Jahren in Gefangenschaft zusammengestellt, der im folgenden wiedergegeben wird:*

Als Vorbemerkung in diesem Kurzbericht zu der geschilderten Zeit hinter Stacheldraht möchte ich im wesentlichen nicht über erlittene Erniedrigungen, Tätlichkeiten, schlechte Ernährung und medizinische Versorgung oder hygienische Probleme berichten, denn es war eine Kriegsgefangenschaft unter oft unmenschlichen Bedingungen, die Kriegsgefangene, wenn sie überhaupt noch am Leben blieben, über sich ergehen lassen mußten. Kriegsgefangenen in deutschem Gewahrsam ging es nicht anders.

Als junger Mann im Alter von 20 Jahren, mit dem erlernten Beruf des Metallflugzeugbauers, wurde ich Soldat der Wehrmacht bei den Truppenteilen Luftabwehr (Flak) und später bei den Fliegerkräften. Anfang des Jahres 1945, als sich das Ende des Krieges schon abzeichnete, wurde ich zu den Landstreitkräften (Heer) zum Osteinsatz versetzt, um dem Vormarsch der Roten Armee Widerstand zu leisten. Wir wurden in ein neu aufgestelltes Battalion integriert und kamen um Tarnow, heute Ukraine, zum Feindeinsatz. Dann der Rückzug über Oberschlesien und das Sudetenland mit Verwundung in das Lazarett nach Pisek im heutigen Tschechien. Wieder genesen, kam ich zum Einsatz im Raum Spremberg in Brandenburg zur Entlastung der Berlin-Verteidigung. Am 22. April 1945 geriet ich in Kauscha, im Spremberger Kessel, beim Vormarsch der Roten Armee in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Etwa eine Woche blieben wir bei bester Verpflegung und Behandlung in der damaligen Kampfzone im Gewahrsam der vorrückenden Roten Armee. Dann wurden wir an die rückwärtigen Truppenteile übergeben, wo es rauher und karger zuging, zu großen Kolonnen gesammelt und per Fußmarsch am 1. Mai 1945 in das erste große Sammellager nach Sagan in der Lausitz verbracht. Den Marsch durch die Stadt werde ich bestimmt nicht vergessen. Hier waren bereits polnische Bürger seßhaft geworden, die ihren ganzen Zorn an uns Kriegsgefangenen auslassen wollten. Es war der reinste Spießrutenlauf. Einmal raste sogar ein polnisches Armeefahrzeug in unsere Kolonne und verletzte viele, darunter auch mich so schwer, daß ich für einige Zeit ins Lazarett mußte. Nur der sowjetischen Wachmannschaft ist es durch den Einsatz von Maschinenpistolen zu verdanken, daß wir Schutz vor diesen Auswüchsen erhielten.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in dem überfüllten Lager ging es in Marschformation, also zu Fuß, weiter in ein noch größeres Lager mit Tausenden Gefangenen nach Oppeln in Oberschlesien. Auf die Schilderung der chaotischen, unhygienischen und wohl unmenschlichen Zustände, unter denen Zigtausende Gefangene ohne ausreichende Verpflegung leben mußten, möchte ich in diesem Bericht verzichten. Hier wurden wir dann in Transportwaggons der Bahn verladen, weggeschlossen unter Bewachung und mit nur wenig Eßbarem und Wasser auf eine Reise durch Polen über Brest, Minsk, Moskau nach Wladimir verbracht und kamen erst nach soundsovielen Tagen Ende Mai am Ziel an, wo noch Schneereste lagen. Wir wurden in ein Gefangenenlager, wahrscheinlich das spätere Hauptlager, in unmittelbarer Nähe einer Werkhalle - „Instrumentalnyj sawod“, heute der Großbetrieb „Totschmasch“ - verbracht.

Die Unterbringung in Steinbaracken auf Holzpritschen war sehr primitiv. Eine Beheizung der Unterkünfte bestand nur durch inmitten der Baracke aufgemauerte provisorische Öfen. Hierher kamen oft junge Leute aus der Stadt, um sich aufzuwärmen und sogar in Ofennähe zu übernachten. Ein Zeichen für die große Not der Sowjetmenschen in jener Zeit. Meine erste Arbeitstätigkeit bestand aus der Ausschachtung für ein Hallenfundament, wahrscheinlich die Gießerei, auf dem Gelände des Wladimirer Traktorenwerks. Durch das langanhaltende Regenwetter hatten wir ständig nasse Kleidung am Körper und konnten diese nicht richtig trocknen. Die Holzschuhe, die wir an den Füßen trugen, blieben im Morast stecken. Zur Nacht mußten wir mit der nassen Kleidung auf den Holzpritschen schlafen und uns mit unseren nassen Mänteln zudecken. Die Strümpfe mußten ausgezogen werden. Warum, ist nicht bekannt. Die Arbeitszeit während der gesamten Kriegsgefangenschaft betrug täglich zwölf Stunden. Arbeitsfreie Tage hatten Seltenheitswert. Es gab viele Kranke und Schikanen. Dann wurde ich den sogenannten Spezialisten zugeordnet: mein Glück in der Kriegsgefangenschaft. Mit einem österreichischen Ingenieur kam ich zu einer Arbeit im Betrieb „Instrumentalnyj sawod“. Hier hatten wir eine gute Arbeitsaufgabe: Es waren neue, aus den USA gelieferte Schleif- und Drehbänke vom Typ „Cincinnati“ zu warten und, wenn erforderlich, zu reparieren. Der Natschalnik, also unser Vorgesetzter, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, und ältere Sowjetbürger behandelten uns gut. Ein älterer Mann, der schon im 1. Weltkrieg in deutscher Kriegsgefangenschaft war und dort auch gut behandelt wurde, versorgte uns heimlich, wenn er in der Küchenkommission Kontrolle hatte, mit Eßbarem in einer Konservendose. Doch dieser gute Job dauerte für mich nur zwei Monate, denn dann waren sowjetische Arbeiter angelernt.

Von dieser Tätigkeit abgezogen, wurde ich in das Lager des Traktorenwerks verlegt. Ein Unterschied war durchaus festzustellen. Hier arbeitete ich zunächst zwei Monate als Schlosser in der Maschinenhalle und dann zwei Jahre bei der Werks- und der sowjetischen Staatsbahn. Es waren Reparationsgüter aus Deutschland sowie Kies, Metalle, Torf, Kohle, Holz und Flüssigbrennstoffe zu ent- und verladen. Dafür gab es im ganzen Werk nur einen aus deutschen Reparationsleistungen stammenden Eisenbahndrehkran. Die Arbeit mußte auch bei tiefsten Minustemperaturen getan wer-den. Besonders beschwerlich war es beispielsweise, den gefrorenen und völlig verklumpten Kies zu entladen. Mit einem Waggon konnte man da Tage beschäftigt sein. Auch das Verladen der fertiggestellten Traktoren sowie der dazugehörenden Ersatzteile war Aufgabe unseres anerkannten sogenannten Kollektivs. Wir haben fast immer unsere Norm erfüllt, und das machte sich durch zusätzliche 200 g Chleb (Brot) positiv für uns bemerkbar. Einen guten Namen bei unserer Brigade hatte unser Natschalnik mit Namen Naslednikow, der für uns Gefangene großes Verständnis zeigte. Er ist mir in bester Erinnerung geblieben.

FOTO

Traktorenwerk mit Anmerkungen von Werner Martin

Wir arbeiteten fast ständig in der Nachtschicht von 14 Uhr bis 24 Uhr und konnten oft mit Erlaubnis der Posten am Eingangstor allerhand nützliche Dinge ins Lager bringen. Dafür fiel dann eine zusätzliche Suppe für uns ab. Man könnte ein Buch darüber schreiben, was dank guter Ideen und Organisationsgeschick der Gefangenen zum Überleben alles möglich war. Untergebracht waren wir auch in diesem Lager in Baracken sowie in einem festen Gebäude auf Holzpritschen und später in selbstgefertigten Doppelstockbetten aus Metall mit eingelegten Matratzen. Auch Decken für die Nacht waren vorhanden. In Abständen von Monaten erfolgte eine Entwanzung der Pritschen und Betten an arbeitsfreien Tagen, die es sehr selten gab. Die Doppelstockbetten wurden in siedendes Wasser in einer großen Blechwanne, von einem Birkenholzfeuer erhitzt, eingetaucht, was die Wanzen verbrühte. Man konnte sie danach regelrecht abseihen. In der Banja wurden wir an festgelegten Tagen entlaust, ebenso unsere Kleidung. Man rasierte uns am ganzen Körper, und wir erhielten saubere Unterwäsche. Die Zählappelle im Freien, auch bei tiefen Temperaturen, machten uns sehr zu schaffen.

Unser Lager hatte eine Theatergruppe und eine Musikkapelle. Auch in anderen Gefangenenlagern und sogar in der Stadt Wladimir kam die sehr gute Musikkapelle zum Einsatz. Durch Brennesseln, die wir in Gruppen unter Bewachung sammelten, konnten wir unseren Speiseplan aufbessern. Dennoch war der Hunger unser ständiger Begleiter. Arbeitsgruppen aber, die Schwerstarbeit verrichten mußten und mehr als 456 Rubel pro Person verdienten, konnten Geld auf einem persönlichen Konto ansparen. Die Rubel wurden bei der Entlassung ausbezahlt, und dafür konnten wir Waren kaufen und auf der Heimfahrt mitnehmen. Durch freiwillige, zusätzliche Arbeiten wie das Stapeln von Eisenbahnschwellen konnten wir uns an den wenigen arbeitsfreien Tagen sogenannte „Rubel auf die Hand“ verdienen, die nach getaner Arbeit ausbezahlt wurden. Dafür kauften wir im Lager zur Aufbesserung der Essensration Brot, Zucker und Konfitüre. Die Währungsreform 1948 führte zu Verbesserungen bei der Versorgung, doch der Hunger blieb unser ständiger Begleiter. Ende 1946 konnten wir die erste Karte in die Heimat versenden und so ein erstes Lebenszeichen von uns geben. Die letzten eineinhalb Jahre in Gefangenschaft mußte ich im Werk der Stahlgießerei als Stahlgießer im Handbetrieb für große Werkstücke arbeiten. Auch am Hängeschleifstein zum Beschmirgeln und Verputzen der Gußstücke und am Rüttler zum mechanischen Ausrütteln der Sandkerne aus den Gußformen kam ich zum Einsatz. Diese Arbeiten waren sehr schwer und als sogenannte Hitzearbeit schweißtreibend und gesundheitsschädigend.

Ich hatte vordem schon berichtet, daß ich zwei Jahre bei der Werks- und Staatbahn arbeiten mußte. Hierzu ist noch zu erwähnen, daß alle Arbeiten beim Be- und Verladen fast nur manuell, im Handbetrieb, ausgeführt wurden, weil im gesamten Traktorenwerk nur ein Eisenbahndrehkran aus deutschen Reparationsleistungen vorhanden war. Aber die Gefangenen hatten auch für diesen Umstand gute und entlastende Vorschläge.

Vier Jahre und drei Monate war ich nun in sowjetischer Kriegsgefangenschaft und habe viel Unvorstellbares und fast Unglaubliches gesehen und erlebt. Das Lager des Traktorenwerks wurde auch als Durchgangslager für an Distrophie erkrankte Gefangene genutzt, die man von hier auf den Heimtransport schickte. Diese ehemaligen deutschen Soldaten waren in einem nicht zu beschreibenden, erbärmlichen, menschenunwürdigen gesundheitlichen Zustand. Man wollte sie durch eine bessere materielle und medizinische Behandlung auf den Heimtransport vorbereiten, viele haben es aber dann doch nicht mehr geschafft, nach Hause zu kommen, und sind noch im Lager verstorben. Mit den üblichen Parolen wie „skoro domoj“, „bald geht es heim“, wurden wir immer wieder reichlich versorgt. Das bedeutete auch, daß wir wieder die Haare wachsen lassen konnten, um dann den Kopf erneut rasiert zu bekommen. Wir empfanden es als Erniedrigung, obwohl wir die hygienischen Gründe kannten. Am 12. Juli 1949 machte sich wieder eine ähnliche Parole abends breit: „Wir gehen morgen nicht mehr arbeiten und fahren nach Hause.“ Und tatsächlich hieß es morgens beim Appell, man solle kompanieweise die Arbeitskleidung abgeben.

Doch nach fünf Tagen hatte diese Illusion ein jähes Ende. Wir mußten wieder Arbeitskleidung in Empfang nehmen und wurden erneut zur Arbeit eingeteilt. Der Großeinsatz über drei Tage erfolgte in der Gießerei des Werks. Durch den Abzug der Kriegsgefangenen und das Fehlen geeigneter und qualifizierter eigener Arbeitskräfte war in der Gießerei ein großes Durcheinander entstanden. Es waren Werkstücke, Motorblöcke und Getriebe neu gegossen worden. Doch die nachfolgende Bearbeitung der Gußstücke war ins Stocken geraten, und die Rohlinge stapelten sich bis hinauf zur Decke, was zu einem Produktionsstop geführt hatte. Nach drei Tagen Arbeitseinsatz war dann wieder, wie man so sagt, deutsche Ordnung eingekehrt.

FOTO

Werner Martin und Günter Kuhne 2008 beim 25jährigen Partnerschaftsjubiläum;

im Hintergrund Oberbürgermeister Siegfried Balleis. Photo: Karin Günther

Die restlichen Tage der Quarantäne verbrachten wir in totaler Unsicherheit, bis wir dann auf dem Bahnhof von Wladimir in Transportwaggons ohne Verschluß verladen wurden und die Abfahrt erfolgte. Für uns als Kriegsgefangene war die Zeit als ehemalige deutsche Soldaten eine sehr schmerzliche und nachdenklich stimmende Erfahrung, die man niemandem wünschen möchte. Leider muß man aber immer wieder feststellen, daß die Politiker in der Welt unbelehrbar sind. Als ehemaliger deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion habe ich durch die Schuld anderer vier Jahre und drei Monate unentgeltlich unter gesundheitlicher Schädigung eine Arbeit hinter Stacheldraht verrichten müssen. Wo bleibt da die Gerechtigkeit, und warum hat Gott so etwas zugelassen? Aber ich habe ja noch mein Leben behalten!

*Noch ein Nachtrag, da Werner Martin erst im Gespräch so manches Detail erwähnt, das die Gefangenschaft so richtig bildhaft werden läßt. Da ist zum Beispiel die Rede von zwei Kameraden, die einen Fluchtversuch unternommen hatten und natürlich erwischt wurden. Nach erfolgter Prügelstrafe führte man sie mit ihren Blutergüssen und Blessuren dem ganzen Lager vor. Eine Abschreckung, die wirkte. Fortan gab es keine Fluchtversuche mehr. Da ist aber auch die Rede davon, daß man sich mit vielen Posten und Vorgesetzten arrangieren konnte und so manches Werkstück oder Werkzeug den Besitzer wechselte, um davon die Ration aufzubessern. Eines Tages gab es sogar als Schmierstoff Sonnenblumenöl, das mit Brot zusammen einen Festschmaus abgab. Als man zuviel abzweigte, kam Mineralöl ins Faß, doch die Gefangenen wußten auch da Rat und destillierten den Schatz mit Holzkohle, die den Geschmack des Petroleums annahm und damit das Sonnenblumenöl wieder genießbar machte. Das Faß wurde nebst Inhalt vergraben und diente noch lange als Kraftquelle. Oder die vielen Messer, die sich all die Schlosser selbst gemacht hatten. Beim Filzen nahm man sie ihnen natürlich wieder ab, aber bestraft wurde für das Vergehen gegen die Lagerordnung niemand. Und dann war da noch ein deutscher Obermeister, der in der Stadt sogar Frau und Kind hatte und zwischen Lager und Freiheit pendelte. So hat wohl jeder das Lager auf ganz eigene Weise erlebt, und so gleicht auch keine Geschichte der anderen, so sehr der äußere Rahmen immer wieder ähnliche Züge aufweisen mag*.

Werner Martin, bearbeitet von Peter Steger 2010

**Bernhard Meyer - Nur nicht freiwillig melden! (Mittegroßefehn in Ostfriesland)**

Will man Berhard Meyers Leben kennenlernen, nimmt der pensionierte Verwaltungsmann der AOK den Gast zuerst auf eine lange Zeitreise mit, deren Koordinaten er selbst in zehnjähriger Arbeit fein säuberlich zusammengestellt und fixiert hat. Bei ungezählten Besuchen in staatlichen wie kirchlichen Archiven, bis schließlich sein Stammbaum mit 9.000 Ahnen zurückreichte in die Zeit Martin Luthers, zu Bartholomäus Bernhardi, Schulfreund und Mitstreiter des Reformators und 1551 in Kernberg als erster evangelischer und verheirateter Pfarrer verstorben. Auf dem Gemälde des Flügelaltars der Kernberger Kirche ist er in großer Runde mit Martin Luther und Melanchthon zu sehen, geschaffen von Lucas Cranach dem Jüngeren.

In allen Verästelungen und Verzweigungen hat Bernhard Meyer die eigene Vergangenheit vermessen und hält sie für den Besucher griffbereit in vielstimmigen Ordnern wie die Partitur eines langsam anhebenden Prologs zu dem, was der 1925 als Sohn eines Glasers in Großefehn, zwischen Leer und Aurich gelegen, von sich selbst zu berichten weiß. Hier oben, in Ostfriesland, zwei Häuser weiter vom 1869 von seinen Ururgroßeltern erbauten Anwesen, wo er „an einem herrlichen Sommertag” zur Welt gekommen war, wäre er sicher zeit seines Lebens geblieben, hätte nicht der Krieg den Menschen und ihren Angelegenheiten eine so andere Richtung gegeben. Daß er hierher zurückkehren konnte, verdankt der Veteran nur seinem Schutzengel. sowie einer großen und auf viele Teller verteilten Portion Glück.

Nach der dreiklassigen Volksschule, wo der Junge, mit dem die Eltern daheim immer nur Platt gesprochen hatten, erst einmal Hochdeutsch lernte, wurde Bernhard Meyer im Alter von zehn Jahren zum „Jungvolk” aufgenommen. In seinen Erinnerungen heißt es dazu:

„Diesem Ereignis fieberte damals jeder Junge entgegen, bedeutete es doch, mit dabei zu sein und eine schicke Uniform zu bekommen. Sie bestand aus einem Braunhemd, einer schwarzen, kurzen Cordhose und einer Kopfbedeckung, einem sogenannten „Schiffchen”, einer braunen Stoff-mütze. Die Hose wurde durch einen Riemen mit Koppelschloß und Schulterriemen gehalten.

FOTO

Bernhard Meyer als Soldat 1944 und heute mit seinen Bildern

Dazu gab es eine Anstecknadel und sogenannte „Jungvolkembleme” aus Stoff, die an Hemd und Mütze angenäht wurden. So ausgestattet ging man zum Photographen, um das notwendige Paßphoto zu bekommen, denn man erhielt auch einen Lichtbildausweis. Zukünftig hatte man zum „Jungvolk-Dienst” zu erscheinen, das heißt wir gingen gemeinsam zu unserem Sportplatz oder auf den Schulplatz, um dort das richtige Strammstehen, richtiges Hinlegen und Marschieren zu üben. Doch dauerte dies nicht immer zu lange, und anschließend wurde Fußball gespielt. Für die Winterzeit stand uns ein Raum in dem damaligen Rettungshaus zur Verfügung, wo dann erzählt, vorgelesen oder gesungen wurde. Insgesamt gesehen war das für uns eine willkommene Abwechslung, und wir waren mit Begeisterung bei der Sache. Dies wäre sicherlich nicht so gewesen, wenn man uns damals schon gesagt hätte, in welchem furchtbaren Krieg dies alles einmal enden würde.“

Der Krieg erreichte die Familie schon sehr früh. Der Vater, der bereits in Verdun auf dem Schlachtfeld gestanden hatte, erhielt am 3. September 1939 den Gestellungsbefehl und wurde im „rückwärtigen Operationsgebiet in Polen” eingesetzt, wo er bis 1941 Gefangene zu bewachen und für deren Transport zu sorgen hatte. Am 1. April 1941 begann Bernhard Meyer bei der Kriegsmarinewerft in Wilhelmshaven eine Verwaltungslehre und zog nach einem Zwischenaufenthalt im Lehrlingsheim zum Vater, der mit Ende des Wehrmachtseinsatzes selbst dort beschäftigt war. Doch die Lehre abzuschließen, blieb keine Zeit mehr.

Wilhelmshaven wurde mittlerweile auch tagsüber bombardiert, und im Frühsommer 1943 fand der junge Mann das Haus mit der gemeinsamen Wohnung eines Tages in Schutt und Asche. Vater und Sohn zogen an den Stadtrand in ein Altenheim, bis am 31. August 1943, wie Bernhard Meyer vermerkt, „ein neuer, wenig erfreulicher Lebensabschnitt” begann. Wenn schon, dann wäre er ja gerne zur Marine gegangen, aber das Schicksal hatte anderes mit ihm vor: Schon bald nach der Prüfung der Diensttauglichkeit erhielt er Nachricht, sich in Oldenburg bei einer Sammelstelle zu melden, wohin er mit einem gleichaltrigen Lehrlingskameraden mit dem Zug fuhr, beschallt von der Siegeszuversicht aus allen Lautsprechern. Beherzigen aber sollte er den Rat des Vaters, sich nie zu etwas freiwillig zu melden.

Mit einem Truppentransport ging es von da über München am 2. September nach Traunstein in die Kaserne einer Gebirgsjägereinheit. Schon nach zwei Wochen Grundausbildung auf einem staubigen Exerzierplatz und in den Stuben bei Verrichtungen, die er schon als Hitler-Junge gelernt hatte, kam am 15. September der Marschbefehl. Nicht nach Westen, wie gedacht, sondern nach Osten, in die Sowjetunion, genauer nach Lesnaja, südlich von Baranowitschi, im westlichen Weißrußland. Hier sollte die aus Norddeutschen und Slowenen bestehende Einheit die Bahnlinie nach Bialystok vor Partisanen schützen. In seinem ersten Brief vom Einsatz schreibt der frischgebackene Grenadier der Infanterie am 22. September 1943 an die Mutter:

*Nun möchte ich Dir meine ersten Grüße aus dem fernen Rußland übermitteln. Ich konnte nicht eher schreiben; wir waren ungefähr eine Woche unterwegs. Am Montagabend in der Dunkelheit sind wir hier angekommen. Wo wir genauer sind, liebe Mutter, darf ich Dir nicht mitteilen. Wir wurden einem kleinen Stützpunkt zugeteilt, der die Aufgabe hat, eine Bahnstrecke zu sichern. Mein Kamerad aus Wilhelmshaven ist bei mir geblieben und auch noch einige andere Ostfriesen. Tagsüber werden wir weiter ausgebildet, während wir nachts Wache schieben. Augenblicklich sitze ich in der Wachstube. Bin Wachhabender, und meine Wache geht von halb zwölf bis sieben Uhr früh. Du wirst augenblicklich wohl in tiefem Schlaf liegen. Zum Ausgehen haben wir keine Zeit, wüßten auch gar nicht, wohin wir gehen sollten. Ringsherum nur Wald, Wald!!!*

In einem weiteren Brief nach Hause vom 3. Oktober 1943 heißt es:

*Meine Ausbildung ist zum größten Teil beendet. Sonntag hieß es plötzlich Sachen packen und weg zu einem anderen Stützpunkt. Nach einem kleinen Marsch kamen wir hier an und haben uns schon eingerichtet. Unser Dienst besteht nur noch aus Streife und Wache und tagsüber Arbeitsdienst. In der vergangenen Nacht habe ich schon gleich neun Stunden Wache geschoben und habe heute Vormittag frei. Eigentlich müßte ich schlafen, weil ich aber gestern nicht schreiben konnte, will ich es heute nachholen. Hier auf diesem Stützpunkt ist es auch ganz schön, die Verpflegung bleibt dieselbe und auch meine Feldpostnummer. Du hast in Deinen Briefen einige Fragen an mich gerichtet, und ich will sie Dir beantworten. Mit der Zivilbevölkerung kommen wir nur wenig zusammen. Man kann hier aber allerhand tauschen und kaufen. Vorhin habe ich mir einen Liter Milch geholt für eine RM. Ein Pfund Butter will mir auch jemand besorgen für 30 RM. Heute abend will ich sie mir holen. Ein Liter Schnaps kostet 26 RM. Für ein Paar Strümpfe kann man ein Kilo Butter bekommen. Für Zwirn, Knöpfe, Sicherheitsnadeln und Wolle kann man Eier bekommen. Letztens hatten wir einen Marsch, da haben wir uns mit zwei Mann einen fetten Hahn gekauft für 5 RM. Den haben wir dann an einem Sonntag gebraten und verzehrt. Das war ein Festessen, liebe Mutter. Bratkartoffeln mit Spiegeleiern habe ich mir auch schon gemacht…*

Den ganzen kalten Winter über blieb Bernhard Meyer an dieser strategisch wichtigen Bahnlinie, ging die Strecke ab, immer begleitet von einem Kameraden, und hatte nie Feindberührung. Nur einmal hörte er etwas Verdächtiges bei der nächtlichen Streife. Sofort entsicherte er sein Gewehr und rief nach der Parole. Als nicht sogleich Meldung kam, nahm er das Gewehr in Anschlag. Da erst gab sich der Kompanieführer zu erkennen, der seine Leute auf die Probe hatte stellen wollen. So zufrieden war er mit deren Reaktion, daß er ihnen vorschlug, die Offiziersschule zu besuchen. Bernhard Meyer bat sich, eingedenk der Worte des Vaters, sich nie freiwillig zu melden, Bedenkzeit aus - und wurde nie mehr gefragt. Besser so!

Und dann war da noch der Zwischenfall in Lesnaja, wo Dorfbewohner berichtet hatten, in einem Haus hätten sich Partisanen einquartiert. Doch es ward dann doch nie einer gesichtet. Stattdessen brachten die Zivilisten sogar Brot und Salz sowie Milch zur Begrüßung der Deutschen, und die Streckengeher, die trotz der Filzstiefel und guten Ausrüstung bei Frost um die 20 Grad froren, wärmten sich manches Mal in der Hütte des russischen Bahnwärters auf und tauschten Zigaretten gegen Machorka, den selbstgezogenen Tabak, den man in Zeitungspapier rollte. Ansonsten vertrieben sich die 20 bis 25 Soldaten in den doppelwandigen Stützpunkten mit einem halben Meter dämmender Erde zwischen den beiden Wänden aus Holzstämmen, mit Maschinengewehren und Schießscharten bewehrt, nachts die Zeit, indem sie Schüsse mit Leuchtspurmunition in den Wald abgaben. Wohl auch, um den Partisanen zu signalisieren, daß die im Abstand von zwei Kilometern auf dem 200 Meter breiten, abgeholzten Streifen entlang des Bahndamms positionierten Stützpunkte auch wirklich besetzt waren.

Es blieb einer späteren Einheit vorbehalten, in erbitterte Kämpfe mit den Partisanen ver-wickelt zu werden und schwere Verluste zu erleiden. Der Trupp von Bernhard Meyer hingegen wurde im April 1944 abgezogen, gen Westen. Nicht aber, wie befürchtet, an die Front, sondern nach Döberitz bei Berlin, wo die jungen Männer aus Norddeutschland der Infanterieschule, Lehrstab IV, 2. Stammkompanie, zugeteilt wurden und den Offizieren nach deren theoretischer Ausbildung für praktische Übungen zur Verfügung zu stehen hatten. Nicht eben aufregend, geschweige denn gefährlich. Bis zum 20. Juli 1944. Da nämlich hieß es plötzlich antreten zum Appell - mit der Erklärung, die SS habe einen Anschlag auf den Führer verübt. Da die SS aber alle bedeutenden öffentlichen Gebäude und strategischen Punkte in Berlin bewache, stelle sich nun die Aufgabe, die SS dort auszuschalten und überall zuverlässige Leute zu stationieren. Mit leichten und schweren Maschinengewehren und Granatwerfern ausgerüstet, brachte man die Einheit mit Bussen und Lastwagen in die Hauptstadt, um das Reichsrundfunkgebäude zu besetzen und zu sichern. Die dort stationierte Waffen-SS-Einheit übergab das Objekt angesichts der Übermacht kampflos, während in Döberitz Feldhaubitzen auf den Weg gebracht wurden, die man schließlich aber nicht mehr brauchte. Die Soldaten vom Lehrstab besetzten unterdessen das Gebäude, sicherten es mit Sandsäcken und harrten der Dinge, die dann doch gar nicht kommen sollten. Bernhard Meyer erinnert sich: „Bei schöner Musik und guter Radiounterhaltung blieben wir bis zum nächsten Abend, als dann das Kommando zum Abrücken kam. Erst Tage später sollten wir von den wirklichen Geschehnissen erfahren.”

Der Truppenübungsplatz bot noch Schutz bis Anfang 1945. Doch dann schrieb Bernhard Meyer am 22. Januar seinen für lange Zeit letzten Brief, von dem ab er als vermißt galt:

*Liebe Mutter! Jetzt will ich Dir noch schnell einen Brief schreiben. Mir geht es sehr gut, und wie ich von Uffz. Holtz erfahren habe, Euch ja auch ziemlich gut. Gestern habe ich Euer schönes Paket mit Freuden in Empfang genommen. Ich möchte Euch vielmals für alles danken. Ich dachte schon, Uffz. Holtz würde mich hier nicht mehr antreffen, aber nun ist es doch noch gut gegangen. Liebe Mutter, dies wird wohl der letzte Brief sein, den ich Dir aus Döberitz schreiben kann. Wir sind fertig zum Abmarsch, und es wird vielleicht noch diese Nacht losgehen. Mache Dir aber keine Sorgen, liebe Mutter, wenn Du einige Tage keine Post erhältst. Ich kann nicht eher wieder schreiben, bis ich eine neue Adresse habe. Laßt nur den Mut nicht sinken, liebe Mutter, es mußte doch einmal so kommen. Ich bin doch auch schon lange genug in der Heimat gewesen. Es wird schon alles klappen. Nun seid alle recht herzlich gegrüßt, und alles Gute wünscht Euch Euer Bernhard. Auf ein frohes, gesundes Wiedersehen!*

FOTO

Hitler-Junge Bernhard Meyer, sitzend mittlere Reihe links

Es ist, wenn Bernhard Meyer vom Krieg erzählt, als entfaltete er sich, der Karte eines Landes gleich, das er lange schon nicht mehr betreten. Aber er weiß, die Vergangenheit kann er nur verwinden, wenn es gelingt, sie mit der Gegenwart zu verbinden, sie mit anderen zu teilen, sie mitzuteilen. Niedergeschrieben hat er, der Archivar seiner Familiengeschichte, das Erlebte bereits, aber so ausführlich darüber gesprochen, das hat er noch mit niemandem.

Ende Dezember 1944 wurde der Fronteinsatz vorbereitet. Die Einheit sollte den Rückzug einer SS-Division decken, wurde feldmarschmäßig mit Wintertarnanzügen ausgestattet und abtransportiert. Bei Neu Bentschen war dann Endstation, auf freiem Feld, der Roten Armee entgegen, die unaufhaltsam vorrückte. Von Gegenangriff keine Spur. Kaum angekommen, setzte auch gleich schon die Absatzbewegung ein. Ein derartiges Durcheinander muß es gewesen sein, daß die Einheit von Bernhard Meyer am 25. Januar 1945 von einer deutschen Fliegerstaffel angegriffen wurde. Erst als man mit Leuchtspurmunition schoß, stellte die das freundliche Feuer ein. Völlig aufgelöst war die Formation nun, demoralisiert.

Eines Tages erhielt der Ostfriese den Befehl, zusammen mit einem slowenischen Kameraden als Melder die Kollegen abzulösen. Doch kaum in dem mit Stroh ausgelegten Deckungsloch angekommen, schliefen beide ein, erschöpft von dem tagelangen Marsch. Als sie aufwachten, sahen sie sowjetische Soldaten auf dem Gelände, die eigene Einheit war verschwunden. Wie sich später herausstellte, hatte der zweite Melder, den Bernhard Meyer nach dem Krieg wiedertraf, das Paar vor dem Abzug gesucht, doch nicht gefunden und in einem brennenden Schuppen vermutet. Zu spät für jede Hilfe. Nun lebten die beiden zwar, konnten aber ihre Deckung nicht verlassen und warteten bis zum Einbruch der Nacht, um wieder Anschluß zur Einheit zu finden. Doch die rückte immer weiter weg, auch tagsüber, wo die beiden ja, um nicht entdeckt zu werden, in einem Versteck bleiben mußten, ging der Rückzug weiter. So wurde der Abstand immer größer, das Geschützfeuer entfernte sich immer weiter. Sieben Nächte dauerte dieser gespenstische Irrlauf hinter der Front, in Feindesland, auf sich gestellt. Einmal entdeckten sie von einer Scheune aus am Morgen, daß auf dem Bauernhof in der Nähe Russen ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Ein Rotarmist kam herein, um sich ein Huhn zu holen. Das Federvieh flog verschreckt nach oben, wo die beiden lagerten. Gottlob gelang es ihnen, die Hühner unbemerkt zu verscheuchen und wieder nach unten zu jagen, wo sich der Soldat eines schnappte und zufrieden abzog.

Aber ihrem Schicksal entgingen die versprengten Soldaten dennoch nicht. Auch wenn sie sich beim elenden Anblick eines vorüberziehenden Trupps mit etwa 30 deutschen Gefangenen geschworen hatten, sich nie zu ergeben. Ein weiteres Mal, in einem Waldstück, waren sie schon fast so weit, sich zur Wehr zu setzen. Eine kleine Gruppe russischer Soldaten kam ihnen lautstark mit einem Hund entgegen. Da die Wehrmachtsmänner gegen den Wind standen, konnte das Tier sie nicht riechen, aber einer der Rotarmisten hatte so eine Ahnung und rief „Komm, Kamerad!“ in Richtung des Gebüschs, wo sich die Flüchtigen versteckt hatten. Nach einer Weile gingen die Russen dann aber weiter, und allen blieb der Schußwechsel erspart.

Auch auf einem großen Gut, wo sich die beiden Pferde holen wollten, waren die Russen schon da. Zumindest hatten sie Machorka dagelassen, wenn jetzt auch alle Räume menschenleer und all die Betten frei waren. Todmüde stellte das Paar die Gewehre in die Ecke - nach einer Stärkung aus dem Räucherschrank - und fiel in die Kissen. In voller Montur. Als sie aufwachten, war schon ein russischer Suchtrupp da und durchforschte das Gutshaus Zimmer für Zimmer, Stockwerk für Stockwerk. Zur Waffe zu greifen, war jetzt zu gefährlich, man hätte unten die schweren Stiefeltritte gehört, und da ging auch schon die Tür auf. „Das war’s dann mit uns”, meinten beide. Aber das Leben ging weiter, auch in Gefangenschaft.

Der Slowene konnte sich mit den drei Russen, die auf einem Motorrad mit Beiwagen unterwegs waren, verständigen und zeigte ihnen seinen jugoslawischen Paß; den friesischen Kameraden gab er gewieft als Holländer aus, dessen Platt man ja auch durchaus für Niederländisch halten konnte. Die Situation entspannte sich endgültig, als die beiden einen der Russen davor bewahrten, in seiner Unerfahrenheit, eine Panzerfaust vom Bauch aus loszufeuern, statt sie sich auf die Schulter zu laden, wo der Feuerstoß ihm keinen Schaden zufügen konnte. Das schuf Vertrauen. Die persönlichen Habseligkeiten bis hin zum Siegelring waren dennoch abzugeben, und im Gegenzug erhielten die Gefangenen einen Passierschein bis zur nächsten Kommandantur. Ohne Bewachung. Auf Treu und Glauben. Trotzdem wurde es unterwegs noch einmal brenzlig, als den beiden ein berittener Offizier entgegenkam und unmißverständlich bedeutete, die Rote Fahne aus einem brennenden Gebäude zu retten, andernfalls er schießen werde. Das in Flammen stehende Gebäude war nicht mehr zu betreten, aber mit einem Stock gelang es dann doch, von außen die Flagge heil zu bergen - und damit am Leben zu bleiben.

Auf der Kommandantur teilte man die Neuzugänge ohne jeden Papierkram (so fiel auch der falsche Holländer nicht auf, der erst in Wladimir ordnungsgemäß registriert wurde) einem dreißigköpfigen Trupp zu, der sich in Richtung eines größeren Lagers in Marsch setzte. Unterwegs attackierte ein betrunkener Rotarmist mit einem SS-Beutedolch die Gefangenen und verletzte einen von ihnen am Arm. Aber derlei Übergriffe von Russen blieben die Ausnahme. Dennoch hielt sich Bernhard Meyer lieber in der Mitte des Zugs, wo man vor Schlägen sicher war. Im Lager dann schlachtete man eine Kuh, und es gab erstmals seit Tagen etwas Warmes zu essen, eine Suppe. Irgendwoher hatte der Slowene einen dicken Mantel besorgt, doch der mußte bald wieder abgegeben werden, ebenso wie die Schuhe und Stiefel zu „tauschen” waren. Solche der Wehrmacht gegen jene der Roten Armee. Bernhard Meyer hatte nur abgeschnittene Gummistiefel an den Füßen, die niemand haben wollte. So blieb ihm der Gang auf Socken oder gar barfuß erspart.

Der Weg führte nach Seenbrück, wo im Hafen Holz zu entladen war, bis es nach einigen Tagen in offenen Waggons in ein ehemaliges Polizeilager in Posen ging. Auf den Brücken standen Polen und warfen Steine auf die Gefangenen herunter. Auch die polnischen Wachen mit ihren weißen Armbinden machten bereits beim Morgenappell reichlich Gebrauch von ihren Knüppeln. Die zwei Wochen dort waren derart schwer und erbärmlich, daß viele, vor allem ältere Gefangene, sich das Leben nahmen. Besser sollte es erst in Rußland werden.

„Die Behandlung durch die Russen war stets korrekt”, erinnert sich Bernhard Meyer, der im Frühsommer 1945 „nach vielen Stationen” mit einem größeren Transport in Wladimir ankam. Reichlich entkräftet, aber am Leben. Anderntags schon brachte man ihn per Eisenbahn in ein Torflager mit ganzen Hundertschaften von Gefangenen, an dessen Namen sich der Veteran nicht mehr erinnern kann. So etwa 30 km entfernt von Wladimir muß es gewesen sein. Ganz im Moor, so daß kaum Kontakt zur Zivilbevölkerung möglich war. Häuser waren ohnehin keine zu sehen. Nur einmal wurde er abkommandiert, um Erbsensäcke in einem Dorfladen einzulagern. Eine Gelegenheit, um sich die Taschen vollzustecken mit den Hülsenfrüchten. Im ewigen Kampf gegen den Hunger, der jetzt, unmittelbar nach dem Krieg auch die Einheimischen nicht verschonte.

Schon bei der Ankunft im Lager wunderte sich Bernhard Meyer über den seltsam schleppend-schleichenden Gang der Gefangenen. Bald sollte das auch sein eigener werden, bedingt durch Wasser in den Beinen, eine Folge des chronischen Hungers. Einmal durfte er ein Margarinefaß auskratzen, ein reuevoller Genuß, den die ramponierten Gedärme mit entsetzlichem Durchfall quittierten. In den Baracken war es drückend eng, zweistöckige Holzpritschen, am Kopfende eine Schräge, die Jacke als Kissen, Mann neben Mann, nichts zum Zudecken, ein Bottich zum Wasserfassen, aber keine Seife. Nur wenige Tage schaffte die Arbeitsbrigade von Bernhard Meyer die Norm. Bald hieß es, eine russische Frauenbrigade leiste da mehr. Also kürzte man die Ration von 600 Gramm Brot täglich auf 400 Gramm. Die Laibe viertelten die Gefangenen, einer der Kameraden hatte eine Federwaage konstruiert, die zum Maß aller Dinge wurde.

Viele von denen, die sich am Abend mit einem Wasserbauch hingelegt hatten, standen am Morgen nicht mehr auf und wurden mit einer Lore nackt ins Moor gebracht. Dem Ostfriesen waren die Beine bis eine Handbreit über den Knien vom Wasser angeschwollen, die linke Hand hatte er wegen einer Phlegmone-Erkrankung in ein Handtuch gewickelt. Der Eiter trat zwischen den Fingern hervor.

In diesem jämmerlichen Zustand, durch und durch verlaust und in die zerlumpten Reste der Uniform gehüllt, bestieg Bernhard Meyer eines Augusttages die Torfbahn, um in einem anderen Lager von einer Kommission des Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes untersucht zu werden. Eine jüdische Ärztin, die auch den berüchtigten Kniff in die Pobacken ausführte, attestierte ihm dann wohl die Arbeitsunfähigkeit, denn zwei Wochen später holte man ihn ab nach Wladimir. Hier erhielt er Holzschuhe mit Segeltuch, das gleich wieder abscheuerte. Auf den versprochenen Anzug wartete er vergeblich. Aber immerhin einen Laib Brot gab es als Wegzehrung. Noch auf dem Weg zum Bahnhof holten die Bewacher wieder manch einen aus dem Trupp der Heimkehrer heraus…

Viel mehr als das Leben war Bernhard Meyer bis dahin nicht geblieben. In dem Lager hatte er einem früh entlassenen Elsäßer die Anschrift der Eltern gegeben, aber die haben in all den Monaten nichts vom Sohn erfahren. Und das wenige, was er noch besaß, wurde ihm auch noch gestohlen: die Jacke mit dem Löffel. Wegen ihrer besonderen Färbung konnte der Dieb am Morgen beim Ausrücken identifiziert werden und erhielt zur Strafe einen Tag Karzer. Aber der Löffel hatte keinen Stiel mehr, und zum Essenfassen blieb nur noch eine Konservendose. Dennoch sagt heute der Kriegsveteran: „Mir war so, als sei jetzt eben ein Engel vom Himmel gekommen, mich an die Hand zu nehmen und nach Hause zu führen!”

Der Transport mit je vierzig Ausgemusterten ging von Wladimir in endloser Fahrt durch das westliche Rußland und das südliche Polen und endete in Pirna. Dort, so erinnert sich Bernhard Meyer, „bekam ich einen russischen Entlassungsschein und konnte als freier Mensch das Lager verlassen. So schnell ich konnte, lief ich mit anderen zusammen zum Bahnhof, um den nächsten Zug zu bekommen. Über viele Stationen - es fragte niemand nach einer Fahrkarte - endete die Fahrt im Harz, in dem Örtchen Stapelburg, an der damaligen Zonengrenze.”

Wer weiß, wie es dem Heimkehrer ergangen wäre, hätten sich nicht gute Menschen seiner angenommen. Zunächst verursachten die Jammergestalten einen regelrechten Volksauflauf, bis sich dann einige Bernhard Meyers und seiner zwei Kameraden annahmen und sie einluden, etwas zu essen. Doch des Ostfriesen Magen rebellierte nach all den Hungermonaten. Die Schmerzen wurden so arg, daß man Bernhard Meyer zu einem Arzt brachte, der nach einer gründlichen Untersuchung beruhigte, die Beschwerden kämen tatsächlich nur von der ungewohnten Nahrungsaufnahme. Als der Patient dann bekennen mußte, kein Geld zu haben, steckte ihm die Frau des Arztes 50 RM zu. Man stelle sich, in Klammern gesetzt, eine derartige Szene in einer heutigen Praxis vor, wo man ohne Vorlage des Versicherungskärtchens nicht einmal an der Sprechstundenhilfe vorbeikommt.

Alle drei wollten weiter nach Westen, nach Hause. Doch die Grenze war bereits gesichert, die Demarkationslinie mit Stolperdraht und Wachtürmen bewehrt. Außerdem drohte eine erneute Festnahme durch die sowjetischen Behörden vor Ort - Entlassungsschein hin, Entlassungsschein her - und die vereinbarungsgemäße Überstellung in englische Kriegsgefangenschaft. Doch da halfen wieder jene wohlmeinenden Menschen. Sie brachten die jungen Männer in einen Schuppen unmittelbar an der Grenze, wo sie auf dem Dachboden die Nacht und einen günstigen Augenblick für die Flucht abwarten sollten. Als es dann dunkel wurde, drohte noch einmal Gefahr: Ein russischer Soldat tauchte mit einem deutschen Mädel in dem Schuppen auf - für ein Schäferstündchen. Die drei unfreiwilligen Zeugen hielten still, warteten ab, stiegen nach Ende des Stelldicheins herunter von ihrem Versteck, sprangen über die Sperranlagen und Stolperdrähte, wateten durch den knietiefen Grenzbach, stets den Wachturm im Auge, und warteten, wohlbehalten auf der anderen Seite angekommen, bis es hell wurde, um sich nicht zu verlaufen und möglicherweise gar wieder auf sowjetisches Gebiet zu gelangen.

FOTO

Peter Steger und Bernhard Meyer im Atelier

Am Morgen machte sich das Trio nach Bad Harzburg auf, wo es gleich wieder von einer Menschenmenge umringt war und mit Fragen nach dem Woher und Wie bedrängt wurde. Im August 1945 hatte es ja noch nicht so viele Heimkehrer gegeben. Und wer hätte damals gedacht, daß die sowjetische Gefangenschaft für viele noch lange weitere Jahre dauern würde! Die Wege der drei sollten sich dann bald trennen, der eine fuhr nach Essen, der andere nach Esterwegen an der Ems, während Bernhard Meyer per Milchtransport und Torfwagen via Friedeberg bis Wiesmoor kam, wo ihm Verwandte ein Fahrrad liehen. Ein ehemaliger Schulkamerad, dem er einen halben Kilometer vor dem Elternhaus begegnete, erkannte den Heimkehrer zunächst gar nicht wieder, versprach dann aber, daheim Bescheid zu sagen. Zu sehr, so fürchtete Bernhard Meyer, könnten die Eltern sich nämlich angesichts seines Zustands erschrecken. In seinen Erinnerungen schreibt er dazu: „Als dann wenig später meine Mutter mich glücklich in die Arme schließen konnte - es war der 26. August 1945 -, war dieser Krieg für mich endlich zu Ende. Bis auf einige Tage war ich zwei Jahre fort gewesen. Meinen Vater, der schon wieder in Wilhelmshaven arbeitete, konnte ich einige Tage später begrüßen.”

Einige Wochen umsorgte die Mutter den Sohn, bis er wieder so richtig bei Kräften war. Am 1. November setzte er in Wilhelmshaven seine zwangsabgebrochene Lehre fort, doch nach deren Abschluß im März 1946 gab es keine Stelle für ihn. Was der Krieg nicht zerstört hatte, war demontiert. Und das Herz machte Bernhard Meyer zu schaffen, nachts die Alpträume und Angstzustände. Tief drinnen war der Krieg noch lange nicht zu Ende. Er ist es bis heute nicht ganz. Beinahe hätte das Arbeitsamt den jungen Mann ins Rheinland zum Bergbau geschickt, doch ein ärztliches Attest bewahrte ihn davor. Er wollte in der Heimat bleiben und fand schließlich - zunächst beim Deutschen Roten Kreuz und ab 1950 bei der AOK - eine Anstellung im Verwaltungsdienst - auf Lebenszeit.

Mit 30 Jahren hat Bernhard Meyer als Autodidakt mit der Kunst begonnen: Kohle, Öl, Aquarell. Portraits, Landschaften, Stilleben. In seinem Arbeitszimmer steht eine Heimorgel, das Akkordeon ist mittlerweile zu schwer geworden. Ein erfülltes Leben in Erwartung der Eisernen Hochzeit, die noch in diesem Jahr ansteht. Die Kriegszeit mit der anschließenden Gefangenschaft in Wladimir ist in den letzten Jahren in den Hintergrund getreten. Doch jetzt kommt wieder etwas in Bewegung. Der Veteran erzählt von Dingen, die er meinte, für sich behalten zu müssen. Vielleicht kann er noch immer nicht alles aussprechen, was er erlebt hat. Aber nun sucht er nach Schicksalsgenossen aus jener Zeit, die ihn auch ohne viele Worte verstehen, weil sie ähnliches durchlitten haben, Menschen, die auf sein Schweigen zwischen den Worten hören.

Schlußbemerkung: Im Stammbaum von Bernhard Meyer gibt es einen Gefreiten, Conrad Meyer, der in seinem letzten Brief an die Eltern und Geschwister am 27. Juli 1870 schreibt: „Heute ist unser ganzes Bataillon zur Kirche gewesen, es ist jetzt ungefähr 400 Mann stark. Ich glaube, wo unser 78stes Regiment kommt, da wird es auch ruhmreich fechten und nicht feige zurückweichen, wo es gilt zu siegen oder sterben und die Lumpen von Franzosen, welche doch feige Lumpen sind, in die Flucht zu schlagen. Das werden wir 78er zeigen, wenn wir ins Feuer kommen. Jetzt, liebe Eltern, macht Euch keine unnützen Sorgen, darum bitte ich Euch, denn es trifft ja nicht jede Kugel, und wen sie trifft, stirbt ja als echter Deutscher fürs Vaterland und für die lieben Angehörigen.“

Im Todes- und Begräbnisbuch der Lutherischen Parochie Norderney findet sich im Nachtrag zum Jahrgang 1870 der Hinweis auf den Ort des Todes von Conrad Meyer, Vionville in Frankreich, gerade einmal 26 Jahre, 6 Monate und 14 Tage alt geworden. Tag und Stunde des Todes: 1870: den sechzehnten August. Todesart: Schüsse durch Brust und Kopf. Tag des Begräbnisses: —

Inschrift der Stele für die Gefallenen des Krieges von 1870 in Großefehn: „Nicht ohne Opfer ward das hohe Ziel erreicht, doch ruhmvoll erkämpften es des opferwilligen Volkes kampfbereite Söhne.”

Bernhard Meyer schreibt dazu: „Conrad mußte sein junges Leben lassen in einem sinnlosen Krieg“, und fährt dann fort: „Auch ein siegreicher Krieg bleibt ein Verbrechen, und auch ein großes Ehrenmal kann uns nicht darüber hinwegtäuschen.“ Es hat Generationen gedauert, bis sich diese Erkenntnis durchsetzte. Viele, viel zu viele haben an allen von Deutschland eröffneten Fronten diesen Sieg über den Krieg nicht mehr erlebt. Bernhard Meyer gehört zu den Glücklichen, die heute in Frieden leben dürfen und der Jugend mit auf den Weg geben: Es gibt nichts Schrecklicheres als den Krieg! Bewahrt den Frieden!

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2013

**Wolfgang Morell -** [**Ein Deutscher mit russischer Seele**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/01/25/ein-deutscher-mit-russischer-seele/) **(Erlangen)**

[**Unser Feind ist nicht der andere…**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/01/22/unser-feind-ist-nicht-der-andere/)

… *sondern die Begrenzung des eigenen Verstandes.* Dieses Motto aus der Rede von György Konrad bei der Verleihung des Karlspreises könnte über dem Leben eines Mannes stehen, dessen Schicksal in einzigartiger Weise mit Wladimir in Verbindung steht. Wolfgang Morell hat etwas von einem aristokratischen Citoyen an sich, ohne Zweifel ein Erbe seiner hugenottischen Abkunft, auf die zu Recht noch heute viele alteingesessene Erlanger stolz sind. Dabei stammt er - wie so manche hier - ursprünglich gar nicht aus dem fränkischen Globalisierungsdorf. Er kam 1922 in Breslau zur Welt, sein Vater stammte aus Thüringen, die Mutter aus Landsberg an der Warthe. Der Großvater mütterlicherseits diente beim Militär, der andere hatte als Zigarrenfabrikant wohl keine so glückliche Hand und starb früh. Seine Witwe, Wolfgangs Großmutter, hatte alleinstehend fünf heranwachsende Kinder mit Zimmervermietung in Darmstadt durchzubringen - und das nicht ohne Erfolg.

Mit dem aufkommenden Nationalsozialismus hatte der junge Wolfgang Morell nicht viel am Hut. In der Hitlerjugend gab er nur ein kurzes Gastspiel. Als 14jähriger rauchend von einer HJ-Streife gestellt, wurde er für ein halbes Jahr mit Uniform- und Dienstverbot belegt. Dies war ihm derart willkommen, daß er diese Zeit - unbemerkt von der so pedantischen NS-Bürokratie - gleich auf ganze vier Jahre ausdehnte.

Seine Leidenschaft, von den Eltern geerbt, die sich sogar bei diesem Sport kennengelernt hatten, galt dem Tennis. Früh zogen ihn aber auch weltanschauliche Fragen an. Seinen vier Jahre älteren Bruder forderte er gelegentlich zu philosophischen Streitgesprächen heraus. Der Erlanger Professor, Ludwig Feuerbach, hatte die rechten Worte für das Unbehagen des Pennälers an allem Religiösen gefunden, während der Vater, der 1922, in Wolfgangs Geburtsjahr, schlesischer Tennismeister wurde, dem sittlich-pragmatischen Leitspruch folgte, ein Volk ohne Religion sei dem Untergang geweiht. Es war wohl auch seine religiöse Ausrichtung, die ihn nie hat in die NSDAP eintreten lassen. Als Leiter einer Depositenkasse mit gerade einmal zwei Mitarbeitern in einem Vorort von Breslau konnte er der Familie wahrlich kein Leben in Saus und Braus bieten, zumal die Inflation alle Ersparnisse aufgefressen hatte. Für die Söhne reichte es nicht immer zum Land-heimausflug. Aber was bedeutete das schon, wenn man in einer harmonischen Familie mit kulturellen und sportlichen Interessen aufwachsen durfte, wenn man einige Zeit Schauspielunterricht nehmen konnte und an einem der besten Gymnasien im Osten Deutschlands, der Maria-Magdalenen-Oberschule für Jungen, großartige Lehrer kennenlernte, die es verstanden, ihre Schützlinge zu fördern. Schon ein halbes Jahr vor dem Abitur durfte Wolfgang Morell auf Anregung seines polyglotten Englischlehrers Seminare an der Universität besuchen und zusätzlich Schwedisch und Niederländisch lernen. Kein Wunder, daß es ihn da auch später an das bereits 1261, also gerade einmal 20 Jahre nach dem Mongolensturm als Lateinschule gegründete Breslauer Gymnasium zurückzieht. Dort steht heute ein Hotel, in dem er seinen 80. Geburtstag feierte. Sein bester Freund aus jenen Tagen, Klaus Rassow, stammte aus einem Professoren-Haus und war hochbegabt. Wolfgang wurde in einen Familienkreis aufgenommen, der beständigen Kontakt mit bekannten Künstlern und Gelehrten pflegte. So lernte er damals in dieser Umgebung zum Beispiel Wilhelm Kempff, Elly Ney und andere nach ihren Konzerten kennen. Klaus spielte hervorragend am heimischen Flügel, aber auch auf der damals größten Orgel Europas in der Jahrhunderthalle zu Breslau. Er führte seinen Freund in die Welt Bachs und Mozarts ein, begeisterte ihn für Astronomie. Gemeinsam erfanden sie eine geheime Bilderschrift, lernten Stenographie und lieferten sich erbitterte Tischtennis-Kämpfe. Bis der Krieg sie für immer trennte… Klaus fiel 1943 in Rußland. Wir aber folgen nun Wolfgang auf seinem Weg nach Rußland und zurück.

Nach dem Abitur, 1941, wollte Wolfgang Morell mit einem Freund in die Berge. Drei Tage vorher hatte er allerdings seine Einberufung zum Arbeitsdienst erhalten. Er meldete sich auch, mußte aber feststellen, daß man ihn offenbar vergessen hatte. Auf der Karteikarte wurde er als „bedingt tauglich“ in der Ersatzreserve II geführt und damit vom Arbeitsdienst befreit. Freilich nur aus Versehen, denn jemand hatte die I, wo er als Sportler ja hingehörte, so nachgezogen, daß man die Ziffer auch als II lesen konnte. Von diesem vermeintlich zusätzlichen Strich hing Wolfgang Morells weiteres Leben ab. Da er alles andere als ein kriegslüsterner Militarist war, erfreute er sich über ein halbes Jahr unerwarteter Freizeit, nutze die Muße für die Lektüre von Rainer Maria Rilke, verliebte sich und verbrachte den Sommer 1941 im Schwimmbad des Tennis-Klubs. Bis die Armee schließlich doch ihre Arme nach ihm ausstreckte. Der Abiturient mußte zu einer Nachrichteneinheit einrücken, die ihr Quartier ganz in der Nähe des Tennis-Klubs hatte. Deren Oberleutnant, der ebenfalls gern den Ball über das Netz hob, bediente sich des Rekruten, der noch kaum richtig grüßen konnte, als Tennislehrer und Türöffner für den Klub.

Rasch verlor Wolfgang Morell das Interesse an der Fernmelderei, und so bewarb er sich bei den Funkern. In Frankfurt am Main kam er tatsächlich zur Nachrichtenaufklärung und arbeitete sich in die Geheimnisse des russischen Funkverkehrs ein, der im Unterschied zum deutschen System mit fünf Zeichen pro Morsegruppe operierte. Rasch stieg der Neuzugang zum Hilfsausbilder auf, doch der ekelhafte Drill und das viele Exerzieren mit älteren Soldaten verleideten ihm einen Dienst, dem er, wie sein Kompaniechef meinte, nur mit einer Meldung an die Front entgehen konnte. Auch der Vater, ein Deutschnationaler, der die Nazis als braune Proleten verachtete, glaubte, ein wenig Fronterfahrung könne beim weiteren Lebensweg nicht schaden, zumal der Feldzug gegen die Sowjetunion ja nach allgemeinem Dafürhalten nicht lange dauern werde. Dem Gesuch wurde stattgegeben, und so kam der junge Soldat über Zwätzen bei Jena und eine zweiwöchige Ausbildung in der 7. Panzerdivision, die früher Erwin Rommel führte, an die Ostfront. Weihnachten 1941 feierte Wolfgang Morell schon in Orscha, dem weißrussischen Eisenbahnknotenpunkt, über den der Nachschub für das Unternehmen Barbarossa rollte.

Von da brachte eine JU 52 den Landser nach Rschew, eine 200 km westlich von Moskau gelegene Stadt, die 16 Monate lang umkämpft blieb und wo auf beiden Seiten mehr als eine Million Gefallene zu beklagen waren. Hier erst lernte Wolfgang Morell den Krieg kennen: „Dreck und Blut, völlig demoralisierte Kameraden, keine Ausbildung, keine Winterausrüstung.“ Auch in Rschew sollte Wolfgang Morell nicht lange bleiben. Per Bahn ging es in die Region Moskau, nach Schachowskaja und Wolokolamsk, beide als Vorposten der Hauptstadt heftig umkämpft. An die Front gelangte man von hier nur noch zu Fuß. Schreckliche Erinnerungen kommen hoch: „Überall versprengte Leute, eine entsetzliche Stimmung. Das Geheul der Stalin-Orgeln machte einen glauben, man komme aus diesem Inferno nie mehr lebend heraus.“ Und doch hielten sich manche junge Leute für unverwundbar. Und manchmal war man das auch, wenn etwa ein junger Leutnant mit der Knarre in der Hand vorwärts stürmte, raus aus der Deckung, ohne sich zu ducken. „Da war oft sogar der Selbsterhaltungstrieb verloren. Da ging es auch nicht um Vaterlandsliebe. Es herrschte einfach Dummheit!“ Davon nimmt sich Wolfgang Morell auch selbst nicht aus, wenn er folgenden Vorfall schildert: „Wir waren zu dritt in einem Dorf von T-34-Panzern umzingelt und hielten uns im Keller eines Hauses versteckt. Da sah ich einen Panzer in fünf Meter Entfernung und wollte durchs offene Fenster auf den in der Luke stehenden Fahrer schießen. Nur ein Schlag meines Kommandanten mit dem Kolben in den Rücken verhinderte dies. Wir hatten keinerlei Anweisungen, wie man sich im Gefecht verhält, beherrschten nur das Exerzieren. Woher sollten wir wissen, was unbedachte Handlungen bewirken konnten?“

Zum letzten Mal in Stellung ging Wolfgang Morell im Januar 1942 an der Lama in gezimmerten Unterständen, um die Rückzugsstraße für die eigenen Truppen freizuschaufeln. Doch statt der Deutschen kamen die Russen durch den Schnee. Die Niederlage des Dritten Reichs war hier bereits erkennbar, zeichnete sich für alle ab, die sehen konnten. Man hört es dem Veteranen an, wenn er erzählt: „Am 21. Januar saß ich im Bunker; Verpflegung und Marketenderware, sogar Zigaretten hatte es am Vorabend noch gegeben. Doch da kam nun ein völlig abgerissener Feldwebel, der eigentlich Funkgeräte dabeihaben sollte. Ich wollte funken und nicht länger Infanterist spielen. Doch der hatte gar keine Geräte mehr dabei. Er war in die Hände von Partisanen geraten, hatte ihnen seine Ausrüstung überlassen und so sein nacktes Leben gerettet. Dabei waren sich doch alle theoretisch einig, daß man in einem solchen Fall den Revolver gegen sich selbst richten müsse…“ Was nun folgt, hat Wolfgang Morell lange niemandem mehr erzählt. Die Worte kommen stockend, als könne er selber kaum glauben, was ihm da auf den Tag genau vor 69 Jahren widerfahren ist:

„Ich lag am nächsten Tag mit Böhle und Spitzer auf Horchposten im Wald. Verdeckt am Waldrand hatten wir am 21. Januar 1942 um 23.00 Uhr Position bezogen und sollten Meldung machen, wenn sich etwas täte. Wir hatten einen Mantel an, nur Tuch, kein Pelz, zwei Garnituren Wäsche, ungefütterte Handschuhe, in die Stirn gezogen das Schiffchen mit Kopfschützern. Und das bei - 42° C, wie ich am Unterstand abgelesen hatte. Da bemerkten wir Geräusche im Wäldchen, etwas Weißes bewegte sich, ganz harmonisch. Das waren russische Soldaten in Tarnkleidung, die wir nicht hatten. Der Ski-Trupp zog vorbei, doch einer scherte aus und kam auf uns zu. Wir überlegten schon, ob wir auf ihn schießen sollten. Eine dramatische Situation. Doch der Rotarmist wendete auf seinen Skiern. Zu dritt zogen wir los, raus aus dem Wäldchen. Nur nicht den Russen in die Hände fallen! Aber wohin? Es war Nacht, die Sterne waren zwischen den Bäumen kaum zu sehen, keine Orientierung, bitterkalt. Und jeder von uns hatte seine Meinung davon, wo die eigene Linie verlief. Im Morgengrauen gingen wir zunächst die tiefverschneite Straße entlang, bis plötzlich eine Reiterpatrouille vor uns auftauchte. Ich vergrub mich sofort im Schnee am Straßengraben, doch meine beiden Kameraden wurden vor meinen Augen gefangengenommen. Der Trupp zog weiter, und ich irrte etwa eine Stunde in meinen Knobelbechern durch den Wald, bis ich zu einer Lichtung kam. Da hörte ich wieder Stimmen, sah wieder weiße Gestalten, die offenbar auf meiner Spur waren.“

Wolfgang Morell war sich sicher: Man würde ihn foltern in der Gefangenschaft und töten. Also besser gar nicht lebend in Gefangenschaft geraten. Er grub sich ein Loch am Rand der Lichtung, entsicherte seinen Karabiner, nahm ihn zwischen die Beine, beobachtet, wie die Gegner auf ihn zukamen, hielt die Mündung an die Stirn, und als der wohl gleiche Trupp, den er schon am Vorabend beobachtet hatte, keine fünf Meter mehr vor ihm stand, da drückte er ab… Daß Wolfgang Morell am 22. Januar 1942 überlebte und wohlbehalten aus der Gefangenschaft zurückkehrte, ist der Ladehemmung seiner Waffe zu danken, aber auch vielen anderen glücklichen Umständen, von denen der Wehrmachtssoldat von einst im Buch „Rose für Tamara“, herausgegeben von Fritz Wittmann und Peter Steger, berichtet:

„In Gefangenschaft zu geraten, war selbst für mich als einfachen Soldaten undenkbar. Überwog dabei die Angst massakriert zu werden, wie uns das an die Wand gemalt wurde und was ja auch vorkam, oder war es das Ehrgefühl? Wäre ich stark genug, unter der Folter keine militärischen Geheimnisse - oder was man dafür hielt - preiszugeben? Es kam ganz anders! Ich war wohl der erste „Fritz“ (*entspricht dem „Iwan“ im Deutschen*), den die offenbar erst kürzlich aus dem Fernen Osten in die Westoffensive geworfenen Sibirjaken zu Gesicht bekamen. Es mögen etwa 15 der bei uns als besonders grausam geltenden „Schlitzaugen“ gewesen sein. Ohne jede Feindseligkeiten oder Handgreiflichkeiten, begleitet von aufmunternden Worten eines älteren Rotarmisten, die wohl bedeuten mochten „der Krieg ist für dich aus“, nahmen sie mir das geladene und entsicherte Gewehr aus der erhobenen Hand. Blitzschnell umringten sie mich mit unbändiger Neugier. Anhand eines Soldatenwörterbuches (Kap. „Verhör eines Gefangenen“) befragte mich der Spähtruppführer. Die Leibesvisitation beförderte u.a. eine volle Schachtel R6-Zigaretten zutage und eine Zahnbürste, die Anlaß zu Gelächter gab. Von den Zigaretten erhielt jeder Raucher, ermittelt durch Fingerheben, eine. Den Rest gaben sie mir zurück. Er sollte mir später noch gute Tauschdienste leisten. Meine Montur löste eine Mischung von Mitleid und Heiterkeit aus: Schiffchen mit Kopfschützer, Stoffübermantel, Tuchhosen und Knobelbecher - ohne Skier im eineinhalb Meter hohen Schnee! Auf die armselige Ausrüstung deutete einer mit dem Hinweis: „Das ist Hitler!“ Stolz betastete man dann die eigene Montur: Pelzmütze, Pelzmantel, darunter Wattejacke und Wattehose, Filzstiefel und Skier. Der Kommandant: „Und das ist Stalin!“

FOTO

Das Gebäude in der Lunatscharskijstraße

Anschließend führte mich der erwähnte Alte zum Regimentsstab, etwa sechs Kilometer entfernt. Immer wenn er einige Skischritte gemacht hatte, blieb ich gleich um mehrere Meter zurück. Da zeigte er auf seine Schultern und die Skienden. Er riskierte es also, den Gefangenen hinter sich zu haben, der ihn mit einem Faustschlag auf die Schläfe kampfunfähig hätte machen können. Auf dessen Skiern hätte ich zu der acht Kilometer entfernten deutschen Stellung fliehen können. Aber dazu fehlte mir nach neun Stunden und bei gut 40 Grad Frost der Schneid. Beim Stab sollte das erste Verhör durch einen Kommissar stattfinden. Die Wartezeit mußte ich nutzen, meine Schaftstiefel vom Schnee zu befreien. Das war mir gerade beim ersten Stiefel gelungen, als mich ein hünenhaft wirkender, mit einem Persianer-Umhang bekleideter Mann ansprach. Auf Französisch, das er besser sprach als ich, machte er mir Hoffnung, bald wieder daheim zu sein, allerdings werde mich bis dahin der Hunger immer begleiten. Bald hörte ich eine weibliche Stimme: „Kommen Sie herein!“ Das Angebot eines kleinen Imbisses hätte mein leerer Magen sofort angenommen. Als mir dann aber Schwarzbrot, Speck und ein Glas Wasser gereicht wurden, mußte mein zögerlicher Blick dem Kommissar aufgefallen sein. Auf einen Wink von ihm nahm die Dolmetscherin von allem eine Probe. „Sie sehen, wir vergiften Sie nicht!“ Daß das Wasser im Glas Wodka war, erwies sich erst beim Durchrinnen der Kehle. Dann das Verhör und bald auch die Kernfrage: „Welche militärische Einheit?“ Darauf verweigerte ich die Antwort. Das Aufknallen eines Revolvers auf den Tisch brachte mich dann aber zu einer Phantasieaussage. Sie traf auf ein hämisches Grinsen. „Sie lügen, aber wissen besser!“ Dann hörte ich die genauen Daten meiner Einheit: 7. PD, 7. Sch.-Rgt., 6. Kompanie.

Auf dem Rückmarsch waren wir noch zu dritt. Der vierte, Kamerad Böhle, war in meinen Armen an Entkräftung gestorben. Häufig waren wir dem Haß der verbliebenen Bevölkerung ausgesetzt, deren Häuser beim Rückzug nach dem Prinzip „verbrannte Erde“ bis auf die Grundmauern zerstört worden waren. Aber meist wurden wir in Ruhe gelassen. In unserem erbärmlichen Zustand begegneten wir einem russischen Wochenschau-Team, an dem wir in tiefem Schnee vorbeidefilieren mußten. Mein rechter Fuß war erfroren, der rechte Schuh aufgeschnitten. und das zweite Hemd diente als Notverband. Da hieß es, sich zusammenreißen, um nicht zu viel Stoff für die Propaganda zu liefern. Unsere Verpflegung bestand auf dem etwa zehntägigen Marsch im wesentlichen aus Trockenbrot und eisigem Brunnenwasser. Beim Trinken froren uns die Lippen an den Eimern fest.

Erst an der letzten Bahnstation, deren Strecke aus Richtung Moskau wieder instand gesetzt worden war, bestiegen wir einen 60-Tonner, in dem uns schon ein Sanitäter erwartete. Der versorgte uns für den zwei bis drei Tage dauernden Transport nach Moskau mit Medizin und Speisen, die er auf einem Kanonenöfchen zubereitete, für uns immer ein Festessen, soweit man noch Appetit hatte. Die überstandenen Strapazen hatten unserem Gesundheitszustand schwer zugesetzt. Mich quälten Ruhr und Lungenentzündung. Etwa zwei Wochen nach unserer Gefangennahme kamen wir auf einem Moskauer Güterbahnhof an und fanden auf dem blanken Fußboden bei einer Rangiermeisterin Obdach. Zwei Tage später trauten wir unseren Augen nicht: Ein Posten ließ uns eine weiße, sechssitzige SIS-Limousine besteigen, die die Zeichen des Roten Kreuzes und des Roten Halbmonds trug. Auf dem Weg in ein Hospital schien der Fahrer Umwege einzulegen, denn wir fuhren, mit Stolz von ihm kommentiert, über den Roten Platz mit Lenin-Mausoleum am Kreml vorbei und kreuzten zweimal die Moskwa.

Das Militärhospital war hoffnungslos mit Verwundeten überfüllt. Aber ein wohltuendes Wannenbad sollten wir hier noch bekommen. Zuvor war mein erfrorener Fuß noch verbunden und mit einem Flaschenzug über der Wanne hochgezogen worden. Unsere deutschen Uniformstücke sahen wir nicht mehr wieder, dafür wurden wir in russische Klamotten gesteckt. Wohin nun mit uns? In den Heizungskeller des Gebäudes! Dort begrüßten uns weitere zwölf matte Leidensgenossen. Der Kellerboden stand unter Wasser, Dampf aus undichten Leitungen schlug sich an den Wänden nieder. Als Betten dienten Tragbahren, durch Ziegelsteine erhöht. Man konnte sie nur in Gummistiefeln verlassen. Auch die gelegentlich erscheinenden Sanitäter trugen Gummistiefel. Wir verbrachten wohl einige Tage in diesem grausigen Verlies. Fieberträume verdunkeln mein Gedächtnis an jene Zeit… Ich weiß nur noch, daß da immer wieder der Traum war, ich sei in den Weinkeller des Vaters eines Freundes eingedrungen…

Die nächste klare Erinnerung setzt erst wieder in Wladimir ein. Ich fand mich mit meinen Kameraden in einem hellen, hohen Raum mit weiß bezogenen Betten. Das staatliche Gebäude, ursprünglich Priesterseminar, dann Schule, war jetzt als Lazarett für 400 Rotarmisten eingerichtet worden. Hier hatte es wohl, anders als im frontnahen Moskau, noch Platz für uns gegeben. Zu dieser Zeit existierte noch kein Kriegsgefangenenlager in Wladimir, in dessen Lazarett man uns hätte unterbringen können. Was hatte zu der Entscheidung geführt, uns zusammen mit russischen Verwundeten unterzubringen? Eine offensichtliche Verletzung des bestehenden Kontaktverbots. Ein russischer Freund, Witalij Gurinowitsch, der sich mit dem Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen in Wladimir beschäftigt, hat keinen Fall beobachtet, in dem man ebenso verfuhr. Er stieß aber im Armee-Archiv von Sankt Petersburg auf eine Karteikarte, die unsere Existenz dokumentiert.

Für uns war diese Entscheidung ein Riesenglück, für einige die Rettung. So erfuhren wir Deutsche die absolut gleiche Behandlung wie die eigenen Leute, was medizinische Versorgung und Unterbringung anging. Unsere Verpflegung stand der der Rotarmisten in nicht viel nach. Eine Bewachung gab es nicht; trotzdem war an Flucht nicht zu denken. Jeden Tag wurde zweimal ärztliche Visite abgehalten, meist durch eine der Ärztinnen, seltener auch vom Chefarzt selbst. Die meisten von uns litten an Erfrierungen. Auch zahlreiche Verwundungen waren zu behandeln, wenn erforderlich auch im OP. Beim Verbinden flossen Unmengen von Ribanol, einer gelben Desinfektionsflüssigkeit. Auch andere Erkrankungen bekämpfte man nach russischer Tradition. Meine Lungenentzündung besserte sich nach zwei Monaten u.a. durch Aufsetzen von Schröpfgläsern. Der Ruhr rückte man mit einer Kaliumpermanganat-Lösung zu Leibe und – von den anderen vielfach beneidet - mit gelegentlichen Gaben von 55prozentigem Äthylalkohol. Diese 40 bis 50 ml Schnaps waren nicht durch eine russische Kehle gelaufen! Wir wurden tatsächlich alle als Kranke behandelt; auch die leicht Erkrankten und langsam Genesenden waren von jeder Arbeit freigestellt. Diese wurde von Schwestern und Putzfrauen erledigt. Einer der Köche, ein Kasache, brachte öfter eine Portion Suppe oder Brei. Sein einziges deutsches Wort konnte er gelegentlich mit breitem Grinsen anwenden: „Nodeln!“ Nachdem wir merkten, daß uns die Russen hier anständig behandelten, ließ auch unsere feindselige Einstellung allmählich nach. Dazu trug auch eine reizende junge Ärztin bei, die uns in ihrer feinen Art verhalten zugetan war. Wir nannten sie „Schneewittchen“.

Weniger erfreulich waren die regelmäßigen Besuche eines Politkommissars, der in arroganter und indoktrinierender Weise versuchte, uns die neusten Erfolge der russischen Winteroffensive zu vermitteln. Ein oberschlesischer Kamerad mit zerschossenem Kiefer hatte die Aufgabe, seine Polnischkenntnisse auf das Russische zu übertragen und so gut wie möglich zu übersetzen. Abgesehen davon, daß er selbst sicher nur die Hälfte verstand, war er auch gar nicht bereit, alles zu übersetzen, sondern erging sich, uns zugewandt, in kritischen Äußerungen über den Kommissar und die sowjetische Propaganda. Der bemerkte das falsche Spiel nicht und ermunterte unseren „Übersetzer“ immer wieder zum Weitersprechen. Oft konnten wir uns das Lachen kaum verbeißen.

Ganz andere Nachrichten kamen uns im Sommer zu Ohren: Zwei Haarschneiderinnen erzählten uns leise unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Deutschen stünden vor Kairo, und die Japaner hätten Singapur besetzt. Das führte schnell zu der Frage, was uns wohl bei einem natürlich immer noch herbeigesehnten Sieg bevorstehen würde. Über unseren Betten hatte der Kommissar ein rotes Transparent anbringen lassen: „Tod den faschistischen Räubern!“ Äußerlich waren wir von den russischen Verwundeten nicht zu unterscheiden: weiße Unterwäsche, blauer Krankenmantel und Hausschuhe. Bei den zahlreichen Begegnungen auf Fluren und Toiletten waren wir natürlich sofort als Deutsche zu erkennen. Das löste bei ganz wenigen unserer Nachbarn, die wir schon kannten und mieden, offenen Unmut aus. Meistens war die Reaktion aber eine andere. Etwa gut die Hälfte verhielt sich neutral, und etwa ein Drittel zeigte unterschiedliche Grade von Aufgeschlossenheit. Der höchste Grad drückte sich in einer Prise Machorka (Krümeltabak) aus oder gar im Drehen einer Zigarette, die kurz angeraucht und uns übergeben wurde. Da unsere Ration keinen Tabak enthielt, hatten die passionierten Raucher, soweit sie beweglich waren, einen „Wachdienst“ zum Sammeln von Tabakspenden eingerichtet. Der „Posten“, der halbstündlich abgelöst wurde, stand vor unserer Zimmertür auf dem Flur und machte sich durch ein typisches Raucherhandzeichen bemerkbar. Auf diese Weise war das Tabakproblem ein wenig entschärft. Auch die Verpflegung reichte natürlich nicht jedem, wenn er nicht gerade, wie ich im Februar 1942, völlig appetitlos war. Ich hatte in dieser Zeit die Brotrationen von Tagen unter dem Kopfkissen gestapelt, was den Nachbarn nicht verborgen blieb. „Verteil doch dein Brot“, rief mir einer zu, „du kommst sowieso nicht mehr nach Hause!“ Dieses harte Wort machte mir meinen gefährlichen Zustand blitzartig deutlich. Ich riß mich zusammen und zwang mich zum Essen. Wahrscheinlich habe ich der Brutalität dieses Kameraden mein Leben zu verdanken.

Es kam der Hochsommer, keiner war gestorben, auch nicht der menschliche Torso, dem man wegen Erfrierungen beide Unterarme sowie die Unterschenkel hatte amputieren müssen. Fast alle waren wieder voll genesen, die Wunden verheilt. Auch wenn einige diesen Zustand eher erreicht hatten, waren sie bei uns im Lazarett geblieben. Ende August kam der Marschbefehl ins Arbeitslager zunächst nach Moskau und von dort in die Gegend von Ufa im Ural. Nach den zuletzt paradiesischen Zuständen im Lazarett ist mir, der ich körperlicher Arbeit völlig entwöhnt war, dann noch viel Schweres widerfahren, doch wieder auch ein reiches Maß an Menschlichkeit und barmherziger Zuwendung. So denke ich nicht allein an Wladimir, wenn ich mich dankbar an diese unerwarteten Lichtblicke im Gefangenleben erinnere.“

Wolfgang Morell ist schon in den 90er Jahren nach Wladimir als Botschafter der Versöhnung zurückgekehrt. Er besuchte das einstige Lazarett, das früher einmal Priesterseminar war und heute als Jugendzentrum dient. Sogar mit dem Leiter der Einrichtung konnte er sprechen und das Zimmer wiedersehen, in dem man ihm das Leben gerettet hatte, in dem Fischköpfe, die man auslutschte, zu den nahrhaften Leckereien zählten, in dem man den wegen fehlender Narkosemitteln mit dem Fuchsschwanz bei vollem Bewußtsein Amputierten nach der Operation so viel Betreuung hatte zukommen lassen. Gemeinsam mit Fritz Wittmann saß er hier 2003 bei der Präsentation der russischen Übersetzung von „Rose für Tamara”, stand als Zeitzeuge Schülern Rede und Antwort.

Viel will er nicht mehr erzählen von den folgenden Jahren. Schreckliche Dinge müssen da passiert sein: „Die Menschen im Ural, wohlgemerkt die Einheimischen, heulten vor Hunger!“ Sie hatten in dieser entlegenen Gegend keine Essensmarken. 1946 beobachtete Wolfgang Morell eine Brigade von Russen, die auf einem Feld in Säcken mit Sehschlitzen arbeiten mußten: aus deutscher Gefangenschaft heimgekehrte Sowjetsoldaten. Auf dem Rücken trugen sie die Aufschrift „Volksverräter“. Ein besonders schwarzes Kapitel in der sowjetischen Geschichte. In einem Lager wurde er selbst wegen Mangelernährung nachtblind und mußte mit seinem Durchfall sechs Mal nachts raus. Man frage nicht, was das für eine tastende Tortur durch die Gänge war.

FOTO

Sigrid und Wolfgang Morell in Wladimir

Eines Morgens im Februar 1943 dann das: aus amerikanischen Beständen Butter, Weißbrot und Dosenfleisch aus der Fleischfabrik „Morell“ in Milwaukee! Wolfgang Morell erinnert sich: „Die Butter aus der Sonderration ließ mich schon nach drei Tagen auch nachts wieder sehen. Die amerikanischen Köstlichkeiten gehörten zu einer Lieferung an die Rote Armee, und da wir Gefangene der Roten Armee waren, hatte man auch uns in den Empfängerkreis eingeschlossen. Leider nur für etwa zwei Wochen, bis man die falsche Weichenstellung der Bürokratie erkannte.” Nur den Namens-vetter in Übersee kannte Wolfgang Morell ebensowenig wie seinen Onkel dritten Grades, Professor Theo Morell. Der hatte eine abenteuerliche Vita und war von 1936 bis 1945 Adolf Hitlers Leibarzt. Die Russen hielten ihren Gefangenen für dessen Sohn und ließen ihn die ganze Verwandtschaft durchdeklinieren, machten sogar eine Gegenüberstellung mit einer angeblichen Breslauerin. Doch dank der peniblen sowjetischen Bürokratie, die alle Lebensläufe gesammelt hatte, erwies sich endlich, daß tatsächlich keine direkte Verbindung zwischen dem Mediziner und dem Gefangenen vorgelegen hatte.

1943 schrieb Wolfgang Morell seine ersten Rot-Kreuz-Karten nach Hause. Dabei wollten die Deutschen die Post gar nicht annehmen, weil Gefangene damals offiziell nicht existierten. Der Kommissar, ein deutscher Emigrant, versicherte, die Karten würden über der Front abgeworfen. Man könne auf diskrete Weiterleitung durch die Finder nur hoffen, eine Hoffnung, die sich wohl nur in den seltensten Fällen erfüllen sollte. Bei einem Kameraden freilich, der an eine Adresse in der Schweiz geschrieben hatte, wußten die Eltern schon 1943 Bescheid. Erst ab Juli 1945 erreichten die ersten Karten von Kriegsgefangenen ihre Empfänger direkt, so auch eine Karte von Wolfgang Morell an einen Onkel in Magdeburg. Auf die hin erhielt er als erster im Lager eine Antwort. Sie ging von Hand zu Hand und wurde so zerlesen, daß sie sich schon bald in Krümel auflöste.

Unterdessen wollte es die bittere Ironie des Schicksals, daß der Vater als Landesschützen-Hauptmann daheim im Reich den Transport von polnischen Juden aus Lodz nach Breslau begleiten und später zeitweise ein Stammlager für russische Kriegsgefangene bewachen mußte. Unter dieser Aufgabe litt er unsäglich und betrieb seine baldige Ablösung. Helfen konnte er nur in Einzelfällen. Mit brechender Stimme spricht Wolfgang Morell darüber, daß allein vom Herbst 1941 bis zum Frühjahr 1942 zwei Millionen russische Kriegsgefangene in den sogenannten Stalags ums Leben kamen. „Ich bin froh, nicht als Russe in deutsche Gefangenschaft geraten zu sein, sondern als Deutscher in russische. Zumindest am Anfang hat man sich dort um jeden Deutschen gekümmert.“ Und noch eine Erinnerung schmerzt: an den jüdischen Familienarzt, dessen Deportation ihren Lauf nahm…

In Gorkij, heute wieder Nischnij Nowgorod, verabschiedete sich der Kriegsgefangene am Bahnhof von einer jungen Frau, die heute noch dort lebt und die ihm damals viel Lebensfreude schenkte. Als ein bärbeißiger Sowjetsoldat die beiden an der letzten Umarmung hindern wollte, bedeutete sie ihm hintergründig, er werde sich doch nicht der Freundschaft der fortschrittlichen Völker entgegenstellen! Augenzwinkernd ließ er die beiden gewähren. Sie gab dem Deutschen einige selbstgereimten Zeilen mit auf den Weg, die Wolfgang Morell noch heute auswendig zu zitieren weiß: «Пусть не вечна наша встреча, / но зато ведь наша дружба бесконечна, / и мы встретимся, / хоть разный путь намечен, / потому что нет границ для любви.» - „Unser Treffen währt nicht ewig, / dafür hält die Freundschaft stetig, / und wir sehn uns wieder, / wenn die Wege sich auch trennen, / denn, wer liebt, will keine Grenze kennen.“Aber das ist eine andere Geschichte, die andernorts in diesem Band erzählt werden soll.

Wolfgang Morell wollte überleben. Dabei half ihm das Erlernen der russischen Sprache. Es ist ein wahrer Genuß, ihn Russisch sprechen zu hören, ein noch größerer Genuß ist es nur, wenn er russische Lieder singt - mit einem Timbre, das russischer nicht sein könnte. Er hat sich die Sprache über all die Jahrzehnte bewahrt, die Sprache und den Respekt vor den einstigen Gegnern. Nun wünscht er sich nur noch eine Grammatiktafel, um der Deklination den letzten noch fehlenden Schliff zu geben. Da erinnert man sich an den Pianisten Wladimir Horowitz, der auf die Frage, warum er im hohen Alter noch immer übe, entgegnete, er habe das Gefühl, sein Spiel sei noch verbesserungsfähig. Wolfgang Morell unterhält his heute engen Kontakt zu Freunden in Wladimir, und wenn Gäste aus der Partnerstadt da sind, sieht man ihn oft mit ihnen ins Gespräch vertieft. Der leider schon verstorbene Wladimirer Dramatiker und Autor, Lew Protalin, hat ihm sogar ein Stück gewidmet. Nicht von ungefähr, denn der Vater des Schriftstellers war in deutscher Kriegsgefangenschaft und überlebte dank der mutigen Hilfe einer Bäuerin, geriet dann aber in die Mühlen des Gulag. Kriegsgefangenschaft hier wie dort, künstlerisch verschränkt, in Freundschaft und Versöhnung aufgehoben. 1998 sprach Wolfgang Morell davon in der brechend vollen Heinrich-Lades-Halle in bewegenden Worten - auf Deutsch und auf Russisch - anläßlich des 15jährigen Partnerschaftsjubiläums. Unvergessen!

Seine Heimkehr nach Deutschland gestaltete sich zu einer Geschichte der Vertreibung: Der Tante, einst glühende Anhängerin des Führers, dann aber Mitglied der Bekennenden Kirche und Weggefährtin von Pastor Martin Niemöller, verdankt es Wolfgang Morell, in den Westen gekommen zu sein. Bei ihr, in Bad Nauheim, wo sie später als Diakonisse ein Kinderheim leitete, fand die ganze Familie Unterschlupf. Man suchte nach Ausbildungsmöglichkeiten für den Sohn Wolfgang, der wegen seiner Sprachkenntnisse gern ins Hotelfach gegangen wäre. Doch dafür reichte das Geld nicht. Als Industriepraktikant trat er dann 1950 bei Siemens Frankfurt ein, lebte von monatlich 55 Mark „Erziehungsbeihilfe“ und 50 Mark Taschengeld vom Vater, bis er als Angestellter übernommen wurde. In Erlangen schließlich faßte er Fuß und übernahm zahlreiche kaufmännische Aufgaben. 1969 wurde es ernst. Er arbeitete mit bei der Gründung der Kraftwerkunion (Tochter von Siemens und AEG) und wurde später mit der Leitung der zentralen Abteilung Organisation / Revision / Datenverarbeitung / Informationstechnologie im Bereich der Betriebswirtschaft beauftragt. Eine ungemein interessante Aufgabe in einem gutgeführten und prosperierenden Weltunternehmen mit damals 28 Mrd. Mark Auftragsbestand. Seine Frau Sigrid aus Hamburg, während ihrer zehnjährigen Tätigkeit bei Siemens zuletzt im Vorstandssekretariat tätig, war ihm eine treue Begleiterin mit einem umfangreichen Bekanntenkreis und wurde Mutter eines gemeinsamen Sohnes, der heute ebenfalls bei Siemens mehr als nur einen Arbeitsplatz gefunden hat.

FOTO

Wolfgang Morell am 22. Juni 2011 auf dem Platz des Sieges in Wladimir

In Erlangen ist Wolfgang Morell auch heute noch näher an Wladimir dran, als das anderswo in Deutschland möglich wäre, an Wladimir, wo er zu überleben gelernt hat, wo noch immer Freunde hoffen, daß er einmal zurückkommt. Und dann singt er zum Abschied russische Soldatenlieder, die hierzulande niemand kennt. Und die gewiß nur wenige Deutsche mit so viel russischer Seele vortragen könnten. Schade nur, daß hier keiner mehr mitsingen kann.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

[**Mit uns wird man keine Kriege gegeneinander mehr führen können!**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2012/01/22/mit-uns-wird-man-keine-kriege-gegeneinander-mehr-fuhren-konnen/)

Am 2. Februar 1942 ist der in Breslau geborene Wahl-Erlanger, Wolfgang Morell, vor Moskau als noch nicht zwanzigjähriger in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten. Die ersten Monate davon brachte er in einem Wladimirer Militärhospital zu, wo man ihn gesundpflegte. Dank der Städtepartnerschaft nahm er wieder Kontakt zu Wladimir auf und fand hier Freunde. Sein bisher letzter Besuch fand anläßlich des siebzigsten Jahrestages des Überfalls der Wehrmacht auf die UdSSR am 22. Juni 2011 statt, wo er bei der Gedenkveranstaltung auf dem Platz des Sieges eine bewegende Rede hielt. Doch Wolfgang Morell hat auch schon lange davor in Wladimir gesprochen, etwa am 5. August 2003 vor einer Schulklasse. Diese Rede ist ein Zeugnis der deutsch-russischen Versöhnung, sieben Jahrzehnte nach der Gefangenennahme des Soldaten Wolfgang Morell.

*Liebe Schüler,*

*vielleicht haben einige von euch die kürzlich ins Russische übersetzte Broschüre „Rose für Tamara“ lesen können. Dort habe ich neben anderen deutschen Autoren geschildert, was ich als deutscher Soldat bei meiner Gefangennahme im Januar 1942 vor Moskau erlebt hatte und wie es mir als Krankem in den acht Monaten danach im Wladimirer Militärhospital in der Lunatscharskij-straße 13 - ganz in eurer Nähe - ergangen ist. Zusammen mit 16 Kameraden bin ich - mit gewissen Einschränkungen - so verpflegt und medizinisch behandelt worden wie die Rotarmisten in den Nachbarzimmern. Schließlich wurden wir alle von russischen Ärzten und Schwestern im Laufe von acht Monaten gesundgepflegt.*

*Mit diesen Erlebnissen möchte ich einige Gedanken und Schlußfolgerungen verknüpfen, die für euch, eine Friedensgeneration, vielleicht von Interesse, sicher aber von Bedeutung sind. Zweifellos bildet das in Wladimir Erlebte einen Ausnahmefall. Die später nach Millionen zählenden Kriegsgefangenen in der Sowjetunion hatten nicht so sorgfältig und individuell behandelt werden können wie wir wenigen. Das widersprach auch den damaligen Vorschriften für den Umgang mit dem Feind. Hätte es in Verwaltung und medizinischem Dienst nicht human denkende, mutige und zum Risiko bereite Menschen gegeben, - wir hätten das erste Gefangenenjahr kaum alle überlebt…*

FOTO

Wolfgang Morell im Gespräch mit Schülern 2003

*Auf den späteren, langen Märschen ist uns als Gefangenen von armen, alten Frauen oft ein Stück Brot oder eine Gurke zugesteckt worden. Dabei muß ich an einen Tag im Winter 1940/41 in meiner Heimatstadt Breslau zurückdenken, als mir auf dem Schulweg eine Gruppe französischer Kriegsgefangener begegnete, ein trauriger Anblick! Spontan griff ich in die Schulmappe, holte mein Frühstück heraus und gab es einem ausgehungerten Soldaten. Wahrscheinlich keine große Heldentat, aber ein Zeichen… Den Kolbenschlag, den mir ein deutscher Wachsoldat daraufhin gab, habe ich gern ausgehalten. Was man anderen Gutes oder Böses tut, fällt oft noch in diesem Leben auf einen selbst zurück. Und Gutes zu tun, dafür ist heute überall auf der Welt reichlich Gelegenheit und Notwendigkeit, - auch in eurem Land. Hilfsbereitschaft, Barmherzigkeit, Mitgefühl gegenüber dem Nächsten, das sind Eigenschaften, die für die Welt mit dem Adjektiv „russisch” fast gleichbedeutend wurden und zwar durch die Werke von Leo Tolstoj, Fjodor Dostojewskij aber auch Lew Kopeljew, einem Freund des deutschen Dichters Heinrich Böll.Wie im Zwischenmenschlichen, so auch im Verhältnis der Völker: Die Deutschen haben sich unter dem haßerfüllten Einpeitscher Hitler zu Feindschaft und Krieg mit den Nachbarn hinreißen lassen. An allen Mängeln, an allem Elend in Deutschland sollten nur die Ausländer und Juden schuld sein. Gottlob sind diesem Irrweg nicht alle Deutschen gefolgt. Nach der Niederlage hat sich unser Volk aber wie kaum ein anderes mit den unrühmlichen Teilen seiner Vergangenheit kritisch auseinandergesetzt, hat hart gearbeitet, um die materiellen und geistigen Schäden der Gewaltherrschaft zu beseitigen, und hat versucht, die Anerkennung der Völkergemeinschaft wiederzugewinnen. Auch Staaten und Völker, die zu den Siegern des Zweiten Weltkrieges gehörten, könnten vielleicht aus unseren Erfahrungen lernen. Auf einen kurzen Nenner gebracht: ein entschiedenes Nein zu übersteigertem, aggressivem Nationalismus, der die dunklen Flecken der eigenen Geschichte ausklammert und ständig die Hymne “…-land über alles” intoniert; ein überzeugtes Ja aber zur Heimatliebe, zu einem gesunden Selbstbewußtsein im Umgang mit anderen Völkern und zur Bereitschaft, von anderen zu lernen.*

FOTO

Ehemaliges Wladimirer Hospital für Kriegsgefangene, wo man Wolfgang Morell das Leben rettete.

*Von dem Gedanken eines friedfertigen und freundschaftlichen Zusammenlebens haben sich auch die vielen Menschen in Rußland und Deutschland leiten lassen, die als erste die Brücke zwischen unseren Städten vor 20 Jahren geschlagen haben, auf beiden Seiten übrigens nicht ohne Widerspruch. Sie haben diese Brücke gangbar gemacht für Tausende von Menschen in westlicher und östlicher Richtung. So sind über Grenzen hinweg zwischen einzelnen Menschen unterschiedlicher Sprache enge und herzliche Freundschaftsbindungen entstanden. Ich denke, persönlicher Umgang von Mensch zu Mensch - außerhalb offizieller Delegationen - ist wichtiger, als noch so gute Kon-takte der Diplomaten und Politiker.*

*Mit uns wird man keine Kriege gegeneinander mehr führen können.*

P.S.: Das Photo vom ehemaligen Hospital hat Wolfgang Morells Freund, Witalij Gurinowitsch, gemacht. Wenn man genau hinsieht, erkennt man eine kleine Kiefer unmittelbar vor dem Fenster, in dem der deutsche Kriegsgefangene vor 70 Jahren behandelt und geheilt wurde. Im ein-stigen Land der Feinde, die nun längst schon zu Freunden geworden. Welch Gnade der Geschichte!

FOTO

Witalij Gurinowitsch und Wolfgang Morell, Sommer 2011

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2012

**Hans Nissen -** [**Der Spund im Bund**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/11/06/der-spund-im-bund/) **(Kiel)**

Willi Börke nannte Hans Nissen beim ersten Treffen der Mindener Runde in Burg auf Fehmarn vor fünf Jahren den „Spund”, erinnert sich der ehemalige Kriegsgefangene in seiner behaglichen Wohnung in Kiel, einen Tag nach der Beerdigung des Freundes. Als Sohn eines aus Dänemark stammenden Bahnbeamten und dessen aus Ostpreußen stammenden Frau wurde Hans Nissen 1927 in einer sechsköpfige Familie mit zwei Brüdern und einer Schwester geboren. Den Krieg erlebte er in seiner Heimatstadt mit all den Fliegerangriffen als Hitler-Junge und wollte später einmal Schlosser werden. Doch die unerbittlichen Umstände der Kriegsjahre hatten etwas anderes mit ihm vor. Noch vor Abschluß der Lehre holte ihn der Reichsarbeitsdienst (RAD), wo er eine Flak-Ausbildung erhielt und Geschütz- und Truppführer wurde, also für drei bis fünf Gleichaltrige zuständig war. Ab 1943 wurde der RAD immer stärker bei der Luftwaffe eingesetzt, nach dem Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944, also just in der Zeit, als Hans Nissen eingezogen wurde, erhielt der RAD die Zuständigkeit für die Ausbildung von Rekruten, die am Ende noch beim Kampf um Berlin massenhaft in den Tod stürmten.

Hans Nissens Weg führte ihn von Kiel nach Hamburg und weiter nach Ostfriesland. Als die Grundausbildung beendet war, wurde seine Einheit zu einer großen Batterie nach Merseburg verlegt, wo es zur ersten unmittelbaren Feindberührung kam. „Statt in den Himmel”, erinnert sich der Veteran, „mußten wir nun auf die vorrückenden Amerikaner schießen. Mit Flak-Geschützen auf Panzer!” Aufhalten konnte man den Vormarsch ohnehin nicht mehr. Mit einer leichten Verwundung, die ihm später immer wieder einmal zu schaffen machen sollte, kam Hans Nissen mit seinem Trupp davon und schlug sich bis Berlin durch. In der Nähe der Hauptstadt, in einem „kleinen Nest”, dessen Namen er nicht mehr erinnert, dann kurz vor der Kapitulation im Mai 1945 die Gefangennahme durch die Sowjetarmee - ohne Gegenwehr. Fünf Mann hoch war da sein Trupp, lauter kleine Leute, von allen Vorgesetzten verlassen und aufgegeben. Eine Armee in Auflösung, eine Welt im Zusammenbruch. Dabei hatte der junge Mann noch bis Berlin an den Endsieg, an das verheißene Wunder geglaubt. „So vernebelt war unser Verstand damals!”

Über das Nadelöhr Posen mit seinem großen Zwischenlager und den ersten Begegnungen mit Wanzen und anderem Ungeziefer ging die unfreiwillige Reise in überfüllten Waggons nach Osten - tagelang, nächtelang - bis nach Wladimir. Bis dahin aber waren schon viele vor Hunger umgefallen. Denn: „Nur wenn man Glück hatte, gab es eine Schüsselvoll zu essen. Aber die Russen hatten ja selber auch nichts. Wir haben doch jetzt erst gesehen, was die Wehrmacht mit deren Land angerichtet hatte… Immerhin hat man uns nicht gleich erschossen, wie befürchtet, sondern sogar versucht, am Leben zu erhalten.”

In Wladimir angekommen, meldete sich Hans Nissen als „Spezialist”, also als ausgebildeter Handwerker, der er zwar formell noch gar nicht war, aber hier verlangte niemand seinen Gesellenbrief. Im Rang eines „Spezialisten” erhielt man bessere Verpflegung, hatte man mehr Chancen zu überleben. Und so war sich denn Hans Nissen für keine Arbeit zu schade, auch nicht, als man ihn von Wladimir aus in der Nacht nach Gus-Chrustalnyj brachte, wo er unter dem Kommando von gefangenen Stalingrad-Kämpfern Erdarbeiten im Stahlwerk ebenso ausführte, wie er Steine für den Bau klopfte und alles Mögliche reparierte, sogar den Torf verlud, der ganz in der Nähe ebenfalls von Kriegsgefangenen gestochen wurde.

„Das war eine schlimme Arbeit”, berichtet der Veteran, „weil man den Torf, den man für das Befeuern der Glashütten brauchte, immer nach oben werfen mußte. Oben stand eine Frau, die ununterbrochen *dawaj-dawaj* - weiter, weiter - rief.” Einmal hat ein Kamerad aus Kiel aus Wut und Verzweiflung einen Brocken Torf nach ihr geworfen und verschwand daraufhin auf Nimmerwiedersehen. Unangenehm war auch das Ausladen von Soda, das einem die ungeschützten Hände zerfraß. Aber da ist auch die Erinnerung an eine Kuh, die mit einem Schlag auf den Kopf geschlachtet wurde, und an die Frau, die immer für die Gefangenen ein paar Kartoffeln extra parat hatte und nun den Deutschen auch Fleisch zukommen ließ, das sie einem Russen vorenthielt, obwohl der auf seiner Ration bestanden hatte. „Die Frau war in Ordnung!” Und das Fleisch ließ man sich, in Konservendosen warm gemacht, bestens schmecken. Oder ein andermal half Hans Nissen beim Transport von Mehlsäcken, als sein Panjewagen von einem Russen angehalten wurde, der dem Gefangenen eine Portion Mehl zukommen ließ. Davon buken die Deutschen dankbar Pfannkuchen im Lager.

FOTO

Hans Nissen im Lager, erste Reihe, 1. v.r.

Auf Gus-Chrustalnyj folgte Anopino, wo Willi Börke in der Bäckerei arbeitete. Kennengelernt haben sich die beiden aber erst sechs Jahrzehnte später… Einen harten Winter lang war Hans Nissen beim Holzschlagen eingesetzt, immer gezwungen, die Normen einzuhalten, um genug Verpflegung zu bekommen, den Hunger zu stillen. Dann hieß es zurückkehren nach Wladimir in ein Sägewerk und einen Metallbetrieb, unterstellt dem OGM, der Abteilung des Chefmechanikers.

Hier standen Anlagen, die als Reparationsleistungen aus Deutschland gekommen waren, an denen der junge Schlosser werkeln konnte. So viel verstand er von der Arbeit, daß er bald schon Russen anlernte und zum Beispiel Kolben herstellte. Sein russischer Meister Mischa hatte ein großes Herz für die Gefangenen, mit denen er auch schon manchmal ein Glas Wodka trank. Nie gab es Grobheiten oder gar Schläge, der Umgang war stets menschlich, und man hat viel voneinander gelernt. Die Mädchen, die man gern „Puppen” nannte, brachten immer Material auf Lkws, aber auch Aufträge, mit denen sich etwas Geld verdienen ließ. Einmal durfte Hans Nissen einer solchen „Puppe” sogar eine Zigarette drehen. Weiter ging es aber nicht mit der Annäherung…

Es waren diese Aufträge, die man nach Feierabend erledigte, die das Leben erträglich machten. Schlitten und Betten montierte man für die Zivilbevölkerung, mit der man ansonsten ja nur auf der Arbeit zusammentraf. Und die getane Arbeit wurde mit Brot und Rubel belohnt. Die Bewachung war nicht allzu streng, an Flucht dachte ohnehin niemand, und gegen Vitaminmangel sammelte man sackweise Brennesseln. Dennoch wurde Hans Nissen wegen der Mangelernährung vorübergehend nachtblind. „Ansonsten aber blieb ich gesund, mußte nie aufs Krankenrevier. Nur die Merseburger Verwundung machte sich manchmal bemerkbar“, ist der Kieler noch heute froh.

Die Arbeit hielt Hans Nissen am Leben. Unvergessen der Aufruf der Russen: „Gans, pojdjom“ - „Komm, Hans, wir gehen!“ Wie ein Motto zieht sich dieser Spruch durch die Jahre der Gefangenschaft. Immer wenn er erklang, gab es wieder etwas zu tun, das gegen den Hunger half, bis es dann im September 1949 mit dem gleichen Transport, in dem auch Friedhelm Kröger die Heimreise antrat, wieder nach Hause ging. Frisch eingekleidet war er bei seiner Entlassung, denn im Lager gab es „Leute für alles”. Sogar einen Henkelmann und eine Seifenschale, beide mit seinen Initialen als Gravur, brachte er mit in das zerstörte Deutschland. Von Friedland aus, wo sein Gesundheitszustand als „fit” eingestuft wurde, kehrte Hans Nissen nach Kiel zurück und erhielt von der Fürsorgestelle für Kriegsopfer 50 Mark, einen Anzug, eine Dose Fischleber, einen Kamm, ein Stück Seife sowie einen Binder für den Neustart. „Hoffentlich hast du keine Läuse mitgebracht“, war eine der ersten Sorgen der Mutter nach der Wiedersehensfreude. Doch viel helfen konnten ihm die Eltern nicht, denn das kleine Haus war schon mit den geflüchteten Verwandten aus Pommern belegt.

Fast fühlt man sich wieder an Wolfgang Borcherts Heimkehrerdrama „Draußen vor der Tür“ erinnert, wenn man daran denkt, wie Hans Nissen ohne abgeschlossene Ausbildung von vorne beginnen mußte. Er hat es dennoch geschafft, wenngleich er bis heute beklagt, nichts Rechtes gelernt zu haben. Das Schlosserhandwerk setzte er fort, fand eine Wohnung - und seine Frau Hannelore. Mit 62 Jahren ging er in Rente und genießt jetzt seinen Ruhestand schon mehr als zwei Jahrzehnte - am liebsten in seinem kleinen Garten. Wenn die Gesundheit nur etwas stabiler wäre, würde Hans Nissen gerne noch einmal nach Wladimir reisen, doch schon beim Treffen im Odenwald war er nicht mehr mit von der Partie. Aber es bleibt das gute Dutzend Briefe, aus der Gefangenschaft in Wladimir nach Hause geschrieben, alle angekommen, alle aufbewahrt wie ein Schatz der Vergangenheit. Zeugnisse einer fernen Zeit, die bei allen Beschwernissen auch von viel Menschlichkeit geprägt war, die sich am Ende und in der Erinnerung als stärker erweist als all das erlittene Elend. Und so verwundert es nicht, wenn Hans Nissen zum Abschied sagt: „Ich kann den Russen nichts Böses nachsagen. Ich habe viele gute Menschen dort kennengelernt und wünsche Rußland alles Gute!“

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

**Inge Obermayer – Letzte Nachrichten vom Vater (Erlangen)**

*Inge Obermayer, die Grande Dame der Erlanger Literaturszene, hat mit ihren Dichter-Kollegen, Inge Meidinger-Geise und Wolf Peter Schnetz, dank den bis in die 70er Jahre zurückreichenden Kontakten zu sowjetischen Autoren das geistige Klima der Verständigung und Versöhnung geschaffen, in dem dann vor 30 Jahren die Städtepartnerschaft erst entstehen konnte. Und das obwohl ihr Vater in russischer Kriegsgefangenschaft ums Leben gekommen war. Die Trägerin des Erlanger Kulturpreises gehört damit zu jenen bewunderungswürdigen Menschen, die Aussöhnung vorleben, erlebbar machen - und weitergeben. Hier nun erinnert sich die Autorin noch einmal an den langen Abschied vom Vater, an letzte Nachrichten vom Vater.*

FOTO

Inge Obermayer

Die erste kam an einem Spätsommertag 1945. Das genaue Datum (Ende August, Anfang September?) weiß ich nicht mehr. Ein Mann steht vor der Tür. Er trägt die Wehrmachtsuniform, alle Abzeichen sind abgetrennt. Ins Haus kommen will er nicht. Nur den Zettel, einen schmalen Papierstreifen, ohne jeden Knick, abgeben. Den hat ihm unterwegs ein Kamerad in die Hand gedrückt. „Den Angehörigen des Soldaten Karl Schlereth, Bad Kissingen, Kapellenstraße 9, wolle ausgerichtet werden, daß er sich in russischer Gefangenschaft befindet, Kost, Verpflegung und Behandlung gut und in einer Baracke untergebracht ist. Diese Nachricht wurde von einem Kameraden überbracht.“

Der Mann will sich nicht ausruhen, will nichts zu essen. Will nicht reden, will nur heim. Etwa 100 Kilometer muß er noch weiterlaufen. (Den Zettel habe ich bewahrt. Er ist noch immer unzerknittert. Wann, wo, von wem er getippt wurde, durch wie viele Hände entlassener Soldaten er welche Wege gegangen ist, dieses ungelöste Rätsel hätte ich immer noch gerne gelöst.)

Die zweite Nachricht kam im Herbst von einer uns unbekannten Frau aus Fulda. Ihr Mann, ehemals Oberst, jetzt Lagerältester im Kriegsgefangenenlager Krasnogorsk, 30 Kilometer westlich von Moskau gelegen, hatte ihr eine verschlüsselte Nachricht mit der Kriegsgefangenenpost zukommen lassen. Hauptmann Karl Schlereth sei dort, wo Tante Gertrud ist. Tante Gertrud lebt seit über 20 Jahren nicht mehr. Die Frau des Obersten hat auch das Deutsche Rote Kreuz unterrichtet. Mein Vater wurde daraufhin für tot erklärt. Meine Mutter hat zeitlebens auf ihn gewartet. 1955 erst kam der Oberst aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Da war ich längst verheiratet, hatte zwei Kinder, lebte in München. Es gingen einige Briefe hin und her. Aber über meinen Vater erfuhren wir nichts. Für den ehemaligen Oberst und seine Frau waren die Jahre in Krasnogorsk tabu. Jeder Versuch von uns, eine Begegnung zu ermöglichen, scheiterte kläglich. Die Briefe sind längst verloren, den Namen habe ich vergessen. Die dritte Nachricht kam im Dezember 1976. Da lebten wir schon in Erlangen. Sie war an mich adressiert und kam vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes. Der hatte vom Exekutivkomitee der Gesellschaften vom Roten Kreuz und Roten Halbmond der UdSSR eine Liste von verstorbenen deutschen Kriegsgefangenen erhalten, unter ihnen: Karl Schlereth, geb. 20.02.1893, am 26.02.1946 verstorben und auf dem Friedhof Krasnogorsk im Grab Nr. 154 bestattet. Meine Mutter konnte diese Nachricht nicht mehr erreichen. Sie starb 1971. Die vierte Nachricht kam im Herbst 2007. Da war ich 79 Jahre alt. Eigentlich ist es keine Nachricht gewesen, sondern die Sendung einer Akte, einer Kopie aus der Abteilung des NKWD (Volkskommissariat des Innern) der UdSSR für die Angelegenheiten der Kriegsgefangenen. Rußland öffnet seine Archivbestände. Es ist die Befragung meines Vaters, die am 23. November 1945 im Lager Krasnogorsk stattgefunden hat. Es sind die üblichen Fragen nach der Nationalität, der Bildung, nach dem Namen der Ehefrau, der Kinder usw. Aus den Antworten geht hervor, daß mein Vater am 3. Mai 1945 in Berlin in russische Gefangenschaft geriet. Der Totenschein ist auch dabei. Karl Schlereth starb am 26. Februar 1946 an einem Herzinfarkt. Beerdigt im Grab Nr. 353. Der einzige Unterschied zur Nachricht von 1976: Da war es Grab Nr. 156.

Jurij Elperin, dem bekannten, einfühlsamen Übersetzer russischer Dichter ins Deutsche, begegnete ich zum ersten Mal 1983 in Moskau. Später dann oft in Erlangen. Wie nebenbei erfuhr ich eines Tages, daß er als junger Leutnant der Sowjetarmee eine Zeitlang deutsche Kriegsgefangene im Lager Krasnogorsk verhörte.

Seit März 1943 lebten meine Mutter und ich in Bad Kissingen. Anfang März wurden wir in Berlin total ausgebombt. Mein Vater war da schon als Hauptmann der Reserve eingezogen. Während der seltenen Urlaubstage sprach er wenig vom Krieg, aber ich erfuhr doch vom Gemetzel in Babij Jar, dem Elend im Warschauer Ghetto, der verbrannten Erde in Rußland.

*2009 ist im Spätlese Verlag Nürnberg von Inge Obermayer ein Kaleidoskop der Kriegsjahre aus der Sicht eines Kindes erschienen: „Frau Kohn und Papa Leimann“. Autobiographisch, dokumentarisch, ohne Pathos. Zugleich voller Lebenspoesie. Ein Lesebuch für Kinder mit Lehren aus schrecklicher Zeit, ohne zu belehren. Sehr persönlich und dennoch allgemeingültig. Und gewiß nicht nur für junge Leser zu empfehlen!*

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2013

**Rolf Oehler -** [**Der Russe hat geweint.**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/07/22/der-russe-hat-geweint-die-erinnerungen-des-rolf-oehler-teil-1/) **(Jena und Iserlohn)**

*Diese Erinnerungen von Rolf Oehler stellen ein Schicksal vor, wie es nur das Leben schreiben kann, das Leben in vier Staaten deutscher Nation mit einem mehrjährigen, unfreiwilligen Zwischenaufenthalt in der Sowjetunion. Wir folgen den großen Schritten eines zurückhaltend-bescheidenen Mannes durch Jahrzehnte, geprägt von Entbehrung und Bedrohung, von Fleiß und Durchhaltewillen, aber auch von einem verwegen-trotzigen Mut. Die Aufzeichnungen entstanden im Juni 2011 und wurden nur möglich dank der Vermittlung von Werner Hütter, dem Sohn von Paul Hütter, der auch seinen Vater - und später Ludwig Reusch aus Los Angeles - dazu bewegen konnte, seine Lagererlebnisse dem Protokollanten anzuvertrauen. Aber lassen wir diese unglaubliche Geschichte für sich selbst sprechen:*

Man ist lange unterwegs von Erlangen bis nach Iserlohn, aber die Reise lohnt sich. Sie ist lang die Reise nicht nur geographisch, sie führt auch weit zurück in eine Zeit, die noch immer lebt. Was für ein gewaltiges Schicksal, was für ein großartiger Mann, was für eine unglaubliche Geschichte einen da im Sauerland in der Person von Rolf Oehler erwartet: Eine einzigartige Verbindung von Erlangen, Jena und Wladimir, die in vier Staatsgebilden deutscher Nation geknüpft wurde und mit Leid und Leben für immer mit Rußland verbunden bleibt.

„Hitler hat mir die ganze Jugend versaut“, beginnt der Kriegsveteran, der eben erst von einer schweren Erkrankung genesen ist, seine Erzählung, „aber meinem Vater hat er Arbeit gegeben.“ Rolf Oehler, 1923 als dritter Sohn eines Vorarbeiters bei Zeiss in Jena geboren, wollte eigentlich auch bei dem Traditionsbetrieb anwerben, doch er rasselte durch die Prüfung. Da blieben nur noch Maler, Maurer oder Schlosser als Berufsziele. Der Vater riet ihm schließlich, bei Voigtsberger eine Schlosserlehre zu machen, denn „Metall ist immer gut, wird immer gebraucht“. Recht hatte er. Rolf genoß das Vertrauen seines Meisters, seit der Lehrling das Geld im Safe unangetastet liegen ließ, als der Tresor einmal aus Versehen offen geblieben war. Von da an durfte nur er das Lager aufräumen, wo der Geldschrank stand. Und so bestand er denn auch die Lehre und kam zu Schott, einem Betrieb, der damals als rüstungsrelevant eingestuft war.

Und wieder hatte der Vater zu der Bewerbung geraten. Die beiden Meister bei Schott, die den jungen Mann examinierten, wollten ihn zunächst mit dem Hinweis darauf abwimmeln, man brauche niemanden, doch da mischte sich plötzlich ein unscheinbares Männchen in einer dunklen Ecke mit der Bemerkung ein, das klinge doch alles recht passabel. Hierauf machten die beiden gleich Kratzfüße und gaben sich konziliant: „Wenn Sie meinen, Herr Oberingenieur…“ Rolf Oehler wurde bei Schott eingestellt und erwies sich von Beginn an als geschickt. Die schwierig herzustellenden Brenner aus einem Material, das sich ebenso schlecht bohren wie schweißen ließ, fertigte er mit seinen guten Augen - bis heute trägt er keine Brille - und seinen Schweißkünsten doppelt so schnell wie die anderen. Dafür gab es nicht nur einen Aufschlag in Höhe von 14 Pfennigen auf die 98 Pfennige Stundenlohn, sondern auch die Anerkennung des Oberingenieurs, der den Neuling wie einen eigenen Sohn behandelte und gern ins Konstruktionsbüro geholt hätte. „Aber dafür war ich nicht der Typ; ich bin Malocher, kein Theoretiker und Zeichner.“

Als Rolf Oehler 19 Jahre alt war, holte ihn das Militär für ein Vierteljahr zur Ausbildung nach Südfrankreich. Auch da zeigte er sich anstellig und geschickt. Schon früher, beim Jungvolk, hatte er gern mit dem Luftgewehr geschossen. Da er sich keine Schießscheiben leisten konnte, legte er Käsekrümel als Köder für Fliegen aus und zielte auf die Insekten. „Selten ist da eine entkommen“, erinnert sich der Veteran. Die Ausbildung war hart im besetzten Land, schlechter Boden, die Klamotten vom vielen Robben immer voller Dreck. Aber wieder traf es Rolf Oehler gut mit seinen Vorgesetzten. Er bekam ein Angebot, bei einem Offizier als Putzer zu dienen, der seiner Ordonanz zugetan war. Er hatte an der Front einen Arm verloren, und als er einmal an einer Ober- und Unterkiefervereiterung litt, gab er seinem Burschen die ganze Hartwurst zu essen, die man ihm geschickt hatte. Rolf, wie er manchmal von dem Offizier genannt wurde, konnte anpacken, hatte zu Hause sogar bügeln gelernt und war sich für keine Arbeit zu schade. Hätte der Vater das Geld gehabt, ihn den Führerschein machen zu lassen, er hätte sogar als Chauffeur dienen können. Als sein Offizier aber zum Stab versetzt wurde, hieß es für Rolf Oehler, schweren Herzens wieder Dienst tun wie die übrigen Kameraden.

Aus dem Dienst und Exerzieren wurde bald schon Ernst. 1943, nach einem halben Jahr, fand sich Rolf Oehler in einem Güterwaggon Richtung Osten wieder. Erneut ist es ein Vorgesetzter, der sich des jungen Mannes väterlich annimmt, Feldwebel Helmut, um die 40 und ein „feiner Kerl“. Man lag da auf Pritschen in Stockwerken, Rolf Oehler und sein Feldwebel hatten sich unten eingerichtet, als plötzlich die obere Etage, mit zig Mann belegt, herunterkrachte, wobei ein Balken genau zwischen den Köpfen der beiden Freunde einschlug. In den endlosen Stunden der Fahrt tauchte eines Tages eine Dreistern-Schnapsflasche auf, die Feldwebel Helmut vorschlug zu verlosen. Gewinnen sollte ausgerechnet Rolf Oehler, der bis heute kaum einmal einen Schluck trinkt und mit 50 Jahren seine erste Flasche Bier leerte. Aber hier ging es um die Ehre. Wem die Pulle zufiel, der mußte sie auch austrinken. Der Landser aus Jena jedenfalls war am Ende der Prozedur sternhagelblau, so besoffen, daß es dem Offizier nicht verborgen bleiben konnte. Nur die Fürsprache des Feldwebels bewahrte ihn vor dem sicheren Karzer.

Vor dem Einsatz wird der junge Soldat sechs bis sieben Kilometer hinter der Front bei Orjol für ein paar Tage im Haus einer russischen Familie einquartiert. Es ist Sommer, unter dem Bett brütet die Glucke. Die beiden Töchter sind in Rolf Oehlers Alter, man versteht sich auch ohne Sprache auf Anhieb, backt miteinander Brot. Der Inhalt eines Frontpakets geht komplett an die Gastfamilie: die Süßigkeiten an die Mädchen, Zwirn und Nadeln an die Frau und der Schnaps an den Hausherrn. „Der Russe hat geweint“, erinnert sich Rolf Oehler, „als wir an die Front mußten und ausquartiert wurden.“

Dann endlich der Fronteinsatz bei Orjol. Unter Stabsfeldwebel Lintschmann, ebenfalls ein Jenenser, wird Rolf Oehler als Melder eingesetzt und muß Nachrichten von einer Kompanie an die andere übermitteln. Und wieder entwickelt sich ein Verhältnis wie zwischen Vater und Sohn zwischen den Landsleuten, die nur der militärische Rang und das Alter trennen. Die Kämpfe sind verlustreich, neben den ungezählten deutschen Einheiten auch Italiener, die besonders viel Blutzoll bezahlen. Neben Rolf Oehler fällt sein Freund, Feldwebel Rittershausen, dann sterben weitere Kameraden, bis es gelingt, in die Front einzubrechen. Freilich so schnell, daß die Nachbarbataillone nicht mithalten können und Rolf Oehlers Einheit weit vorne zu liegen kommt. Es geht über einen Graben, in dem drei tote Russen liegen. Über sie hinwegspringen, ist unmöglich, man würde sonst vom Feind gesehen. „Wir mußten auf sie drauftreten. Aber frage mich nicht, was das für schreckliche Geräusche waren, als die Luft aus den Leichen entwich. Das kann ich gar nicht beschreiben und werde es nie mehr vergessen!“

Der Trupp von Rolf Oehler hatte gar nicht bemerkt, daß sich die anderen bereits zurückzogen, während dieser noch immer vorstieß. Doch die Übermacht war zu groß. Auch der Jenenser mußte zurück: robben und robben, um nicht getroffen zu werden. Und dann trafen ihn doch zwei Granatsplitter. Einer wurde ihm in Posen herausoperiert, den anderen behielt er als Andenken an den Krieg im Leib. Buchstäblich als letzter kam er unter Dauerbeschuß zu seiner Einheit zurückgerobbt, vorbei an einem Kameraden, der in einem Loch lag und um Hilfe flehte. „Ich wollte ihn noch in den Graben ziehen, aber die Granatwerfer waren schon über uns…“

Nach dem Lazarettaufenthalt wurde Rolf Oehler im Winter 1943 stante pede wieder an die Front vor Orjol verlegt, in eine durch die Verluste bereits „verminderte“ Kompanie. Am 14. Dezember sah er sich plötzlich mit einer versprengten Inselgruppe aus 200 Soldaten von den Russen umzingelt. Er stand mit gerade einmal vier Mann gegen fünfzehn Rotarmisten, alle mit Maschinenpistolen bewaffnet. Da war kein Entkommen mehr, Gegenwehr sinnlos. Der Unteroffizier wollte es dennoch nicht glauben, zog die Waffe und ging mit einem Kopfschuß aus der Hüfte zu Boden. Ein schrecklicher Moment, in dem alle meinten, nun würde keiner mehr am Leben bleiben. Doch es kam anders, nicht einmal der Offizier wurde weiter behelligt. Mehr noch: Der zur Bewachung abgestellte Rotarmist hatte selbst eine schwere Augenverletzung und brauchte Hilfe bei der Überquerung eines Baches. Kurzerhand reichte er Maschinenpistole und Tornister den drei Gefangenen. Die Deutschen hätten den Russen erschießen, hätten fliehen können. Sie taten es nicht. Ihr Bewacher führte die drei mit anderen Gefangenen, die zu ihnen stießen, in ein altes Badehaus, eine Banja, wo man durch die Fugen der Stämme hindurchsehen konnte. Ein schreckliches Schauspiel, das sich da bot: Ein Deutscher hatte sein Eisernes Kreuz 1. Klasse nicht abgelegt, Grund genug, ihn auf der Stelle standrechtlich zu erschießen.

In drei Tagen mußten die Gefangenen nach der kurzen Rast in der Banja etwa 150 km weit marschieren. Für Rolf Oehler eine besondere Tortur, weil ihm ein Russe die warmen Stiefel abgenommen hatte. Als Ersatz erhielt er etwas Schuhähnliches aus Gummi und ohne Schäfte, viel zu groß für ihn und mit loser Sohle. Unter dem Laufen suchte er deshalb nach Draht, um bei klirrendem Frost die Beschuhung zusammenzuhalten. Dies gelang zwar, aber die riesigen Blasen an den Füßen waren dennoch nicht zu vermeiden. Später wurden sie brutal aufgeschnitten, aber der Jenenser hielt durch. Wer zurückblieb, das war nicht zu überhören, wurde im Schnee erschossen.

Immer wieder machte der Konvoi Station in Badehäusern, wo es Kartoffeln zu essen gab und Zivilisten den Gefangenen etwas zusteckten oder eine andere menschliche Geste zeigten. Eines Tages aber hieß man ein Dutzend Gefangener, darunter Rolf Oehler, heraustreten aus dem Unterstand und in eine Grube steigen; in der Nähe ein Bunker und Aufschüttungen. Alles sah nach Hinrichtung aus, danach, daß man die Toten später einfach zuschütten würde. Doch jemand muß Meldung nach oben gemacht haben, denn es kam ein hoher Militär auf dem Motorrad und rief seine Leute streng zur Ordnung. Die Gefangenen durften zurück in die Banja.

Das erste Zwischenlager bestand aus einem umzäunten Etwas ohne Dach bei einer Verpflegung, die gegen Null ging. Die Gefangenen mußten draußen in der Kälte schlafen, eine alte Milchkanne, die man mit Holz befeuerte, diente als Ofen, um den herum die Frierenden saßen. Schließlich durften die Deutschen ein Dach bauen, unter dem sich aber bald der ganze Rauch sammelte. Grauenvolle Zustände für die etwa einhundert Mann. Rolf Oehler dazu wörtlich: „Junge Russen, genauso verhetzt und fanatisiert wie wir, schauten immer wieder vorbei und fragten feixend: Skolko kamerad kaput? Wie viele Kameraden sind tot?“

Nach einiger Zeit zog die ausgemergelte Karawane weiter ins Lager von Alexin zwischen Kaluga und Tula, südlich von Moskau, wo heute übrigens ein Erholungszentrum für Kinder eingerichtet ist. Noch immer keine Waschgelegenheit, kaum Essen. Einmal schoß ein Russe einen Hund aus 300 Meter Entfernung, der im Kochtopf landete. Doch der Hunger wütete weiter. Die Toten mußte man auf Schlitten aus dem Lager herausbringen. Bis zu 3.000 Gefangene waren da zeitweise zusammengezogen, die auf dem Boden schliefen und denen die Wäsche buchstäblich am Leib abfaulte, nicht einmal Trinkwasser gab es frisches. Wer arbeitsfähig war, wurde in einer fünf Kilometer entfernten alten Fabrik eingesetzt. Den Weg legte man in Bastschuhen zu Fuß zurück. Man kann sich vorstellen, was es bedeutete, als jemand Rolf Oehler die Latschen klaute.

Hier nun, in Alexin, kam es zur entscheidenden Wende im Gefangenenleben des Rolf Oehler. Mittlerweile gab es wattierte Kleidungsstücke, aus denen man mit etwas Geschick die Fäden herausziehen konnte. Hatte man dann auch noch genug Geschick, sich Nähnadeln zu machen, worauf sich der Jenenser mit einer Feile verstand, wobei es die größte Kunst war, die Öhre ins Metall zu bekommen, konnte man sich auch Knöpfe und anderes annähen. Mit Rolf Oehler muß damals der jugendliche Leichtsinn durchgegangen sein. Jedenfalls nähte er sich den Adler wieder an die Mütze, was prompt als faschistische Einstellung gewertet wurde.

FOTO

Gedenkstein auf dem Gefangenenfriedhof von Kameschkowo bei Wladimir

Dieser als subversiv eingestufte Akt, vom Delinquenten gar nicht politisch motiviert, brachte Rolf Oehler die Einzelverlegung ins Straflager Wladimir ein. Im Winter 1944/45 sollte er die Arbeit im Traktorenwerk aufnehmen, doch in Alexin hatte er sich eine Lungen- und Rippenfellentzündung geholt, weshalb der Neuzugang gleich ins „Sanatorium“ verlegt wurde, für fast ein halbes Jahr. Damals gab es dort noch keine Matratzen, keine Decken, die Patienten starben reihenweise weg. Neben ihm eiterte einem Patienten das Bein ab, bis er elend zugrunde ging. Einem anderen wurde ohne Betäubung das Bein abgenommen. Eigentlich hatte man auch Rolf Oehler operieren wollen, aber man fürchtete, er würde den Eingriff wegen seiner schwachen Konstitution nicht überleben. Der deutsche Arzt, „ein feiner Mensch“, konnte kaum helfen, es fehlte an Medikamenten, an Verbandszeug. Aber immerhin munterte er den Neuzugang auf: „Rolf, du brauchst noch Zeit, halte durch!“ Dabei war der Arzt selbst krank und starb bald. Mit 68 Pfund - nicht Kilo! - schrieb man den Gefangenen schließlich gesund. Der rumänische Krankenhelfer konnte ihn mit einer Hand hochheben. „Aber immerhin habe ich in der Zeit das Schachspiel gelernt“, weiß Rolf Oehler zum Ausgleich zu berichten. „Die Figuren dazu haben wir aus einer Mischung von Maisbrot und Erde gemacht.“

Zum Schneeschieben, seiner ersten Aufgabe, war der Thüringer zu schwach, er konnte sich gerade mal am Stiel der Schippe festhalten und bekam dafür auch einmal einen Tritt. Doch, darauf legt er Wert: „Die älteren Russen waren immer gut zu mir.“ Dann setzte man ihn als „Spezialist“, als Handwerker, ein. Fast ein Jahr lang konnte er mit Paul Hütter zusammen in einem Trupp arbeiten. Schrauben und Muttern haben sie hergestellt und das oft schneller und besser als die Russen, wofür ja die deutschen Fachleute auch tatsächlich sehr geschätzt wurden.

In diese Zeit fällt auch eine zarte Liebesgeschichte, die freilich ein jähes Ende nahm. An einer Drehbank in der Nähe arbeitete eine Russin, die auf Rolf Oehler ein Auge geworfen hatte. Als einmal der Mitgefangene Pilz eine Skizze von dem Jenenser gemacht hatte, die dann hinter dem Portraitierten an der Wand zu hängen kam, bat die Arbeiterin eines Tages um das Bild und stellte es zu sich. Doch der Meister ließ so etwas nicht durchgehen. Beziehungen jeder Art zwischen Zivi-listen und Gefangenen - erst recht zärtliche Bande zwischen deutschem Mann und sowjetischer Frau - waren streng untersagt. Das Bild wurde konfisziert, und Rolf Oehler sah die Werkbankkollegin nie wieder. Er kam ins Dorflager, wo es Sandschippen hieß.

Hier war es, wo in dem Thüringer der Gedanke an Flucht heranreifte. „Man kann es nicht erzählen, wenn man es nicht erlebt hat“, so lautet ein Schlüsselsatz in den Erinnerungen des Rolf Oehler. Dennoch versucht er es: Flucht, davon träumten viele, aber nur ganz wenige wagten sie, noch weniger Gefangenen gelang sie auch. Freilich wurden die meisten von diesen wenigen nach kurzer Zeit gestellt und kamen in aller Regel zur Abschreckung tot in ihr Lager zurück. Rolf Oehler wollte es trotzdem wissen und sollte bald erfahren, daß er mit seinem Vorhaben nicht alleine war.

Im Waldlager reifte der Gedanke an die Flucht heran. Die Gefangenen sollten einen Brunnen graben - mit primitivsten Mitteln, ohne Verschalung, ohne Stützen. „Es war lebensgefährlich, und ich wollte nicht mehr“, schildert Rolf Oehler die Situation. Bis auf fast 15 Meter war man hinuntergelangt, ohne auf Grundwasser zu treffen. Also diente weiter der Bach in der Nähe zur Versorgung. Zum Kochen ging das. Die Deutschen bauten sich selbst eine Hütte aus Baumstämmen mit einem Dach, das mit Zweigen belegt war. Immer in der Nähe - zwei Wachtposten, die jede Flucht sofort bemerkt hätten. Aber Rolf Oehler, der Rädelsführer des Ausbruchsversuchs, besann sich auf eine List und baute ein Schiebefenster ein, durch das man unbemerkt entweichen könnte. Doch zuerst waren noch einige Vorbereitungen zu treffen.

Gar nicht so einfach, wenn man jeden Tag sechs Kubikmeter Holz machen muß - mit einer Säge ohne Griff. Das kostete unendlich viel Kraft. Immerhin wurde die Verpflegung ein wenig besser. Man konnte sogar etwas für die geplante Flucht zurücklegen. Eines Tages fiel Rolf Oehler auf, daß zwei weitere Kameraden unabhängig von seinen drei Mitverschwörern Vorrat sammelten. Die Namen weiß der Jenenser nicht mehr alle, aber er hat es ihnen auf den Kopf zugesagt, denn es war besser koordiniert vorzugehen. Wenn eine Gruppe aufgeflogen wäre, hätte das auch für die andere das Ende bedeuten können. Zumindest wäre die Bewachung dann so scharf geworden, daß kein Entkommen mehr möglich würde. Zu fünft also wollte man nun türmen. Einer von ihnen, Kowalski, sprach gut Russisch, Reinhold Praß behauptete, er wisse, wie man Moskau ausweichen könne, Jupp Senker, Rolf Oehler und der fünfte Mann waren für die Planung zuständig. Vor allem brauchte man andere Klamotten. Stück für Stück, Jacke für Jacke ließ man mitgehen und sei es, daß sie einer Frau gehörte, die gerade eine Wiese mähte. Das tut dem Thüringer heute noch leid, aber die Flucht rechtfertigte fast alles. Und dann waren da noch die guten Verbindungen zum 50 km entfernten Hauptlager in Wladimir, von wo es immer wieder zusätzliche Verpflegung gab und Kleider, die Rolf Oehler von Arztbesuchen mitbrachte. Man nähte sich provisorische Rucksäcke und füllte sie mit allem Nötigen. Sogar den Fluchtweg erkundete der Jenenser vorab, der noch von daheim - er wohnte in der Ahornstraße 2, in der Nähe eines Hundedressierplatzes - wußte, daß auch die feinste Spürnase versagt, wenn man das Weite durch einen Bach sucht.

Die Gruppe schlug sich durch bis zur Bahnlinie und sprang auf einen Zug Richtung Moskau auf. Da das auch Russen ständig taten, machten sie sich damit nicht weiter verdächtig. Nur sprechen durften sie nicht, von Kowalski einmal abgesehen. Reinhold Praß hatte zwar angekündigt, er wisse, wie man Moskau umgehen könne, aber der Trupp landete schließlich doch in der Hauptstadt. Ohne eine Karte mußten sich die Flüchtigen zurechtfinden, überwanden auch wie durch ein Wunder Sperre um Sperre und kamen schließlich beim Flugplatz Tuschino an der Wolokolamsker Chaussee im Nordwesten von Moskau heraus. Doch das Objekt war streng bewacht, und als plötzlich die Aufforderung einer Kontrollstelle erklang, die Dokumente vorzuweisen, bedeutete dies das Ende des Quintetts. Jeder suchte für sich das Heil in der Flucht. Rolf Oehler schlug sich buchstäblich in die Büsche landete in einem verwilderten Garten, entdeckte da im Fenster eines Holzhauses einen dampfenden Samowar, den er sich schnappte, nicht ohne sich die Finger zu verbrennen, um die heiße Hirse darin mit bloßen Händen zu verzehren. Er schaffte es bis zum Bahndamm, sprang auf den nächstbesten Zug auf, brachte mit letzter Kraft die Tür auf und wurde ohnmächtig. Aufgewacht ist er erst wieder im Gefängnis von Tuschino in Gesellschaft eines alten Wärters, der ein paar Worte Deutsch konnte und meinte, der Gefangene komme aus Orjol. An diese Zeit hat der Veteran nur noch vage Erinnerungen. Auf dem blanken Boden seiner Zelle verbrachte er wohl eine knappe Woche, bevor er wieder ins Lager überstellt wurde. Natürlich wurde er verhört und mit der Frage konfrontiert, ob er Spion sei. Aber abgesehen davon, daß man ihm einmal das Schläfenhaar zwirbelte, gab es keine Gewaltanwendung.

Abgeholt wurde der Gefangene von einem Posten seines Alters, dem Rolf Oehler seine beiden letzten Rubel schenkte. Er würde sie jetzt ohnehin nicht mehr brauchen. Der Rotarmist revanchierte sich mit einer Zigarette, die beide gemeinsam rauchten. Im Pritschenzug nach Wladimir schlief der Bewacher dann ein, neben sich Gewehr und Pistole, die sich der Deutsche ungestört hätte nehmen können. Bei einem Zwischenhalt bot sich dann eine weitere Chance zur Flucht, aber zwischen den beiden bestand seit der gemeinsamen Zigarette ein stillschweigendes Einvernehmen darüber, daß man einander vertrauen konnte.

In Wladimir erwartete den Gefangenen der Karzer. Die Kameraden sahen ihn wie einen Helden an, denn wer floh, kam meist ja nur tot zurück. Nach einiger Zeit verlegte man Rolf Oehler wieder in sein Stammlager, allerdings abgetrennt von den übrigen. Innerhalb des Lagergeländes waren vier bis sechs Mann in einem Geviert isoliert, wo es unter strenger Aufsicht von früh bis spät arbeiten hieß. Minderwertiges Essen, untergebracht trotz der Winterzeit in einem Zelt mit Schalbrettern. Gezittert hat man vor Kälte wie Espenlaub, wer einschlief, lief Gefahr zu erfrieren. Sogar ein zäher Bursche wie Rolf Oehler wurde trübsinnig und lebensmüde. Am schlimmsten aber war der deutsche Aufseher, Schaf mit Namen: „Ein richtiges Schwein!” Er saß in seiner warmen Bude und schikanierte die Sträflinge auf Teufel komm raus. Da half nur ziviler Ungehorsam: Jemand stimmte das Lied „Die Fahnen hoch, die Reihen fest geschlossen“ an, die anderen fünf oder sechs fielen ein. Da konnte Schaf ruhig toben und drohen, er werde sie alle drankriegen. Die Kameraden würden allesamt behaupten, Schaf habe zu singen begonnen. Dann würde seine Aussage gegen die der Strafgefangenen stehen…

Ein ganzes langes Jahr brachte Rolf Oehler unter diesen Umständen zu. Und nur einmal gelang es Paul Hütter, ihn zu sehen und ihm ein Stück Brot zuzustecken. Unter großer Gefahr für sie beide. „Das vergesse ich nie, das war richtige Freundschaft!“ Eine Freundschaft, die bis heute hält. Mehr ist da nicht zu sagen.

Auch wenn ihm keine Gewalt angetan wurde, bedeutete für Rolf Oehler die Rückkehr ins Lager nach der Flucht doch einen Zusammenbruch an Leib und Seele. Aber es gab auch jemanden, mit dem er die Erfahrung teilen konnte: Kurt Langemaack war wiederholt geflohen und hat darüber das 1951 in Hamburg im Selbstverlag erschienene Buch „Stacheldraht statt Sozialismus“ geschrieben. Und doch waren da wieder Ungewißheit, wieder Aussichtslosigkeit, wieder Ausgeliefertheit an die Willkür von Raum und Zeit. Immerhin hatte man ihn wieder aufgepäppelt. Im Lazarett wurde sogar Milchreis kredenzt, was es weder vorher noch nachher je gab.

Der Gefangene aus Thüringen bewies schon bald wieder sein handwerkliches Geschick und fertigte Klappmesser an, zwar scharf, aber nicht rostfrei. Ein russischer Offizier entdeckte das Talent des jungen Mannes und schlug sogar ein Geschäft vor: Er würde die Messer weiterverkaufen. Aber die Lagergesetze wollten es anders. Rolf Oehler mußte zunächst wieder Steine auf und abladen, eine kraftraubende und stupide Arbeit, die manchmal etwas von Schikane hatte. Schon bald jedoch, um das Jahr 1946, nach seiner Straffrist, bekam der Jenenser einen gehobenen Posten in einer Wladimirer Firma, wo er Handwagen herstellte. Das Material war da, vor allem die Flacheisen für die Ringe. Und dann die Betten: „Halb Wladimir schläft vielleicht noch heute in meinen Betten“, schmunzelt der Veteran. Ein einträglicher Nebenverdienst. Die Gestelle aus Rohr, die sich übrigens auch für Grabeinfriedungen gut eigneten und sich in dieser wie in jener Variante einer großen Nachfrage erfreuten, waren ohne jeden Schnickschnack oder Schmuck und ließen sich schnell montieren. Nur erwischen lassen durften sich weder die russischen Auftraggeber noch die deutschen Produzenten, denn natürlich war derlei Schwarzarbeit verboten. Aber 50 Rubel pro Bett bedeutenden ein schönes Zubrot. Geld, das Rolf Oehler für die Entlassung hortete. Der Versuch, eine Kartoffelschälmaschine selbst zu konstruieren, ging allerdings gründlich daneben. Schon beim Probelauf lief der Apparat zu schnell, und die kostbaren Kartoffeln waren dahin. Nur weil Rolf Oehler in seiner Monteurskluft nicht schon von weitem als Kriegsgefangener zu erkennen war, gelang es ihm, Ersatz für die verlorenen Erdäpfel zu organisieren, vulgo zu klauen.

Da man von Herbst bis Frühjahr wegen der langen Dunkelheit ganz trübsinnig wurde, verfiel Rolf Oehler auf die buchstäblich einleuchtende Idee, Karbidlampen zu bauen. Die Augen des Veteranen beginnen regelrecht zu funkeln, wenn er die einzelnen Arbeitsschritte in ihrer Abfolge aufzählt. Würden die Finger noch mitmachen, er könnte sofort wieder mit einfachsten Mitteln in finsterer Nacht für Licht sorgen. Die Kunst des Karbidlampenbaus bestehe weniger im Verschweißen, sondern darin, das Kupferrohr so mit dem Eisen zu verklopfen, daß die Lampe dicht hält. Der Verschluß sei am wichtigsten, damit das Karbid tropfenförmig herunterlaufen könne. Dieses Licht brannte mehrere Stunden und ließ sich gut regulieren. Aber man frage nicht, wie viele Drähte der als Fachmann geschätzte und für seine Geschicklichkeit bekannte, heimliche Beleuchter des Lagers dafür stibitzen mußte.

Die Russen litten selbst große Not. Mischa, Rolf Oehlers Meister, hat immer wieder mit vom Wodka gelöster Zunge auf Stalin geschimpft und das allgegenwärtige Konterfei des „Vaters und Lehrers der Völker” sogar einmal – zufällig? – mit einem Werkzeug getroffen. Wenn das ein Politkommissar gesehen hätte… Mischa hielt große Stücke auf seine Deutschen und schätzte sie vor allem für ihre Arbeitsdisziplin und ihr Geschick. Aber für deren Versorgung konnte er auch nicht sehr viel mehr tun.

In Alexander Solschenizyns „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ findet sich eine Stelle, die eindringlich beschreibt, was Essen im Lager bedeuten kann:

*Mit dem Hinterteil seiner bereits überall durchgesessenen Wattehose richtete sich Schuchow auf der Kante einer Verschalung ein und lehnt den Rücken an die Wand. Als er ein wenig abrutscht, spannen sich Wattejacke und Weste, und er spürt, wie ihn irgendetwas Hartes an der linken Brustseite, am Herzen, drückt. Dieses Harte ist die Ecke des Brotkantens, der halben Morgenportion im Innentäschchen, die er sich für den Mittag mitnahm. Es war immer die gleiche Menge, die er zur Arbeit mitnahm, ohne sich vor Mittag daran zu vergreifen. Sonst hatte er die andere Hälfte zum Frühstück verzehrt, nur heute nicht. Und Schuchow begriff, daß er damit nichts verbessert hatte. Jetzt packte ihn die Gier, die Portion hier im Warmen, auf der Stelle, zu verzehren. Bis zum Mittag waren es noch fünf lange Stunden. Der Schmerz im Kreuz hatte sich nun in die Beine verlagert. Er fühlte sich wacklig, wenn er doch ans Öfchen könnte! Schuchow legte die Fäustlinge auf die Knie, knöpfte die Jacke auf, band seinen vereisten Gesichtsschutz vom Nacken los, knickte ihn ein paar Mal und steckte ihn in die Tasche. Dann zog er den armseligen Brotkanten aus dem weißen Lappen hervor und begann, das Läppchen im Brusttäschchen haltend, damit kein Krümelchen neben den Lappen falle, kleine Bissen abzubeißen und ganz langsam zu kauen. Er hatte das Brot unter zwei Kleindungsstücken getragen, es mit seinem eigenen Körper gewärmt, und so war es überhaupt nicht gefroren. In den Lagern hatte Schuchow so manches Mal daran gedacht, wie man früher im Dorf gegessen hatte: Kartoffeln - ganze Bratpfannen voll; Brei - Eisentöpfe voll, und noch früher Fleisch - anständige Batzen. Sich obendrein mit Milch vollgepumpt - mochte der Bauch auch platzen. In den Lagern hatte Schuchow begriffen, daß man es so nicht hätte tun sollen. Essen muß man so, daß die Gedanken ausschließlich beim Essen sind. Gerade so, wie du jetzt diese kleinen Bissen abbeißt, sie mit der Zunge ausquetschst und in den Backen aussaugst, und wie duftig dir dann dieses schwarze, nasse Brot erscheint, das Schuchow nun schon acht Jahre ißt, ein neuntes noch? Nichts dagegen. Und er schuftet dennoch. Und wie!*

Keine acht und erst recht keine neun Jahre wurden es für Rolf Oehler, dabei hatte er immer befürchtet, wegen seiner Flucht würde man ihn als letzten nach Hause schicken. Tatsächlich aber durfte er am 2. September 1949, nach fast sechs Jahren Gefangenschaft, sogar noch vor Paul Hütter, die Heimreise antreten. Aus welchen Gründen? Das wird er wohl nie mehr erfahren, aber nie mehr vergessen wird er wohl auch, daß er wegen seiner großen Lippe, die er noch beim Abtransport riskierte, beinahe doch hätte länger bleiben müssen. Der Wachsoldat warnte ihn sogar: „Noch ein Wort, und es geht wieder zurück!“

FOTO

Entlassungsschein aus der Gefangenschaft

Nun war Rolf Oehler Mitte 20, die Jugend hatte er an der Front und in Gefangenschaft gelassen, und sein Jena war nicht mehr die Stadt, die er kannte. Die Eltern wußten wohl aus dem jüngsten Briefverkehr, daß der Sohn bald heimkehren würde, aber dann verfehlten sich Vater und Sohn. Der eine wartete am Nordbahnhof, der andere kam auf dem Bahnhof Jena Paradies an. Ein Vorzeichen für die nächste Zeit einer allgemeinen Entfremdung, wie sie viele Kriegsgefangene nach all den Jahren der Isolation durchleben mußten. Der Heimkehrer nahm einen Schleichweg an der Saale entlang, eingeschüchtert und in sich gekehrt. Der ältere Bruder, Gerhard, war an der Ostfront gefallen, Werner, der jüngere Bruder, war inzwischen wohlbehalten aus Finnland zurückgekehrt und lebt noch heute in Jena.

Ruhe ins Leben von Rolf Oehler brachte Christel, die er schon bald heiraten sollte. Doch den Widerstandsgeist, den er bereits im Lager immer wieder bewiesen hatte, konnte auch die Ehe nicht besänftigen. Von Beginn an legte sich der Heimkehrer mit der Staatsmacht in Gestalt der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an. Er ließ sich sogar einmal von der Polizei ins Wahllokal bringen, wo er dann doch abstimmte, wie er wollte. Sein Obermeister Haag bei Schott, wo er wieder Anstellung gefunden hatte, warnte den Querkopf, weiter gegen den Strom zu schwimmen.

Rolf Oehler freilich glaubte nicht an die Versprechungen des Sozialismus und gehörte zu denen, die sich gegen die willkürliche Erhöhung der Arbeitsnormen 1953 zur Wehr setzten. Mehr noch, er stand in seiner Schlosserkluft am 17. Juni in der ersten Reihe der Schottianer, die den Protest auf Jenas Straßen trugen, und machte „aktenkundige Bemerkungen“. Die blieben natürlich nicht ungehört, und ein Spitzel verriet den Aufständischen an die Staatssicherheit. Drei Tage lang versteckte er sich bei einer Verkäuferin. Die Nachbarn waren schon gewarnt, daß er möglicherweise über einen der Balkone würde fliehen müssen. Dann standen die Büttel des Regimes plötzlich um 3.30 Uhr mit einem Hund vor Rolf Oehlers Notbett und nahmen ihn mit auf das Kreispolizeiamt. Da lachte man zunächst noch über seine Sprüche der Art: „Warum denn in die Ferne schweifen, das Glück, das liegt so nah! Warum denn untern Teppich sch…? Der Nachttopf steht doch da!“ Doch bald schon war Schluß mit lustig. Das Verhör führten zwei angebliche Studenten. Rolf Oehler aber wollte zuerst wissen, wer ihn angeschwärzt habe. Und tatsächlich gab man ihm einen Namen an, den von Herbert Riesch, der früher immer am lautesten „Heil Hitler“ gerufen hatte, ein Wendehals und Mitläufer. Als der Verdächtige aufdeckte, wes Geistes Kind der Denunziant war, schien schon fast Hoffnung für den Untersuchungshäftling aufzukommen, aber just in dem Moment erschien ein Bote, der etwas abgab, woraufhin sich die Aussichten rasch wieder verdüsterten.

Man brachte Rolf Oehler ins Gefängnis unweit vom Landgrafen, wo er ein paar Tage warten mußte, bis er nach Gera verlegt wurde. Dort ließ ihn Oberstaatsanwalt Klötzer („den Namen vergesse ich nie!“) mit Schuhen ohne Schnürsenkel und in Handschellen in den Gerichtssaal führen. Der Richter wog ab: Hier die ausgezeichnete Beurteilung des Angeklagten durch den Arbeitgeber Schott, wo Rolf Oehler immer als hundertprozentig einsatzbereit galt, da die Rädelsführerschaft am 17. Juni. Und dann die Staatsanwaltschaft: „Sie haben doch regelmäßig RIAS und andere Feindsender gehört…“ Seinem Pflichtverteidiger entzog der Beschuldigte das Wort und führte selbst ins Feld, daß er anständig arbeite und Überstunden für den Sozialismus mache, um seine zwei Babys ernähren zu können. Wenn er allein an all die Milch- und Buttermarken dachte, die tausendfach zu kleben waren. Etwa eine Stunde dauerte die Verhandlung, zu der auch unvermutet die Frau aus Jena gekommen war. Dann lud der Staatsanwalt, der sein Gegenüber mit allen Mitteln hatte weichklopfen wollen, Rolf Oehler in sein Dienstzimmer. Auf dem Weg dorthin - unvergessen - trat ihm ein Posten noch in den Hintern, weil er wegen der offenen Schuhe ohne Schnürsenkel nicht schnell genug laufen konnte. Dann die Seelenmassage durch den Staatsanwalt: „Wünschen Sie Kaffee oder vielleicht ein Glas Schnaps? Sie können doch reden, andere überzeugen. Solche wie Sie brauchen wir in der Partei…“ Vor der eindrucksvollen Kulisse von Fahnen und Portraits der Staatsmänner reichte der Staatsanwalt dem Angeklagten die Hand wie einem Freund und bot sogar seine Hilfe an, falls diese gebraucht würde. Gespenstisch und doch die Wirklichkeit. Ohne eine Erklärung unterschrieben zu haben, ohne die Zusage gemacht zu haben, als Inoffizieller Mitarbeiter zu kooperieren und in die Partei einzutreten, wurde Rolf Oehler auf freien Fuß gesetzt und konnte vor lauter Aufregung bei einer Bekannten seiner Frau in Gera kaum die Kaffeetasse halten.

Im Betrieb hatte man 98 Mark für seine Frau gesammelt, und man hieß Rolf Oehler mit einem Empfangstransparent willkommen. Wurst und Gemüse gab es geschenkt, viel Schulterklopfen. Aber die Ruhe war trügerisch. Als eine Vorladung wegen der weiteren Untersuchung des Falls eintraf, riet der Cousin seiner Frau, selbst ein großes Tier in der Partei und Leiter der Molkerei, der sich menschlichen Anstand bewahrt hatte, dazu, sich krank zu melden und ins Krankenhaus zu gehen. Da könnte er ihn freikriegen. Doch es kam anders. Rolf Oehler wollte sich nicht als Spitzel anwerben lassen, um die Sache mit dem 17. Juni vergessen zu machen. Er wählte die Flucht. Anders als in Wladimir sollte die nun gelingen. 1954 nahm er Verbindung mit Leipzig auf, wo man Republikflüchtlingen mit Fahrkarten nach Berlin half. Während seine Frau heulend wieder nach Jena zu den Kindern zurückfuhr, wartete er auf einen Schieberbus, der auf Schleichwegen nach Berlin West fuhr. Da wäre er aus Versehen beinahe in einen Zug zurück in die DDR eingestiegen, wenn ihn nicht eine Krankenschwester gewarnt hätte. Nach einigen Tagen des Wartens flog man eine Gruppe von Flüchtlingen nach Hamburg aus. In Bergedorf verdingte er sich als Bauschlosser und machte dort mit seinem Geschick und Fleiß allen etwas vor, sehr zur Freude des Chefs, der freilich dem Mann aus dem Osten deutlich weniger bezahlte als den anderen, obwohl die zum Teil „stinkfaul“ waren… Die Frau konnte ihn auf Sonderurlaub zunächst ohne die Kinder besuchen, später brachte sie die beiden Mädchen mit. Wie? Das weiß Rolf Oehler bis heute nicht. Vielleicht hatte ja der Mensch gebliebene Cousin der Frau die Hand im Spiel.

Die nächste Station war Bochum, Arbeit im Schacht „Friedliche Nachbarn“, harte Maloche als Maschinenhauer. Ärmliche Verhältnisse mit Möbeln aus Obstkisten und einem Elektrokocher als Luxusartikel. Dennoch gingen immer wieder Pakete von Bochum nach Jena zu den Eltern. 1962 noch eine Umschulung auf Meß- und Regeltechnik und dann so etwas wie bescheidener Wohlstand. Das Einkommen verdoppelte sich, es gab Auslöse und Zuschläge, und man konnte mehr nach Jena schicken. Bis heute schenkt Rolf Oehler gern mit offenen Händen.

Vor sieben Jahren ist Rolf Oehlers Frau gestorben, vor drei Jahren zog er ins Haus seiner Tochter in Iserlohn. Er blickt auf ein Leben zurück, das erst mit 40 so richtig begonnen hatte. Bis dahin war es ja nur Mühe und Arbeit gewesen - und Auflehnung gegen Willkür und Unrecht. Er hat jetzt eine schwere Operation hinter sich und ist dankbar und froh, noch zu leben. Enttäuschend nur, daß er nicht als politisch Verfolgter anerkannt wurde. Bei dem Antrag damals hatte er vergessen anzugeben, daß man ihn anwerben wollte. Bei der Flucht hatte er ja alles zurücklassen müssen, im Westen bei Null begonnen. Da tut es schon weh zu wissen, daß einstige stramme Parteigenossen sich Entschädigungen von bis zu 40.000 Euro erschlichen haben. Aber sei’s drum. Rolf Oehler ist guten Mutes, hat seine zwei Töchter um sich, mit seiner Enkelin macht er Urlaub. Das Leben ist zu kurz und zu schön, um sich über Dinge zu ärgern, die nicht mehr zu ändern sind.

In Jena lebte die Familie damals in einer Kriegsopfersiedlung, weil der Vater mit einem steifen Bein aus dem 1. Weltkrieg nach Hause gekommen war. Als Rolf Oehler aus der Gefangenschaft zurückkehrte, hatte er noch eine Riesenwut auf die Russen im Bauch. Heute trägt er den einstigen Feinden nichts mehr nach. Er weiß, daß er für einen Unrechtskrieg vom eigenen Land mißbraucht wurde. Und er hat Kameraden von einst wiedergesehen. Paul Hütter hat ihn vor acht Jahren gesucht und gefunden, Paul, dieser vorzügliche Koch aus dem Westerwald, mit dem er schon im Schwarzwald war und den er nun nach Iserlohn einladen möchte, sobald die Operation verkraftet ist. Auch an Ludwig Reusch erinnert er sich gut, diesen hübschen Jungen, der jetzt in Los Angeles lebt und damals im Lager „so kolossal leiden mußte und ein so feiner Kamerad war“. Schon bald nach der Heimkehr begegnete er in Hamburg auch einmal Kurt Langemaack. Es gab sogar einmal ein Gruppenbild der Gefangenen von Wladimir. Doch leider ist es beim Umzug verlorengegangen. Und leider hat es sich auch nie mehr ergeben, noch einmal Wladimir zu besuchen. Nicht einmal nach Jena ist er in den letzten Jahren noch gekommen.

Aber die Erinnerungen bleiben: an noch nicht asphaltierte Straßen in Wladimir; an die bildhübsche Dreherin, in Lumpen gekleidet; an einen betrunkenen Offizier der Roten Armee, den man mit aufgeschlagenem Kopf aus einem Lokal zog; an einen feinen Herrn in Marienuniform und gestreiftem Hemd; an den geschlachteten Hund, den Meschket Liebermann gemeinsam mit dem Trupp von Paul Hütter unwissentlich verspeist hat; an eine Krähe, 30 Meter über den Köpfen fliegend, die ein Russe abschoß und die dann im Kochtopf landete; an die Bastlatschen an den wunden Füßen; an Menschen auf beiden Seiten des Stacheldrahts, die im anderen immer auch den Menschen erkannten.

Epilog:

Dem Internet sei Dank kann man noch Restexemplare des Bändchens von Kurt Langmaack, „Stacheldraht statt Sozialismus“ erwerben Aber wie ist es denn möglich, daß wenige Tage nach der Bestellung diese Preziose just aus Jena nach Erlangen kommt, vom Antiquariat Petri? Und wie ist die Schrift aus der Bibliothek von Schornsteinfegermeister Erich Borgwardt aus Hamburg-Billstedt ausgerechnet nach Jena gelangt? Das wäre wieder eine eigene Geschichte, wahrscheinlich nicht weniger unglaublich als die Biographie von Rolf Oehler, dem mutmaßlich ersten Jenenser in Wladimir.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

**Heinz Reinhardt -** [**HABE ES GESCHAFFT, GRUSS HEINZ.**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/08/16/habe-es-geschafft-gruss-heinz/) **(Vlotho in Ostwestfalen)**

[**Tut das euch Mögliche, eure Welt friedlich zu halten!**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/07/29/tut-das-euch-mogliche-eure-welt-friedlich-zu-halten/)

Im Frühjahr 2010 meldete sich, auf den Erlangen-Wladimir Blog aufmerksam geworden, Peter Reinhardt mit der Nachricht, sein Vater, Heinz Reinhardt, sei Ende Februar fast 90jährig verstorben, habe aber unter dem Titel „Lebensabschnitte” seine Erinnerungen u.a. an die Lagerhaft in Wladimir hinterlassen. Diese in ihrer Detailfülle und stilistischen Dichte erstaunliche Beschreibung, entstanden zwischen Januar 2000 und August 2002 und seinen Kindern gewidmet, hat der Sohn freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Dies sei ein Zeugnis einer Jugend in Krieg und Lager mit einer Zusammenfassung der Geschehnisse, wie Heinz Reinhard, am 23. April 1920 in Delligsen geboren und am 27. Februar 2010 in Vlotho verstorben, seine Wladimirer Jahre beschreibt.

Im Vorwort seiner Rückschau mahnt der Verfasser die Leser: „Die Menschen meiner Generation haben es nicht vermocht, den schrecklichsten aller Kriege zu verhindern. Tut Ihr das Euch Mögliche, Eure Welt friedlich zu erhalten!“ Ein Motto, wie es treffender nicht formuliert werden könnte!

Die Biographie seiner Militärzeit sieht der Autor „im Blick auf den fast sechsjährigen Krieg untypisch, denn als 19jähriger, so alt war ich bei Kriegsausbruch am 1. September 1939, wäre ich normalerweise zum Militärdienst eingezogen worden.“ Und weiter: „Meine Tätigkeit als Konstrukteur bei ARGUS, einem kriegswichtigen Betrieb, der Flugzeugmotoren herstellte, bewahrte mich davor. Von kurzen militärischen Episoden abgesehen - acht Wochen Grund- und Waffenausbildung in Breslau und einige Monate Heimatflak-Bereitschaftsdienst - war ich bis Ende August 1944, der Krieg dauerte schon fünf Jahre, ein von vielen beneideter Zivilist. Die Zeit der Blitzsiege war längst vorbei, unsere Truppen an allen Fronten auf dem Rückzug, und Millionen Soldaten hatten ihr Leben verloren, als Anfang September 1944 auch ich den Einberufungsbefehl bekam.“

Was folgt ist eine schrecklich genaue Beschreibung der letzten Kriegswochen, wie sie Heinz Reinhardt mit seiner in Auflösung begriffenen Einheit um Cottbus erlebte. Eine Schilderung, die deutlich macht, warum die Deutschen so entsetzliche Angst vor den Russen hatten, wurde ihnen doch klar, was man den „slawischen Untermenschen“ angetan hatte und noch immer antat. Ein Beispiel genüge: „Inzwischen ist es hell geworden, wir treffen auf einen brennenden russischen Panzer. Ein russischer Soldat hängt tot im Panzerturm, ein zweiter liegt verwundet neben dem Panzer. Was jetzt folgt, versetzte mir einen tiefen Schock. Ein Waffen-SS-Mann zieht seine Pistole, stellt sich neben den auf dem Boden liegenden, verwundeten russischen Soldaten und tötet ihn durch einen gezielten Kopfschuß! Warum? Was sind die Motive für solches Handeln? Fragen, die ohne Antwort bleiben!“ Etwas später trifft Heinz Reinhardt auf eine Gruppe exekutierter Männer in Polizeiuniformen: „In meinem Kopf rasen die Gedanken. Was wird der Russe mit uns machen, wenn wir ihm in die Hände fallen? Ein SS-Offizier, der wie wir dies Geschehen gesehen hat, bleibt hinter uns zurück, während ich mit den anderen im Eilmarsch weitergehe. Nach wenigen Augenblicken höre ich einen Pistolenschuß. Als ich mich umdrehe, sehe ich den SS-Offizier reglos am Boden liegen. Er hat sich offenbar selbst erschossen. War der Grund für diese Selbsttötung vielleicht ein Ahnen, was ihn im Fall einer Gefangennahme durch die Russen erwarten würde? Ich sehe in diesem Moment den hilflosen, verwundeten russischen Panzersoldaten vor meinen Augen!“

Im Flemming bei Baruth gerät der mit zwei weiteren Kameraden versprengte Heinz Reinhardt kurz vor Jüterbog in Gefangenschaft. Sie ergeben sich zwei Soldaten der Sowjetarmee, die ihnen auf einem Motorrad entgegenkommen, und werden in ein Sammellager in einer Halle gebracht. Es beginnt eine Gefangenschaft, die - Heinz Reinhardt hat sie wohl durchgezählt - vier Jahre, sieben Monate und elf Tage währen sollte und doch zu guter Letzt endete und ihn nach Hause zurückkehren ließ. Den ganzen Weg der Gefangenschaft wollen wir hier nicht nachzeichnen, so packend er auch geschrieben ist. Gesagt sei aber dennoch, daß er von Jüterbog über Sagan, Oppeln, Komarom, Pressburg, ins rumänische Focsani und von dort weiter nach Ismail an der Donau führte.

Von da ging es dann Anfang Dezember 1945 nach Neja, in der Region Kostroma unweit von Wladimir gelegen, wo der Gefangene am Heiligen Abend eintraf: „Müde und durchgefroren steigen wir aus und marschieren in der Dunkelheit in ein Barackenlager. Dürfen aber erst nach der Bade- und Entlausungsprozedur in die - wir können es kaum fassen - wohlig warmen Unterkünfte. Dort empfängt uns zwar kein Weihnachtsbaum, aber auf jedem der doppelstöckigen Betten liegen eine Sägespan-Matratze und eine Decke.“

„So wird die erste Nacht in Neja zu einer lange, lange entbehrten Wohltat.“ Dennoch ist der Aufenthalt bis zum Mai 1946 von Entbehrung und harter Arbeit im Wald geprägt. Die Norm ist zu hoch, wird nicht erreicht, also kürzt man die Ration, man wird schwächer und kann immer weniger leisten… Eine schlimme Spirale, die sich da entwickelt und der Heinz Reinhardt zunächst nur als „Simulant” entkommt, bis er sich wirklich eine Verletzung zuzieht, an der er Wochen und Monate laboriert. Und dann noch eine hartnäckige Entzündung des Zellgewebes am Bein, die ihn ins Krankenrevier des Hauptlagers aus dem Wald herausbringt. Erst im Lazarett von Galitsch, vom 10. Mai 1946 bis Ende Februar 1947, wo der Niedersachse mit schockierenden 46 kg auf den Rippen ankommt, kann er sich bei besserer Verpflegung und in einem Krankensaal mit weiß bezogenen Dopppelstock- und Einzelbettgestellen aus Stahl auskurieren. Da der Patient nicht raucht, profitiert er von der Doppelration Tabak, die Kranken zusteht, denn das gibt die Möglichkeit, Machorka und Feinschnitt - u.a. bei den Ärzten - gegen Brot einzutauschen. Hier erreicht ihn auch die erste Karte aus der Heimat mit der frohen Kunde, daß die ganze Familie den Krieg wohlbehalten überstanden habe. Ein Bettnachbar, der im August 1946 als unheilbar zurück in seine Heimat nach Fallingbostel geschickt wird, kann den Eltern Einzelheiten berichten. Wegen der Mißernte wird die Verpflegung im Lager ab Herbst 1946 wieder schlechter.

Nach elf Monaten im Lazarett geht es zurück nach Neja ins Waldlager, freilich in der Gruppe derer, die nicht voll arbeitsfähig sind und die Mehrheit stellen, bis im April 1947 nach einem bitterkalten Winter die Verpflegung wieder besser wird. „Die Ernährungslage der russischen Zivilbevölkerung ist, das wird uns deutlich klar, auch nicht besser als unsere, zumal wir von einem aus der Ukraine stammenden Wachtposten erfahren, daß in seiner Heimat im vergangenen Winter viele Menschen den Hungertod gestorben sein sollen.“ Hier ist es, wo Heinz Reinhardt zum ersten Mal direkten Kontakt mit der russischen Zivilbevölkerung bekommt: „Ich erfahre das Mitgefühl, das uns diese Menschen entgegenbringen. Selbst in einer kaum besseren Versorgungslage, werden unsere Bitten nach etwas Eßbarem meist erhört.“ Im Urwald um das Lager herum sucht man im Sommer Beeren und Pilze, einige Gefangene verlaufen sich, bleiben verschollen, andere werden völlig entkräftet gefunden. Schließlich wird das ineffektive Waldlager aufgegeben, und die Gefangenen fahren in Güterwaggons über Kostroma und Iwanowo bis Wladimir - mit Ausnahme von ca. 30 Kameraden, die als Angehörige der Waffen-SS identifiziert und mit unbekanntem Ziel gen Osten verfrachtet wurden.

*Von hier an nun der wörtliche Bericht von Heinz Reinhardt über seine Lagerzeit in Wladimir.*

Auf dem Bahnhof angekommen, hinterläßt der erste Blick auf Wladimir einen tiefen Eindruck. Eine Vielzahl von Kirchen mit den typischen Zwiebelkuppeln bestimmt die Silhouette der auf einer Anhöhe oberhalb des Flusses Kljasma liegenden Stadt. Die etwa 30 Kirchen und eine Kathedrale entstanden zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert, als Wladimir die Hauptstadt des größten russischen Fürstentums und Sitz des russischen Metropoliten war. Bis auf die Kathedrale, die nach russischer Sprechweise noch „arbeitet“, d.h. in der noch Gottesdienste stattfinden und die sich mit ihren vergoldeten Kuppeln aus dem tristen Grau der übrigen Kirchen heraushebt, sind alle anderen Kirchenbauten zu sehr profanen Nutzungen umgerüstet. Neben den Funktionen als Lagerhallen, Werkstätten u. ä. wurde, wie wir erfahren, eine Kirche vorübergehend auch als Kriegsgefangenenlager genutzt. Unser neues Domizil wird das am Stadtrand gelegene und aus einem Dutzend Steinbaracken bestehende Gefangenenlager. Das Lagerareal, ein großes Viereck, ist wie ein Gefängnis mit einem fast drei Meter hohen Zaun umgeben. An den vier Ecken stehen Wachtürme, die, so unser erster Eindruck, immer von Posten besetzt sind. Nach der „großen Freiheit“ im Waldlager beschleicht mich zuerst eine gewisse Beklommenheit, die sich aber schon nach den Eindrücken der ersten Stunden verliert und einem Gefühl der Erleichterung Platz macht.

Eine saubere, mit vom Militär her bekannten doppelstöckigen Stahlbetten ausgestattete Baracke wird unser Zuhause. Nachdem wir Quartier bezogen haben, geht es zum ersten Essensempfang in den Speisesaal. Jawohl, in einen mit blanken Holztischen und Bänken ausgestatteten richtigen SPEISESAAL! Neben dem Ausgabeschalter hängt eine Tafel mit dem SPEISEPLAN, auf dem wir mit großen erstaunten Augen lesen können, wie man aus der uns zugebilligten dürftigen Verpflegung mit viel Fantasie „üppige“ Mahlzeiten zaubern kann!

So lesen wir denn: Frühstück - Brotsuppe süß; Mittagessen - legierte Gemüsesuppe, Gulasch mit Kartoffelpüree und Krautsalat; Abendessen - Gemüsesuppe mit Einlage.

Das Ergebnis der „Zauberei“ sieht in der Realität dann so aus: Die „Brotsuppe süß”, als täglich gleichbleibender Teil der Tagesverpflegung, besteht neben Wasser aus 50 Gramm Brot und 17 Gramm Zucker, wobei der Zucker die uns „zustehende” Tagesration darstellt. Die “legierte Gemüsesuppe” hat ihren Namen von ein paar Weißkohlblättern, die in viel Wasser schwimmen, das mit etwas Kartoffelstärke angedickt ist. Die Gulaschportion, zugeteilt mit einer Schöpfkelle von der Größe eines Eßlöffels, entpuppt sich als eine dunkle Sauce mit kleinen Fleischstückchen darin. Zerkochte Kartoffeln werden zu „Püree”, und der „Krautsalat” ist einfach eine tennisballgroße Portion Sauerkraut. Die Abendsuppe unterscheidet sich von der am Mittag genossenen lediglich durch den Namen. Satt werden wir bei den uns zugebilligten Rationen natürlich auch hier nicht. Aber für mich, der die primitiven Lebensumstände des Waldlagers hinter sich hat, ist dieser erste Tag im Lager Wladimir wie die Rückkehr in die Zivilisation!

Weitere Fakten verfestigen diesen Eindruck: Das Bild der kahlgeschorenen Männerköpfe hat mich vom ersten Kahlschnitt in Oppeln bis hier nach Wladimir begleitet. Überrascht sehe ich nun, daß hier praktisch alle Gefangenen einen vollen Haarwuchs und individuelle Frisuren haben. Nur einige wenige sind kahlköpfig, und wir erfahren, daß diese wegen irgendwelcher Delikte wie z.B. Kameradendiebstahl, Verstoß gegen die Lagerordnung o. ä. Tage oder auch Wochen in einer Art „Strafkompanie“ unter erschwerten Bedingungen arbeiten müssen und als diskriminierendes Kennzeichen den Kopf rasiert bekommen. Wir, meine Waldkameraden und ich, wollen dieser Gruppe natürlich nicht zugerechnet werden und gehen deshalb so oft es möglich ist, zum Friseur, um schnell einen Ansatz von „Frisur“ erkennen zu lassen.

Ein mir ganz wichtiger und in der Lagerordnung festgelegter Punkt betrifft die Körperhygiene. Alle zehn Tage geht es zur Ganzkörperreinigung in die „Banja“, und es gibt saubere Unterwäsche. Andere Festlegungen in der Lagerordnung nehme ich erst einmal mit Skepsis zur Kenntnis, denn ob es stimmt, daß beim Arbeitseinsatz beschädigte Kleidung nach Schichtende in der lagereigenen Näherei abgegeben und vor der nächsten Schicht geflickt oder, durch ein anderes Kleidungsstück ersetzt, wieder abgeholt werden kann, und ob es wirklich so umgesetzt wird, daß zur Vermeidung von Arbeitsausfall durch Erkrankung es eine mich erstaunende Anordnung gibt. nämlich die, daß wir wegen nur einer Garnitur Bekleidung beim Arbeitseinsatz im Freien bei länger andauerndem Regen die Arbeit unterbrechen oder einstellen können….Warten wir ab, wie die Lagerwirklichkeit aussehen wird!

Daß in diesem Lager auch „Kultur“ geboten wird, erkennen wir bereits im Speisesaal, der an einem Kopfende mit einer durch einen Vorhang abgetrennten und erhöhten Bühne ausgestattet ist. Ein lagereigenes Orchester soll in regelmäßigen Abständen auftreten, und es hat in der Vergangenheit auch schon Aufführungen einer Theatergruppe gegeben. Ich warte mit Spannung auf die erste Gelegenheit, nach langer, langer Zeit wieder einmal Musik zu hören.

Nachdem ich hier in Wladimir schon in den ersten Stunden so viele mich erstaunende positive Neuigkeiten registrieren konnte, rückt jetzt wieder die Realität unseres Gefangenendaseins ins Bewußtsein. Es geht um den am nächsten Tag beginnenden Arbeitseinsatz. Dafür gibt es hier viele Möglichkeiten, wie z.B. im Kanal- und Straßenbau, im Wohn- und Industriebau, in der Ziegelei oder im großen Traktorenwerk mit etwa 3.000 Beschäftigten.

Neben der Masse der Gefangenen, die niedere, „ungelernte“ Arbeit verrichten, gibt es im Lager eine Gruppe von rund 200 Mann, die als Facharbeiter, von den Russen „Spezialisten“ genannt, in ihrem erlernten Beruf arbeiten und wie ihre russischen Kollegen entlohnt werden. Der monatliche Verdienst dieser Facharbeiter liegt in der Regel über 400 Rubel, einem Betrag mit besonderer Bedeutung, denn: Diese 400 Rubel sind nach russischer Lesart die Kosten, die ein Kriegsgefangener im Monat für Verpflegung, Unterbringung, Kleidung und medizinische Versorgung verursacht und die er deshalb durch seine Arbeitsleistung mindestens erbringen soll. Die „Ungelernten“ erreichen diese 400 Rubel-Schwelle selbst bei voller Normerfüllung nie! Bei den meisten Spezialisten dagegen wird jeden Monat „Bares“ bis zur Maximalsumme von 200 Rubel ausgezahlt. Liegt der Verdienst noch über dieser Grenze (400 Rubel Sockelbetrag plus 200 Rubel „auf die Hand“), wird der darüberliegende Betrag auf einem Konto gutgeschrieben und, so heißt es, „bei der Entlassung ausgezahlt“.

Seit der Erstbelegung dieses Lagers im Herbst 1945, also seit zwei Jahren, gibt es auch schon diese privilegierte Spezialisten-Gruppe, die innerhalb des Lagers ein sich von der großen Masse abhebendes Eigenleben führt. Nahrungsmangel, also Hunger, gibt es bei diesen nicht, denn sie können hochwertige Lebensmittel wie Fleisch, Weißbrot, Margarine, Tomaten und Obst in den Läden („Magazinen“), die im Umfeld ihrer Arbeitsplätze liegen, kaufen. Der „Wohlstand“, in dem diese Gruppe lebt, ermöglicht auch die Beschäftigung von „Putzern“ für persönliche Hilfsdienste, die dafür mit Naturalien aus dem wegen eigener Sattheit nicht benötigten Überschuß entlohnt werden. Der Besitzer eines solchen „Putzer-Arbeitsplatzes“ ist aus meiner Sicht zu beneiden, denn seit dem ersten Tag der Gefangenschaft bestimmt der ungestillte Hunger unser Dasein. Deshalb versucht man auch, jede Chance zu nutzen, irgendwie an zusätzliche Nahrung zu kommen. Mir bleibt vorerst, wie schon in der zurückliegenden Zeit, nur die Möglichkeit, meine Machorka-Ration bei einem Raucher gegen Brot einzutauschen. Denn mein Versuch, als Ingenieur im Konstruktionsbüro des Traktorenwerks arbeiten zu können, scheitert daran, daß dieser Bereich für uns Kriegsgefangene nicht zugänglich ist.

So beginnt für mich die Arbeit hier in Wladimir in einer Handlanger-Brigade auf einer Großbaustelle, wo ein- und mehrgeschossige Wohnhäuser für Arbeiter des nahegelegenen Traktorenwerkes errichtet werden. Das Ausschachten von Gräben für Fundamente, Kanal- und Fernheizungsrohre sowie der Transport von Baumaterialien sind die Arbeiten der ersten Wochen. Bei den uns zugewiesenen Ausschachtarbeiten ist die „Norm“ wegen der günstigen Bodenverhältnisse sogar von mir zu schaffen, so daß sich meine tägliche Brotration auf meist 600 Gramm erhöht. Bei Handlangerarbeiten für Maurer oder Zimmerleute ist die Normerfüllung an die Leistung der Handwerker gekoppelt. Schaffen diese ihre Tagesnorm, bin auch ich Nutznießer von 200 Gramm Zusatzbrot. Der Unterschied liegt lediglich in der Bezahlung. Die Handwerker verdienen über 400 Rubel, bekommen also Geld ausbezahlt, während ich als Hilfsarbeiter unter dieser Hürde von 400 Rubel liege und damit keine Kopeke bekomme.

Da viele der neugebauten Häuser schon bewohnt sind, bietet sich uns die Gelegenheit, mit den russischen Zivilisten in Kontakt zu kommen und „kleine Geschäfte“ zu machen. Denn während wir Gefangenen nur unsere Ernährungslage zu verbessern suchen, sind es für die Russen die fehlenden und meist nicht zu kaufenden Dinge des täglichen Bedarfs, die jeder versucht, sich irgendwie zu beschaffen. Wir, die Kriegsgefangenen, klinken uns da als Handels- und Tauschpartner ein: Eine Handvoll Nägel, ein unter der Jacke verstecktes Bündelchen Kleinholz oder auch mal ein halber Sack Zement, alles auf der Baustelle „organisiert“, bringen ein Stück Brot oder ein paar Rubel, für die man dann im „Chleb-Magazin“ (Brotladen) um drei Rubel ein Kilo Brot kaufen kann.

Nach den Erfahrungen der zurückliegenden zweieinhalb Hungerjahre werden wir auch künftig kaum damit rechnen können, daß sich dieser Zustand für uns positiv verändern wird. Dieses permanente „Nichtsattwerden“ erklärt auch ein typisches, immer wiederkehrendes Thema bei Diskussionen zwischen uns Gefangenen. Waren in der Militärzeit die Frauen das „Thema Nummer 1“, so kreisen die Gespräche jetzt immer wieder nur um das Essen! Und bis ins kleinste Detail. Insbesondere was die Raffinesse der zu verwendenden Gewürze angeht, werden die leckersten Rezepte aus allen deutschen Gauen wortreich erläutert. Aber vom Speichel abgesehen, der ob der vor dem geistigen Auge schwebenden Genüsse im Munde zusammenläuft, bleiben es immer wieder nur Gedankenspiele.

Es wird deshalb von mir und allen anderen Gefangenen als absolut normal empfunden, jede sich bietende Gelegenheit zu nutzen, durch „Organisieren“ direkt an Zusatznahrung oder Dinge zu kommen, die sich durch Tausch oder Verkauf in Nahrung verwandeln lassen. Ein Unrechtsbewußtsein bei solchem „Organisieren“ kommt kaum auf, und wird man erwischt, ist man froh, wenn es bei der Wegnahme des Organisierten bleibt und keine Meldung an die Lagerleitung erfolgt. Denn eine solche Meldung kann zur Folge haben, daß es zu einer Bestrafung wegen „Diebstahls von Volkseigentum“ kommt, weil im sozialistischen Rußland ja alles dem Volke gehört und vor der Wegnahme durch „Schädlinge“ geschützt werden muß. Wir erfahren, daß es hier im Lager Wladimir schon zu Strafverfahren vor dem örtlichen Gericht wegen solcher Delikte gekommen ist und den Delinquenten dafür die „üblichen“ Regelstrafen von mindestens fünf Jahren Arbeitslager zudiktiert worden sind. Die oberste Maxime beim „Organisieren“ bleibt also immer: Sich nicht erwischen lassen!

Meine Eingewöhnungszeit ins Lager- und Arbeitsleben hier in Wladimir ist kurz und läßt die optimistische Hoffnung zu, daß der kommende Winter leichter zu ertragen sein wird als im Lager Neja. Zumal wir aus der Ostberliner Zeitung „Neues Deutschland“, die hier relativ regelmäßig ankommt, erfahren, daß das kommende Jahr 1948 für alle deutschen Kriegsgefangenen in Ost und West das „Jahr der Entlassung“ werden soll. Auf Rückfragen bestätigt auch die russische Lagerleitung die Richtigkeit dieser Zeitungsmeldung. Es ist klar, daß unsere Stimmungslage sich ob dieser Ankündigung schlagartig deutlich verbessert und auch die tägliche Fronarbeit nicht mehr als so bedrückend empfunden wird. Auch hofft natürlich jeder von uns, nicht zu den Heimkehrern zu gehören, die das Jahr 1948 bis zum letzten Tag auskosten müssen.

Aus Anlaß der Feiern zum 30. Jahrestag der Oktoberrevolution am 8. und 9. November kommen wir in den Genuß von zwei arbeitsfreien Tagen. Allerdings muß durch tägliche Mehrarbeit die „geschenkte” Zeit ausgeglichen werden. Die Feiern an diesen beiden Tagen beginnen mit Reden des russischen Polit-Offiziers und eines deutschen „Aktivisten”, in denen uns neben der Schilderung der Revolutionsereignisse zum x-ten Male und wortreich die Vorzüge des Sowjet-Systems erläutert werden. Gestaltet werden diese Tage in besonderer Weise durch unser Lagerorchester, das uns mit flotten Unterhaltungsmelodien und klassischer Musik erfreut. Ein Revuefilm mit Marika Rökk und eine Theateraufführung unserer Laiengruppe lassen uns das Gefangenendasein an diesen Tagen fast vergessen.

Der Winter kündigt sich durch Regen- und Schneeregenfälle an. Und tatsächlich bestätigt sich ein von mir bislang bezweifelter Passus der Lagerordnung: „Um nicht durchnäßt zu werden, wird die Arbeit bei starkem Regen unterbrochen.” Die Ausfallzeit mindert die Tages-Arbeitsnorm entsprechend. Mit dem Einsetzen des Frostwetters hört hier in Rußland im Gegensatz zur mir bekannten Praxis in Deutschland die Maurertätigkeit noch längst nicht auf. Denn das die gesamte Großbaustelle mit Beton und Mörtel versorgende zentrale Mischwerk arbeitet bei Minusgraden mit kochend heißem Wasser und mit auf über 100° C erhitztem Sand (in diesem Sand können wir sogar Kartoffeln garen!). Während die Betonierarbeiten wegen der langen Aushärtezeit nur in frostfreien Räumen ausgeführt werden können, hören die Maurer erst auf, wenn die Temperatur unter - 10° C sinkt und sich beim Verarbeiten im Mörtel Eiskristalle bilden. Erdarbeiten, wie z.B. das Ausheben von Gräben für Rohrleitungen, gehen aber auch bei tiefsten Temperaturen weiter. Im gefrorenen Boden ist diese Arbeit mit Spitzhacke und Brechstange sehr mühsam und kräftezehrend. Die Norm wird deshalb von mir nur selten erfüllt, so daß ich in dieser Zeit mit einer Regelzuteilung von mageren 400 Gramm Brot auskommen muß.

Die Wochen vergehen, und zum dritten Mal muß ich die Weihnachtstage, die hier im atheistischen Rußland natürlich ganz normale Arbeitstage sind, verleben. Neben der Hoffnung, daß es das letzte Weihnachten in der Gefangenschaft sein wird, endet das Jahr 1947 für mich jedoch mit einer kaum begreifbaren Überraschung.

[**Die Überraschung: Urlaub im Kriegsgefangenenlager**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/08/02/die-uberraschung-urlaub-im-kriegsgefangenenlager/)

Ich bekomme 14 Tage Erholungsurlaub!

Es dauert lange, bis ich diese Mitteilung meines Brigadeführers, der mich wegen „guter Arbeitsleistung“ (?) für diese Erholung vorgeschlagen hatte, begreifen konnte. Aber es stimmt, und so ziehe ich denn am 4. Januar für 14 Tage in die eigens für diesen Zweck eingerichtete Baracke ein.

Die Erholung beginnt für mich und 25 weitere Glückliche mit der Abgabe unserer Bekleidung, einer gründlichen Körperreinigung und dem Empfang fabrikneuer Unterwäsche und eines Drillichanzugs. Der Wohnbereich, in den wir danach einziehen, ist in einen Aufenthalts- und Schlafraum unterteilt. Im Aufenthaltsraum findet die kleine Bibliothek mit politischer Literatur und Romanen deutscher und russischer Autoren mein besonderes Interesse. Die täglich neuen Zeitungen aus Ost-Berlin und ein Radio (mit festeingestelltem Ost-Sender) vermitteln uns das Geschehen in Deutschland und der Welt aus „volksdemokratischer“ Sicht. Die Betten im Schlafraum sind, oh Wonne, weiß bezogen, und es gibt sogar Spinde, in denen wir unsere „Garderobe“ aufhängen können. Wenn ich morgens hier in dieser Umgebung aufwache, muß ich mich erst kneifen, um zu begreifen, daß ich nicht träume! Leider geht diese Traumzeit mit Ruhe, besserem Essen und Unterhaltung durch Filme, Musik von den Mitgliedern des Lagerorchesters und, ganz wichtig, mit politischen Vorträgen viel zu schnell vorüber.

Dieses total positive Erlebnis - ich habe auch fast drei Kilo zugenommen - läßt mich den Wiedereinstieg in den Arbeitsalltag, vor allem mit der Zuversicht auf die Entlassung noch in diesem Jahr, optimistischer sehen und leichter ertragen. Ich habe nie ergründen können, warum und von wem gerade ich für diese Erholung vorgeschlagen wurde. Eine Vermutung von mir ist, daß es ein Köder war, der mir die Funktion eines mit Privilegien (Arbeitsentlastung, Brigadeführer o. ä.) ausgestatteten „politischen Aktivisten“ schmackhaft machen sollte. Eine solche Funktion setzt allerdings voraus, lernwillig zu sein, die Vorzüge des sozialistischen Systems Marke Sowjetunion zu erkennen und diese Erkenntnis an die anderen noch zu Bekehrenden weiterzugeben. Meine Beiträge in den politischen Diskussionen der zurückliegenden Erholungswochen haben aber wohl den Eindruck erweckt, daß ich nicht im gewünschten Sinn überzeugt werden kann. Weshalb der Alltag für mich wie vor der Erholungszeit in gleicher Weise weitergeht.

Der russische Winter hat uns jetzt, in der zweiten Januarhälfte, voll im Griff. Die Temperatur ist auf - 20° C gefallen, und der Schnee liegt etwa 50 cm hoch. Ich werde einer Brigade zugeteilt, die im Traktorenwerk Straßen und Wege von Schnee und Eis freiräumt und alle möglichen sonstigen Aufräum- und Transportarbeiten zu erledigen hat. Arbeiten, die im Freien und auch in den Werkhallen anfallen und uns damit die Möglichkeit geben, uns immer mal aufzuwärmen. Man kommt so auch in Kontakt mit den russischen Arbeitern. Ein uns ab und an zugestecktes Stück Brot zeigt uns ihr Mitgefühl mit unserer Situation, fast drei Jahre nach Kriegsende noch immer Kriegsgefangene zu sein.

Auf dem Gelände des Traktorenwerkes mache ich eine bei mir Kopfschütteln auslösende Entdeckung: An einer Böschung neben einem Bahngleis liegen etwa 15 teilweise zerlegte, große amerikanische Werkzeugmaschinen wie Dreh-, Fräs- und Bohrmaschinen sowie Schmiedepressen. Diese Maschinen waren Teile einer großen Hilfslieferung, mit der hier in Wladimir die Produktion des Traktorenwerkes gesteigert werden sollte. Mit Beginn der Spannungen zwischen Ost und West stoppte Amerika, so meine Vermutung, nicht nur alle weiteren Lieferungen sondern auch die Entsendung der für den Aufbau erforderlichen Fachkräfte. War es Wut oder Frust über die abgebrochene Hilfe der Amerikaner, daß dieses wertvolle Gut ohne Rücksicht auf mögliche Beschädigungen einfach von den Waggons gekippt wurde? Oder ist es die immer wieder zu beobachtende Gleichgültigkeit der Russen „ihrem Volkseigentum“ gegenüber? Für mich wird hier beeindruckend deutlich, daß die russische „Planwirtschaft“ nicht in der Lage ist, in einer solchen, nicht ins System passenden Situation betriebswirtschaftlich zu reagieren. Denn die fehlende Eigeninitiative bei allen Verantwortlichen führt zu dem Ergebnis, daß mit alten, reparaturanfälligen und unwirtschaftlichen Maschinen weitergearbeitet und gepfuscht wird. Draußen an der Bahnböschung verrosten derweil neue, hochmoderne Produktionsmittel.

In einer Unterhaltung mit Kameraden wird über berufliche Werdegänge gesprochen, und eine Anmerkung von mir, daß ich meine Ingenieurlaufbahn als technischer Zeichner begonnen habe, eröffnet mir ein neues Arbeitsfeld. Ein Kamerad aus einer Malerbrigade meint, seine Tätigkeit sei mit meinem erlernten Beruf vergleichbar, weshalb er mich als Verstärkung gebraucht könnte. Es ist Mitte Februar, also noch bitterkalter Winter, und die Aussicht, von der Außenarbeit weg in beheizte Innenräume zu kommen, ist verlockend. Ich habe Glück und werde als Malergehilfe angenommen. Unsere Arbeit in den neuerstellten Wohnhäusern erfolgt in zwei Arbeitsgängen. Der erste ist das Weißen der Decken und Wände mit Kalkmilch. Im zweiten Schritt werden als Wandschmuck farbige Ornamente aufgebracht. Dies geschieht so, daß ein Stofflappen in farbiger Kalkmilch getränkt und zusammengeknüllt wird. Der Stoffknüll wird dann auf der Wand abgerollt, so daß ein unregelmäßiges Muster entsteht. Soll der Raum bunt werden, wird mit einer anderen Farbe noch einmal „gerollt“. Ich bin überrascht, wie gut die so gestalteten Räume danach aussehen und erfahre von meinen Malerkollegen, daß dieses Verfahren auch in Deutschland bekannt und üblich war. Während der erste Arbeitsgang, das Weißen der Decken und Wände, mit einem üblichen Malerpinsel ausgeführt wird, muß das Farbrollen der Wände von Hand erfolgen. Diese „Handarbeit“ hat für mich fatale, schmerzhafte Folgen. Die Kalkmilch greift die Haut meiner Hände, insbesondere die Fingerkuppen, an. Anfangs ist es nur eine Rötung, die sich über Nacht wieder verliert. Aber aus der Rötung werden schmerzende, offene Hautrisse und Hautablösungen an den Fingerkuppen. Ich muß mich deshalb krank melden und bin damit auch die leichte Malerarbeit wieder los.

Ein Trostpflaster ist jedoch die erfreuliche Tatsache, daß ich als „Handwerker“ 455 Rubel verdient habe, von denen ich nach Abzug der 400 Rubel für „Kost und Logis“ 55 Rubel ausbezahlt bekomme. Es ist das erste Geld, was ich durch meine Arbeit verdient habe, und es gibt mir die Möglichkeit, neben der Aufbesserung meiner Verpflegung die Kommunikation mit der Heimat durch den Zukauf von Postkarten, von denen wir offiziell nach wie vor nur eine pro Monat bekommen, zu verbessern. Wegen meiner lädierten Fingerkuppen werde ich zu einigen Tagen Lagerinnendienst eingeteilt. Danach bin ich wieder „Erdarbeiter“ und hacke und picke Löcher und Gräben in den tiefgefrorenen Boden. Die Versicherung, daß 1948 unser Entlassungsjahr sein wird, läßt uns den Hunger, die Schwere der Arbeit und auch die Kälte des russischen Winters leichter ertragen. Wenn wir morgens zum Genuß der täglich gleich dünnen Brotsuppe in den Speisesaal gehen, gilt deshalb der erste Blick einer über dem Ausgabeschalter hängenden Tafel. Auf dieser können wir z.B. jetzt, Mitte März, lesen:

„Bis zur Heimkehr höchstens noch 290 Tage“

Jeder von uns hat natürlich die Hoffnung, nicht zu denen zu gehören, die den Kelch bis zur Neige leeren müssen. Fürs erste gibt es allerdings keine Anzeichen dafür, daß aus unserem Lager Entlassungen geplant sind.

Die uns zugänglichen Nachrichten über die wirtschaftliche Lage in den Westzonen stimmen mich, was meine beruflichen Chancen angeht, auch nicht gerade optimistisch. Sieben Jahre Konstrukteur bei ARGUS im Flugzeugmotorenbau, einer Branche, die es sicher nicht mehr gibt, und schon vier Jahre aus dem Beruf heraus, das sind keine guten Voraussetzungen, erneut ins Arbeitsleben hineinzukommen. Aber die Aussicht, in absehbarer Zeit wieder ein freier Mensch zu sein, überdeckt alle Bedenken hinsichtlich der Situation in der Heimat. So vergehen die Wochen, es wird Frühling, und die steigenden Temperaturen machen alles erträglicher.

Im April geht dann tatsächlich der erste Transport in die Heimat. Aber die „Glücklichen“ sind entweder schwer krank oder nur noch bedingt arbeitsfähig. Die Gesunden, zu denen auch ich zähle, werden noch weiter warten müssen. Der Mai beginnt, ähnlich wie zum Anlaß der „Oktoberrevolution“, mit großen Feiern, die mich veranlassen, auf einer Karte an meine Lieben folgendes zu schreiben: „Zwei arbeitsfreie Tage, herrliches Frühlingswetter, dazu gutes Essen, Theater, Kino und sportliche Veranstaltungen. Und morgen beginnen wir mit frischen Kräften den 5. Monat des endgültig letzten Jahres!“

[**Der deutsche Kriegsgefangene und der russische Junge**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/08/08/der-deutsche-kriegsgefangene-und-der-russische-junge/)

Wie ich aus Delligsen erfahre, ist mein Schulfreund Walter Bode aus russischer Gefangenschaft entlassen worden und hat meine Zeilen aus dem eigenen Erleben heraus kommentiert und, des bin ich sicher, der harten Realität nähergebracht. Durch die Heimatpost erfahren wir, daß die Entlassungen aus russischer Gefangenschaft inzwischen in größerem Umfang stattfinden. Wir horchen und schauen auf jedes scheinbare Indiz, das auf einen bevorstehenden Transport hinweisen könnte. Leider bislang vergeblich.

Als Sensation empfinde ich es, als ich höre, daß für einen Kameraden ein Paket aus Amerika angekommen ist. Gleich auf meiner nächsten Postkarte nach Delligsen frage ich an, ob mein Onkel Carl, der in Detroit lebende Bruder meines Vaters, auch für mich ein Paket auf die Reise schicken könnte. Allein der Gedanke, dies könnte gelingen, erzeugt Phantasien und Glücksgefühle!

Der einmalige Verdienst aus meiner kurzen Malertätigkeit und der Tausch meiner Machorka-Ration geben mir neben der Aufbesserung meiner Verpflegung die Möglichkeit zum Erwerb zusätzlicher Postkarten, so daß ich in der zurückliegenden Zeit fast jede Woche nach Hause schreiben konnte. Da meine Ernährung natürlich lebenswichtiger ist als der Postverkehr, ich die Verbindung zur Heimat aber weiter in so kurzen Intervallen aufrechterhalten möchte, suche ich nach anderen Möglichkeiten, zusätzliche Postkarten zu erwerben. Wie alle Dinge des täglichen Bedarfs hier in Rußland knapp und oft auch gar nicht zu bekommen sind, gehört Papier in jeder Qualität und für jeden Verwendungszweck zu den Mangelgütern. Deshalb sind Zementtüten ein ganz wichtiger und auch „eingeplanter“ Schreibpapier-Lieferant. Zum Entleeren werden die aus mehreren Lagen bestehenden Tüten sorgfältig am oberen Rand aufgeschlitzt. Von der leeren Tüte wird die innere und äußere, durch Zementstaub beschmutzte Lage entfernt. Die inneren, sauberen Lagen werden dann in Schreibpapier-Formate zurechtgeschnitten. Meine Beobachtung, daß auch die uns zugeteilten Postkarten manchmal auf dünnem, braunem Papier gedruckt sind, bringt mich auf die Idee, zu versuchen, solche Karten aus Zementtütenpapier selbst herzustellen. Und so geschieht es dann auch: Nach ersten Schreibversuchen gelingt es mir, mit Schreibfeder, Tinte und primitivem Lineal die „Kleinproduktion“ aufzunehmen. Die erste so hergestellte Doppel-Karte passiert ohne Beanstandung die Postzensur, und auch die zweite Hälfte kommt als Antwortkarte aus der Heimat zurück! Meine nach Feierabend laufende „Drucker“-Tätigkeit wird natürlich von den Kameraden voller Interesse beobachtet, und in der Folge produziere ich nicht nur für den Eigenbedarf, sondern tausche Postkarten gegen Brot und kann auf diese Weise meine Ernährungsgrundlage wieder verbessern!

Anfang Mai haben wir unsere Winterbekleidung gegen leichte Kluft getauscht und hoffen, mit dem nächsten Tausch für die Heimkehr ausgestattet zu werden. Die einsetzende warme Jahreszeit gibt Gelegenheit zu sportlichen Freizeitaktivitäten, und so tummeln sich die körperlich kräftigen, d.h. die gut genährten Spezialisten bei Fuß- und Handballspiel auf dem als Sportplatz dienenden Appellplatz. Die große Masse der Gefangenen dagegen, also auch ich, braucht den Feierabend und den arbeitsfreien Tag nur zur Ruhe und körperlichen Entspannung. Wir sind natürlich bei diesen Spielen interessierte und unsere favorisierten Mannschaften anfeuernde Zuschauer. An einem arbeitsfreien Tag Ende Mai werden dann in einem Turnier vor großer Zuschauerkulisse die Lagermeisterschaften ausgetragen. Dieser Tag klingt aus mit einem Konzert unseres Lagerorchesters, das uns mit einer breiten Palette von klassischer bis leichter und flotter Unterhaltungsmusik erfreut. Die gute Stimmung im Lager ist aufgrund der nur noch maximal sieben Monate bis zur versprochenen Entlassung gut und gelöst und wird durch solch unterhaltsame Tage natürlich noch optimistischer.

Durch Tageszeitungen und Rundfunk erfahren wir, daß am 18. Juni in Ost- und WestDeutschland eine Volksbefragung mit dem Ziel stattfinden soll, die Wiedervereinigung herbeizuführen. Zu dieser Befragung kommt es aber nicht mehr, denn aufgrund der sich immer mehr verstärkenden Spannungen zwischen der UdSSR und den Westmächten (Kalter Krieg!) überschlagen sich im Juni 1948 die Ereignisse. Die Russen unterbrechen nicht nur alle Straßen-, Schienen- und Wasserwege nach West-Berlin, sondern stellen auch die bislang aus Ost-Berlin und aus der Sowjetzone kommenden Strom- und Lebensmittellieferungen ein. Am 30. Juni 1948 beginnt damit die „Berlin-Blockade“ und zwei Millionen West-Berliner müssen über die von den drei Westmächten USA, England und Frankreich eingerichtete „Luftbrücke“ versorgt werden. Über diese Ereignisse werden wir hier nur sehr „gefiltert“ informiert und können uns lediglich aus versteckten und deshalb von der Zensur übersehenen Hinweisen in der Heimatpost ein Bild von der brisanten politischen Lage machen. Für uns in dieser Situation wird sehr bald deutlich, daß dieses „Jahr der Heimkehr“ zu einem „Jahr der Enttäuschung“ werden kann.

Ein erstes Indiz für unsere Befürchtungen ist die Entfernung der Tafel im Speisesaal, auf der wir bislang täglich ablesen konnten, wie lange es höchstens noch bis zur Heimkehr dauern wird. Auf unsere Nachfragen bekommen wir von der Lagerleitung die uns absolut unglaubwürdig erscheinende Erklärung, daß „der Westen nicht genügend Waggons bereitstellt und deshalb bis auf weiteres keine Transporte in die Heimat möglich sind…“ In Kenntnis der tatsächlichen Fakten ist die Enttäuschung und Verbitterung bei uns natürlich riesengroß.

Uns bleibt nur die Hoffnung, daß die USA und Rußland den Knoten Berlin durchschneiden und wir dem einzigen Ziel, unserer Heimkehr, näherkommen. Der Absturz von großer Hoffnung in tiefe Enttäuschung zerrt an den Nerven und drückt die allgemeine Stimmung tief nach unten. Nur die stets sehnlichst erwartete Post aus der Heimat bleibt das einzige Bindeglied, das mich immer wieder aufrichtet. Durch Zukauf und Eigenproduktion von Postkarten kann ich fast jede Woche schreiben und bekomme, wenn auch erst nach vielen Wochen die Antwort-Hälfte der Karten zurück. Aus der Heimat dürfen seit einiger Zeit auch Briefe geschickt werden, und viele Kameraden bekommen regelmäßig solche Briefpost. Ich dagegen habe Pech, keiner der vielen Briefe, die meine Mutter geschrieben hat, ist bisher bei mir angekommen. Nach meiner Arbeit auf dem Bau und im Traktorenwerk kommt unsere Brigade ab Mitte Juni beim Ausbau der Maxim-Gorkij-Straße, der Hauptstraße von Wladimir, mit Schaufel, Hacke und Schubkarre zum Einsatz. Diese Straße mit Geschäften („Magazine“, wie die Russen diese nennen) für Brot und andere Lebensmittel gibt uns die Chance, die nach wie vor den Hunger nicht stillende Verpflegung aufzubessern. Besonders begehrt sind deshalb Arbeitsplätze in der Nähe des Brotmagazins. Wenn die russischen Zivilisten mit dem eingekauften unverpackten Brot, das grundsätzlich nach Gewicht verkauft wird und deshalb oft aus einem großen und mehreren kleinen Stücken besteht, aus dem Laden kommen, werden sie von uns um die kleinen Stücke angebettelt. Nicht immer mit Erfolg, aber bei günstiger „Standposition“ können am Tag einige hundert Gramm oder auch mehr ergattert werden. Wir haben in unserem Brigadeführer Werner (sein Nachname ist mir leider entfallen), einem kräftigen Bergmann aus Oberschlesien mit polnisch-russischem Wortschatz, einen prima Kumpel, der es immer wieder versteht, uns möglichst Arbeitsorte nahe den Nahrungsquellen zu organisieren.

So kommt es an einem Nachmittag zu einer Begegnung mit einem kleinen, etwa sechs Jahre alten russischen Jungen, die für mich sehr erfreuliche Folgen hat. Auf dem Weg zum Werkzeuglager, wohin ich eine Schubkarre, die nicht mehr gebraucht wird, bringen will, erblicke ich den Jungen, der uns bei unserer Arbeit zusieht. Mein Angebot an ihn, sich in die Karre zu setzen, nimmt er sofort an, und so lege ich die einige hundert Meter lange Strecke mit meinem vor Freude laut quietschenden Passagier im Laufschritt und in Schlangenlinien zurück. Das Vergnügen für den Kleinen ist kurz, und als ich die Karre abgegeben habe, ist er aus meinem Blickfeld verschwunden. Eine kleine Episode nur, die aber nicht nur dem Jungen, sondern auch mir Spaß gemacht hat. Am näch-sten Tag sehe ich den Jungen am gleichen Ort wieder, und als er mich entdeckt, gibt er mir Zeichen, ihm zu folgen. Nach meinen prüfenden Blicken, ob die Luft rein ist und ich mich unbeobachtet vom Arbeitsplatz entfernen kann, gehe ich ihm nach und werde in die elterliche Wohnung geführt. In der bescheiden eingerichteten Wohnküche treffe ich auf die Eltern des Jungen, die mich wort- und ge-stenreich auffordern, am Tisch Platz zu nehmen. Die absolut ungewöhnliche Situation läßt mich zuerst zögern, aber letztlich gebe ich dem Drängen doch gern nach. Wie schon bei anderen Begegnungen mit den russischen Menschen spüre ich auch hier in besonderer Weise das Mitgefühl mit uns Kriegsgefangenen. Eine Erklärung für dieses Verhalten findet man sowohl in der vorherrschenden Mentalität der Russen als auch in den eigenen bescheidenen bis dürftigen Lebensbedingungen, unter denen die Menschen auch drei Jahre nach Kriegsende noch leben und leiden müssen.

Wenn ich seit meiner Gefangennahme auch nur wenig Russisch gelernt habe, zur Verständigung reicht es, notfalls mit „Händen und Füßen“, aber aus. Das Gespräch beginnt mit Fragen zum Alter, zum Heimatgebiet und besonders zur Familie. Da ich Familienphotos meines im Lazarett Galitsch gestorbenen Freundes, Max Feigenspan, bei mir trage, lege ich diese auf den Tisch.Von den Eltern des Jungen werden die Photos so interpretiert, ich sei ein Familienvater mit Frau und vier Kindern. Ich muß gestehen, daß ich nichts zur Korrektur dieses Mißverständnisses unternommen, sondern einkalkuliert habe, daß mir dieser „Familienstand“ Vorteile bringen könnte. Nach einer mit großem Genuß verzehrten Riesenportion „Borschtsch“, der russischen Kohlsuppe mit roten Rüben, Fleisch und Sahne, wird mir noch ein Nachschlag aufgetischt. Die letzten Löffel schaffe ich nur noch unter immerwährendem Zureden meiner Gastgeber. Ein Stück Brot von der Größe einer Tagesration als Wegzehrung macht diese Begegnung zu einem für mich einmaligen Glücksfall. Den kleinen Jungen habe ich zwar bis zum Ende unseres Staßenbau-Einsatzes noch ein paar Mal gesehen, zu einem nochmaligen Besuch in der Wohnung seiner Eltern kommt es aber zu meinem Bedauern nicht mehr.

[**Das süße Paket aus Amerika**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/08/09/das-suse-paket-aus-amerika/)

Die Arbeit an der Maxim-Gorkij-Straße geht zu Ende, und der mir schon vertraute Arbeitsort ist wieder die Großbaustelle der Wohnhäuser am Traktorenwerk. Ausschachten von Fundament- und Leitungsgräben und Handlangerarbeiten bei den Maurerbrigaden bilden das eingefahrene tägliche Arbeitseinerlei. Eines Tages werden wir, eine Vierergruppe, einem russischen „Stachanow“-Maurer zugeteilt. Der Begriff „Stachanow“ leitet sich ab von dem Grubenarbeiter Alexej Stachanow, der 1935 seine Arbeitsnorm mit 1.300 % (!) übertraf. Aus dieser Einzelleistung wurde der von der Sowjet-Regierung mit großem Propaganda-Aufwand das ganze Land überziehende Arbeitswettbewerb mit Rekordleistungen und daraus resultierenden Normerhöhungen. Dieses als „Stachanow-Bewegung“ bezeichnete System wurde auch in den anderen sozialistischen Ländern eingeführt. In der DDR nach dem „Aktivisten“ Adolf Hennecke „Hennecke-Bewegung“ benannt.

Unser Stachanow-Maurer, dem wir zugeteilt sind, hat sich „verpflichtet“, in einer Schicht 10.000 Steine zu verarbeiten. Die Arbeitsteilung für unsere Gruppe sieht so aus: Zwei Mann schaffen mit Karren und auf Rückentragen die Steine heran, der dritte Mann legt jeden Stein einzeln und handgerecht auf die Mauer, und der vierte Mann klatscht mit einem Spaten jeweils eine Portion Mörtel dazu. Für den Stachanow-Mann bleibt nur noch die immer gleichbleibende Routine-Bewegung: Stein aufnehmen, ihn mit kurzer Hin- und Herbewegung auf den Mörtelklumpen drükken und mit der Kelle den überquellenden Mörtel abkratzen. Die Menge des nach unten fallenden Mörtels ist weit größer als die in den Mauerfugen verbleibende und türmt sich bei Schichtende zu einem beiderseitigen Wall am Mauerfuß! Der „Übernormerfüller“ legt auch nur glatte Mauerstreifen, während unsere am gleichen Bau arbeitenden Maurer die Ecken und Fensteröffnungen aufbauen. Was wir hier mit ansehen müssen, kommt uns vor wie ein großer Bluff, paßt aber in das an jedem Tag praktizierte System. Am Ende dieses Tages sind tatsächlich etwa 10.000 Steine verbaut und die „Leistung“ des Maurers anderntags mit Bild und Lobrede auf einer Wandzeitung im Baugebiet gewürdigt. Wir vier „Zuarbeiter“ sind von diesem Einsatz total geschafft und mit 200 Gramm Normbrot nur dürftig entlohnt. An einem der nächsten Tage müssen wir die inzwischen ausgehärteten Mörtelberge an den Mauersockeln mit Spitzhacke und Brechstange mühsam losklopfen.

In dieses Bild der Materialvergeudung paßt auch eine andere Episode: An einem Tag kurz vor Feierabend, wir sind schon dabei, uns zum Abmarsch ins Lager zu sammeln, kommt ein Lkw mit Mörtel auf die Baustelle. Dieser Mörtel soll logischerweise natürlich noch verarbeitet werden. Unser russischer Kommandoführer ist aber stur und läßt sich weder vom laut fluchenden Lkw-Fahrer noch vom verantwortlichen Bauleiter beeindrucken. Sein erteilter Befehl bleibt, es ist Schichtende, und wir müssen ins Lager zurück, basta! Was passiert? Der Mörtel wird einfach in einen Graben abgekippt, der Bauleiter bestätigt den Empfang auf dem Lieferschein, der Fahrer hat seine Norm erfüllt und alle sind zufrieden. Aus der Vielzahl ähnlicher Erlebnisse sind dies nur zwei charakteristische Beispiele für die Realität der Arbeitswelt im sozialistischen Rußland, wie wir sie immer wieder erleben.

Acht Monate des Jahres 1948 liegen nun schon wieder hinter uns, und die Berichterstattung in den uns zugänglichen Ost-Berliner Zeitungen über die Wirtschaftslage in den Westzonen ist so negativ, daß ich mir Gedanken um die Finanzierung des Ingenieur-Studiums meines Bruders in Duisburg mache. Ob meine Eltern die dafür erforderlichen Geldmittel aufbringen können, wird nach der Währungsreform zumindest schwierig sein. Denn statt der „Naturalien-Tauschwährung“ gilt in den Westzonen jetzt nur noch die zwar harte, aber knappe D-Mark. Meine Nachfragen werden dann aber in mich beruhigender Weise beantwortet. Wir erfahren, daß es aus anderen Lagern in letzter Zeit Heimattransporte gegeben hat. Die Hoffnung auf Heimkehr noch in diesem Jahr wird durch solche Informationen wiederbelebt. Aber die Ausgabe von Winterbekleidung Mitte September bringt uns, wie so oft, auf den bitteren Boden der Realität zurück. Das harte Los der Gefangenschaft geht in der Ungewißheit, wann die Stunde der Freiheit endlich auch für uns schlagen wird, weiter. Anfang Oktober beginnt der russische Winter mit Kälte und Schnee, der vierte und hoffentlich endgültig letzte für mich! In Berliner Zeitungen können wir nämlich lesen, im November seien Massenentlassungen von Kriegsgefangenen in die Heimat geplant. Als dann Anfang November der russische Außenminister Molotow in einer Rede versichert, daß die Russen sich an die mit den Alliierten getroffene Vereinbarung halten und alle Gefangenen noch 1948 entlassen werden, ist die Freude und Zuversicht bei uns groß. Der Satz „bis zur Heimkehr sind es höchstens noch 58 Tage“, den ich auf einer Postkarte an meine Eltern Anfang November schreibe, drückt aus, wie auch ich zu diesem Zeitpunkt den Meldungen und Aussagen Glauben schenke. In dreieinhalb Jahren immer wieder enttäuscht, wenn es um die Hoffnung auf eine baldigen Heimkehr ging, muß ich mit jedem Tag, der vergeht, ein Stück Zuversicht auf die Entlassung noch in diesem Jahr aufgeben. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür, daß aus unserem Lager Entlassungen geplant sind, und Anfang Dezember wird uns allen klar: Wir müssen 1948 als das „Jahr der Entlassung“ endgültig abschreiben. Weihnachten 1948 wird für mich das bisher hoffnungsloseste, und die Postkarten an meine Eltern aus dieser Zeit machen überdeutlich, wie es in meinem Innern aussieht.

Kommentare in den Ost-Berliner Zeitungen, deren Inhalt erklären soll, „der Westen mit seiner Spaltungspolitik“ trage Schuld daran, daß wir noch hier sind, kann ich aus meiner Sicht nur als billigen Propagandatrick sehen und resignierend zur Kenntnis nehmen. Richtig zornig bin ich aber über die Meldung, daß „eine große deutsche Partei (die SED?) zwei Millionen Mark für streikende französische Bergarbeiter gespendet hat“, während wir ihr nicht einmal einen Weihnachtsgruß wert sind.

Im Januar 1949 wird mein seelisches Gleichgewicht durch die Nachricht deutlich aufgerichtet, seit Anfang Dezember sei ein Paket von Onkel Karl aus Amerika an mich unterwegs. Ich bange nun dem Tag mit Spannung und Ungeduld entgegen, an dem ich es in Empfang nehmen kann. Eine weitere mich erfreuende Nachricht ist, daß meine Schwester, die seit September 1948 verheiratet ist, im Frühjahr ein Baby erwartet. In der Hoffnung, bis dahin zu Hause zu sein, äußere ich den Wunsch, bei einem männlichen Nachkommen Pate zu werden.

Der 20. Februar ist ein Glückstag für mich! Das Paket von Onkel Karl ist angekommen. Was für eine Freude, als ich es beim russischen Politkommissar in Empfang nehmen kann! In Gegenwart des Kommissars muß ich das Paket öffnen und Teil für Teil auspacken. Dabei werden meine und die Augen des Russen angesichts der von mir lange nicht und vom staunenden Kommissar vielleicht noch nie gesehenen Leckereien immer größer. Das ganze Paket voller Schokolade, Marzipan und Pralinen der verschiedensten Sorten! Spontan gebe ich dem Kommissar eine Tafel Schokolade, die dieser auch ohne Zögern annimmt, packe die vielen Herrlichkeiten wieder in den Karton und marschiere überglücklich in meine Baracke. Dort angekommen, hocke ich mich auf meine Pritsche, lasse jedes Teil noch einmal durch meine Hände gehen und verspeise ganz langsam eine ganze Tafel Schokolade. Noch auf einer Wolke der Glückseligkeit schwebend, muß ich doch ganz nüchtern überlegen, wo und wie eine sichere Aufbewahrung dieser Kostbarkeiten während des Tages möglich wäre, denn ich will natürlich recht lange davon zehren. Das Problem ist schnell gelöst: Der Barackenälteste hat in seiner „Schreibecke“ einen sogar verschließbaren Schrank, in dem ich mein Paket gegen eine „Gebühr“ in Gestalt einer halben Tafel Schokolade verwahren kann.

So sehr ich mich über dieses „süße“ Paket natürlich gefreut habe, kommt doch schnell die Erkenntnis, daß bei unserer Ernährungssituation ein Paket mit den Hunger stillenden Dingen wie Konserven mit Wurst, Butter und anderen aufbauenden Nahrungsmitteln und süßer Ergänzung durch Honig oder Zucker mir mehr geholfen hätte. Ich überlege deshalb ernsthaft, Schokolade oder Pralinen an zahlungskräftige Spezialisten zu verkaufen und mir vom Erlös Brot zu kaufen. Bei 30 Rubel für eine Tafel Schokolade wären das 10 Kilogramm Brot! Aber letztlich obsiegt meine seit Ewigkeiten nicht gestillte Vorliebe für alles Süße in jeder Form, wobei die Palette vom Rübensaft über Schokolade bis hin zur Edelpraline reichte. Die nächsten zwei Wochen, so lange zehre ich vom süßen Amerikagruß, liege ich abends nach der immer gleich bleibend kalorienarmen Abendsuppe rücklings auf meiner Pritsche und genieße! Nach Hause bestätige ich überglücklich den Empfang und frage gleichzeitig an, ob Onkel Karl vielleicht noch einmal ein Paket, dann allerdings mit Lebensmitteln schicken könnte, die für einen „Plennyj” (Kriegsgefangenen) wie mich wichtiger fürs Überleben sind, als die wunderbaren und doch so lange entbehrten Leckereien.

Der Winter war uns bisher gnädig, so daß die Arbeit im Freien, zu der ich nach wie vor eingeteilt bin, erträglich bleibt. Anfang März gibt es im Lager Anzeichen dafür, daß ein Heimattransport vorbereitet wird. Die monatliche „Fleischbeschau“, dieses Mal mit namentlicher Erfassung der nur noch bedingt Arbeitsfähigen, ist ein weiteres Indiz dafür. Ende März geht dann tatsächlich aus unserem Lager ein Transport mit etwa 500 Mann ab in die Heimat. Ich bin, weil „voll arbeitsfähig“, nicht dabei und versuche, mich damit zu trösten, daß es vielleicht besser ist, gesund hier in der Gefangenschaft als krank in der Heimat zu sein. Die nach wie vor schlechten Nachrichten über die hohe Arbeitslosigkeit in den Westzonen läßt mich in dieser Situation manchmal über den Vergleich philosophieren, was die bessere Alternative wäre: hier in Rußland zwangsweise arbeiten müssen - oder zu Hause trotz beruflicher Qualifikation nicht arbeiten dürfen! Letztlich sind aber all diese Gedankenspiele nur der Versuch, das nun schon fast volle vier Jahre dauernde Los der Gefangenschaft zu ertragen. Wenn ich von unserer Verpflegung absehe, die den permanenten Hunger nach wie vor nicht stillen kann, ist das Leben für mich seit eineinhalb Jahren, d.h. nach dem Lagerwechsel von Neja nach Wladimir, deutlich leichter geworden. Besonders die Befriedigung anderer Grundbedürfnisse wie die Unterbringung in sauberen und im Winter warmen Quartieren, die Bereitstellung von sauberer Wäsche und Oberbekleidung sowie das regelmäßige Duschen funktioniert hier in Wladimir beinahe so wie in meiner kasernierten Militärzeit.

[**Die „Normalität“ der Gefangenschaft**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/08/14/die-normalitat-der-gefangenschaft/)

Bei solchen Rahmenbedingungen kann man die harte Außenarbeit in den Wintermonaten leichter ertragen. Da neben den Informationsmöglichkeiten durch Zeitungen und Radio auch relativ regelmäßig Musikveranstaltungen und Kinovorführungen stattfinden, ist die Gefangenschaft hier im Lager Wladimir für mich schon fast zu einer gewissen „Normalität“ geworden. Aber trotz all dieser positiven Veränderungen bleibt der Zustand der Unfreiheit, der nach den vorliegenden Umständen aus eigener Kraft, so die bittere Wahrheit, auch nicht zu ändern ist. Durch „Organisieren“ jedweder Art die Ernährungslage aufzubessern und jede sich bietende Gelegenheit zu einem weniger schweren Arbeitseinsatz zu ergreifen, bleiben deshalb für mich die einzigen Möglichkeiten, meine Lage durch eigenes Tun zu verbessern.

Nach Ende der Frostperiode Anfang Mai läuft die Produktion in der Ziegelei, in der ich im letzten Sommer schon mal einige Wochen gearbeitet habe, wieder an. Da ich die verschiedenen Einsatzarten aus dieser Zeit kenne, versuche ich mit Erfolg, der aus neun Mann bestehenden „Lehmstich-Brigade“ zugeteilt zu werden. In der in drei x drei Mann aufgeteilten Brigade müssen wir im bis zu fünf Meter hohen Lehmstich von oben nach unten den Lehm abstechen und in eine Feldbahnlore werfen. Die volle Lore wird dann mit einer Seilwinde auf die sogenannte Bühne der Ziegelpresse gezogen und der Lehm unter Zusatz von Wasser und Sand in den Mischer gekippt. Bis auf die Pause, die jeweils durch den Hin- und Rücktransport der Lore entsteht, sind wir im Dauereinsatz. Sehr bald spüre ich, daß ich mir offensichtlich zu viel zugemutet habe und nach Schichtende total erschöpft auf meine Pritsche falle. Mein Wissen, daß diese Arbeit zu den mit „Rubeln auf die Hand“ entlohnten Tätigkeiten zählt, war für mich in unrealistischer Einschätzung der Schwere dieser Arbeit die einzige Motivation für diesen Lehmstich-Einsatz. Gleich aufgeben will ich natürlich auch nicht und kämpfe mich etwa zwei Wochen durch. Dann werde ich aber zur Aufgabe gedrängt, weil meine Leistung deutlich abfällt und die beiden anderen meine Schwäche ausgleichen müssen.

Immerhin habe ich bei dieser Schinderei 475 Rubel erarbeitet, von denen ich am Monatsende nach Abzug der 400 Rubel „für Verpflegung und Unterkunft“ 75 Rubel ausbezahlt bekomme. In den nächsten Wochen kann ich mir davon außer Brot sogar etwas Margarine leisten. Da nun auch mein zweiter Versuch, durch meine Arbeit Geld zu verdienen, nur eine Episode geblieben ist, werde ich wohl kaum noch eine Chance bekommen. Die Ziegelei bleibt weiter mein Arbeitsort, aber die mir zugeteilte Tätigkeit, der Transport der gepreßten Ziegelsteine in die Trockenschuppen, fällt in die Niedriglohngruppen, in denen man auch bei voller Normerfüllung das 400-Rubel-Limit nicht erreicht. Alle Arbeiten im Bereich der Ziegelpresse werden vom kontinuierlich austretenden Ziegelstrang bestimmt, von dem mit einer von Hand betriebenen Schneidvorrichtung, einem Eierschneider ähnlich, jeweils zwei Rohsteine abgeschnitten werden. Und dies in einem Takt von zwei Sekunden! Wir von der Transportbrigade, die abhängig von der Entfernung zwischen Presse und Trockenschuppen bis zu 30 Mann stark sein kann, stehen mit unseren Rollwagen, die 64 Steine fassen und in einer Minute beladen sind, bereit, die Ziegel aufzunehmen, in die Schuppen zu schieben und dort in die Regale zu stapeln.

Die Tätigkeit der drei russischen Frauen, die am Strangaustritt arbeiten - eine schneidet, die beiden anderen packen die Steine auf die Rollwagen - wirkt in ihrer Pausenlosigkeit auf mich wie die Arbeit von Galeerensklaven. Nur die Zwangspausen, z.B. durch das Reißen der Schneiddrähte oder durch den mehrmals am Tage ausfallenden Strom, geben den Frauen und natürlich auch uns eine willkommene Ruhepause. Bei Stromausfall muß der lange Treibriemen, der vom Elektromotor zur Presse führt, mit Muskelkraft von der Treib- auf die Leerlaufscheibe gezogen werden, weil die Presse nur aus dem Leerlauf wieder angefahren werden kann.

Dieses Riemenziehen erfordert viele Hände, weshalb der russische Pressen-Natschalnik bei Stromausfall in Deutsch laut ruft: „Alle Mann an Riemen!“ Wir, mit unseren Wagen in den Trockenschuppen unterwegs und von der Presse aus nicht sichtbar, kommen diesem Ruf immer nur langsam und zögerlich nach, um so die erholsame Zwangspause um einige Minuten zu verlängern.

Der Dauer-Arbeitsplatz Ziegelei bringt für mich die „Beförderung zum Steinezähler“. Das bedeutet, daß ich jedes Mal, wenn ein Regal im Trockenschuppen gefüllt ist, die Steine zähle und die Zahl in einen am Kopfende des Regals stehenden Stein einritze. Bei Schichtende gehe ich mit dem russischen Natschalnik durch die Schuppen und addiere laut zählend, natürlich auf Russisch, die Regalzahlen zur erreichten Tagesproduktion. Das Vertrauen in meine ehrliche Zählung ist so groß, daß ich zur Feststellung der Tagesmenge allein durch die Schuppen gehen darf. Das Zählergebnis mit Tagesdatum ritze ich in einen Stein und übergebe diesen dem Natschalnik. Als kleine Anerkennung gibt es dafür ab und an ein Stück Brot, eine Tomate oder eine Gurke. Wobei die Vitamine des frischen Gemüses ein besonders willkommenes Zubrot darstellen.

Anfang Mai erfahre ich, daß bei meiner Schwester im März ein kleines Mädchen angekommen ist und in Delligsen auf den Namen Gabriele getauft wurde. Meine Hoffnung, bis zum Geburtstermin in der Heimat zu sein und dann Pate zu werden, hat sich nicht erfüllt. Deshalb hat mein Bruder stellvertretend für mich die kleine Gabriele über das Taufbecken gehalten. Bis in den Sommer hinein gibt es keine Anzeichen für einen weiteren Heimkehrer-Transport, und so geht das ungeduldige Warten weiter.

Meine Bitte, aus Amerika noch einmal ein Paket zu bekommen, erfüllt sich hingegen. Am 16. August kann ich ein Paket in Empfang nehmen, dessen Inhalt meine Bedürfnisse und Wünsche voll befriedigt: Wurst, Butter, Schmalz und Trockenmilch in Dosen, dazu Zucker und Haferflocken! In den folgenden Tagen und Wochen erwarte ich mit Ungeduld den Feierabend, um dann auf meiner Pritsche den lange entbehrten Paketinhalt in wohldosierten Portionen zu genießen. In der zweiten Augusthälfte gibt es im Lager Anzeichen für die Vorbereitung eines sehnlichst erwarteten Heimattransports. Die Brigadeführer und die „Aktivisten“ (Gefangene, deren Aufgabe es ist, uns Mitgefangene „demokratisch umzuerziehen“, d.h. uns vom Sozialismus sowjetischer Machart zu überzeugen) stellen nach Richtlinien des russischen Politkommissars Namenslisten auf. Wer von uns auf diesen Listen aufgeführt ist, hat die Chance, zu den nächsten Heimkehrern zu gehören. Ich erfahre auf Umwegen, daß auch mein Name auf einer solchen Liste stehen soll und fiebere dem Tag entgegen, an dem die Namen der Glücklichen aufgerufen werden. Bevor die Namen bekannt gemacht werden, kommt es allerdings zu einer Situation, die, wenn ich tatsächlich auf der Transportliste gestanden habe, die Streichung meines Namens verursacht haben könnte.

Eines Abends stehe ich mit mehreren Kameraden vor unserer Baracke und diskutiere über unsere Situation hier und über das, was uns wohl nach der Heimkehr in der Heimat erwartet. Wie wird die Versorgung sein, wenn wir keine Arbeit finden? Wo werden die vielen aus der verlorenen Heimat stammenden Schlesier, Sudetendeutschen, Pommern und Ostpreußen ihre Familien und ein neues Zuhause finden? Dies alles sind Fragen, die uns in der Hoffnung auf baldige Heimkehr immer öfter beschäftigen. Zu unserer Gesprächsrunde stößt ein „Aktivist“ und beteiligt sich an der Diskussion. Das Thema Arbeitslosigkeit und die unklare soziale Versorgung aufgreifend, versucht unser „Aktivist“ uns davon zu überzeugen, daß im Sowjetreich die soziale Sicherheit durch Vollbeschäftigung und eine beispielhafte Altersversorgung wie nirgendwo sonst gesichert sei. Diese mit viel Pathos vorgetragenen Aussagen kann ich nicht unwidersprochen hinnehmen und stelle deshalb meine total gegensätzliche Meinung, die sich auf das tagtäglich Erlebte stützt, mit innerer Überzeugung und vehement dagegen: Die hier in Rußland bestehende Vollbeschäftigung sei zwar Realität; die schwerfällige zentrale Steuerung der Arbeitsorganisation habe jedoch zur Folge, daß jedwede Wirtschaftlichkeit auf der Strecke bleibt. Was die vom Aktivisten so hochgelobte Altersversorgung angeht, verweise ich auf die mir täglich in der Ziegelei begegnenden russischen Frauen. Trotz ihres hohen Alters von 70 Jahren und mehr müssen (!) sie noch arbeiten, weil trotz 40 bis 50 Arbeitsjahren die karge Rente nicht zum Überleben ausreicht. Da außer dem Aktivisten alle anderen meiner Argumentation zustimmen, verläßt dieser mit verkniffener Miene den Ort der Debatte.

Als dann wenige Tage nach diesem Streitgespräch die Namen der Glücklichen des nächsten Transports verlesen werden, warte ich vergebens auf den Aufruf auch meines Namens. War es die Antwort des „Aktivisten“ auf meinen Widerspruch gegen sein Schönreden des sowjetischen Systems? Ich kann es nicht ergründen, und so bleibt mir nur das Warten und die Hoffnung, nicht erst mit den allerletzten Heimkehrern das russische Arbeiter- und Bauernparadies zu verlassen.

[**Das Lager Wladimir wird aufgelöst**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/08/15/das-lager-wladimir-wird-aufgelost/)

Die Arbeit in der Ziegelei geht indessen in gewohnter Weise weiter, und mit Beginn der Herbstzeit eröffnen sich für uns Gelegenheiten, unsere Ernährungslage aufzubessern. Rings um die Ziegelei liegen Getreide- und Kartoffelfelder. Die Kartoffeln werden reif, und wenn die Luft rein ist, vor allem unsere Wachtposten außer Sicht sind, kriechen wir auf dem Bauch an ein Kartoffelfeld heran und klauben mit den Händen die Kartoffeln heraus. Die Sträucher bleiben dabei unversehrt, und die „Buddellöcher“ werden sorgfältig zugemacht, um so den „Diebstahl von Volkseigentum“ möglichst unsichtbar zu machen. Auch mir gelingt es etliche Male, auf diese Weise Kartoffeln zu organisieren und diese dann im Ziegel-Brennofen zu garen. Hierfür ziehen wir die Kartoffeln auf einen Draht (abgerissener Schneiddraht von der Ziegelpresse) und hängen diesen in eines der Feuerlöcher des Ziegelofens. Schwierig ist es, nach der Garzeit von ca.15 Minuten rechtzeitig zum Ofen zu kommen. Verpaßt man den Zeitpunkt, sind die Kartoffeln verkohlt, und alle Mühe war umsonst.

Da den Russen unsere illegale Kartoffelernte nicht verborgen bleibt, verstärken diese Aufsicht und Kontrollen. So erwischt mich eines Tages ein Wachtposten beim Buddeln, nimmt mir die Beute ab und droht mit einer Meldung Mit Bangen sehe ich dem Schichtende und damit den Konsequenzen, die mich im Lager erwarten können, entgegen. Aus ähnlich gelagerten Fällen (z.B. auf der Baustelle ein Paket Nägel, eine Schaufel o. ä. organisiert, um diese gegen Lebensmittel einzutauschen) ist uns bekannt, daß einige der bei solchem Tun Erwischten in kurzen Verfahren zu den hier üblichen Mindeststrafen von fünf Jahren Arbeitslager verurteilt wurden. Aber, oh Wunder, ich habe Glück, und das Blatt wendet sich zu meinen Gunsten. Der Grund für diese Wendung: Unser deutscher Brigadeführer überrascht den Wachtposten, der mich melden will, mit einer Russin in einem Ziegelschuppen „in eindeutiger Stellung“! Und dies in seiner Dienstzeit! Unser Brigadier nutzt die Situation zu einem Handel: Über beide Vergehen wird Stillschweigen vereinbart, mein Kartoffelklauen und der „Verkehr“ des Postens heben sich gegeneinander auf. Als unser Brigadier mir dies mitteilt, fällt mir ein gewaltiger Stein vom Herzen, und ich gehe abends mit großer Erleichterung ins Lager zurück. Nach diesem Schockerlebnis sind für mich von nun an die risikoreichen Buddelaktionen im Kartoffelacker allerdings kein Thema mehr.

Pünktlich zum 1. Oktober wird wieder Winterbekleidung ausgegeben, und meine Stimmung geht bei der Vorstellung, vielleicht noch einen Winter erleiden zu müssen, gegen Null. Nach den ersten strengen Frostnächten muß die Arbeit in der Ziegelei eingestellt werden, und wir „Ziegler“ kommen auf der Großbaustelle am Traktorenwerk in uns vertrauter Weise als Bauhilfs- und Tiefbauarbeiter zum Einsatz. Doch der triste Arbeitsalltag wird durch eine große Überraschung erfreulich aufgehellt: Am 5. und 27. Oktober bekomme ich zwei Päckchen aus Delligsen. Meine Mutter hatte mir die Päckchen schon im August angekündigt. Nach zwei Monaten Laufzeit glaubte ich kaum mehr daran, sie noch zu erhalten. Neben dicken warmen Socken, von meiner Oma gestrickt, sind die nahrhaften Produkte vom Schwein, wie Schinken und Wurst, ein willkommener und nahrhafter Gruß aus der Heimat.

Nachdem in diesem Jahr 1949 zwei Transporte in die Heimat gegangen sind, ist die Zahl der hier im Lager Wladimir verbliebenen Kriegsgefangenen auf ca. 750 Mann geschrumpft. Darunter sind etwa 150 Spezialisten, die als Facharbeiter im Traktorenwerk, auf dem Bau oder in der Ziegelei arbeiten. Weil sie als Facharbeiter hier dringend gebraucht werden, gehören sie sicher zur letzten Heimkehrergruppe. Daß wir anderen 600 das Schicksal des letzten Transports aus Wladimir teilen werden, zeigt sich sehr bald. Ende Oktober beginnen die uns aus den vorangegangenen Transporten bekannten Vorarbeiten, die auf einen Transport hinweisen. In der lagereigenen Werkstatt werden Schöpfkellen, Eimer und andere Geräte angefertigt, die für den Küchenwaggon gebraucht werden.

Für Überraschung sorgt eine Anweisung der Lagerleitung, wonach jeder von uns, wie schon einmal Anfang 1946, seinen Lebenslauf aufschreiben muß. Während ich diese Zweitschrift zügig erledigen kann, bekommen einige bei dieser „Gedächtnisübung“ große Probleme. Und zwar deshalb, weil sie aus Angst vor Repressalien die Mitgliedschaft in NS-Organisationen, Kriegseinsatzorte in Rußland, Kriegsauszeichnungen oder ähnliches verschwiegen haben oder sich nicht mehr an die damals niedergeschriebenen Fakten erinnern. Es vergeht mehr als eine Woche, bis auch die letzten ihr Stück Papier, das unter Umständen über das weitere Schicksal entscheiden kann, beim Politkommissar abgegeben haben. Hier werden die aus den ersten Monaten der Gefangenschaft stammenden und dank einer auch in Rußland funktionierenden Bürokratie sorgfältig verwahrten Erstschriften mit den Neufassungen verglichen. Bei Abweichungen, die nach Ansicht des Kommissars einer Aufklärung bedürfen, werden die Betroffenen zum Verhör bestellt. Für etwa 40 Mann endet dieses Verhör verhängnisvoll: Sie werden ausgesondert und mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Die in allen Kriegsgefangenenlagern auf diese Weise herausgefilterten Gefangenen wurden in Sonderlager verbracht und in Schnellverfahren wegen vermeintlicher oder tatsächlicher Kriegsverbrechen abgeurteilt. Erst Konrad Adenauer erreichte bei seinem ersten Besuch in Moskau im Herbst 1955 mit der Vereinbarung über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur Sowjetunion gleichzeitig die Freilassung aller noch in Rußland festgehaltenen Kriegsgefangenen. Wir anderen „Unbelasteten“ erfahren dann Anfang November ganz offiziell durch die Lagerleitung, daß wir voraussichtlich Ende November, auf jeden Fall aber noch in diesem Jahr, entlassen werden sollen. Unsere Freude ist natürlich riesengroß, und die nach wie vor schwere Arbeit geht uns jetzt in der gefestigten Hoffnung, daß nur noch Wochen bis zur herbeigesehnten Heimreise vergehen werden, viel leichter von der Hand. Weitere Ereignisse verändern das Lagerleben in ungewöhnlicher Weise. Ich kann es kaum glauben, aber die Regelung, daß der Arbeitslohn der Spezialisten, der über 600 Rubel pro Monat hinausging, gutgeschrieben und jetzt vor der Entlassung ausbezahlt wird, hat zum Ergebnis, daß sich über die 150 Spezialisten im Lager ein wahrer Rubel-Regen ergießt. Die zur Auszahlung kommenden Beträge liegen zwischen einigen 100 und Spitzenbeträgen von 3.000 Rubel und mehr! Das Dilemma, besonders für die „Krösusse“, besteht darin, daß alles Geld hier in Rußland ausgegeben werden muß. Eine Möglichkeit zum Konsumieren wird dadurch geschaffen, daß in einer leerstehenden Baracke ein „Magazin“ eingerichtet wird, in dem nach Feierabend nicht nur Brot, Margarine und andere Grundnahrungsmittel zu kaufen sind, sondern auch edlere Dinge wie Butter, Räucherlachs und sogar Kaviar. Genußmittel wie Zigaretten, Bier vom Faß (5 Rubel pro Glas), Wodka und Krimsekt runden das Angebot ab. Von dem plötzlichen Reichtum und der daraus resultierenden Sattheit der Privilegierten profitieren auch wir anderen am Rande mit, weil die täglichen Brotrationen und manchmal auch die warmen Mahlzeiten an uns weniger Begünstigte weitergereicht werden. Einige der Spitzenverdiener fallen dadurch auf, daß sie nach Feierabend statt in der für alle gleichen Einheitskleidung - Wattehose und Wattejacke - in uns total fremdgewordenen, richtigen Zivilanzügen herumlaufen. Eine Erklärung für diese Merkwürdigkeit ist schnell gefunden: In der Schneiderei, zuständig für das Ausbessern unserer Arbeitskleidung, sind in der Vergangenheit „nebenbei“ schon immer Anzüge für das russische Lagerpersonal hergestellt worden. Nun gibt es auch unter uns einige, die es sich leisten können, im maßgeschneiderten Anzug heim zu fahren.

Ich schlendere in diesen Tagen abends manchmal ins Magazin, wo seit der Eröffnung immer Hochbetrieb herrscht, ich aber im Gegensatz zu den sich vor dem Verkaufstisch drängelnden Käufern aus Mangel an Rubeln nur Zuschauer bleiben muß. Aber ab und zu habe ich auch mal Glück, und das kommt so: Als Verkaufstresen dient ein einfacher Küchentisch mit einer Schublade, in die die beiden Verkäuferinnen das eingenommene Geld stecken. Der Umsatz ist enorm, und bald ist die Lade randvoll mit Rubelscheinen gefüllt, so daß die beiden Frauen Mühe haben, die Lade zuzuschieben. Ich beobachte das Geschehen sehr genau und das, worauf ich spekuliert habe, geschieht auch. Beim Zuschieben der Lade flattert, von der Verkäuferin unbemerkt, ein Schein auf den Boden. Blitzschnell reagiere ich, indem ich mit einem Fuß auf den Schein trete. Ein kurzes Bücken, ein schneller Griff - und dann rasch weg aus der Gefahrenzone! Jetzt erst kann ich nachsehen, was ich erbeutet habe, und als ich es erkenne, möchte ich am liebsten laut jubeln: 50 Rubel, welch ein Schatz! Mit meinem Pritschennachbarn, Rudi Riedel, mit dem zusammen ich die ganze Zeit in der Ziegelei gearbeitet habe, gehe ich zurück ins Konsum-Paradies und spendiere uns beiden für 10 Rubel zwei Glas Bier. Nach fünf Jahren Abstinenz ein Genuß der besonderen Art, denn mit der Erinnerung an ein gut gezapftes deutsches Pils wirkt dieses russische Erzeugnis trotz des Alkoholge-haltes irgendwie ernüchternd. Die restlichen 40 Rubel setze ich dann in für mich sinnvollerer Weise um und leiste mir in den nächsten Tagen neben Grau- auch Weißbrot und 200 g Margarine.

Der Termin unserer Heimfahrt scheint in greifbare Nähe zu rücken, denn ein Arbeitskommando wird zum Bahnhofsgelände beordert, um in die Waggons eines dort stehenden Güterzuges Pritschen einzubauen und einen Küchenwaggon einzurichten.

*Hier fehlt eine Seite im Originalmanuskript.*

Wie an jedem anderen Tag, findet auch am 22. November der obligatorische Zählappell statt. An diesem Abend aber verkündet man uns, daß das Lager Wladimir aufgelöst wird und wir alle am 28. November die Heimreise antreten! Ein Jubelschrei bricht los, und die weitere Bekanntmachung, daß heute auch der letzte Arbeitstag war, geht in der Begeisterung fast unter. Nach einer am gleichen Abend verkündeten Anordnung ist es verboten, Schriftsachen gleich welcher Art mit in die Heimat zu nehmen. Insbesondere sind damit Tagebuchaufzeichnungen und Namenslisten von in der Gefangenschaft verstorbenen Kameraden gemeint. Auch alle Heimatpost fällt unter dieses Verbot, und so muß ich mich von den wie ein Schatz gehüteten Postkarten trennen. Briefe habe ich bis zuletzt keinen einzigen bekommen! Zur Kontrolle, ob diese Anordnung eingehalten wird, findet eine letzte große „Filzung“ unserer Habseligkeiten statt. Hierfür müssen wir mit all unseren Sachen heraus aus den Baracken, dann einzeln wieder hinein und alle Sachen vor den russischen Filzern ausbreiten. Bis auf die Unterwäsche ausgezogen, werden wir am Körper abgetastet. Mund und After werden auf dort versteckte Dinge kontrolliert, und jedes abgelegte Teil wird penibel durchsucht. Einige Photos, die meine Mutter mir aufgenäht auf Postkarten geschickt hatte und die auf der Rückseite mit Notizen versehen waren, darf ich erst behalten, nachdem die Schrift mit Tinte unleserlich gemacht ist. In Anbetracht der Gewißheit, in wenigen Tagen die Heimfahrt antreten zu können, lasse ich diese Prozedur gelassen über mich ergehen.

Überrascht werden wir durch die Aufforderung der Lagerleitung, eine von unseren Akti-visten verfaßte „Dankadresse an den großen Führer des Sowjetvolkes, Josef Stalin“ zu unterschreiben. In diesem Papier wird neben vielen Lobreden auf das System des Arbeiter- und Bauernstaates auch unser „Dank für die demokratische Umerziehung“ zum Ausdruck gebracht. Dies geht mir gegen den Strich, und ich unterschreibe deshalb nicht! Allerdings mit dem fatalen Ergebnis, daß ich in der folgenden Nacht unsanft geweckt und zum Politkommissar gebracht werde. Mein Mut von gestern verläßt mich in dieser Situation sehr schnell, und auf die Frage des Kommissars, weshalb ich nicht unterschrieben habe, kann ich nur wenig überzeugend antworten, ich sei krank gewesen. Der Aufforderung, das Versäumte nachzuholen, komme ich schnell nach, und bin froh und erleichtert, als ich wieder auf meiner Pritsche liege. Die Vertretung der eigenen Überzeugung ist gut und richtig, unter den gegebenen Umständen aber äußerst unklug, wie ich mir eingestehen muß! Ich liege in dieser Nacht noch lange wach und gelobe mir, meine kritische Meinung über dieses Land und sein System wenigstens so lange nicht laut werden zu lassen, bis ich die Grenze nach WestDeutschland überschritten habe.

Wenn auch der Schock über das jetzt Erlebte noch nachwirkt, werde ich doch schnell wieder von der fröhlichen Aufbruchstimmung im Lager erfaßt Alle Rubel-Besitzer sind damit beschäftigt, ihre Barschaft in Ware umzusetzen, und auch ich lege mir vom Rest der 50-Rubel-„Findung“ einen kleinen Reiseproviant an. Unser Lagerorchester gibt in Gegenwart einer hochrangigen russischen Militärabordnung ein letztes großes Konzert, und es werden Reden hin und her mit Inhalten vorgetragen, die mich bei weniger kritischer Einstellung vergessen lassen könnten, daß ich fast fünf Jahre unfreier Zwangsarbeiter war. Einen Tag vor unserer Abreise werden wir von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Unterwäsche aus Nesselstoff, Drillichhose, Wattejacke, Segeltuchschuhe und eine Pelzmütze tragen zur Anhebung der Reisefieber–Hochstimmung bei.

**Habe es geschfft, GruSS Heinz**

28. November 1949: U n s e r A b r e i s e t a g !

Morgens nach dem letzten Brotsuppenempfang packen wir unsere Siebensachen, die bei mir und der großen Mehrheit nur ein kleines Handgepäckstück sind. Bei manchen Männern, die als „Spezialisten“ gearbeitet haben, müssen wir neidvoll zusehen, wie diese ihre Habe in großen Holzkoffern verstauen. Ohne einen Blick zurück marschieren wir dann mit lautem Absingen nicht verlernter Soldatenlieder zum Güterbahnhof. Der Anblick des dort für uns bereitstehenden Güterzugs ist eine Überraschung. Alle Waggons sind mit roten Spruchbändern „verziert“, auf denen mit großen schwarzen Lettern Dankesparolen, Abschiedsgrüße u. ä. aufgemalt sind. Ein Eindruck, als verabschiedeten wir uns nach langjährigem Urlaub von Freunden und Gönnern. Ich sehe diese Sprüche im Umkehrschluß eher als eine Provokation gegen uns, nehme es aber mit Gelassenheit, denn es geht nach Hause.

Nach vielen Stunden mit typisch russischem Organisations-Durcheinander sind endlich alle auf die Waggons verteilt, x-mal gezählt und für jeden Waggon ein Verantwortlicher bestimmt. Am späten Abend setzt sich unser Zug dann gen Westen in Bewegung. Es ist jetzt, Ende November, schon empfindlich kalt. Der Kanonenofen in unserem Waggon sorgt jedoch für ausreichend Wärme und Wohlbefinden, so daß ich am Abend auf meiner Pritsche durch das Schaukeln und Rattern des Zuges in einen traumlosen Schlaf gewiegt werde. Als ich am nächsten Morgen wach werde, steht der Zug, und ich erfahre, daß wir auf einem riesigen Gleisgelände am Rande von Moskau stehen. Da die Waggontüren von innen zu öffnen sind - weglaufen will ja keiner mehr - nutzen wir den mehrere Stunden dauernden Aufenthalt, uns auf dem Bahngelände umzusehen. Wir bringen so in Erfahrung, daß außer unserem Transportzug noch an die zehn weitere Züge mit Kriegsgefangenen auf dem Gleisareal stehen. Darunter auch ein Zug nur mit Frauen und einigen hier in Rußland geborenen Babys und Kleinkindern. Die Frauen, ehemalige Nachrichtenhelferinnen und Rot-Kreuz-Schwestern, mußten wie wir Männer unter gleich harten Bedingungen arbeiten.

Irgendwann im Laufe des Tages geht es dann weiter, und die nächsten Tage und Nächte fährt oder steht unser Zug, so daß wir nur mit vielen Unterbrechungen durch die Weiten Rußlands auf die russisch-polnische Grenze zurollen. Der Grund für dieses langsame Weiterkommen ist wohl die riesige Zahl der in den letzten Monaten des Jahres 1949 aus ganz Rußland in die Heimat rollenden Kriegsgefangenen. Sie alle müssen über das Nadelöhr Brest-Litowsk geleitet werden. Wir erreichen diese Grenzstadt am 2. Dezember und müssen die Waggons mit allem Gepäck verlassen, weil hier das russische Breitspur-Gleisnetz endet und die Fahrt auf europäischer Normalspur weitergehen wird. Vor dem Umsteigen müssen wir allerdings noch eine rigorose Filzaktion über uns ergehen lassen, bei der nicht nur nach bisher erfolgreich versteckten schriftlichen Aufzeichnungen und russischem Geld gesucht wird. Die Filzer greifen auch ganz ungeniert und schamlos nach den vom ehrlichen Arbeitslohn erworbenen Dingen, wie z.B. Lebensmitteln und Tabakwaren. Der laute Protest der Betroffenen bleibt absolut wirkungslos!

Große Enttäuschung herrscht bei unserer russischen Begleitmannschaft. Sie darf entgegen ihrer Erwartung nicht mit uns nach Deutschland in die russische Zone fahren, weil uns eine neue Mannschaft erwartet, die nur zwischen Brest-Litowsk und Frankfurt an der Oder hin- und herpendelt. Die Wut unserer bisherigen Begleitung über die verhinderte Weiterfahrt nach Deutschland ist verständlich, denn in der Vorstellung der Russen, die unser Land nicht kennen, ist selbst die sowjetische Zone im Vergleich zur russischen Realität ein Paradies.

Unser Umsteigen in den Güterzug mit deutschem Lokomotiv-Personal wird noch einmal behindert. Wir sollen auf Anordnung unserer immer noch laut tönenden Aktivisten die vom russischen Zug abgenommenen Transparente an die deutschen Waggons umhängen. Dies wird von uns aber strikt abgelehnt, und nach letztlich ergebnislosem Bemühen der Aktivisten, ihre Anordnung durchzusetzen, bleiben die „Huldigungssprüche“ in Brest-Litowsk zurück. Endlich, am Abend dieses 2. Dezember, setzt sich unser Zug in Bewegung und kommt, wenn auch nach oft stundenlangem Stehen auf Bahnhöfen oder auf freier Strecke, der Heimat immer näher. Über Warschau und Posen erreichen wir die Obra, die bis zum Kriegsende die Grenze zwischen Deutschland und Polen bildete. Als wir den Fluß langsam auf einer notdürftig reparierten Brücke überqueren und das nun nicht mehr zu Deutschland gehörende Land durchfahren, wird es besonders den aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien stammenden Männern weh ums Herz. Nachdem die jetzt polnische Stadt Schwiebus durchfahren ist, hält unser Zug am späten Abend des 4. Dezember wenige Kilometer vor der Oder auf einem Rangierbahnhof. Wir sehen auf den anderen Gleisen weitere Transportzüge, können aber keinen Kontakt aufnehmen, weil die Begleitmannschaft alle Waggons von außen verschließt. Was dies bedeutet, können wir nicht ergründen, und so müssen wir auf das warten, was da kommen wird.

Mein Schlaf in dieser Nacht ist unruhig, bei jedem Geräusch schrecke ich auf. Im Morgengrauen setzt sich der Zug dann endlich sehr langsam wieder in Bewegung, und durch die kleinen Luken oben in den Seitenwänden versuchen wir, Sichtkontakt zur Umgebung zu halten. Das veränderte Geräusch beim Befahren der Brücke läßt uns alle zu den Sichtluken drängen, um die Überquerung der Oder, die jetzt die Grenze zwischen Polen und Deutschland bildet, mitzubekommen. Der bedeckte Himmel und die Morgendämmerung lassen den Fluß nur schemenhaft erkennen, aber mir prägen sich dieses Bild und dieser Augenblick tief ein. Die Brücke liegt schnell hinter uns, und nach wenigen Minuten hält der Zug im Bahnhof von Frankfurt. Die Türen werden von außen geöffnet, und mit Freudenschreien stürzen wir aus den Waggons und fallen uns in die Arme.

**Wir stehen wieder auf deutschem Boden!**

Dem Befehl, Gepäck aufnehmen und in Marschformation antreten, folgen wir schnell, und dann geht es im Gleichschritt, der auch nach fünf Jahren noch in den Gliedern steckt, durch die langsam erwachende Stadt zu einem großen Kasernengelände. Das ganze Areal, so mein erster Eindruck, scheint wegen der nach Tausenden zählenden Menschenmenge, die wie in einem Ameisenhaufen durcheinanderwuselt, aus allen Nähten zu platzen. Offensichtlich kommen in diesen Tagen und Wochen täglich mehrere Züge an, und das deutsche und russische Kasernenpersonal hat einige Probleme, jeden Tag ein paar Tausend Menschen durchzuschleusen. Unser Trupp wird in einen Kasernenblock geführt, in dem als erstes die sattsam bekannten Rituale Duschen und Entlausung im Eildurchgang zu erledigen sind. Danach werden wir nach Namenslisten aufgerufen und bekommen einen „Laufzettel“, der uns entsprechend der Heimatadresse die Besatzungszone zuweist, in die wir weiterreisen werden. Dies bedeutet, daß wir Abschied nehmen müssen von Kameraden, die in der gemeinsam durchlittenen Zeit zu Freunden geworden sind. Mir fällt der Abschied von Rudi Riedel schwer, der mir im Lager Wladimir ein echter Freund geworden ist. Die Familie von Rudi, Frau und zwei Kinder, ist aus dem Sudetenland vertrieben worden und lebt in einem Lager in der amerikanischen Zone.

Eine kleine Abschweifung: Im Herbst 1950 (seit Mai als Konstrukteur bei DÜRKOPP in Bielefeld beschäftigt) stehe ich abends vor einem Kino in der Bahnhofstraße, als mich jemand mit „Hallo Heinz“ anspricht. Es ist zu meiner großen Überraschung und Freude Rudi Riedel, den es, wie mich, nach Bielefeld verschlagen hat. Er hatte als Betriebsschlosser Arbeit in der Ravensberger Spinnerei gefunden und als erste bescheidene und beengte Unterkunft eine Gartenlaube zugewiesen bekommen, die er mit seiner ganzen Familie bewohnt. Ich besuche ihn und seine Familie dort, und die Kontakte bleiben auch noch nach meiner Familiengründung und bis in die ersten Jahre in Vlotho bestehen, verlieren sich dann wegen der doch zu weit auseinanderliegenden Interessen. Rudi bleibt mir aber immer in guter Erinnerung.

Die beiden nächsten für mich erfreulichen Akte in Frankfurt sind der Empfang von 40 Ostmark Entlassungsgeld und die Möglichkeit, ein Telegramm nach Delligsen aufzugeben: **HABE ES GESCHAFFT, GRUSS HEINZ** lautet der kurze, aber alles ausdrückende Text.

Vom Geld kaufe ich in dem auf dem Kasernengelände eingerichteten Laden als erstes eine Zahnbürste mit grobem Holzgriff und, weil es Zahnpasta nicht gibt, Zahnputzpulver. Nach fast fünf Jahren sich wieder die Zähne putzen zu können, ist mir ein echtes Bedürfnis. Mein nächstes Ziel ist der „britische“ Kasernenblock, wo sich aus allen heute angekommenen Transporten die Männer mit Heimatadressen in der britischen Zone sammeln. Mit der unendlich lange Zeit fordernden Erfassung auf Namenslisten vergehen die Stunden. Zwischendurch gibt es auch Warm- und Kaltverpflegung, die zwar nicht reichlich ist, aber deutschen Geschmacksgewohnheiten entspricht und deshalb köstlich heimatlich mundet. Der Tag vergeht, ohne daß zur ersehnten Weiterfahrt aufgerufen wird, und wir müssen deshalb die Nacht in der Kaserne verbringen. Die wenigen Schlafpritschen sind schnell belegt, so daß die meisten, darunter auch ich, sich einen Platz irgendwo auf dem Fußboden suchen müssen. Am nächsten Tag, das Frühstück ist mit dunklem Brot und einer Kartoffelsuppe wieder typisch russisch, wird zum Abmarsch aufgerufen, und es geht zum Bahnhof, wo ein echter Personenzug mit Dritter-Klasse-Holzbank-Wagen für uns bereit steht. Als Marschverpflegung bekommt jeder ein ganzes Brot, und für je zehn Mann wird ein Eimer Salzheringe (!) verteilt. An den Heringen vergreift sich allerdings keiner von uns, denn Trinkbares wurde nicht ausgegeben! Unsere Hoffnung, dieser Zug werde uns direkt bis an die Grenze zur britischen Zone bringen, erfüllt sich nicht. An Berlin vorbeifahrend, erreichen wir gegen Mittag Leipzig, wo es heißt: „Alles aussteigen, der Zug endet hier!“ Es wird ein mehrstündiger Aufenthalt angekündigt, den auch ich zu einem Ausflug in die vom Bombenkrieg gezeichnete Stadt nutze. Beim Schlendern durch die Straßen entdecke ich ein Friseurgeschäft, in das ich ganz spontan hineingehe, um mir den ersten richtig zivilen Haarschnitt schneiden zu lassen. Der Friseur verweigert mit dem Hinweis, ich sei Heimkehrer, die Annahme von Geld, obwohl ich ja von den 40 Mark Entlassungsgeld bislang kaum etwas ausgeben konnte. Den Tip vom Friseur, daß auf einem großen Platz in der Nähe ein Zirkus gastiere, nehme ich auf und komme gerade zur Nachmittagsvorstellung vor dem Zelt an. Auch hier zahle ich nichts, denn „Heimkehrer haben freien Eintritt!“. Wenn es auch nicht SARASANI ist, bin ich doch nach Jahren der Entwöhnung ganz begeistert vom Clown, den Artisten und den Tierdressuren.

Nach diesen Erlebnissen gehe ich frohgestimmt zum Bahnhof zurück, wo wir alle ungeduldig auf den Zug warten, der uns in das dicht an der Zonengrenze liegende Heiligenstadt bringen soll. Am frühen Abend ist es dann endlich so weit. Wir steigen ein und kommen mitten in der Nacht im Grenzort an. In einer zum Durchgangslager umfunktionierten Schule verbringen wir die Nacht. Müde und abgespannt sucht sich jeder, wie schon in Frankfurt, in einem der Räume einen Schlafplatz. Mit schmerzenden Gliedern wache ich am anderen Morgen auf. Die Gewißheit, daß wir heute: A m 7. D E Z E M B E R 1 9 4 9 die Grenze nach Westdeutschland überschreiten werden, läßt mich jedoch alle kleinen Wehwehchen schnell vergessen. Nach dem hastigen Frühstück aus dem Reiseproviant und dazu einem Becher Tee kommt der Befehl zum Abmarsch, und es dauert nur wenige Minuten, bis sich unsere Kolonne in Bewegung setzt. Sogleich finden sich viele Kinder ein, die unser Gepäck auf Bollerwagen zur Grenze transportieren wollen. Als Entlohnung nehmen sie gern unseren nicht verbrauchten Brotproviant und nicht ausgegebenes Ostgeld an. Für die Salzheringe fanden wir schon in Leipzig dankbare Abnehmer. Nach eineinhalbstündigem Fußmarsch erreichen wir die Grenze und müssen uns das letzte Mal in der uns vertrauten Weise zum leichteren Zählen in Fünfer-Reihen aufstellen. Den in Frankfurt erhaltenen Passierschein hochhaltend, überschreiten wir dann, ohne uns noch einmal umzusehen, langsam und stetig unter dem angehobenen Schlagbaum hindurch die Demarkationslinie. Diese von den Siegermächten festgelegte Grenze trennt nun zwei sich unversöhnlich gegenüberstehende Gesellschaftssysteme.

Ich atme ganz tief durch, denn **vier Jahre, sieben Monate und elf Tage Unfreiheit** liegen endgültig hinter mir!

Von uns zuwinkenden und jubelnden Menschen empfangen, tun wir das gleiche wie die vor uns hier über die Grenze in die Freiheit gegangenen Kriegsgefangenen und werfen unsere Mützen in die Kronen der Straßenbäume. Hunderte solcher Mützen hängen in den Baumkronen und liegen auf den Feldern. Sie sind wie ein Symbol dafür, daß wir uns von all dem, was hinter uns liegt, lösen und trennen wollen. In einer großen, vom englischen Militär stammenden halbrunden Wellblechbaracke, auch „Nissenhütte“ genannt, werden wir von Rot-Kreuz-Schwestern mit Kakao und belegten Brötchen empfangen. Bereitstehende Busse bringen uns danach ins Lager Friedland, durch das nach Kriegsende Hunderttausende aus den Ostgebieten vertriebene Menschen geschleust wurden. Jetzt bevölkern wir, die endlich aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekommenen Männer und auch Frauen, das Lager. Nach gründlicher ärztlicher Untersuchung wird mir wegen meines durch Gewebewasser aufgeschwemmten Körpers und des daraus resultierenden Allgemeinzustandes bis auf weiteres die Arbeitsunfähigkeit attestiert. In einer der Baracken, durch die wir geschleust werden, stehen Stellwände, an die unzählige Fotos und Namen von in Rußland vermißten Soldaten geheftet sind. Wir sehen uns all diese Bilder und Namen an, um so vielleicht das Schicksal einiger Vermißter klären zu können. Von Rot-Kreuz-Helfern werden wir dann noch weiter befragt, und ich kann die mir bekannten Personen- und Sterbedaten von meinen Kameraden Max Feigenspan und Karl Diehl angeben. Einigen von uns ist es trotz der vielen Filzungen gelungen, in raffinierten Verstecken - wie z. B. ausgehöhlten Schuhabsätzen - Namenslisten von Verstorbenen herauszubringen. Sie können so dazu beitragen, den Angehörigen dieser Toten Gewißheit über das Schicksal ihrer Lieben zu geben.

Der letzte offizielle Akt hier in Friedland ist der Empfang des Entlassungsscheins und die Auszahlung von 40 DM „Kopfgeld“, ein Betrag, den auch alle Bewohner der Westzonen bei der Währungsreform bekommen haben. Mit dem Fahrschein nach Alfeld, meinem Bahnzielort, in der Hand, würde ich gern sofort aufbrechen. Da eine Zug- und Busverbindung über Alfeld nach Delligsen heute nicht mehr besteht, beschließe ich schweren Herzens, bis zum nächsten Morgen hier in Friedland zu bleiben.

8. Dezember 1949

Bevor ich mich an diesem Morgen auf den Weg zum Bahnhof mache, gibt es noch einen besonderen Reiseproviant. Und zwar wird der Inhalt von Weihnachtspäckchen verteilt. Diese Päckchen wurden aus Rußland ans Deutsche Rote Kreuz zurückgeschickt, weil die Adressaten inzwischen entlassen waren. Es ist für uns, zwei Tage nach Nikolaus, eine richtige Vorweihnachtsüberraschung. Diese Rücksendung stellt eine uns verblüffende Verhaltensweise der Russen dar, die kaum jemand für möglich gehalten hätte.

Die Zeit für die letzte Etappe einer fast 3.000 km langen Eisenbahnfahrt erscheint mir in der ungeduldigen Erwartung des Wiedersehens mit meinen Lieben unendlich lang, und in Alfeld angekommen, bin ich ganz schnell aus dem Bahnhof, um nach dem Bus zu sehen, der mich nach Delligsen bringen soll. Ich habe Glück, der Bus nach Grünenplan über Delligsen steht schon abfahrbereit, und im Fahrer erkenne ich ein mir bekanntes Gesicht. Es ist Robert Mönkemeier, ein Vetter meiner Mutter, der mich freudig begrüßt und berichtet, daß mein Bruder Günter seit gestern bei jeder Busankunft in Delligsen vergeblich auf mich gewartet habe. Erstaunt bin ich deshalb schon, daß nun, wo ich endlich den Ort meiner Kindheit wiedersehe, mich niemand an der Haltestelle erwartet. So gehe ich die wenigen hundert Meter, die mich noch vom Elternhaus trennen, allein. Den Blick nach rechts und links wendend, nehme ich all die mir vertrauten Häuser und Winkel in mich auf. Am Kriegerdenkmal in die Rotestraße einschwenkend, an der alten Schule vorbei, wird hinter der Ecke vom Haus Knackstedt der Blick frei auf den Endpunkt meiner langen Odyssee.

Vor fünf Jahren, als Soldat auf einer Dienstreise, habe ich das letzte Mal einen Tag und eine Nacht im nun vor mir liegenden Elternhaus verbracht. Die wenigen letzten Schritte bis auf den Hof durchmesse ich mehr fliegend als gehend. Die Tür zur Heißmangel steht offen, und meine dort hantierende Mutter stürzt, mich sehend, mit einem Freudenruf heraus, und wir fallen uns in die Arme. Als ich die Tränen in den Augen meiner Mutter sehe, übermannt auch mich die Rührung, so daß ich meinen Vater, meine Schwester und meine Oma, die das „Signal“ gehört und aus dem Haus gelaufen kommen, bei der für uns Reinhardts absolut untypischen herzlichen Umarmung nur durch einen Tränenschleier wahrnehme. Mein Bruder Günter ist nicht anwesend. Er wollte mich mit dem Motorrad in Alfeld abholen, hat mich aber wegen einer Panne verpaßt. Nun aber, nach der Begrüßung draußen auf dem Hof, soll ich natürlich ins Haus in die nur zu Weihnachten und bei Familienfeiern benutzte „gute Stube“ kommen. Ich will mich aber zuerst von der „Russen-Hülle“ befreien und gehe deshalb direkt nach oben in das neue, bei meinem letzten Kurzbesuch vor fünf Jahren noch nicht vorhandene Badezimmer.

Heinz Reinhardt, bearbeitet von Peter Steger, 2010

**Friedhelm Kröger - Erinnerung an das „Urlauberheim” im Gefangenenlager**

Die Erinnerungen von Heinz Reinhardt haben in vielen Fragen das Gedächtnis der einstigen Leidensgenossen aufgefrischt und im Fall von Friedhelm Kröger eine erste Reaktion ausgelöst, die hier wiedergegeben werden soll:

Diese „Lebensabschnitte“ schrieb Heinz Reinhardt in der Zeit von 1/2000 bis 8/2002 für seine Familie. Nach seinem Tod im Februar 2009 übergab sein Sohn diese eindrucksvollen Berichte an Peter Steger zur Veröffentlichung. Beim Lesen der ersten drei Folgen war ich doppelt überrascht.

Zum einen schildert er auch meinen Aufenthalt zur fast gleichen Zeit im gleichen Lager Wladimir, zum andern machte mich die Mitteilung von seinem Tod in Vlotho an der Weser traurig. Wir, eine Gruppe von Veteranen aus Wladimirer Lagern, die sich seit 2003 jährlich einmal an verschiedenen Orten Deutschlands treffen, waren im vergangenen Jahr in meiner Heimatstadt Minden zu Gast - ganz in der Nähe von Vlotho, dem Todesort von Heinz Reinhardt! Wir hätten ihn noch gerne in unserer Mitte gehabt!

Es ist kein Wunder, daß ich beim Lesen der einzelnen Kapitel anfangs oft ein Fragezeichen setzte, bis mir klar wurde, daß ich während meines fünfjährigen Aufenthalts vielleicht nur zwei Jahre im Hauptlager 7190/1 war. Die übrigen drei Jahre verbrachte ich zeitweise im Lager 165 (Taliza) und in verschiedenen Teillagern und Arbeitskommandos: in einem Waldlager, in einem Torflager, im Kriegsgefangenenlazarett Kameschkowo, in einer Gipsfabrik, in Wjasniki, in Gorochowez… Während ich diese Aufenthalte zeitlich nur noch schwer nachvollziehen kann, sind mir bis heute viele Ereignisse als Bilder ganz deutlich vor Augen.

Allerdings wollte ich schon Heinz Reinhardts Beschreibungen von Theateraufführungen und Konzerten als Phantasien (!) einordnen und hätte ihm damit beinahe Unrecht getan. Diese Kulturveranstaltungen haben aber wirklich stattgefunden, während wir im Torflager tagsüber in praller Sonne die schweren Torfsoden wendeten und stapelten und uns nachts die Mücken und Wanzen den wenigen Schlaf raubten. In der Torfsaison wurde praktisch von frühmorgens bis in die Nacht hinein gearbeitet. Häufige abendliche Veranstaltungen (Meetings), organisiert von Mitgliedern des „Antifa-Komitees Neues Deutschland“, die uns die Schandtaten und Verbrechen an der Zivilbevölkerung in der Sowjetunion vorwarfen, trugen nicht dazu bei, ihren Prophezeiungen auf baldige Heimkehr Glauben zu schenken

Torfbrände, wie in den vergangenen Wochen in Rußland, habe ich zu der Zeit nicht erlebt, dafür aber Temperaturen zwischen 30 - 40 Grad. An einigen Stellen seiner Schilderungen hätten wir beide uns allerdings direkt begegnen können, z.B. in der Ziegeleibrigade. Während er sich selbst die harte Knochenarbeit in der Lehmkuhle zumutete und daran scheiterte, war ich in der Kolonne, die die Lehmziegel von der Presse in die Trockenschuppen fuhr und ablud. Später wurden die an der Luft getrockneten Ziegel zum Brennen in den Ringofen gefahren. An Einzelheiten über diese Tätigkeiten kann ich mich nur noch erinnern, daß die Loren mit 64 Rohziegeln verdammt schwer waren und uns jede Arbeitsunterbrechung an der Presse willkommen war. Ärger gab es natürlich, wenn einem selbst einmal eine vollbeladene Lore entgleiste und in den engen Gängen umkippte! Das gab wieder eine Arbeitsunterbrechung, die sich auf die Prozentbewertung auswirkte. Ausgesprochen angenehm war die Arbeit im Trockenschuppen bei großer Hitze und bei Regen, man arbeitete dann unter einem Dach.

Weiter schreibt Heinz Reinhardt von einem zweiwöchigen Urlaub im Erholungsheim. Wenn der Zeitpunkt seines Aufenthalts bekannt wäre, könnte es sein, daß wir uns damals hätten gemeinsam erholen dürfen! Ich habe noch die Kopie einer Kriegsgefangenen-Postkarte vom 8. Juni 1948 vorliegen, auf der ich meinem Vater zum 61. Geburtstag gratuliere und an die Familie schreibe: „Bin für 15 Tage im Urlauberheim. Näheres auf der nächsten Karte.” Da schreibe ich: „Bei herrlichstem Wetter und bester Laune verbringe ich hier mit 40 Kameraden schönste Tage. Für das geistige sowie das leibliche Wohl ist bestens gesorgt, und von Seiten der deutschen und russischen Lagerleitung wird alles getan, uns diese Tage so angenehm wie möglich zu gestalten. Leider sind die schönen Tage bald vorbei, und dann beginnt wieder das alltägliche eintönige Leben. Aber wir sind trotzdem dankbar, daß wir diese herrlichen Tage verbringen durften. In Anbetracht der Lage, daß wir recht bald entlassen werden, tun wir aber auch weiterhin unsere Pflicht!”

Heinz Reinhardts Bericht über Räumlichkeiten, Bekleidung und Verpflegung (!) kann ich voll bestätigen. Wir waren eine Wohneinheit im Lagergelände, aber abgeschirmt von allen anderen. Und noch eine Bestätigung: Willi Börke erinnert sich an ein Erholungsheim auch in seinem Torflager Anopino.

Friedhelm Kröger, 2010

**Ludwig Reusch -** [**Der größte Fehler meines Lebens**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/03/13/der-groste-fehler-meines-lebens/) **(Los Angeles, Kalifornien)**



Wenn man sich auf dem Internationalen Flughafen von Los Angeles keinen Rat mehr weiß, gibt es eine Stelle, wo jedem mit einer freundlich-kundigen Auskunft geholfen wird: am Schalter Travelers Aid. 250 Ehrenamtliche tun hier Tag für Tag, Nacht für Nacht stundenweise in den acht Terminals von LAX Dienst, sprich wissen auf so gut wie jede Frage nach einem Anschlußflug, einer Busverbindung, einer Apotheke oder einem Wickelzimmer eine verbindliche Antwort. Einer dieser stets zu einem Lächeln aufgelegten Helfer ist Ludwig Reusch, der zweimal die Woche für vier Stunden in seine adrette Uniform schlüpft und voller Hingabe im Terminal 3 seine freiwillige Schicht ableistet. „Mich erfüllt das, anderen zu helfen, you know, so komme ich unter Leute, halte mein Gedächtnis in Gang und kann auch noch anderen eine Freude machen.”

Ludwig Reusch wurde 1924 im unterfränkischen Wernfeld, heute ein Ortsteil von Gemünden am Main, zehn Kilometer nördlich von Karlstadt, geboren. Die Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft, von der man einigermaßen leben konnte, doch auf Dauer würde sie die ältere Schwester und den jüngeren Bruder nicht ernähren, war sich Ludwig sicher und suchte eine Lehrstelle als Schlosser. Als er die nicht fand, begann er eine Lehre bei einem Sattler und Polsterer in Würzburg, der freilich schon bald eingezogen wurde. Einen Monat lang konnte der junge Mainfranke seine Ausbildung noch auf dem Militärflughafen Würzburg fortsetzen, bis er für eineinhalb Jahre auf einen Flugplatz unweit von Paris abkommandiert wurde, wo er endlich das Schweißerhandwerk erlernen durfte und sich zum Flugzeugmechaniker ausbilden ließ. Bei einem Heimaturlaub dann - der Vater war inzwischen auch schon zum Zoll nach Frankreich eingezogen, und die Mutter bewirtschaftete den Hof mit einem französischen Kriegsgefangenen - erreichte Ludwig Reusch der Stellungsbefehl. „Da machte ich den größten Fehler meines Lebens”, ärgert sich der Veteran noch heute, wenn auch im sanften Licht der Altersmilde. Familie und Freunde nämlich rieten ihm, sich gleich zu melden, denn früher oder später werde man ihn ohnehin zur Armee holen. „Hätte ich das nur mal sein gelassen. Heute weiß ich, daß ich auch unbehelligt in meine Werkstatt auf dem Flugplatz in Frankreich hätte zurückkehren können. Da wäre mir viel erspart geblieben…”

Die Schlacht bei Stalingrad war schon geschlagen, die Wehrmacht im Osten sollte sich ein letztes Mal aufbäumen, bevor der unaufhaltsame Rückzug begann mit der verbrannten Erde und dem unermeßlichen Blutzoll. Von Januar bis März 1943 wurde Ludwig Reusch in Würzburg für die Panzerabwehr ausgebildet und dann gleich an die Front in die Ukraine geschickt. Im Sommer des gleichen Jahres war es, daß er sich freiwillig zu einer zehnköpfigen Patrouille meldete. Der Spähtrupp schwärmte gegen 3 Uhr aus, und am Morgen um 7 Uhr war schon die Hälfte der Kameraden tot. Die Überlebenden fanden sich in Gefangenschaft wieder und bekamen sogar von den Russen Konserven zu essen. Erst als die deutschen Truppen näherrückten, bliesen die Bewacher zum raschen Aufbruch. Zwei berittene Rotarmisten trabten voran, die Gefangenen mußten im Laufschritt in der Sommerhitze zehn Stunden lang folgen. Nicht alle hielten durch. Drei wurden unterwegs erschossen, weil sie nicht mehr mitkamen. Aus einem Brunnen tranken die Erschöpften Wasser, in dem der Kadaver eines Pferdes hing. Im Lager, das Ludwig Reusch am Abend erreichte, war es dann „okay”. „Ich hatte mit den Russen nie Probleme, denen ging es ja oft noch schlechter als uns”, erinnert er sich, während er zwischendurch auf tausend Fragen mit der Hilfe seines Zeigestocks eine Antwort weiß.

In der Ukraine sollte Ludwig Reusch nicht lange bleiben. Schon im Herbst ging es gen Osten in ein Waldlager, und als es dort zu unwirtlich wurde, bestieg die ganze Mannschaft einen Transportzug Richtung Moskau. 50 Mann auf engstem Raum in einem Waggon, drei bis vier Wochen unterwegs, stets begleitet vom quälenden Hunger und ausgezehrt von der Ruhr. Ein Bild hat sich dem liebenswerten alten Herrn für immer eingeprägt: Ein Mitgefangener robbt mit letzter Kraft auf ein Stück Brot zu, das auf einen Haufen Exkremente gefallen war… Nur elf von den fünfzig überlebten. In Wladimir schließlich angekommen, lautete der Einsatzbefehl zunächst Aushubarbeiten. Doch bald schon, im Frühjahr 1944, gelang Ludwig Reusch, was er von Beginn an vorhatte: Er kam zu den „Spezialisten”, wie die Facharbeiter und Handwerker genannt wurden, deren Lebensbedingungen die eine oder andere Erleichterung mit sich brachte. Karl Elbert aus Aschaffenburg – die beiden stehen bis heute in Kontakt - war es, „der mir das Leben gerettet hat”. Denn der Landsmann holte ihn sich als Schweißergehilfen, nachdem zwei seiner Helfer schon wegen mangelhaften Sichtschutzes ihr Augenlicht verloren hatten. In der Truppe fühlte er sich wohl und freundete sich mit Paul Hütter an, der schließlich auch den Kontakt zu Erlangen herstellte. Die weiteren Umstände im Lager sind denn auch besser dem Bericht des Kameraden zu entnehmen.

Als Ludwig Reusch Ende 1949 nach Hause kam, fand er Wernfeld in Trümmern, denn die Amerikaner hatten die strategisch wichtige Eisenbahnlinie nach Schweinfurt bzw. Frankfurt bombardiert, wobei es zu den sogenannten Kollateralschäden kam. Erst hier erfuhr er, daß auch sein 1928 geborener Bruder in den letzten Kriegswehen noch eingezogen worden und ebenfalls in russische Gefangenschaft geraten war. Alle waren wieder wohlbehalten vereint, aber es gab keine Arbeit. Nach zwei Monaten als Schweißer in Frankfurt beschloß Ludwig Reusch mit „einem aus dem Osten” auszuwandern. Zur Wahl standen Australien und Kanada. Sie bestiegen das Schiff nach Kanada. Die Provinz Saskatchewan war die erste Station, wo Ludwig Reusch, der seinen Vornamen später als Lou amerikanisierte, Eisenbahnschienen verlegte und sich an kalte Winternächte erinnert. Der Weg führte weiter über Vancouver bis zum Yukon, wo es im Sommer Schiffe für den Passagierverkehr herzurichten gab. Im Winter 50/51 kam der Auswanderer noch einmal nach Deutschland zurück und traf dort seine künftige Frau, mit der er freilich gleich wieder nach Kanada, nach Vancouver, abreiste. Das Paar baute sich dort eine Existenz auf, als aber die Tochter einer Freundin folgen wollte, die nach Anaheim - zwischen Los Angeles und Riverside gelegen -, gezogen war, folgte bald auch die Familie Reusch nach und ließ sich in Santa Monica nieder, wo Lou Reusch 1963 ein eigenes Geschäft aufmachte.

Die Heimkehrer aus der Gefangenschaft sahen sich in Deutschland oft noch über Jahrzehnte - und bis heute - dem Vorwurf ausgesetzt, sie seien zumindest Mittäter und trügen eine Mitschuld an den Greueln des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion. Leser des Blogs wissen, daß hier über diese Dinge und erst recht diese Menschen nicht gerichtet wird. Da erstaunt es zu hören, daß Ludwig Reusch weder in Kanada noch in den USA je anklagend auf seine Wehrmachtsvergangenheit angesprochen worden sei. Keinerlei Ablehnung oder gar Feindschaft. „Deutsche Juden, die ausgewandert waren, gehörten sogar zu meinen besten Kunden. Wir haben uns immer gut verstanden”, bekennt Louis Reusch. Und wer wollte ihm das nicht glauben? Hatte Johann Wolfgang Goethe vielleicht doch recht mit seinem Credo: „Amerika, du hast es besser”?

Die Zeit bis zum Abflug nach Europa ist zu kurz für ein längeres Gespräch. Aber es braucht oft nicht viel mehr als ein bis zwei Stunden, damit Menschen zueinander Vertrauen fassen, einander ins Herz schließen. Passagier, kommst du nach Los Angeles, frage nach Lou Reusch. Er wird dir helfen, zuvorkommend-zurückhaltend, ein Mensch, dessen mainfränkisches Wesen unter der kalifornischen Sonne eine herzerwärmende Güte angenommen hat. Gut, daß sich zwischen Erlangen und Riverside eine neue Bürgerpartnerschaft anbahnt, die hoffentlich schon bald Gelegenheit zum Wiedersehen bietet. Bis dahin, so long, dear Lou! Ein letztes Winken - und schon braucht der nächste Reisende seine Hilfe…

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

**Alfons Rujner -** [**Mit 17 Jahren hinter Stacheldraht – Der Koffer lebt!**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/11/21/mit-17-jahren-hinter-stacheldraht-der-koffer-lebt/) **(Berlin)**

*Bei den Soldaten drunten / ist auch mein Freund dabei. / Ich hab ihn nicht rausgefunden. / Es ist auch einerlei. / Hat einst gekämpft und gesungen / mit allen in einer Reih, / hat mit allen den Säbel geschwungen / und ist mit allen verklungen / und liegt nun drunten dabei. / Der Wind geht abends darüber / und singt eine Melodei. / Die macht traurig. Ich weiß nicht worüber; / es ist auch einerlei.*

Diese Verse von Bertold Brecht vergißt man nicht wieder, wenn man sie einmal gehört hat. Noch weniger vergessen kann man eine persönliche Begegnung mit Alfons Rujner, der sich in den letzten Kriegswochen in seiner Heimatstadt Stettin mit gerade einmal 17 Jahren, animiert von seinem Personalchef im Rathaus, freiwillig an die verlorene Front gemeldet hatte und erst im September 1948 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, aus dem Wladimirer Lager, zurückkehren sollte. So sehr er seinerzeit wie all seine Altersgenossen von der faschistischen Kriegspropaganda verhetzt war, so leidenschaftlich streitet er heute für den Frieden und hält mit seinen bald 83 Jahren noch immer landauf, landab kostenlos Vorträge in Schulen, Bibliotheken und Gemeindehäusern. Stets dabei sein Werk „Mit 17 Jahren hinter Stacheldraht”  im Buchhandel unter der ISBN 3-8311-2584-8 erhältlich und hiermit allen Interessierten zur Lektüre empfohlen.

In seiner Klasse in der Gneisenau-Knaben-Schule ließen die Lehrer 1940 singen: *Hört ihr die Motoren singen: / Ran an den Feind. / Hört ihr’s in den Ohren klingen: / Ran an den Feind! / Bomben! Bomben auf Engelland!* Doch schon bald fielen englische Bomben auf Stettin - und Flugblätter, die zur Aufgabe aufriefen, wolle man nicht polnisch werden… Das jüngste von fünf Kindern eines Bauarbeiters absolvierte auf Betreiben der Mutter eine Verwaltungslehre, fand sich aber schon mit 16 Jahren beim Katastrophenschutz der Hitlerjugend wieder, wo man oft nur noch Tote bergen konnte. Essen gab es 1943 auf Marken, die älteren Brüder waren schon an der Ostfront, die Stadt lag in Schutt und Asche. Anfang Februar 1945 dann, die Lehre gerade vorfristig beendet, meldet sich der Inspektoranwärter gegen den Willen der Mutter freiwillig zum Militär, zum „letzten Aufgebot”, erhält eine dreiwöchige Kurzausbildung und steigt Ende März in einen Truppentransporter Richtung Slowakei / Ungarn. Die Heeresgruppe Mitte unter Generalfeldmarschall Ferdinand Schörner, berüchtigt als der „blutige Ferdinand”, war längst in Auflösung begriffen, doch der fanatisch grausame Befehlshaber gab die Devise aus: „einigeln und ausharren”. Viel mehr als das Ausheben von Schützenlöchern können die Jungspunde freilich nicht mehr tun. Die Stalinorgeln zeigen bald ihre verheerende Wirkung: „Es war furchtbar. Nicht beschreibbar. Nicht vergleichbar. Nie wieder habe ich solchen Schrecken, eine so tiefe Angst erlebt. Die Schreie der Verwundeten, das Getöse der Granaten, die Rufe der Kameraden, die Befehle, alles ging in eins unter.” So klingt das mit den Worten des Zeitzeugen.

Rückwärts bis zur Kapitulation ging es per Fußmarsch über die Oberpfalz. Der Ritt führte nicht mehr nach Ostland, wie es in einem Propagandalied heißt, sondern man stolperte Hals über Kopf gen Westen. Und dann plötzlich die Meldung von der Kapitulation: „Ich war fassungslos. Niedergeschlagen und entsetzt”, erinnert sich Alfons Rujner. “Für mich ist in diesem Augenblick eine Welt zusammengebrochen.” Wilde Gerüchte waren im Umlauf bis hin zu der Schauermär, die Amerikaner und Engländer könnten gemeinsam mit den Resten der Wehrmacht der Roten Armee entgegentreten. Jetzt heißt es laufen, laufen, laufen, weglaufen vor den „Bolschewisten”, die schon der Schüler als Untermenschen und rassisch minderwertige slawische Feinde dargestellt bekommen hatte. In der Maihitze geht es von Dorf zu Dorf, bis es plötzlich heißt „Hands up!” und der abgerissene Trupp von Alfons Rujner in amerikanische Kriegsgefangenschaft gerät. Freilich nur für kurze drei Tage mit 150 weiteren Gefangenen in einer Scheune, bis ein Dutzend offener Lkws die Männer wieder nach Osten karrt, um sie den Sowjets zu übergeben. Über einen Dolmetscher erfahren sie vom russischen Offizier: „Gemäß Absprache zwischen den Alliierten werden Sie als Gefangene an die Sowjetunion übergeben. Sie werden Verpflegung erhalten und dann zu einem Sammellager marschieren. Sie müssen laufen, denn die Deutschen haben bei ihrem Rückzug viele unserer Lkws zerstört.” Schon zwei Stunden später sollte Alfons Rujner ungläubig staunend russisches Brot essen, während im amerikanischen Lager bei Bad Kreuznach Gefangene sterben mußten. An Hunger.

68 Tage war Alfons Rujner Soldat gewesen, und wäre er dreizehn Tage später geboren, hätte man ihn nach Hause geschickt. Er war zwar erst 17 Jahre alt, aber noch im Dezember 1927 zur Welt gekommen. Ohne Papiere hätte er wohl mit seinen 55 kg und gerade einmal 1,63 m Körpergröße gut als 15jähriger durchgehen können, aber wenn der Schwindel doch aufgeflogen wäre… Eine schwere Entscheidung. Der Marsch führte über Regen im Bayerischen Wald in die Tschechei: „Die Begegnungen mit der tschechischen Zivilbevölkerung waren beschämend und erniedrigend. Die Tschechen ließen uns ihren Haß spüren. Frauen spuckten Gefangenen ins Gesicht. In einigen Orten kippten Dorfbewohner Nachttöpfe und Jaucheeimer über uns aus. Demoralisiert und voller Scham liefen wir weiter.”

Wir eilen nun der Schilderung voraus und zitieren aus dem Kapitel „Weiter nach Osten: von Brjansk nach Wladimir”: Von einem kleinen Dorflager, 400 km südwestlich von Moskau, hieß es im März 1947 Abschied nehmen und aufbrechen nach Wladimir, 200 km nordöstlich von Moskau.

„Am Tag vor unserer Abfahrt gab es einen Abschlußappell. Der Kommandant sprach den Kriegsgefangenen den Dank der Dorfbewohner für die geleistete Arbeit aus. Dank unserer Hilfe waren inzwischen viele Häuser wieder bewohnbar geworden und die meisten Dächer im Ort gedeckt. (…) Erinnere ich mich zurück, so habe ich diese Fahrt nach Wladimir ganz anders erlebt, als jene von Focsani nach Rußland im September 1945. Entsetzt und erschüttert über das, was ich an Schrecklichem aus dem Mund gut bekannter Kameraden vernommen hatte, hatte ich mich damals in mich selbst zurückgezogen und vor Entsetzen geschwiegen. Anders heute. Die Begegnungen mit der russischen Zivilbevölkerung, meinem *Lehrmeister* im Wald, dem Mädchen Jelisaweta und vielen anderen hatten eine große Wirkung auf mich und einige andere Kameraden gehabt. Wir hatten Sympathie für diese Menschen empfunden und sie achten gelernt. (…) Für mich war der Krieg vorbei. Ich lebte und war jung. Ich hatte im Gegensatz zu vielen anderen hinzugelernt. Die alten Ideen hatten sich als falsch erwiesen. Wem hatte Deutschlands Großmannssucht genutzt? Wer hatte dafür bezahlt? Wie viele Millionen Menschen waren für die irrwitzigen Pläne von der Eroberung neuen Lebensraums verblutet? Diese Fragen stellten sich mir. Und ich versuchte, auch in der Folgezeit in Wladimir darauf eine Antwort zu finden.”

Wir folgen nun Alfons Rujner nach Wladimir, wo er am Aufbau des Traktorenwerks mitarbeitet und endlich wieder in einem richtigen Bett schlafen kann. Ein zentrales Erlebnis ist sicher die Begegnung mit einer Ärztin, von den Kriegsgefangenen  „Mäuschen” genannt, die eines Tages bei dem jungen Mann Malaria diagnostiziert:

„Ich wurde sofort auf die Krankenstation gebracht. Man steckte mich in eine isolierte Kammer. Doch davon bemerkte ich bereits nicht mehr viel. Was mit Schüttelfrost angefangen hatte, endete mit immer wiederkehrenden heftigen Fieberanfällen. Zwei Tage lag ich schon auf der Krankenstation, doch mein Zustand besserte sich nicht. Schon zuvor durch mein geringes Gewicht geschwächt, entkräfteten die Anfälle meinen Körper immer stärker. Meine Umgebung nahm ich kaum noch wahr. Eine große Mattigkeit und Gleichgültigkeit breitete sich in mir aus. Am Ende des zweiten Tages gab es an meinem Bett eine Wechselrede, die mir in meinem Zustand fast einerlei war. Aber sie rettete mir das Leben. Die russische Ärztin ordnete die Verabreichung von Chinin an. Der deutsche Assistenzarzt protestierte: *Aber wir haben nur noch wenig davon!* Die Ärztin widersprach: *Daj jemu, on otschen molodoj!* („Gib’s ihm, er ist noch so jung!“) - Die Rettung! (…) Jeder Gefangene wußte, was es hieß, teure und seltene Medikamente verabreicht zu bekommen. Der Mangel in allen Bereichen hatte dazu geführt, daß Hunger und Entbehrungen, Leid und Tod die ständigen Begleiter der russischen Bevölkerung in dieser Zeit waren. Jedoch wurde mir erst später, wieder daheim, so richtig bewußt, daß ich ein Medikament erhalten hatte, das vielleicht einem anderen, einem Russen, der dieses nicht minder notwendig gebraucht hätte wie ich, dadurch vorenthalten wurde.“

Alfons Rujner hatte bis zur Kapitulation an das versprochene Wunder des Endsiegs geglaubt. Nun suchte er nach neuer Orientierung in seinem aus allen Fugen geratenen Leben. Angebote für eine neue Ausrichtung gab es im Wladimirer Lager in Form von Vorträgen, Zirkeln und Wettbewerben, die sogar Anreize materieller Art, wie etwa eine Extraration Brot, in Aussicht stellten. Sein selbstgefertigtes Heft aus Zementsackpapier von damals mit all den Mitschriften in Sütterlinschrift hütet er bis heute wie einen Schatz, bis er es eines Tages dem Kapitulationsmuseum in Berlin-Karlshorst übergeben will. In dieser Lagerschule erfährt der an Geschichte interessierte Alfons Rujner die Sichtweise der anderen Seite, läßt sich von manch einer Persönlichkeit und deren Argumentationskraft überzeugen, denkt über die Hintermänner Hitlers aus der Welt der Banken und der Großindustrie nach, hört von der gestalterischen Kraft von Revolutionen - und erträgt Ablehnung und Anfeindung derer, die ihn für einen Überläufer halten. Natürlich war Propaganda im Spiel, natürlich handelte es sich um Umerziehung, natürlich ging es um Indoktrination. Aber war es verwerflich, nach dem Zusammenbruch der faschistischen Ideologie nach einer neuen Richtschnur zu suchen? Tragisch, daß auch diese in die Irre führte. Aber immerhin boten die Kurse und Zirkel Gelegenheit, sich einer geistigen Auseinandersetzung zu stellen. Im Rückblick sieht sich der Veteran zwar nicht als aktives Mitglied der Antifa, aber er bekennt sich offen dazu, der Jugendgruppe angehört zu haben, die mit den Ideen des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ sympathisierte:

„Um zu politischen Vorträgen im Lager zu gehen, benötigte man einigen Mut. Ein großer Teil der Gefangenen besuchte keinen der vielen Zirkel oder Vorträge. Man kann den Zustand, in dem sich viele befanden, wohl am ehesten als Lähmung beschreiben. Sie waren fixiert auf das eigene schwere Los, traumatisiert von den Kriegserlebnissen und den harten Bedingungen des Lebens in den verschiedenen Lagern. Eine andere Gruppe bildeten die Endsieger. Sie schworen auch hier noch - selbst nach der verheerenden Niederlage! - auf den deutschen Endsieg und auf die alten faschistischen Schlagworte wie *Führer und Gefolgschaft*, *Ehre und Treue* und *nordische Herrenrasse*. Alle Bemühungen der russischen und der deutschen Kulturabteilung, das Leben der Gefangenen durch ein vielfältiges Kulturleben zu normalisieren, taten sie als Umerziehungsversuch ab. Auch ich war, da ich die Geschichtsvorlesungen besuchte, schon mehrmals als *Iwanfreund* angepöbelt worden. Anderen erging es schlimmer. Die Reaktionäre entfernten Bretter aus den Betten einiger als interessiert geltenden Kameraden, zerschnitten ihre Strohsäcke, versteckten die Schuhe. Der Riß ging quer durch die Kompanien.“

FOTO

Alfons Rujner beim Ausflug im Wladimirer Stadtpark, erste Reihe, dritter v.l.

Alfons Rujner entschied sich für das Neue und bereut es bis heute nicht, hat sich vielmehr eine kritische Distanz zu allen Ideologien bewahrt und schildert seinen Werdegang besonders gern jungen Menschen, die noch nicht wissen, wohin die Reise in ihrem Leben gehen wird. Wegweiser hat er keine, aber die Erfahrung, wie gut es für die persönliche Entwicklung ist, sich immer auch die Gegenseite anzuhören und manches Mal auch gegen den Strom zu schwimmen, ist vielleicht viel wichtiger als Richtungsanzeiger. Wie gut, daß Alfons Rujner sein Buch geschrieben hat! Wer es liest, erfährt, daß Kriegsgefangene sogar eine Stadtführung mitmachen durften, staunt darüber, was Russen und Deutsche gemeinsam erduldet und ertragen haben, packt mit dem jungen Mann von einst einen Koffer, der noch immer in der Berliner Wohnung des Rentners steht - und lernt einen Menschen kennen, der mit jeder Faser die Versöhung zwischen Deutschen und Russen lebt.

Alfons Rujner, mit 17 Jahren in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten, die er in vier Lagern, zuletzt in Wladimir, überlebte, hat in seinem Koffer ein ganzes Konvolut von Aufzeichnungen nach Hause gebracht, lebendige und anschauliche Beispiele einer schlimmen Zeit, die doch immer wieder ein menschliches Antlitz zeigte. Eine Passage aus seinem Buch beschreibt dies eindringlich: „Heute weiß ich, daß jede menschliche Geste - ein Lächeln, ein freundliches Wort oder ein Gruß - uns Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern, ob Franzose, Pole, Russe oder Deutscher, das Leben in schwerer Zeit ein klein wenig leichter gemacht hat.”

Wir wissen bereits, daß Alfons Rujner, dafür oft als „Iwanfreund” verhöhnt, die historischen, politischen und literarischen Vorträge besuchte, die zwecks Umerziehung im Lager angeboten wurden. Seine Mitschriften in Sütterlinschrift dokumentieren diese Lehrveranstaltungen in einzigartiger Weise und vermitteln ein umfassendes Bild der ideologisch-pädagogischen Veranstaltungen, die auch in seinem Buch immer wieder Gegenstand der Erinnerung sind:

„Die Themen der nächsten Vorträge im Lager wurden jeweils an Wandzeitungen und Aushängen in den Kompanien bekanntgegeben. Unter den neu angekündigten Vortragsthemen sprang mir eines Tages ein Motto sofort ins Auge: *Was ist Bolschewismus?* fragte in großen Lettern eine Überschrift für einen der nächsten Vortragsabende. Ich erschrak fast angesichts dieser Überschrift. *Bolschewismus*, das erschien mit gleichbedeutend mit einem starken Schimpfwort zu sein. Den *verhaßten Bolschewismus* auszurotten, hatte zu den Hauptzielen des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion gezählt. Im Bolschewismus und den Juden hatte Hitler bereits in dem 1925 veröffentlichten ersten Teil von „Mein Kampf“ seine Hauptfeinde gesehen. Gegenüber dem *Iwan* wagten wir deshalb das Wort Bolschewismus nicht mehr in den Mund zu nehmen und selbst unter uns Gefangenen nur leise auszusprechen. Nun sollte also der Bolschewismus das Thema eines der nächsten Vorträge sein. Sollte ich hingehen, um mir anzuhören, was die Russen unter dem Begriff verstanden? Etwas Negatives schienen sie offensichtlich nicht mit diesem Wort zu verbinden.

Ich erinnerte mich an das, was man uns in der Heimat über den russischen Bolschewismus erzählt hatte. Einmal - es mag im Jahr 1942 gewesen sein - besuchte unsere Schulklasse in meiner Heimatstadt Stettin eine Großausstellung über Rußland. Vor dem Eingangstor begrüßte ein riesiges Plakat die Besucher. Ein affenähnlicher, furchterregender Russe, ein *Untermensch*, sogar mit zwei Hörnern verziert, schaut auf uns herab. Wie das Eingangsplakat, so die Ausstellung, die sich in Hetztiraden über den russischen Bolschewismus erging. Bolschewisten mordeten, plünderten, vergewaltigten - diese Gewißheit sollten die Besucher der Schau mit nach Hause nehmen. Sie lebten primitiv, hausten in Massenunterkünften, schliefen in riesigen Schlafsälen. Eine Frau gehörte dem, der sie sich gerade nahm. Diese Schau appellierte an die niedersten Instinkte der Besucher, die sehr zahlreich erschienen. Ganze Schulen und Firmen mußten geschlossen hingehen. Die Ausstellung sollte Haß schüren. Sie sollte auch uns Schüler, künftige Soldaten des Führers, einschwören auf unseren Einsatz im Krieg gegen die Sowjetunion, der bereits ein Jahr zuvor begonnen hatte. Sicher erinnern sich auch noch andere Menschen meines Alters an die Hetzausstellung, die als Wanderschau durch zahlreiche Städte zog. Im Fach Geschichte schrieben wir einen Aufsatz über das, was wir in der Ausstellung gesehen und gelernt hatten. Das Fazit lautete: *Deutschland ist dazu berufen, den Bolschewismus zu vernichten.*

Vielleicht kann der Leser nun meine Vorbehalte gegen das Wort Bolschewismus verstehen. Der Vortragssaal, in dem es um das umstrittene Thema gehen sollte, war gerammelt voll. Der Dozent, ein Universitätsprofessor, wurde vorgestellt. Er sprach nur Russisch, weshalb ein Dolmetscher übersetzen mußte. Der Dozent befaßte sich einleitend mit dem Wesen der Sprache. Ein Wort, so hörten wir, bezeichnet ein Ding, eine Sache. Es beschreibt einen äußeren Gegenstand oder Sachverhalt. Jedes Wort hat eine bestimmte Bedeutung. Manchmal bekommen Wörter ein Eigenleben. Sie werden von ihrer Bedeutung losgelöst. Man mißbraucht sie. Sie haben dann im allgemeinen Sprachgebrauch einen Bedeutungswandel durchgemacht. *So*, sagte der Dozent, *hat es die deutsche Propaganda mit dem Wort Bolschewismus gemacht*. Ein Murren ging durch den Saal…“

Als im Frühjahr 1948 im Lager die ersten Gerüchte kursieren, es werde bald in die Heimat gehen, begannen die Optimisten, darunter auch Alfons Rujner, mit den „Reisevorbereitungen” und bastelten in den Abendstunden Geschenke für die Lieben daheim: „Aus Holz-, Stoff- oder Blech-resten entstanden Tierfiguren, Marionetten, Puppen, Brettspiele, Tabaksdosen. (…) Für uns waren diese kleinen, mit Sorgfalt und Liebe gefertigten Gegenstände Kostbarkeiten.” Doch was tat jemand wie Alfons Rujner, der zwar gelernt hatte, Rundhölzer zu schlagen, Gebäude zu verputzen, Dächer zu decken und aus Zementsäcken Hefte anzufertigen, dem aber jedes Talent für das Basteln fehlte? Er erfüllte sich seinen größten Wunsch, die Heimreise mit einem kleinen Koffer antreten zu können, per Auftrag. Ein Gefangener in der Tischlerwerkstatt mit langer Bestell-Liste nahm sich der Sache für eine Ration Tabak an. Vor lauter Dankbarkeit versorgte der Nichtraucher Alfons Rujner den Handwerker auch weiterhin mit seinem Tabak. Das kostbare Stück überdauerte die Zeit bis zur Abfahrt im September 1948 im Bücherschrank der Kulturabteilung.

„Mein Koffer *lebt* heute noch. Er ist nun schon über 60 Jahre alt. Darin liegen meine vergilbte Entlassungsurkunde aus sowjetischer Gefangenschaft und das Heft aus der „Lagerschule” in Wladimir, selbstgefertigt aus Zementsackpapier. Meine Kinder kennen diesen Koffer seit langem. Meinen Enkeln, von denen einige heute etwa so alt sind, wie ich es damals in Wladimir war, habe ich den uralten Koffer und seinen Inhalt noch nicht gezeigt. Das sollte ich wahrscheinlich nachholen. Vielleicht können ihnen die alten Aufzeichnungen in Sütterlinschrift und der ein wenig ramponierte Bretterkoffer von der Jugend ihres Großvaters in Gefangenschaft mehr erzählen, als manche Worte es vermögen.

Vielleicht und hoffentlich wird man später einmal sagen können, an diesem Wochenende seien Nachkriegszeit und Kalter Krieg zwischen Ost und West endgültig Geschichte geworden. NATO und Rußland wenden sich gemeinsamen Bedrohungen zu, sehen einander nicht mehr als Gegner, kooperieren in der Abwehr nach außen, schließen sich zusammen statt damit zu drohen, aufeinander zu schießen. Wie schön, daß Kriegsveteranen wie Alfons Rujner dies noch erleben! Wie bewegend für die Nachgeborenen, am Beginn eines neuen Miteinanders stehen zu dürfen!

Aufgezeichnete von Peter Steger, 2010

[**Komm wieder, aber ohne Waffen!**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/05/08/komm-wieder-aber-ohne-waffen/)

*Unter dem Titel “Meine letzten Stunden in Wladimir - Zum Tag der Befreiung” ist am 8. Mai 2001 im Neuen Deutschland folgender Leserbrief erschienen:*

Man sagt, manches in der Geschichte oder im Leben eines Menschen wiederhole sich, erscheine zumindest ähnlich.

September 1948. Nach dreieinhalbjähriger Kriegsgefangenschaft ging wieder ein Zug mit Hunderten von gefangenen Deutschen aus Wladimir in Richtung Heimat. Zu diesen Glücklichen, die in Wladimir den Zug bestiegen, gehörte auch ich. Die schönsten Jahre meiner Jugend, vom 17. bis 21. Lebensjahr, verlebte ich hinter Stacheldraht.

Noch während der Gefangenschaft, aber auch Jahre danach, suchte ich nach Antworten zu folgenden Fragen: Warum führte man einen solchen wahnsinnigen Krieg? Benötigte Deutschland wirklich neuen Lebensraum? Wieviel verdienten die Konzerne an diesem Krieg? Hatte das Volk wirklich diesen Krieg gewollt? Wie war es möglich, ein ganzes Volk ideologisch so zu verblenden?

In Wladimir kletterten wir von den Lkws, formierten uns in Fünferreihen und näherten uns - zum letzten Mal geordnet - dem Bahnhofseingang. Um uns herum ein Spalier aus russischen Bürgern. Viele schwiegen, einzelne winkten auch. Schüler hielten Blumen in den Händen und verteilten sie an die abziehenden, gefangenen deutschen Soldaten. Aber man sah auch haßerfüllte Blicke und hörte Rufe wie „Faschist!“.

Mit meinen Kameraden hatte ich den Bahnhofsvorplatz schon fast überquert, als ein älteres Mütterchen auf mich zukam. Sie packte meinen Arm so fest, daß ich erschrocken stehenblieb. Die alte Frau schaute mich an. Sie hatte Tränen in den Augen, als sie sagte: „Söhnchen, komm wieder, aber ohne Waffen.“ Ich war bestürzt und nickte nur. Mir fehlten die Worte, obwohl ich inzwischen bereits viele Sätze in Russisch beherrschte.

Im Zug dachte ich noch lange über die Worte dieser alten Frau nach. Nein, ich hatte ihre Worte nicht falsch verstanden. Das Mütterchen hatte tatsächlich mich, einen Angehörigen der ehemaligen feindlichen Armee, aufgefordert, wiederzukommen in ihr Land. Hierher nach Rußland, in ihre Heimat, die wir Deutschen mit unendlichem Leid überzogen hatten. Ich hatte nur genickt, mit „da!“ geantwortet. Doch zu unwahrscheinlich erschien es mir damals, in jenem Augenblick, daß ich Rußland oder gar die Stadt Wladimir jemals wiedersehen würde. Damals, vor über fünfzig Jahren, nahm ich Abschied von einem großen Land und seinen Menschen.

Es dauerte Jahrzehnte, und ein ähnlicher Abschied wiederholte sich. Für mich stellte es sich als eine Art Gleichnis dar, auch wenn es unter anderen Bedingungen geschah. Es kam der Tag, an dem die ehemaligen sowjetischen Truppen auf Grund internationaler Vereinbarungen aus Deutschland abzogen. Damals zogen deutsche Gefangene aus Rußland ab, zu denen ich auch gehörte, und nun zogen russische Truppen aus Deutschland ab. Es ist verständlich, daß bei diesem Abzug ebenso wie bei meiner Heimfahrt aus der Gefangenschaft - obwohl man beides kaum vergleichen kann - viele gleiche Gedanken aufkamen. Die Meinungen zu dem Truppenabzug - damals wie heute - waren unterschiedlich. „Endlich können wir ohne fremde Truppen in Deutschland leben“, meinten die einen. Aber stimmte diese Aussage? Es war die halbe Wahrheit. Die Russen verließen unser Land, jedoch die amerikanischen Besatzungstruppen - in Gestalt der NATO-Verbände - sind geblieben.

Meine Blumen wurde ich los, als ich in einer Seitenstraße russische Truppen sah, die bereits vorbeidefiliert waren. Ich ging auf sie zu. Im Halbkreis standen Soldaten und Offiziere, sie unterhielten sich und rauchten. Ich wollte einige Sätze in Russisch zu ihrem Abschied sagen. Ich brachte nur wenige Worte heraus. Ein Offizier, ein Major, muß es wohl gemerkt haben. Er umarmte mich, bevor ich die Blumen überreichen konnte. Nur noch die Worte „Alles, alles Gute!“ kamen über meine Lippen. Einem Soldaten gab ich die Blumen, schaute dem Offizier noch einmal in die Augen und ging.

Auf dem Heimweg hörte ich nicht nur einmal: Es hätte sich gehört, daß die russischen Truppen vor dem Reichstag oder wenigstens im Zentrum von Berlin verabschiedet worden wären. Auf dem Reichstag hatten sie 1945 ihre Siegesfahne gehißt.

Es zeigt sich zu vielen Zeiten: Manche wollen es nicht wahrhaben, daß Millionen russischer und anderer Soldaten des großen Landes den Hauptteil des Sieges über den Faschismus geleistet haben. Doch Auge in Auge mit dem russischen Offizier fühlten wir sicher das gleiche. Zum Tag des Sieges wünsche ich allen Völkern dieses großen Landes alles Gute und eine neue Zukunft.

*Im Briefwechsel mit dem Partnerschaftsbeauftragten, Peter Steger, schreibt der Weltkriegsveteran im April 2010:*

Mein Buch war ursprünglich nur für meine Kinder und Enkel gedacht. Ein befreundeter Buchhändler riet zum Druck. Es ist in Ost und West gut angekommen. Das bestätigen viele Briefe und Anrufe, die ich von Lesern erhalten habe. Auch Chilenen, Kubaner, Österreicher, Südkoreaner und Russen haben es bereits gelesen. Und ein Seder in Moskau brachte bereits eine Hörfunk-Einschätzung zu meinem Buch. Nur meine eigene Heimatzeitung (Berliner Zeitung) hat es noch nicht fertiggebracht, eine Rezension meines Buches zu veröffentlichen. Sehr erstaunlich, denn ich bin schon 50 Jahre Abonnent dieser Zeitung.

Ich bemühe mich, obwohl ich bereits über 80 Jahre alt bin, mittels Lesungen viele Menschen zu erreichen, damit sie einem Schwur folgen, den viele Deutsche nach dem schweren Krieg leisteten: NIE wieder Krieg! Sämtliche bisherige Lesungen habe ich aus o.g. Gründen kostenlos durchgeführt. Und wenn die Entfernung zwischen unseren beiden Städten nicht so groß wäre, würde ich Euch in Erlangen unmittelbar eine Lesung anbieten.

Und in Wladimir waren meine Frau und ich auch bereits. Wir waren dort - ca. 25 Jahre nach Kriegsende - mit einer Reisegruppe. Mit einfachen russischen Bürgern hatten wir auf eine friedliche Zukunft angestoßen. Abschließend möchte ich sagen: Menschen, die für die Völkerverständigung arbeiten, gibt es leider nicht genug. Jedoch solche, die es tun, betrachte ich als meine Freunde.

Alfons Rujner lebt heute in Berlin, stammt aber aus Stettin, wo er eine Ausbildung in der Stadtverwaltung machte, bevor er mit 17 Jahren in den letzten Kriegstagen an die längst zusammengebrochene Front geschickt wurde. Er ergab sich den Amerikanern, doch die überstellten ihn den sowjetischen Verbündeten. Wie und warum der spätere Pädagoge eine besondere Freundschaft zu den einstigen Feinden pflegt, sollte man selbst in dem hiermit allen Lesern ans Herz gelegte Buch nachblättern. Nur so viel: Dem Helden wider Willen rettet ausgerechnet eine russisch-jüdische Ärztin das Leben; ein sowjetischer Politoffizier gibt ihm den entscheidenden Hinweis, wie er die vertriebene Familie wiederfinden könnte, nachdem alle Versuche über das Rote Kreuz gescheitert waren; ausgerechnet das Lagerleben bringt ihm die Liebe zur Kultur und zum Schreiben - und zum russischen Volk bei…

[**Da waren’s wieder drei**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/11/27/da-warens-wieder-drei/)

Bis zur Landung in Berlin war es noch unklar, ob Alfons Rujner zum Flughafen würde kommen können. Er konnte. Er kam. Und es kam zu einem Wiedersehen unbekannterweise nach bald 70 Jahren. Unbekannterweise, weil die drei - Philipp Dörr, Kurt Seeber und eben Alfons Rujner - damals als Kriegsgefangene in Wladimir einander wissentlich nicht begegnet sind, aber auch weil sie erst vor kurzem via Erlangen voneinander erfahren haben und sich nun gestern zum ersten Mal trafen. Auch wer bei dieser anrührenden Begegnung dabei war, kann kaum erahnen, was in den drei alten Männern und in ihren noch immer so jungen Herzen vorging. Jedenfalls flogen die Fragen aneinander nur so hin und her. Jedenfalls war es, als hätte man sich schon immer gekannt.

Was der eine nicht mehr wußte, erinnerte der andere. Darunter so wundersame Dinge, wie der glückliche Umstand, daß Philipp Dörr und Alfons Rujner aller Wahrscheinlichkeit nach von der gleichen Ärztin behandelt wurden. Jedenfalls ähneln sich die Bilder ihrer Beschreibung verblüffend, ganz zu schweigen davon, daß diese junge Medizinerin wohl beiden das Leben gerettet hat. Die Vergangenheit ist derart präsent und übermächtig, daß die drei Veteranen in den eineinhalb Stunden ganz vergessen, am Restauranttisch etwas zu bestellen. Dafür läßt Alfons Rujner beste Grüße nach Wladimir bestellen, gibt sein Buch mit Widmung an Oberbürgermeister Alexander Rybakow mit und würde sich am liebsten gleich mit den neuen alten Kameraden in den Flieger nach Moskau setzen. Aber, wer weiß, das kommt ja vielleicht noch.

Noch eine kleine Auflösung: Warum das „wieder drei” in der Überschrift? Mit von der Partie wollte auch Willi Börke sein. Er hatte seinen Flug Hamburg - Moskau schon gebucht. Doch es hat nicht mehr sollen sein. Sein Lebensweg ist vor wenigen Wochen an der letzten Station angekommen. RIP.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

FOTO

Philipp Dörr, Alfons Rujner, Kurt Seeber

**Karl Sallet -** [**Ein letztes Adieu für Karl Sallet**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/03/05/ein-letztes-adieu-fur-karl-sallet/) **(Erlangen)**

Wieder ist ein Mann von uns gegangen, der die Städtepartnerschaft auf seine mitfühlende Weise geprägt hat: ein Weltkriegsveteran mit all den inneren und äußeren Verwundungen bei Opfern wie Tätern, die das große Massenschlachten des Unternehmens Barbarossa zur Folge hatte, ein eindringlich mahnender Streiter für den Frieden und die Aussöhnung mit Rußland.

Die Partnerschaft mit Wladimir hatte es Karl Sallet besonders angetan - und das seit der Gründung des Arbeitskreises Wladimir an der Volkshochschule, den er - ungeachtet seiner körperlichen Beschwerden - fleißig besuchte. Kaum ein Konzert von „Rus“ oder einem anderen Ensemble aus Wladimir, das er ausgelassen hätte, und von dem er, mit großer Willenskraft seine Behinderungen überwindend, Videoaufnahmen machte.

Eine besondere Freundschaft verband ihn mit dem Wladimirer Literaten Jurij Schikanow, der so manche Schnurre unter dem Einfluß seines Erlanger Gastgebers niederschrieb. Karl Sallet konnte selbst aus seinem reichen Erfahrungsschatz und Leben, das ihn zu einem Kosmopoliten gemacht hatte, ebenso anschaulich wie unterhaltsam erzählen, nie langweilig, immer gewürzt mit einer Pointe oder unerwarteten Wendung. Nichts schmerzte ihn tiefer, weder materiell noch von seiner physischen Konstitution her mehr für seine Wladimirer tun zu können. Gerade deshalb tat er oft mehr, als er eigentlich konnte…

Es hätte diesen Humanisten aus Leidenschaft sicher gefreut, wenn sein satirischer Freund, Jurij Schikanow, die Grabrede hätte halten können. Stattdessen hier eine Momentaufnahme des russischen Schriftstellers von seinem vorletzten Besuch in Erlangen. Danke, lieber Karl Sallet für Vertrauen, Freundschaft und Humor!

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

**Marin Scheidig -** [**So etwas darf nie wieder passieren!**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/04/27/so-etwas-darf-nie-wieder-passieren/) **(Erlangen)**

Martin Scheidig ist erst dieser Tage 87 Jahre alt geworden, aber sich zurückzuversetzen in jenen Rabauken, der er vor sieben Jahrzehnten nach eigenem Bekunden war, fällt ihm nicht schwer. Und doch war es eine schwere Zeit damals. Die Familie hatte gerade auf Genossenschaftsbasis das Haus im damals noch selbständigen „Markt Bruck“ gebaut, an dessen Türschild noch heute der Name Scheidig steht. Die sozialdemokratischen Eltern sahen das Erstarken des Nationalsozialismus mit zunehmender Skepsis und glaubten den Sieg-Heil-Versprechungen der Faschisten nicht. Einmal stand es Spitz auf Knopf: Man drohte dem Vater schon an, ihn demnächst zu holen, wenn er weiter gegen Volk und Vaterland agitiere. Nur das Machtwort des Brucker Leiters der SA zu Gunsten des allseits angesehenen Familienoberhaupts verhütete das Schlimmste. „Dennoch ließ sich mein Vater nicht davon abbringen“, so erinnert sich Martin Scheidig, „daß der Krieg verloren war, noch ehe er begonnen hatte. Wenn ich das nur auch so hellsichtig verstanden hätte…“

Martin Scheidig war damals gerade in dem Alter, wo sich Söhne mit mehr oder weniger Erfolg, aber mit aller Vehemenz versuchen, vom Vater abzusetzen. So ließ er sich begeistern von Jungvolk und Hitlerjugend, trainierte fleißig, spielte Handball wie ein Wirbelwind und war überall dabei, wo es galt, seine und anderer Kräfte zu messen. Da konnte ihm der Vater, der im 1. Weltkrieg gekämpft hatte, noch so oft die Leviten lesen, konnte ihm einschärfen, wie er wollte, daß es keine Untermenschen gibt, auch und erst recht nicht im Osten, in Rußland, das der arischen Rasse so viel Raum bieten sollte. „Eine furchtbare Politik, für die ich mich noch heute zutiefst schäme“, bekennt der Veteran aus ganzem Herzen. „Man kann es gar nicht mehr begreifen, wie man uns so blenden konnte mit der Zukunft Deutschlands im Osten. Am Ende haben wir dort nur Elend und verbrannte Erde hinterlassen… So darf man doch nicht mit Menschen umgehen.“

Aber das erkannte der junge Soldat noch längst nicht. Für ihn konnte es gar nicht schnell genug gehen, zumindest am Anfang. Doch schon bald sollte der Landser aus Bruck am eigenen Leib spüren, was Krieg bedeutete. Drei Verwundungen brachte er mit nach Hause, eine davon aus Rußland, die ihm bis heute zu schaffen machen. Seine militärische Laufbahn begann nach der Grundausbildung 1942 als Fallschirmjäger im besetzten Frankreich, wo er zwei Mal je fünf Übungssprünge aus der JU 52 machte, dann aber nur noch als Infanterist eingesetzt war. „Damals war doch schon alles verloren, und zu springen gab es da nicht mehr viel.“ Es ging nach Italien, in die Gegend um Rom, wo der Franke gegen Partisanen kämpfen mußte. Gegen Freiheitskämpfer, wie er heute weiß. Gegen den hinterhältigen Feind, wie es damals hieß. Maschinenartig funktionierte man da manchmal, und was als Heldentat dekoriert wurde, war in Wirklichkeit nichts als die Überwindung der eigenen Angst vor dem Tod. Dennoch: Jede Auszeichnung ließ die Brust wieder ein Stück nach vorne wachsen, heraustreten, anschwellen. Was heute ein Grund zur Scham ist, war damals Anlaß zu Stolz. Von Italien wurde Martin Scheidig an die Ostfront, in die Sowjetunion versetzt, später wieder nach Deutschland, Frankreich und erneut Italien. Überall im Kampfeinsatz, überall in vorderster Front - und auf verlorenem Posten. Endstation war denn auch in Brest, der Festung in der Bretagne, die im August 1944 dem geballten Ansturm der Alliierten nicht länger standhielt. Martin Scheidig geriet in amerikanische Gefangenschaft, blieb aber zunächst einen Monat in einem englischen Lager auf der Insel, wo abenteuerliche Fluchtpläne geschmiedet wurden, die freilich schon in der Theorie allesamt an der Küste und dem Kanal scheitern mußten. Zwei Jahre sollten es insgesamt werden, die Martin Scheidig nach dem Auftakt in England in amerikanischen Lagern zubrachte, von Ost nach West, von Süd nach Nord. Tröstlich nur, daß man die Fallschirmjäger von einst zusammenließ und nach militärischem Ehrenkodex, der auch dem Besiegten gegenüber galt, durchaus anständig behandelte. Dennoch blieb Martin Scheidig ein Rauhbein und wehrte sich gegen alle Regeln und Verordnungen. So sehr, daß ihn die Kameraden oft in seinem eigenen Interesse zur Zurückhaltung mahnten.

Zurück in die Heimat kam Martin Scheidig ganz klein und voller Demut. Der Vater hatte die Sache schon richtig gesehen und nahm den Heimkehrer denn auch gehörig ins Gebet. Nichts wurde verschwiegen, nichts unter den Teppich gekehrt. Das, was man später Aufarbeitung nennen sollte, vollzog sich in der Familie Scheidig lange vor Erfindung des Begriffs - und das ausgesprochen nachhaltig. Nicht durch, sondern mit dem Vater, der aus einer Fürther Goldschlägerfamilie nach Bruck gekommen war, fand Martin Scheidig seinen Weg in die Politik. Er trat in die SPD ein. Von 1978 bis 1996 saß er für seine Partei im Erlanger Stadtrat. Der Träger der Bürgermedaille hat sich weit über die Parteigrenzen hinweg Ansehen erworben. Sein ganz außergewöhnlicher Einsatz für den einstigen „Markt Bruck“, heute längst eingemeindet, trug ihm den Ehrentitel „Bürgermeister von Bruck“ ein.

1991 reiste Martin Scheidig aus Anlaß des 50. Jahrestages des Überfalls der Hitler-Truppen auf die Sowjetunion in die Partnerstadt Wladimir. Gemeinsam mit fast einem Dutzend weiterer Weltkriegsveteranen legte er an der Ewigen Flamme des Denkmals für den Unbekannten Soldaten am 22. Juni, dem Jahrestag des „Unternehmens Barbarossa“, Kränze und Blumen nieder und hörte mit dankbarem Staunen aus dem Mund der einstigen Gegner: „Wir wollen einander die Schuld nicht mehr anrechnen. Wir wurden auf beiden Seiten von unbarmherzigen Politikern in einen schrecklichen Krieg getrieben.“ Martin Scheidig stockt bei der Erinnerung an diese Begegnungen noch heute der Atem: „Das war für mich wie eine Erlösung, daß man nach all dem Leid wieder so friedlich zusammenkommen konnte.“ Seither war Martin Scheidig immer zur Stelle, wenn Veteranen aus Wladimir nach Erlangen kamen, und er wäre auch gerne im Mai mitgefahren zu den Feierlichkeiten aus Anlaß des 65. Jahrestages des Kriegsendes. Aber eine so anstrengende Reise wollte er sich dann doch nicht mehr zumuten. Dafür schickt er seine Gedanken in die Partnerstadt, Gedanken, die er gerne mit anderen teilt: „Dieser Krieg war eine Barbarei. So geht man nicht mit Menschen um. So etwas darf nie wieder passieren!“

Wenn man mit Martin Scheidig spricht, spürt man, wie vorsichtig man sein sollte mit Schuldzuweisungen, erlebt man, was junge Menschen anfällig macht für totalitäre Ideen, begreift man, daß der Mensch aber auch jederzeit fähig ist, sich zum Guten zu bekehren und zu bekennen. Martin Scheidig hat es sich und den Seinen bestimmt nicht immer leicht gemacht, aber genau das macht ihn zu einem so wahrhaftigen und überzeugenden Menschen. Nicht zu einem, der schon immer wußte, was richtig und falsch ist, sondern zu einem, der nie müde wurde, sich selbst auf die Suche zu machen nach dem, was er endlich als für sich richtig erkennen konnte.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

**Fritz Albert Karl Schmidt –** [**Vaters letzte Spur im Wald von Sobinka**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2012/12/25/die-letzte-spur-des-vaters-im-wald-von-sobinka/) **(Stolp in Pommern)**

Mitte Oktober erreichte den Blog des Partnerschaftsbeauftragten eine Suchanfrage: „Fritz Albert Karl Schmidt, geb. 03.11.1901 in Stolp/Pommern, wohnhaft: Stolp, Herbert-Norkus-Str. 8, verstorben im Juni 1945, wahrscheinlich in russischer Kriegsgefangenschaft in Wladimir.” Und weiter: Meinen Vater habe ich nicht kennenlernen dürfen, meine Mutter flüchtete am 06.03.1945 mit ihren Kindern über die Ostsee nach Dänemark, am 09.04.1945 bin ich in der Villa Laimun in Apenrade geboren worden. Von März 1945 bis September 1947 lebte meine Familie im Internierungslager Grove bei Karup in Dänemark. Es wäre mein größter Wunsch zu wissen, wo mein Vater verstorben ist. Danke für die rasche Antwort.”

FOTO

Friedhof bei Sobinka

Witalij Gurinowitsch, der wie kein anderer in Wladimir die Geschichte der Kriegsgefangenen erforscht hat, konnte wieder einmal helfen und lieferte postwendend folgende Angaben: „Laut Unterlagen der Lagerverwaltung ist ein Gefreiter Fritz Albert Schmidt, geb. 1901, am 25. Juli 1945 in Lakinsk 23/2, einem Lager bei Wladimir, ums Leben gekommen und dort bestattet.”

FOTO

Fritz Schmidt rechts hinten stehend, s. Pfeil. Vielleicht erkennt ihn oder einen anderen ja hier jemand wieder und meldet sich! Jeder Hinweis wäre hilfreich.

Und weiter an die Tochter gerichtet: „Mehr noch: Man kann zwar nicht mehr exakt, aber mit großer Genauigkeit feststellen, wo Ihr Vater seine letzte Ruhe gefunden hat. Er liegt nämlich auf dem gleichen Friedhof im Wald von Sobinka wie Heinrich Clausen, der Anfang September 1945 in Lakinsk verstorben ist. Dessen Familie hat mit unserer Hilfe das Grab gesucht - und wohl auch gefunden.“ Die Reaktion der Tochter spricht und wirkt für sich: „DANKE, DANKE, DANKE! Zum Gedenken an meinen Vater wird nun jedes Jahr am 25. Juli eine Kerze brennen. Nach fast zwanzigjähriger Suche nach der letzten Ruhestätte meines Vaters haben Sie es möglich gemacht, mir einen großen Herzenwunsch innerhalb weniger Tage zu erfüllen. Ich bin Ihnen unsagbar dankbar dafür. Herzlichen Dank für die E-Mail, herzlichen Dank auch Herrn Witalij Gurinowitsch für die Mühe bei der Lokalisierung der Grabstätte meines Vaters. Es erinnert nichts an einen Friedhof, aber ich weiß nun, wo mein Vater beigesetzt wurde. Das macht mir Mut, nun auch nach seiner Gefangenen- und Krankenakte nachzufragen. Das ist das einzige was ich für meinen Vater und für mich tun kann.”

Eine Reise zum 40 km südlich von Wladimir gelegenen Grab des Vaters wie Heinrich Clausen mit seinen Geschwistern kann die heute in Thüringen lebende Tochter von Fritz Schmidt aus Gesundheitsgründen nämlich nicht mehr antreten, aber sie schickte eine Spende für die dortigen Veteranen nach Wladimir - und will nun über die Archive in Moskau erfahren, was die Todesursache war. Warum gerade heute die Veröffentlichung im Blog? Vielleicht die Hoffnung auf ein Weihnachtswunder, auf die Friedensbotschaft dieses Festes. Es könnte ja sein, daß sich noch jemand an den Gefreiten erinnert, der wohl zum letzten Aufgebot Hitlerdeutschlands gehörte, jemand, der mit ihm eingezogen wurde, mit ihm an der Front war oder gar mit ihm in Gefangenschaft geriet. Alles ist möglich, auch das Unmögliche.

Aufgezeichnet von Peter Steger, Weihnachten 2012

**Arthur Scholtysik -** [**Fluchtpläne mit Raoul Wallenberg**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/06/04/versohnung-in-minden-fluchtplane-mit-raoul-wallenberg/) **(Lüneburger Heide)**

30.000 deutsche Kriegsgefangene waren auf die ganze Region Wladimir verteilt. Einer von ihnen, Arthur Scholtysik, am 16. Juni 1927 in Schakanau, einem Dorf bei Gleiwitz, geboren. Er ist von Wuchs der größte in der Mindener Runde und macht trotz vieler Operationen entschieden den Eindruck des jüngsten im Bunde. Dabei hat er etwas an sich, das einem das Gefühl gibt, bei ihm geborgen zu sein, sich an ihn anlehnen zu können, als wäre er ein mächtiger und vertrauter Baum. Wo doch gerade er so lange gebraucht hat, bis er Wurzeln schlagen konnte.

Nach der Mahlerlehre trat Arthur Scholtysik im März 1944 den Arbeitsdienst in Wadowice an, also in der sogenannten Frauenstadt, wo Papst Johannes Paul II 24 Jahre zuvor geboren wurde. Von da ging es zur Flak nach Linz und Straßburg, bis am 8. Oktober 1944 die Einberufung in Gleiwitz mit zwei Wochen Grundausbildung und anschließendem Panzernahkampftraining in Neiße, dem heutigen Nysa, kam. Dort wurde der Jungspund eingekleidet und nach Pressburg verlegt, wo er die ersten Kampfhandlungen erlebte. Er schob Wache in einem Waffenlager, wurde an erbeuteten russischen Granatwerfern ausgebildet und mußte im Dezember weiter nach Ostpreußen, genauer nach Nikolajken, zum Gefechtsstand. Zugmaschinen hätte er gebraucht, um den Stalinorgeln etwas entgegensetzen zu können, doch das Fahrzeug, das endlich eintraf, hatte keinen Vergaser mehr. So jung er noch war, Arthur Scholtysik begriff rasch, daß der Krieg längst verloren war. Zu Fuß legte er jeden Tag 30 km zurück und erreichte endlich das tief verschneite Königsberg. In einer Schule quartierte er sich ein, schlief auf Stroh. Doch der Stadtkommandant gab zu verstehen, man könne ihn hier nicht gebrauchen, es gebe schon zu viele Soldaten in der Stadt. So ging es weiter zum Fronteinsatz in Ostpreußen mit den Stationen Wormditt, Guttstadt und Allenstein, wo den Landser schließlich eine Verwundung stoppte. „Meine MG hat mich verraten“, sagt er. Der Streifschuß ist noch heute zu sehen, das Loch, wo die Kugel austrat, zeigt, wie nah er damals schon dem Tod war. Der Verwundete sollte just auf jener Gustloff nach Pillau gebracht werden, die später mit mehr als 10.000 Passagieren an Bord ein sowjetisches U-Boot versenkte, meist Frauen und Kinder, von denen nur 1.200 überlebten. Arthur Scholtysik humpelte an zwei Besenstielen auf das Schiff. Es gab Sturm, daher mußte man keine Angriffe von U-Booten oder Fliegern befürchten. Nach dem Lazarettaufenthalt auf Rügen - Neuaufstellung in Stralsund im März 1945 und der Rückzug bis Berlin. Mit leichten Granatwerfern sollte seine Einheit die Hauptstadt des Dritten Reichs bis zum letzten Mann verteidigen. An eine Kreuzung in Lichtenfelde erinnert sich der Veteran, die er halten sollte: Eine Granate nach der andern hat er in den Lauf gesteckt, bis der Kommandant sagte, der Auftrag sei erfüllt - und: „Haut ab jetzt!“ Doch schon wurde er von der SS aufgegriffen und mußte sich als Versprengter ausgegeben, Panzer haben ihn schließlich bis zur Gedächtniskirche mitgenommen. Hier gab der örtliche Befehlshaber die großmäulige Devise aus: „Wir werden der Geschichte zeigen, daß wir bis zum Ende gekämpft haben.“ Mit zwölf Mann verschanzte sich Arthur Scholtysik im Keller des Hotels „Eden“, bis die Hitlerjugend kam, um zu helfen. Die 13jährigen Pimpfe schleppten Panzerfäuste an und schossen vor dem Hotel an einer Sperre einen Panzer nach dem anderen ab. Der 27. April war das, als längst alles entschieden war. „Ich sah die sowjetische Fahne am Reichstag von der Budapester Straße aus.“ Er hat es noch vor Augen, wie er an der Messehalle, eingeigelt mit sechs Panzern und Nutzfahrzeugen, stand, insgesamt 600 Mann und zwölf Generäle, die mit Georgij Schukow verhandelten, um eine „Extrawurst“ zu bekommen. Der Marschall soll in der Sache sogar Stalin angerufen haben. Vier lange Tage ging das hin und her. Dann plötzlich hieß es aufsitzen und ab zur Spandauer Brücke, Arthur Scholtysik in der Mitte der Kolonne, als der Beschuß vom Funkturm aus einsetzte: über hundert Tote. Sein Trupp lief zurück, entkam - vorerst. Am 9. Mai 1945 lag er an der Elbe bei Neukallisch. Die Generäle wollten nur noch wissen, ob die Brücke befahrbar sei und machten sich mit den Panzern aus dem Staub. Arthur Scholtysik blieb hinter den Panzern liegen und hatte noch ganze fünf Schuß im Karabiner und eine Pistole. Um 18 Uhr, am 9. Mai 1945, einen Tag nach Unterzeichnung der Kapitulation, ergibt sich der junge Schlesier und denkt, was man ihm von Kindesbeinen an eingebläut hatte: „Jetzt werde ich erschossen!“

Der Gefangenentransport ging nach Berlin. 160 km war Arthur Scholtysik zu Fuß zur Elbe gelaufen, jetzt marschierte er die gleiche Strecke zurück, die Füße voller Blasen. „Richtig kaputt war ich!“ Doch dazwischen lag noch in Frankfurt an der Oder eine Zementfabrik, von wo aus alles für die UdSSR demontiert werden sollte. Eingesperrt war der Gefangene hier, schlief nachts auf einem Brett, dann nach einer Woche der Einspruch der Amerikaner gegen die Reparationsforderungen der Sowjets. Jetzt erst, am 16. Juni 1945, ging es mit rohen Kartoffeln und Malzkaffee als Marschverpflegung nach Posen, wo drei ausgebrannte Waggons russischer Bauart zu reparieren waren. Als die Arbeit getan war, mußten die Gefangenen einsteigen und wurden abtransportiert. Hinter Moskau fürchtete Arthur Scholtysik: „Oje, Richtung Sibirien!“ Gottlob war es dann nur Wladimir, wo der Trupp - nach einem Zwischenhalt am 22. Juli 1945 in Warschau - am 1. August 1945 ankam. 100 Mann in einem Waggon.

Die Erlöserkirche, wo sein Lager eingerichtet war, sah dann doch ganz gut aus und wollte so gar nicht zu dem passen, was man den Soldaten zu Hause erzählt hatte. Von da aus ging es ins Lager 1, die Reithalle, die 1902 vom Zaren auf einem alten Friedhof erbaut worden war. „Wir wurden weder mit Steinen beworfen, noch mit Brot, denn das hatten die Russen selber nicht.“ Drei harte Jahre auf Pritschen standen ihm bevor, doch die Bevölkerung half, wo sie konnte. Ein Mal im Monat durfte man in die Banja des Traktorenwerks, immer ein Lied auf den Lippen, bis es verboten wurde, weil es den Frauen so gefiel, wenn die Fritzen mit ihren Pfiffen den Wind des Westerwalds in Wladimir weckten. Je 30 Mann kamen zur Entlausung und in die Duschen, so daß es nach einem Jahr kein Ungeziefer mehr gab, auch weil man gut rasiert war. Das Straflager war eine andere Sache, aber das hat Arthur Scholtysik nie von innen, nur einmal von außen gesehen, als er Fisch für den Laden schleppte. Einen Zwölfertrupp sah er da im Einsatz mit fünf Mann Bewachung, die Waffe im Anschlag. 400 g Brot, erfuhr er, bekam man im Straflager, eine Suppe zu Mittag und Malzkaffee. Der normale Gefangene hatte immerhin 600 g Brot. Aber der Hunger hatte schon an der zusammenbrechenden Front grausame Szenen geboten. Arthur Scholtysik erinnert sich daran, wie jemand in Schlesien vor der Einberufung in den Wald floh, aber nicht genug zu essen dabei hatte und gezwungen war, Kartoffeln auf einem Acker zu stehlen. Bei just diesem Mundraub wurde er erwischt und landete in Auschwitz.

Am 15. April 1948 war die Währungsreform in der UdSSR. Die schlimmste Not hatte für Gefangene wie Einheimische ein Ende. Just an dem Tag bekam man endlich auch Brot frei zu kaufen, doch die Schlange im Laden war so lang, daß Arthur Scholtysik nicht mehr an die Reihe kam. Und doch war das ein glücklicher Tag, denn es ging mit einem Transport von Gus-Chrustalnyj in Richtung Heimat, und schon sechs Tage später war es soweit: Ankunft in Deutschland am 21. April 1948. „Wenn ich nicht heimgekommen wäre“, so Arthur Scholtysik, stockend „wäre ich an Heimweh gestorben!“ Man stelle sich vor: Mit gerade einmal 16 Jahren mußte er das Elternhaus verlassen. Jetzt kam er zurück mit kaputten Zehennägeln, Erfrierungen zweiten Grades und einer nie ganz verheilten Verwundung, zurück in eine Heimat, die ihn nicht so aufnahm, wie er sich das vorgestellt hatte. Nie mehr verheilt ist besonders der Schmerz darüber, daß zwei katholische Pfarrer den ausgehungerten Heimkehrer ohne Essen weiterschickten. Schließlich gab ihm eine Pfarrhaushälterin widerwillig ein Kilo Mehl, aber nur gegen Vorlage des Entlassungsscheins, den sie abstempelte, damit er nicht nochmals kommen würde. Das kann Arthur Scholtysik der Geistlichkeit bis heute nicht verzeihen. Das ist wohl auch der Stoff, aus dem das Heimkehrerdrama „Draußen vor der Tür“ von Wolfgang Borchert gemacht ist. Und ein unseliger Kreis der Unbarmherzigkeit schließt sich da zum Geburtsort des polnischen Papstes.

Doch nochmals zurück ins Lager 1: Hier war Heinz Linge, der „Chef des persönlichen Dienstes“ im Führerhauptquartier, als Koch eingesetzt. Der Leibdiener Adolf Hitlers hatte den Diktator bis in den Selbstmord begleitet und, dessen Anordnungen entsprechend, ihn und Eva Braun mit Benzin übergossen und verbrannt. 1946 zeigte er im Garten der Reichskanzlei den mißtrauischen Sowjets die Stelle, war aber schon seit Oktober 1945, zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, in Wladimir, wo er als Kriegsverbrecher bis 1955 blieb und dann in Deutschland mit Fertighäusern handelte. 1980 verstarb er in einem Hamburger Krankenhaus.

Arthur Scholtysik konnte nachts nicht schlafen vor Hunger. Zehn Stunden Arbeit und dann nur trockenes Brot. Heimweh und Hunger quälten ihn derart, daß er im Frühjahr die Flucht ergreifen wollte. Doch alleine war er sich unsicher. Also suchte er sich einen Kameraden aus, dem er vertrauen konnte, mit dem er im Sägewerk war. Dieser Kamerad hieß Raoul Wallenberg. Es handelte sich just um jenen Diplomaten, der mit seinen schwedischen Schutzpässen ungezählten Juden in Ungarn das Leben gerettet hatte. Die Sowjets bezichtigten ihn der Spionage für die USA, und sein Schicksal ist bis heute ungeklärt. Noch 1990 wollen ihn Zeugen in sowjetischen Lagern erkannt haben. Eine der vielen offiziellen Versionen bescheinigt seinen Tod aber schon am 17. Juli 1947 in einer Zelle der Lubjanka in Moskau. Wie der Staatsfeind ins Zivilstraflager Wladimir gekommen war, weiß Arthur Scholtysik nicht. Als Schweden hat er ihn zunächst auch gar nicht erkannt. Nur der ungewöhnliche Vorname weckte Neugier. Vor allem aber seine besonnene und vertrauenser-weckende Art. Zur Flucht kam es dann doch nicht. Zu gefährlich. Aussichtslos. Willi Börke hat zwei Fluchtversuche gesehen. Einer endete tödlich. Der erschossene Gefangene wurde am Brunnen als Warnung abgelegt. Und Raoul Wallenberg? Der starb laut Arthur Scholtysik in Wladimir an Lungenentzündung. Das Schicksal dieses „Gerechten unter den Völkern“ bleibt vorerst ein ebenso streng gehütetes wie beschämendes Geheimnis der Sowjetarchive.

Arthur Scholtysik spricht noch heute mit unüberhörbar polnischem Akzent. Die kommu-nistisch gewordene Heimat verließ er in den 70er Jahren mit der Tochter, die Frau holte er später nach. Diese Flucht ist ihm gelungen, ohne Raoul Wallenberg. Heute lebt er mit seiner Familie in Bleckede am Rand der Lüneburger Heide und hätte noch viel zu erzählen von Gefangenschaft, Heimkehr, Flucht und jenem anderen Dreiklang in Moll: Kälte, Hunger, Heimweh.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

**Hellmut Schultz-Pernice – Der lange Weg durch die Lager (Erlangen)**

Im Gästebuch der Eltern von Hellmut Schultz-Pernice findet sich am 5. März 1905 der Eintrag: „Sonne, komm durch das Fenster gesprungen, lache mit uns, wir hab’n einen Jungen.“ Man kann sich anhand der Worte seiner Tante Hanna Schultz vorstellen, wie sich die ganze Familie - damals vor einhundertzehn Jahren in Kiel - über die Geburt des ersten von vier Söhnen gefreut haben mag.

Im April 1983 stellte Hellmut Schultz-Pernice für seine Kinder und Enkel auf 173 Schreibmaschinenseiten, versehen mit einem umfangreichen Anhang, seine „Lebenserinnerungen“ mit dem Untertitel „Erlebnisse und Bekenntnisse“ zusammen. Es ist hier nicht der Ort, den langen Lebensweg im Detail nachzuzeichnen, der von der Küste über Berlin, von der Banklehre bis zur Landwirtschaft, von den Sisalplantagen in Ostafrika bis zur Stellung als Gutssekretär in Herrsching und zurück nach Afrika führte, wo der deutsche Pflanzer 1933 mitten im Urwald seine Käthe heiratete, mit der er später vier Kinder haben sollte.

Auch die Kapitel Kautschukanbau in der Ukraine und Fronteinsatz müssen wir überspringen und wollen erst wieder einsetzen mit dem November 1941, als der erfahrene Agronom eingezogen und ohne jede militärische Grundausbildung im Rang eines Hauptmanns den Auftrag erhielt, im Umland der westukrainischen Stadt Rowno - die Sowjets hatten sie im Rahmen des Hitler-Stalin-Pakts den Polen abgenommen - mit 25 weiteren Experten den Anbau von Kok-Sagys, einer löwenzahnartigen, aus China in die Sowjetunion eingeführten Nutzpflanze, aus deren Wurzeln der so kriegswichtige Naturkautschuk - als Zusatz zum synthetischen Buna - gewonnen wurde, zu sichern und weiterzuentwickeln. Zu dieser Zeit schreibt der Deutsche:

„Die ukrainische Bevölkerung hatte die deutschen Truppen mit Salz und Brot empfangen und als Befreier von dem weithin verhaßten Sowjetsystem willkommen geheißen. Es ist eine tiefe Tragik, daß wir Deutsche durch unsere rigorose Ausbeutungspoltik uns diese Sympathien mehr und mehr verscherzten. Die Menschen waren erstaunlich willig und rührend bescheiden. Aber der Reichskommissar Koch hatte seinem Führer großspurig versprochen, jede Woche einen Güterzug mit Schlachtvieh an die Front und einen in die Heimat abzufertigen. So wurde von den Kreislandwirten auf dem Behördenwege verlangt, das benötigte Vieh und Getreide ohne Rücksicht auf die Versorgungslage der Ukrainer selbst aufzutreiben. Da auf den Kolchosen kaum mehr Vieh vorhanden war, mußten die Kolchosbauern sich in vielen Fällen von ihrer einzigen Kuh trennen. Ein Antreibersystem belohnte diejenigen Landwirte mit zusätzlichem Heimaturlaub, die die höchsten Ablieferungsprozente erreichten.

Diese Fehlgriffe, diese herzlose und kurzsichtige Politik der Landbevölkerung gegenüber habe ich damals, wo immer ich Gehör fand, zur Sprache gebracht, so auch in meinem großen Rundbrief, den ich im Winter 1942 verfaßte und an etwa vierzig mir bekannte Personen schickte (…). Daß bei dieser rücksichtslosen Haltung der Bevölkerung gegenüber das Partisanentum nach und nach an Boden und an Rückhalt gewann, war unvermeidlich. Es spricht für die Gutwilligkeit dieses prächtigen Menschenschlages - es war vielleicht auch ein Zeichen dafür, daß sie es unter der Sowjetmacht eher noch härter gehabt hatten -, wenn sie trotz alledem überwiegend freundlich zu uns Deutschen eingestellt waren und willig ihre Arbeit taten.“

Mittlerweile war die Familie nach Garmisch-Partenkirchen umgezogen, in eine „Oase des Friedens, da der Kurort für Bomben keine lohnenden Ziele bot. Selten überflog ein Flugzeug das Tal, Bomben fielen nie. Ich war glücklich, meine Familie in diesen schlimmen Kriegszeiten so sicher aufgehoben zu wissen.“ Der mittlerweile fast 38jährige erhielt erst 1943 in Berlin die militärische Grundausbildung und kam nach einem kurzen, wiederum landwirtschaftlich geprägten Zwischenspiel, in Polen zur 93. Infanteriedivision an den Ilmensee, wo die Gefechtstätigkeit nicht sehr intensiv war, ganz anders als an anderen Abschnitten der Ostfront, wo kurz hintereinander im gleichen Jahr zwei seiner Brüder fielen. Er, der älteste der vier, hatte unterdessen schon wieder den Auftrag erhalten, sich im Warthegau, wo damals „Handel und Wandel blühten“, um den kriegswichtigen Anbau von Pflanzenkautschuk zu kümmern. Doch der Krieg holte auch Hellmut Schulz-Pernice ein. In Posen gelang es ihm mit einem siebenköpfigen Trupp von versprengten Kameraden, den sinnlosen Verteidigungskämpfen zu entkommen und zwei Wochen lang nach Westen zu ziehen. Bis kurz vor Schwerin schafften es dann aber nur er und ein weiterer Soldat, wo am Vormittag des 2. März 1945 eine sowjetische Patrouille die Flüchtlinge auf dem Strohboden eines Schuppens gefangennahm:

„Meine Pistole ließ ich ins Stroh gleiten; Widerstand wäre sinnlos gewesen. Die drei Russen brachten uns zum Gefechtsstand ihrer Kompanie, die kurz nach uns in den Wald eingerückt sein mußte. Dort erst wurden wir unsere Uhren los, und meine Offiziersstiefel mußte ich gegen Gummigaloschen tauschen, die mich - mit Stroh ausgestopft - immerhin bis in den Ural trugen. Zu uns gesellten sich bald noch vier aufgegriffene deutsche Soldaten. Als uns drei Kirgisen durch den Wald zum nächsten Auffanglager brachten, meinte mein Nebenmann: „Das ist unser letztes Stündlein. Ich habe in den Wäldern schon ein paarmal Leichen deutscher Soldaten in Gruppen nebeneinander liegen gesehen; die Russen machen sich doch nicht die Mühe, uns weit irgendwohin zu bringen.“ Ich fing ein Gespräch mit den Posten in meinem damals noch stümperhaften Russisch an. Na, jedenfalls, wir wurden richtig in einem kleinen Lager von fünfzig Mann abgeliefert. Dort erlebte ich am 5. März meinen vierzigsten Geburtstag. Die „besten Jahre des Mannes“ lagen vor mir.“

Der Gefangene konnte damals nicht wissen, daß er fast elf Jahre in sowjetischer Lagerhaft würde verbringen müssen. Über Zwischenlager in Oststernberg bei Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warthe sowie der Ausmusterung der Schwachen, ging es nach Posen, wo am 9. Mai 1945 „bei blühenden Obstbäumen die Reise in die ungewisse Zukunft“ begann. 18 Tage und Nächte dauerte die Fahrt in mit je vierzig Mann besetzten und geschlossenen Güterwaggons, bis der Transport in der Kleinstadt Werchnjaja Tura bei Jekaterinburg eintraf, wo sich das erste von fünf weiteren Lagern im Mittelural befand, wo Hellmut Schulz-Pernice in der Folge interniert war. Daß der Ehemann und Vater noch am Leben war, erfuhr man zu Hause erst im Juni 1946, mehr als ein Jahr nach der Gefangennahme. Ein weiteres halbes Jahr sollte es dauern, bis er auf dem Postweg die Nachricht erhielt, „daß meine Lieben gesund den Krieg überstanden hatten“, etwas das „mir all die Jahre der größte Trost war, der mir über die Härte des Gefangenendaseins hinwegkommen half.“

Wie überall in den Lagern war „bis zur Währungsreform des Rubels Ende 1948 die Ernährung besonders knapp. Anstelle der uns zustehenden Kartoffeln und Grütze gab es monatelang Suppen aus Rübenblättern, Brennesseln und Melde. Und wieviel Wildkräuter haben wir uns selbst darüber hinaus noch beschafft und vielfach roh verzehrt. Einzig die 600 g Schwarzbrot wurden regelmäßig ausgegeben, vermehrt bei Übererfüllung der Arbeitsnorm um 100 oder 200 g.“ Bei der abendlichen Gartenarbeit auf den Ackerstücken der Lagerbeamten „ergab sich dann die erwünschte Gelegenheit, einen Kohlkopf oder Rüben an Ort und Stelle zu verzehren oder gar ins Lager zu schmuggeln. Ich wurde einmal mit einem solchen Kohlkopf erwischt und mußte dafür eine Nacht lang die auf dem Hof gelegene Abortanlage reinigen.“ Bis 1947 sind ungezählte Gefangene an Unterernährung und deren Folgen verstorben. Doch: „Die Gerechtigkeit gebietet festzustellen, daß die russische Zivilbevölkerung damals infolge der Mißernten 1946 und 1947 auch größten Mangel an Nahrungsmitteln litt.“

Gearbeitet hat Hellmut Schultz-Pernice als Dolmetscher und Übersetzer, vor allem aber als Hilfsarbeiter beim Wohnungsbau und beim Erdaushub sowie als Handlanger in einer Eisengießerei, in Sägewerken, Ziegeleien und Bergwerken, im Steinbruch und bei Brückenbauten. Immer wieder ergab sich aber auch die Gelegenheit zum Nebenverdienst:

„Ich übernahm auch den Absatz der im Lager angefertigten Dinge, Holzschatullen, Ringe, Spiegel und Ölbilder. Beim Ausmarsch aus dem Lagertor wurden wir meist gefilzt (…). Es war nicht einfach, die Sachen, unter der Wattejacke versteckt, aus dem Lager herauszubringen. Die - der Nachfrage entsprechend - bewußt kritisch gehaltenen Bilder, die unser Lageranstreicher auf Leinen aus alten Hemden malte und die reißenden Absatz fanden, band ich mir um den Leib; da waren sie ziemlich sicher. Größere Gegenstände brachte der Pferdewagen mit dem Mittagessen in einem insgeheim eingezogenen, doppelten Boden ins Fabrikgelände. So konnte ich mir manchen Rubel verdienen, für den ich mir bei Zivilisten in der Fabrik Milch oder im Lager Brot kaufte.“

Diesem Umstand ist es sicher zu danken, daß der Gefangene bis auf eine Lungenentzündung, eine Pilzvergiftung, eine beim Sägen verlorene Fingerkuppe, einige Diarrhöen und Furunkel von schweren Krankheiten verschont blieb. Geholfen hat ihm aber gewiß auch sein Fleiß beim Erlernen der russischen Sprache und sein Arbeitsethos. Ausführlich sind denn auch die Beschreibung der Möglichkeiten, sich nach der Währungsreform 1948 ein Zubrot zu verdienen, trotz Papierkrieg und starrem Normsystem:

„Von unserem erarbeiteten Verdienst wurde pro Monat für Verpflegung, Kleidung, Unterbringung und die Lagerverwaltung einschließlich der Wachmannschaften ein einheitlicher Satz von 456 Rubeln einbehalten. Durchaus nicht alle Gefangenen kamen auf eine so hohe Leistung. Erst wenn der Verdienst innerhalb eines Monats darüber hinausging, erhielt man von dem überschießenden Betrag 80% in bar ausbezahlt, allerdings nur bis zur Höchstgrenze von 200 Rubeln. Ein Barverdienst fing in der Regel erst dann an, wenn die Normen um 15% übererfüllt worden waren; mit anderen Worten: Ein Arbeitsverdienst von 456 Rubeln einsprach bereits einer Arbeitsleistung von ca. 115%. Für 200 Rubel mußten es schon 160% sein. Das war bei gutem Willen des russischen Meisters auch durchaus zu erreichen, wenn der Brigadier der meist etwa 20 Mann umfassenden Arbeitsbrigade und sein Normierer, der Rechnungsführer, sich gut mit ihm stellten. Wer am Ende des Monats Rubel auf die Hand ausbezahlt bekam, konnte sich in einem der zwei kleinen Läden, die im Lager eingerichtet wurden, verschiedene Grundnahrungsmittel einkaufen. Die Stellung als Verkäuferin war bei den Russinnen sehr begehrt, denn es hatte sich herumgesprochen, daß man es nirgends mit so disziplinierten, höflichen und ehrlichen Kunden zu tun habe, wie im Lager der deutschen Kriegsgefangenen.“

Bleiben wir kurz bei dem galanten Thema, das der Autor der Erinnerungen ebenso dezent wie deutlich zu beschreiben weiß:

„Eines Tages zog mich unser netter Lagerältester, ein junger Unteroffizier, ins Vertrauen und bat mich, ihm einen Brief zu übersetzen. Eine russische Arbeiterin, die in dem Zementwerk beschäftigt war und die er schon in ihrer Hütte mehrfach besucht hatte, da er einen Passierschein zum Verlassen des Lagers ohne Geleitposten besaß, hatte ihm einen glühenden Liebesbrief geschrieben: „So wie Du Deutscher kann kein russischer Mann lieben!“ Ich mußte dann einen Antwortbrief schreiben. Solch einen Liebesbriefwechsel habe ich später noch einmal für einen jungen Kameraden geführt, der das Mädchen nur über den Zaun und auf Entfernung hatte sehen können; der Liebeshunger war entschieden auch unter den russischen Arbeiterinnen sehr groß.“

Aber auch andere Schreibarbeit erledigte der Gefangene. So hatte er einmal „an Hand der Kopfzahlmeldungen des Sanitäters und des Lagerältesten die Lebensmittelmengen auszurechnen, die nach den verschieden hohen Sätzen für Arbeitsfähige, Rekonvaleszenten und Kranke vom sowjetischen Magazinverwalter anzufordern waren.“ Und dann die Berührung mit der „Antifa“, der in jedem Lager installierten Umerziehung, zusammengesetzt aus eigens geschulten deutschen Kriegsgefangenen, die ihre Kameraden mit eher mäßigem Erfolg von den Vorzügen des Sowjetsystems überzeugen sollten:

„Der wolgadeutsche Verwaltungsbeamte, der die russische Schrift und Grammatik schlechter beherrschte als ich, zog mich dazu heran, für ihn die Beurteilungen aufzusetzen, die den Heimtransporten in die DDR mitgegeben wurden, um die dortigen Behörden über die angebliche Treue zur kommunistischen Lehre zu unterrichten. Das Schema war einfach: Hatte der Kriegsgefangene an einem Schulungskurs der Antifaschistischen Lagergruppe teilgenommen, so hatte ich zu schreiben: „… ist am kommunistischen Gedankengut interessiert“. Teilnehmer der Lehrgänge in der Bezirkshauptstadt Swerdlowsk wurden als „sehr interessiert und eifrig“ charakterisiert. Die wenigen, die auf die Antifa-Schule nach Moskau geschickt worden waren, bezeichnete man als „für Parteiaufgaben geeignet“. Mundus vult decipi. Geglaubt hat an die schematischen Beurteilungen sicher niemand, weder in der Sowjetunion noch in der DDR. Aber der Vorschrift war Genüge getan.“

Der „Bannerträger des Weltfriedens“ im Kreml hatte versprochen, Ende 1949 alle Gefangenen in die Heimat zu entlassen. Eine der vielen fiesen Finten, aus denen seine unseligen Nachfolger bis heute eifrig lernen. Hellmut Schultz-Pernice jedenfalls wurde im Oktober 1949 in das Tausend-Mann-Lager Asbest verbracht - noch heute heißt die Stadt im Ural so nach dem todbringenden „Bodenschatz“ -, wo Wochen später 20 Vernehmungsoffiziere erschienen, um die letzten „Kriegsverbrecher“ aufzuspüren. Dazu verhörte man etwa jeden zweiten im Lager, und, stellte sich heraus, daß er einer Einheit für die Requirierung von sozialistischem Eigentum oder der Partisanenbekämpfung angehörte, landete er in einem Sonderlager. Hellmut Schultz-Pernice wähnte sich zunächst unter den Glücklichen, die in der Asbestgrube bleiben und weiter Schienen und Schwellen schleppen durften - bis zur baldigen Entlassung. Doch er hatte sich zu früh gefreut, denn schon am 3. Dezember 1949 wurde unter den bereits Freigegebenen nochmals gesiebt, da wohl die Planzahl der Verurteilten noch nicht erreicht war, und so bestrafte ihn am 20. Dezember das Militärtribunal Swerdlowsk (heute wieder Jekaterinburg) zu 25 Jahren Zwangsarbeit, weil seine Dienststelle, der Sonderstab Ost, in der UdSSR Kautschuksamen beschlagnahmt und sich damit des Diebstahls von sozialistischem Eigentum schuldig gemacht habe.

Dennoch, bei aller Niedergeschlagenheit und Ausweglosigkeit: Die Lebensbedingungen wurden erträglicher. Der Umgang mit Zivilisten war zwar nun gänzlich verboten, aber die Versorgung verbesserte sich, man durfte Pakete aus der Heimat in Empfang nehmen, von denen eines sogar eine Kokosnuß enthielt, zu der ein sowjetischer Offizier, ganz der wackere Patriot, seinen staunenden Soldaten erklärte: „Die werden bei uns in einer Fabrik bei Moskau auch hergestellt.“

Mit der physischen Stärkung ging auch ein wachsendes Interesse an Kultur und Bildung einher. Bücher hielten Einzug in die Baracken, Vorträge wurden gehalten, Hellmut Schultz-Pernice gab Fremdsprachenunterricht. Um seinen Geist nicht einrosten zu lassen, lernte er „systematisch russische und englische Gedichte und Lieder, ganze Passagen aus dem Faust sowie deutsche Gedichte auswendig, die ich zumeist heute noch hersagen kann, da ich sie von Zeit zu Zeit auf einsamen Wegen gern wiederhole.“ Er betrieb wieder - wie in der Vorkriegszeit - Turnen und brachte es sogar zu einem 1. Platz in der Seniorenriege des Lagers. Sein Faible gilt aber nach wie vor der Landwirtschaft:

„Meine größte Freude in den letzten drei Jahren der Gefangenschaft war mein 30 qm großes Stück Gartenland, eine der zwanzig Parzellen, die die Lagerleitung zwischen den Baracken zur Bearbeitung freigab. Einige Sämereien gab es in Swerdlowsk zu kaufen; wir ließen sie uns durch die Ladenverkäuferinnen mitbringen. Andere Gemüsesamen erbaten wir uns aus der Heimat. Bei der vitaminarmen Massenverpflegung war das Frischgemüse, von dem ich viel an meine Freunde abgeben konnte, höchst wertvoll.“

Die Enttäuschung ist freilich jedes Mal „riesengroß“, wenn wieder Transporte in die Heimat fahren, ohne ihn. Neben der strengen inneren und äußeren Disziplin, der sich Hellmut Schultz-Pernice befleißigte, ohne davon eigens zu schreiben, bewahrten ihn vor hoffnungsloser Verzweiflung „vor allem die alltäglichen Sorgen und Nöte, die den Blick immer auf die nächsten 24 Stunden richteten, und ebenso die kleinen Freuden des Lager- und Arbeitslebens: Mal ein gutes Gespräch, ein Paket, die Karte aus der Heimat, ja hier und da ein Erfolgserlebnis auf der Arbeitsstelle, denn die körperliche Arbeit war keineswegs immer Qual; man erwarb handwerkliche Fähigkeiten, lernte Situationen meistern, man fand Selbstbestätigung in seiner Leistung.“

30.000 als Kriegsverbrecher verurteilte Deutsche lebten 1953 noch in verschiedenen sowjetischen Lagern, etwa die Hälfte von ihnen wurde wenige Monate nach dem Tod des Kerkermeisters im Kreml in die Heimat entlassen. Schade, daß Hellmut Schultz-Pernice nicht hinterlassen hat, wie er seinen 49. Geburtstag feierte, an dem der große Menschenschinder in Moskau starb. Eine gewisse Erleichterung dürfen wir aber dem Opfer zweier Terror-Regime sicher unterstellen. Jedenfalls kam nun einiges in Bewegung, und als dann im September 1955 Konrad Adenauer nach Moskau reiste, war uns klar, daß der Tag nahte, wo wir endgültig als Tauschobjekt in die Waagschale geworfen werden würden. Der deutsche Kanzler schaffte den Handel: Er ließ sich nicht hinhalten, nicht austricksen, drohte seine umgehende Rückreise an, wenn sich in Sachen Kriegsgefangene nichts täte - und bot im Gegenzug gegenseitige diplomatische Anerkennung an. Die verurteilten Kriegsverbrecher wurden amnestiert. Doch die „abwartende Skepsis“ blieb:

„Völlig verändert wurden wir nach der Amnestierung behandelt; wir durften in Gruppen die Stadt Swerdlowsk besuchen, sowjetische Künstler gaben im Lager Vorführungen, es gab ein Abschiedsbankett mit schönen Reden. Und wieder wurde, trotz gegenteiliger Versicherungen, gesiebt: 100 aus dem 1000-Mann-Lager fuhren sofort, 80 wurden in ein Nebenlager überführt, dafür trafen bei uns von dort 90 ein, und so wurde bis zum letzten Tage nach altgewohntem Rezept gemischt und getarnt, ohne erkennbares System. Nach zwei Wochen erwartungsvollen Abschiedsfeierns und nervenaufreibenden Wartens auf den eigenen Aufruf schien die langersehnte Stunde gekommen: Das ganze Lager wurde neu eingekleidet und in Güterwaggons mit eingebauten Pritschen und Öfen verladen, geradezu herzlich verabschiedet durch zwei sowjetische Generale und eine Militärkapelle. Auf allen Bahnhöfen konnten wir völlig frei umherlaufen. Von der Zivilbevölkerung, die uns freundlich begrüßte, wurde immer wieder gefragt, ob denn nun endlich ihre im Westen zurückgelassenen Männer freigelassen würden. Sie ahnten nicht, daß ihre Angehörigen, die als Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter nach Deutschland gekommen waren, sich dort wohler und vor der Verfolgung durch die sowjetischen Behörden sicherer fühlten und darum freiwillig im Westen blieben; der größere Teil der Displaced Persons ging ja bald nach Kriegsende in die USA.“

Doch nach viertägiger Bahnfahrt ein Halt, eine Unterbrechung des Heimtransports, die Einquartierung im Lager Potma, weil die deutsche Regierung ihre Verpflichtungen nicht eingehalten habe. Einige bestanden die erneute Nervenprobe nicht, liefen Amok. Hellmut Schultz-Pernice flüchtete sich in seine Gedankenwelt, pflegte seine Fremdsprachenkenntnisse, bewahrte die Ruhe, bis nach acht Wochen im Dezember 1955 die Bahnfahrt bei 35 Grad Frost via Moskau und Brest fortgesetzt wurde. Dann zuckelte der Zug absichtlich langsam einen ganzen Tag lang durch Polen, um nachts die Sowjetische Zone Deutschlands hinter sich zu bringen. Schließlich das Wiedersehen mit dem mittlerweile 19jährigen Sohn Lothar am Bahnsteig von Herleshausen, den der Spätheimkehrer als siebenjährigen Jungen in Erinnerung hatte.

Auf Umwegen, die hier nicht nachgezeichnet werden sollen, fand Hellmut Schultz-Pernice am 1. November 1956 „eine Stellung als Sachbearbeiter in der Personalabteilung der Zentralverwaltung Ausland der Elektrofirma Siemens“ und zog mit seiner Familie nach Erlangen.

Weitere 44 Jahre später. Inzwischen hatte Erlangen mit Wladimir eine Städtepartnerschaft geschlossen, um einen Rahmen für die Versöhnung der einstigen Feinde zu schaffen. Im September 2000 feierten etwa 250 Erlanger mit ihren Freunden in Wladimir den gemeinsamen Eintritt ins neue Jahrtausend, in dem es, da waren sich alle sicher, nie mehr auch nur den Gedanken an Krieg zwischen Deutschen und Russen geben würde. Unter den Gästen auch der Senior der Bürgergruppe, Hellmut Schultz-Pernice, zum ersten Mal seit seiner Entlassung aus dem Lager wieder auf russischem Boden. An allen Veranstaltungen und Ausflügen nahm er teil wie alle anderen auch, bis er sich am Abschiedsabend im Russischen Dorf von seinem Platz erhob und festen Schritts nach vorne zum Mikrophon ging.

Wer dabei war, wird diese Szene nie vergessen: Der hochbetagte Deutsche stellte sich in geschmeidigem Russisch kurz vor und schilderte dann in beiden Sprachen seine langjährige unfreiwillige Verbindung zu Rußland, aus der ein tiefes Verstehen beider Kulturen geworden war, ohne einen Blick zurück im Zorn. Und, als hätte es dafür noch eines Beweises bedurft, rezitierte er russische Verse, die er in der Gefangenschaft auswendig gelernt hatte. Ein Moment, auch für Oberbürgermeister Igor Schamow derart bewegend, daß er sich spontan die Uhr vom Arm streifte und sie dem Erlanger überreichte. Ganz so, als wollte der Russe dem Deutschen die Würde zurückgeben, die ihm - wir erinnern uns - bei der Gefangennahme geraubt wurde, als man seine Armbanduhr konfiszierte. Vielleicht war die Versöhnung nie schöner zu erleben, als in diesem berührenden Augenblick, wo der Krieg im Denken und Tun zweier Menschen besiegt wurde.

Hellmut Schultz-Pernice, bearbeitet von Peter Steger, 2015

**Kurt Seeber**[**: Nur der Hunger war schrecklich**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/05/25/nur-der-hunger-war-schrecklich/) **(Floh-Seligenthal im Thüringer Wald)**

Kurt Seeber aus Floh-Seligenthal bei Schmalkalden wirkt ernst und zurückhaltend, dennoch findet man leicht Zugang zu ihm. Der diplomierte Wirtschaftsingenieur im Bereich Holztechnik organisiert in seiner Freizeit seit Jahren den Rennsteiglauf, den größten und sicher schönsten Landschaftslauf Mitteleuropas.

Geboren wurde Kurt Seeber am 7. April 1926 in der Gleichberg-Stadt Römhild bei Hildburghausen im Süden von Thüringen. Der Vater war Glaser. Der jüngste Bruder von den vier Geschwistern kam mit 13 Jahren tragisch ums Leben. Auf einem Feld hatte er mit Spielkameraden ein Gewehr gefunden. Aus Jux und Dollerei legte ein Freund auf ihn an, drückte ab. Kurt Seeber sollte von dem Drama erst erfahren, als er aus der Gefangenschaft nach Hause kam.

In der Hitlerjugend trainierte man ihn aufs Fliegen, die Prüfungen der Kategorie A und B hatte er schon abgelegt, als er mit siebzehneineinhalb Jahren die Notprüfung als Tischler in Römhild machen mußte. Ein halbes Jahr kam er zum Arbeitsdienst nach Kärnten, wo Exerzieren mit dem Spaten, Schießübungen und vormilitärische Ausbildung auf dem Programm standen. Wegen der „Vorbildung” aus der Hitlerjugend wurde Kurt Seeber automatisch ein Kader für die Fliegerei, ist aber dann nie geflogen, weil es kein Kerosin mehr gab, außerdem entsprach er gesundheitlich nicht ganz den Anforderungen. Unmittelbar nach dem Arbeitsdienst ging es zum Militär nach Mechelen in Belgien, zu einer Fliegerausbildungskompanie. Es sollte bei der Grundausbildung bleiben, denn die Einheit wurde von der Invasion überrascht. Hier hatte Kurt Seeber das erste Mal richtig großes Glück, denn er war gerade auf Wache, als alle Mann an die Front geschickt wurden, wo er möglicherweise, wie die meisten Kameraden, gefallen wäre. Beim nächsten Mal verhalf er sich selbst zum Glück. Vor die Wahl gestellt, zu den Fallschirmjägern oder zur Waffen SS zu gehen, entschied er sich ohne Zwang und freiwillig für ersteres. Wieder gab es Grundausbildung. Man sprang vom Turm oder der Bühne, da für Übungsflüge kein Treibstoff mehr da war. Als Fallschirmpionier wurde Karl Seeber schließlich nach Italien verlegt.

Dann aber kam das große Pech. Die ganze Kompanie wurde noch im Februar 1945 aus Italien abgezogen und über Österreich in die Tschechoslowakei befehligt - Richtung Kapitulation. Bei Iglau war dann Endstation - Gefangenschaft. Nach dem Verhör wurden die Wertsachen abgenommen, und über Brünn ging es in Tagesmärschen nach Pressburg. Im dortigen Fußballstadion kamen die Haare runter, und man wurde in Waggons verladen. Auf harten Pritschen „mit nichts drauf” wurde Kurt Seeber nach Wladimir transportiert. Dort hatte er aber nun wieder einigermaßen Glück. Alleine mit einem Ukrainer arbeitete er zunächst auf einer Kolchose, wo es jeden Tag Milch gab, dafür aber kein Brot, weder für den Kriegsgefangenen noch die Dorfbevölkerung. Doch dann wurde man auf die handwerkliche Eignung des Thüringers aufmerksam. Zunächst kam er in ein Lager in einer alten Bäckerei mit 200 Leuten, ein paar Monate später ins Wladimirer Hauptlager mit gut 2.000 Gefangenen. Hier gab es „Stalingrader“ mit Russischkenntnissen als Brigadiere, und unter deren Kommando baute Kurt Seeber an der Hauptstraße bis zum Goldenen Tor Wohnungen um, setzte Fenster und Türen ein. Die Finnen mußten komplette Holzhäuser als Reparationsleistungen liefern, ein weites Betätigungsfeld für den Tischler. Während der erste Winter noch durch das Stroh auf der Kolchose gemildert wurde, ging es in der Ziegelei schlimm zu: Die einen erforen, die anderen schwitzten sich zu Tode.

Über die Verpflegung will Kurt Seeber heute nicht mehr reden. Überhaupt sagt er manches mit dem Hinweis „nicht schreiben”, sieht dann aber doch interessiert und aufmerksam zu, wie seine Worte auf dem Bildschirm des Laptops Gestalt annehmen. Immerhin ging es regelmäßig in die Sauna und zur Entlausung, Einmal bekam er sogar zwei Wochen Urlaub wegen guter Arbeit. Und da er nie geraucht hat, konnte er Tabak gegen Essen eintauschen und das just bei den deutschen Ärzten, die es entsprechend der Genfer Konvention im Lager gab. Das Hauptlager, in dem auch Philipp Dörr untergebracht war (die beiden sollten sich aber erst vor fünf Jahren kennenlernen), befand sich in der zu einem Magazin umfunktionierten Auferstehungskirche. Beim Verlegen der Wasserleitungen fand man Knochen, Hinweise auf den ehemaligen Friedhof… Oft gab es zusätzliche Arbeit zu tun: Ausladen am Bahnhof, Sonn- und Feiertagseinsatz, um Sauerkraut einzustampfen. Was Kurt Seeber erspart blieb: das Ausladen der Kohlewaggons. „Das war brutal, das weiß ich von anderen“, mehr will er dazu nicht sagen.

Im Geiste ist man immer nach Hause gefahren. Und plötzlich gab es besseres Essen, man wurde neu eingekleidet, ein offener Lks stand auf dem Appellplatz, zum ersten Mal eine „Ausfahrt” ohne Bewachung, Der Transport ging in das 30 km entfernte Sobinka, 200 Leute am Stück. Das „Nationalkomitee Freies Deutschland” hatte geladen. In alphabetischer Reihenfolge mußte man zum Verhör. Wer zurückkam, der schwieg, viele kamen gar nicht zurück, ließen sich anwerben. „Was würdet ihr machen, wenn ihr heimkommt?“ lautete die Frage. Es war Spätsommer 1948. Ob man den bewaffneten Organen in der sowjetisch besetzten Zone beitreten würde? Kurt Seeber sagte „ja“ zur Dolmetscherin. Das Angebot war zu verlockend. Schon zu Weihnachten 1948 kam er denn auch tatsächlich wieder heim und gleich zur Polizei, von einer Uniform in die andere. Eingesetzt war der Heimkehrer zunächst in Meiningen bei der Bereitschaftspolizei und wurde dann zur Ortspolizei im Heimatort versetzt. Viele sind aber, so Kurt Seeber, von Meiningen aus über die noch offene Grenze abgehauen, obwohl sie damals im Lager unterschrieben hatten. Auch ihn hielt es nicht lange bei den bewaffneten Organen. Ein Jahr nur. Vater und Großvater überzeugten ihn, den Dienst zu quittieren, und so lehnte er es ab, zu einem Wachbataillon nach Berlin zu gehen. Lieber ging er in die Produktion. Zuletzt leitete er in Schmalkalden einen Möbelbetrieb, der auch Sportgeräte, vor allem Skier, herstellte.

„Nein, Schikanen gab es keine. Die meisten Vorgesetzten waren in Ordnung, nur einer war ein richtiger Deutschenhasser”, endet Kurt Seeber seinen Überlebensbericht. „Nur der Hunger war schrecklich. Sogar die Kesselwände haben wir abgekratzt und die letzten Reste gegessen. Für etwas mehr zum Essen wurde jede Sonderarbeit angenommen, ob es auf dem Bau war, oder ob es galt, im gefrorenen Winterboden die Toten zu begraben…” Die Toten, die niemals mehr nach Hause zurückkehrten.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

**Franz Sieve – Der Spion, der doch nur Bäcker war (Lüsche, Oldenburger Land)**

Wenn man, von Cloppenburg kommend, nach Lüsche hineinfährt, liegt linker Hand ein kleiner Supermarkt, die letzte Einkaufsmöglichkeit im Dorf, gegründet 1957, nachdem sich Franz Sieve selbständig gemacht hatte. Noch heute kann man den fast 87jährigen mit seiner Frau Josephine regelmäßig im Geschäft antreffen, das eine der Töchter führt. Ein Wunder, ein großes Wunder, wenn man die Lebensgeschichte kennt, die ausreicht, um ganze Archive zu füllen und die so früh schon hätte zu Ende gehen können.

Franz Sieve, am 17. Dezember 1924 geboren, wuchs als Zweitältester mit neun Geschwi-stern auf einem Bauernhof in Lüsche, Kreis Vechta, auf und hatte gerade eine Bäckerlehre hinter sich, als er Mitte Januar 1943 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Die halbjährige Ausbildung brachte ihn von Oldenburg über Groningen in die Ukraine und nach Frankfurt an der Oder zum Truppenübungsplatz Wandern. Nach drei Tagen Heimaturlaub ging es via Potsdam wieder nach Wandern, wo Franz Sieve am 9. Juli 1943 den Einsatzbefehl für den Mittelabschnitt an der Ostfront erhielt. Lieber wäre er ja zur Marine gegangen, doch dafür brauchte er die Unterschrift des Vaters, der allerdings meinte, es sei besser, sein Sohn bleibe bei der Einheit mit all den Oldenburgern und Schulkameraden. Er konnte nicht wissen, was dem gerade erst 18jährigen alles bevorstand, zumal er bei Kriegsbeginn noch der festen Überzeugung war, bis seine Jungs an die Reihe kämen. sei längst schon wieder Frieden eingekehrt.

Doch zurück in die Heimat kamen später nur zwei der sechs Kameraden aus Lüsche: Franz Sieve und sein Schulfreund Paul, mit dem er auch die Lehre als „Teigaffe“ gemacht hatte. Paul, der so schlecht sah, daß er nicht einmal die größten Zielscheiben traf, hatte den ganzen Rückzug zu Fuß mitgemacht und sich schließlich in einem Waldstück bei Berlin versteckt, um sich den Amerikanern zu ergeben. Doch die lieferten die Soldaten von der Ostfront an die Sowjets aus, weshalb Paul behauptete, er habe am Rhein gekämpft. Also behielten ihn die Amerikaner bis sie keinen Nachschub mehr hatten für die Verpflegung der Gefangenen und jedem, der wollte, auf eigene Gefahr einen Entlassungsschein anboten. Franz wollte - und marschierte zu Fuß weiter bis nach Lüsche. Es sollte Jahre dauern, bis sich die Freunde wiedersahen, die beiden einzigen von sechs.

FOTO

Paul und Franz Sieve als Soldaten und Franz Sieve zu Hause in Lüsche

Franz Sieve gehörte zur 56. Infanteriedivision, Regiment 234, 5. Kompanie mit der Feldpostnummer 07176 B und wurde nach einer Kurzausbildung in Roslawl bei Smolensk am 27. Juli 1943 mit nur einem Karabiner in der Hand und denkbar mangelhaft ausgebildet am Oka-Abschnitt bei Orjol, etwa 150 km vor Moskau, ins Gefecht geschickt. Gleich zu Beginn des Einsatzes hieß es, Stellungen zu halten, die nicht mehr zu halten waren. „Wir hatten den Panzern und der Infanterie nichts entgegenzusetzen, weil wir keine schweren Waffen hatten“, erinnert sich der Veteran. Auch die zweite Stellung geriet bald unter schweren Panzerbeschuß. Eine Granate explodierte unmittelbar neben Franz Sieve. Der Aufprall verschüttet ihn fast im Sandwall - und ließ sein linkes Trommelfell platzen. Aber was war das angesichts des Umstandes, daß gerade einmal 16 Mann von seiner Einheit am Leben blieben? Mehre Tage suchte der versprengte Trupp hinter der Front nach dem Regiment, doch es war aufgerieben. Erst am 15. August trafen die Soldaten auf eine deutsche Einheit, der sie sofort angegliedert wurden, um neue Stellungen zu verteidigen. Mit 250 Mann bei einbrechender Dunkelheit - gegen 16 Panzer und nachrückende Infanterie. Ein Himmelfahrtskommando. Mit einem Gefreiten und einem Obergefreiten gelang es Franz Sieve, im letzten Moment den Graben zu verlassen. Ein Offizier wollte den „Feiglingen“ mit der Pistole in der Hand noch die Flucht vor dem Feind vereiteln, doch einer der drei hielt dem entgegen, man unterstehe gar nicht seinem Kommando und lasse sich von ihm nichts befehlen. Das Gemetzel nahm seinen Lauf.

Das Trio schlug sich über Wiesen und Felder durch und traf an einem Wegrand auf weitere drei Überlebende der Einheit, die bestätigten, daß wohl niemand außer ihnen durchgekommen sei. Die Wege trennten sich wieder. Erst nach drei Stunden erreichten sie das Dorf Dubrowa, voll mit deutschen Soldaten, die sich offenbar mit schwerem Gerät auf einen neuen Kampfeinsatz vorbereiteten. Den Neuankömmlingen war danach nicht zumute, sie folgten einem elementareren Bedürfnis und wollten erst einmal schlafen. In einem Heuschober am Rand des Dorfes fielen sie in so tiefen Schlaf, daß sie den Abzug der Deutschen gar nicht bemerkten, die vor ihrem Weitermarsch fast alle Häuser noch in Schutt und Asche gelegt hatten. Am Morgen war inzwischen die Sowjetarmee nachgerückt. Grund genug, erneut die Flucht zu ergreifen. Die beiden anderen hatten sich schon in den nahen Wald gerettet, doch Franz Sieve wollte nicht ohne Brotbeutel, Photoapparat (billig aber funktionstüchtig) und Karabiner mit Munition einfach ab durch die Mitte. Das blieb nicht unbemerkt. Ein etwa zwanzigköpfiger Trupp setzte den Flüchtenden nach, gab Schüsse ab, rief. Um schneller laufen zu können, ließ Franz Sieve den Brotbeutel und den Photoapparat fallen. Das hielt zwar die Verfolger zunächst auf, sollte sich aber später rächen. Den Photoapparat jedenfalls hätte der Oldenburger wohl besser in der Scheune gelassen, wie wir noch sehen werden.

Im Wald fand Franz Sieve die beiden anderen nicht mehr, auf seine verzweifelten Rufe erhielt er keine Antwort. Sein Glaube, wieder auf der deutschen Seite zu sein, sollte sich aber schon bald als schlimmer Irrtum erweisen. Er kam auf seinem stundenlangen Marsch zu einem Bach, wo zwei Reiter auf ihn schossen. Weiter unten führte eine von einem Posten bewachte Brücke über das Gewässer. Fast wäre es Franz Sieve gelungen, das andere Ufer, unbemerkt vom Posten, zu erreichen, doch er hatte übersehen, daß nahe der Brücke Häuser standen, aus denen ihm nun zwei Dutzend Soldaten nachsetzten. Nach allem, was er gehört hatte, war es nun um ihn geschehen, denn der Feind mache keine Gefangenen, hieß es in der Propaganda. Und tatsächlich sah es nach dem Schlimmsten aus. Man zog ihn bis auf die nackte Haut aus und verteilte seine Sachen untereinander. Erst als einer der Sowjetsoldaten drohte, dem Deutschen mit einem Dolch das Gemächt abzuschneiden, schritt ein Offizier ein, wohl ein Tatare, der den eigenen Mann mit dem Gewehrkolben niederstreckte: „An diesen Mann habe ich bis heute oft gedacht und ihn immer meinen Lebensretter genannt.“

Der „Fritz“ wurde notdürftig mit alten Sachen eingekleidet, mit Schlägen traktiert und in das Dorf zurückgebracht, aus dem er geflohen war. Offenbar hatte er sich im Kreis bewegt. Nun ging die Befragung mit Hilfe eines Dolmetschers weiter. Vor allem wollte man wissen, wo die beiden Kameraden abgeblieben waren. Sogar im Wald mußte er unter Bewachung nach ihnen rufen. Sie sollten sich ergeben, weil sie es ohnehin nicht mehr zu den eigenen Linien schaffen würden. Doch die beiden meldeten sich nicht. Erst viel später, im ersten Lager, traf Franz Sieve den Obergefreiten Walter Thierfelder wieder, der ihm erzählte, daß sie sich ganz in der Nähe versteckt hätten. Er habe sich gut in der Gegend ausgekannt und meinte, man würde es noch bis zu den eigenen Leuten schaffen. Doch der Gefreite hatte bei der Flucht aus dem Dorf einen Kniedurchschuß erhalten und so viel Blut verloren, daß er nicht mehr laufen konnte. So beschlossen sie, sich anderntags gemeinsam zu stellen. Der verwundete Kamerad wurde erschossen, weil er den Fußmarsch in die Gefangenschaft nicht mitmachen konnte…

In seinen Erinnerungen „Sechseinhalb Jahre hinter Stacheldraht“ schreibt Franz Sieve an einer Stelle: „Die Zivilisten wollten wieder zurück in ihre Dörfer, von wo sie vor den Deutschen geflüchtet waren. Aber die Deutschen hatten auf ihrem Rückmarsch alles verbrannt, was nur brennen konnte. Ja, mußte das denn sein, dachte ich mir und konnte auch verstehen, daß sie auf mich so verhetzt waren.“ Andererseits: Was hatte er nach den wenigen Tagen Fronteinsatz damit zu tun? Wer Wahrheit und Gerechtigkeit sucht, darf freilich nicht in den Krieg ziehen.

Am 16. August 1943 begann um 6 Uhr morgens in Dubrowa bei Orjol eine Gefangenschaft, die Franz Sieve durch 25 Lager führte, darunter auch für einige Monate in das Lager Nr. 190, nach Wladimir. Davon - und warum man den Bäcker aus dem Oldenburger Land bis zu seiner Entlassung für einen Spion hielt - ist hier zu lesen

FOTO

Einblick in die Hefte

Man hat Franz Sieve immer wieder gefragt, wie er es anstelle, nach all den Jahrzehnten all die vielen Details aus seinem langen Gefangenenleben parat zu haben. Es gibt dafür eine Erklärung, wenngleich eine ganz ungewöhnliche. Der Weltkriegsveteran hat sich gleich nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft zu Weihnachten 1949 daran gemacht, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Veröffentlicht hat er sie dann aber erst nach der Wiedervereinigung, denn immer stand ihm das Schicksal eines Kameraden vor Augen, den die Kommunisten in Berlin gezwungen hatten, seine Aufzeichnungen zu vernichten. Dem Schicksal wollte Franz Sieve in jedem Fall entgehen, und so ließ er die Kladden all die Jahre der deutschen Teilung unangetastet, bis er sie nach der Wende sauber, Wort für Wort und handschriftlich in neue Hefte übertrug, um sie von einem Bekannten abtippen und für die Publikation vorbereiten zu lassen. Es war da nämlich noch eine andere Befürchtung, die ihn bis heute nicht ganz losgelassen hat: Franz Sieve war hinter den deutschen Linien in Gefangenschaft geraten und hatte einen Photoapparat dabei. Da lag die Vermutung nahe, er habe sich als Spion betätigt. Auch wenn all die vielen Befragungen und Verhöre, bei denen ihm einige Zähne eingeschlagen wurden, keine Beweise dafür lieferten, der Verdacht blieb an ihm haften. Und nur so kann man sich erklären, warum der Gefangene in sechseinhalb Jahren mehr als zwei Dutzend Lager hat durchlaufen müssen. Das Kalkül der Sowjets war, ihn immer wieder in eine neue Umgebung zu bringen, wo er möglicherweise auf Mitwisser träfe, wo man ihn immer unter Beobachtung würde halten können und wo er eines Tages seinem Verräter begegnete. Aber da gab es ja nichts zu verraten. Franz Sieve war nie Spion, ist nur hinter die Linien geraten, weil er sich ausschlafen wollte und sich nicht bei der deutschen Einheit gemeldet hatte. Und der Photoapparat? Mit dem hatte er nur Kameraden geknipst, und weggeworfen hatte er ihn nur zusammen mit anderem „Ballast“, um auf der Flucht schneller laufen zu können. Aber wer wollte ihm das alles glauben? Sicher nicht die so-wjetischen Behörden, die für sein weiteres Schicksal zuständig waren.

Barfuß ging Franz Sieve in jenem Sommer 1943 allein in Gefangenschaft. Eine in die Sowjetunion emigrierte deutsche Jüdin verhörte ihn mit der Pistole im Anschlag, fragte nach seiner Einheit und den Auszeichnungen, die man angeblich bei ihm gefunden hatte. Auf seinem Fußmarsch in die Gefangenschaft wurde Franz Sieve immer wieder Zielscheibe des aufgestauten Hasses von Soldaten wie Zivilisten, einmal ließ ihn ein Reiter sogar ohne ersichtlichen Grund die Peitsche spüren und sprengte über den Gestürzten hinweg. Hätte er auch noch die Wehrmachtsuniform getragen, wären die Prügel sicher noch viel schlimmer ausgefallen. So aber war er nicht sofort als Deutscher zu erkennen. Die Demütigungen mußten für den jungen Mann dennoch grausam gewesen sein. Ungehindert schmierte ihm lachend ein Junge Kuhdung in die Haare, ein Mann verrichtete über ihm seine Notdurft. Der Vernichtungskrieg der Wehrmacht hatte seine volle Wirkung entfaltet, und die Opfer hatten nun endlich einen Vertreter des Dritten Reiches in Händen, an dem man Rache üben konnte. Im Rückblick bemerkt Franz Sieve dazu: „Man konnte ihren Zorn verstehen, aber ebenso dachte ich mir, daß ich doch schuldlos an diesem Krieg war. Ich wäre auch lieber zu Hause gewesen. Aber ihre Dörfer waren alle niedergebrannt. Wo noch Vieh gewesen war, hatte man alles abgeschlachtet.“

Erleichterung für Franz Sieve kam erst, als er sich in Gesellschaft von zwei weiteren Gefangenen, darunter Walter Thierfelder, von dem bereits die Rede war, wiederfand und schließlich in ein kleines Waldlager gebracht wurde, wo bereits 20 Stalingradkämpfer auf den Weitertransport warteten. Nun war er wenigstens nicht mehr so mutterseelenallein. Auf dem Weitermarsch kamen immer mehr Schicksalsgenossen hinzu, nur die Verpflegung wurde nicht mehr. Es blieb bei Brennesselsuppe ohne Salz und Brühe, wobei man den „Spinat“ selbst sammeln mußte. Für die Bewachung war der „Partisanen-Opa“ mit seiner Flinte zuständig. In ihrer Verzweiflung wollte ein kleiner Trupp der Wasserträger, dem Franz Sieve als Jüngster angehörte, den Alten erschlagen und dann durch die Wälder zu den mutmaßlich nahen deutschen Linien fliehen. Aber niemand brachte es übers Herz, den Bewacher zu erschlagen, auch nicht der Anstifter, und ob die Flucht überhaupt gelungen wäre, war ja auch höchst fraglich.

Im September 1943 hatten die Eltern Franz Sieve als vermißt gemeldet. Erst im Spätsommer 1945 sollten sie von einem kranken Heimkehrer aus dem Nachbardorf erfahren, daß der Sohn noch lebte. Der war nun schon Teil eines etwa hundertköpfigen Gefangenenpulks, der täglich bis zu 30 km nach Osten marschierte bis zu einem Bahnhof, von wo aus es zwei Tage lang in einem Waggon ohne Loch für die Notdurft und bei erbärmlicher Ernährung aus einem Sack mit Trockenbrot ins Lager Moschajsk vor Moskau ging, in eine Stadt, die von den deutschen Truppen völlig zerstört war und wo die Gefangenen nun bei den Aufräumarbeiten helfen mußten. Vom 1. September bis zum 22. Oktober war Franz Sieve hier, bevor er - wiederum im Viehwaggon - nach Wladimir gebracht wurde.

Es lag schon Schnee in der einstigen Hauptstadt des vorzaristischen Russischen Reiches, und im Lager 190 waren die ersten deutschen Gefangenen damit beschäftigt, das Traktorenwerk aufzubauen. Die Neuankömmlinge erhielten Winterkleidung, denn nachts herrschte bereits strenger Frost. Noch wichtiger aber: Sowohl die Zivilisten als auch die Bewacher und russischen Arbeitskollegen zeigten sich umgänglich mit den Gefangenen, manchmal sogar verständnisvoll und hilfsbereit. Franz Sieve erklärt sich das mit dem Umstand, daß hier die Wehrmacht nicht gewütet hatte und die Front weitab lag. Den Gefangenen wurde erlaubt, aus Steinbrocken Behelfsöfen zu bauen, Material wie Zement und Sand konnten sie von der Baustelle mitnehmen, und verschürt wurde Holz von eingestürzten Dächern. Noch wichtiger aber: „Vereinzelt besorgten uns auch schon mal die Russen, mit denen wir hier zusammenarbeiteten, ein bißchen Mehl oder eine Handvoll Körner oder einen Maiskolben.“ Franz Sieve schweißte hinter der Traktorenfabrik mit einem russischen Zivili-sten Lichtmasten aus Stahl zusammen. Beide froren wie die Schneider bei der Arbeit im Freien, immer mehr Schnee, eisiger Wind. Da verfiel der Kriegsgefangene auf die Idee, etwas zu tun, was einen sicher auf die Krankenstation brachte: Er blickte ohne Schutz ins Schweißlicht und verblitzte sich die Augen. Zehn lange Tage blieb er da tatsächlich krankgeschrieben. Aber um welchen Preis? Schier unerträgliche Schmerzen ohne Medikamente oder Arzt.

Am Morgen nach seinem ersten Geburtstag in Gefangenschaft herrschte Aufruhr im Lager. Der Jagdhund des Lagerkommandanten war abgängig. Franz Sieve hatte zwar nicht mitgemacht, aber mit seiner Vermutung lag er nicht falsch. Im Fabriklager hatte es am Vorabend eine Schlägerei gegeben. Zwei Mann, der Koch und noch einer, hatten den Hund geschlachtet, doch als er zubereitet war, stürzte sich ein ganzer Trupp ausgehungerter Gefangener auf den Braten. Es kam zu Handgreiflichkeiten, einer der beiden, der Schmiere gestanden hatte, um gegebenenfalls vor einer Patrouille zu warnen, ging leer aus, und so gab er bei der Befragung am nächsten Morgen aus Verdruß an, er wisse, daß der Hund geschlachtet worden sei, nur nicht von wem. Das hätte er mal besser sein gelassen. Das Wachpersonal durchsuchte nämlich die Unterkünfte, als die Deutschen tagsüber bei der Arbeit waren, und fand das Fell unter der Decke auf der Pritsche des Hundemetzgers. Sofort nach dem Abendappell wurde er verhaftet und kam für vier Tage in den Karzer, den Franz Sieve so beschreibt: „Hierzu diente ein dunkler Raum ohne Fenster in der Fabrik. Es gab dort weder einen Stuhl noch eine Pritsche oder eine Decke, und die Tür war unten am Fußboden zehn Zentimeter abgesägt. Ein paar Mal am Tag kam ein Wachtposten und goß einen Eimer Wasser unter der Tür durch in den Raum, damit der Gefangene sich nicht auf dem Fußboden ausruhen konnte. So mußte er praktisch vier Tage und Nächte in dem dunklen Raum im Wasser stehen. Wir konnten mit ihm reden, aber sehen konnten wir ihn nicht.“ Nach Verbüßen der Strafe wurde er zusammen mit dem Mitwisser per LKW fortgeschafft. Vermutlich in ein Straflager. Franz Sieve jedenfalls hat die beiden auf seiner späteren Odyssee durch die Lager nie wieder getroffen.

Die Kälte forderte inzwischen ihre Opfer. Erfrierungen waren an der Tagesordnung. Man richtete ein erstes Lazarett im Lager ein, zumal auch immer mehr Gefangene direkt von der Front eintrafen und widersprüchliche Nachrichten über den Kriegsverlauf mitbrachten - bis hin zu der Mär, die Wehrmacht sei wieder auf dem Vormarsch und werde bald alle befreien, die dann noch nicht von den Sowjets erschossen wären. Ernsthaft hingegen war das Angebot des deutschen Lagerkommandanten, hundert Mann für die Arbeit auf einer Kolchose abzuziehen. Franz Sieve, die Arbeit auf dem Bauernhof gewohnt, meldete sich freiwillig und sollte es nicht bereuen. Auf vier Studebakers, von den Amerikanern geliefert, ging es los, doch die Lkws blieben oft im Schnee liegen und mußten von den Gefangenen freigeschaufelt und mehr geschoben werden, als daß sie selbst gefahren wären. Erst am Abend traf der Trupp in einem Dorf ein, an dessen Namen sich Franz Sieve nicht mehr erinnert. Das Lager, umgeben von drei Stacheldrahtzäunen, war in einer Kirche mit einem 45 Meter hohen Turm eingerichtet. Keinerlei Feindseligkeiten seitens der Dorfbewohner, die sich freilich nur aus Frauen, Kindern und alten Menschen zusammensetzten. Wo die jungen Männer geblieben waren, ließ sich unschwer erraten.

Die 100 Mann waren die ersten Gefangenen in diesem Außenlager von Wladimir, das nur notdürftig mit Strohsäcken zum Schlafen ausgestattet war. Immerhin gab es zur Begrüßung einen Schlag heiße Kartoffelsuppe und ein Stück Brot. Und die Zivilisten hatten Mitleid mit den Deutschen. Eine alte Frau bleibt Franz Sieve für immer im Gedächtnis: Sie hatte einen großen Rosenkranz in den Händen und bekreuzigte sich, als die Gefangenen zur Arbeit durch das Dorf geführt wurden. Doch zwei Jungen, möglicherweise Mitglieder der atheistischen Jugendorganisation „Die Gottlosen“, rissen der Alten den Rosenkranz aus den Händen und warfen ihn auf den Boden. Auch in der Kirche war das Wüten der Glaubensfeinde unübersehbar: Der Altar war vom Sockel gestürzt, und alles Mühen der Gefangenen, ihn wieder an seinen Platz zu hieven, war vergebens. Der Stein war zu schwer.

Gearbeitet wurde draußen bei klirrender Kälte. Die Gefangenen, gekleidet wie die Einheimischen bis hin zu den Filzstiefeln, mußten Erdbunker aus Holz bauen, wo die bereits gefrorenen Kartoffeln eingelagert werden sollten. Eine Arbeit, bei der einem die Dorfbewohner immer wieder etwas zustecken konnten und wo man duldete, wenn sich die Gefangenen selbst etwas „besorgten“, solange die Wachen, die ja nicht minder Hunger litten, etwas von der Beute abbekamen. Franz Sieve dazu: „Wir konnten inzwischen schon ziemlich gut mit den Russen, und sie hatten ja dieselbe Last wie wir, nämlich Hunger.“

Der erste Heilige Abend in Gefangenschaft ist dem Veteran noch gegenwärtig, als hätte er alles erst gestern erlebt. Das bleischwere Brot, der halbe Liter Wassersuppe, die Kälte in der unbeheizten Kirche - und dann „Stille Nacht“, angestimmt von einem ausgebildeten Sänger mit Engagement in Österreich. Die Tränen steigen Franz Sieve noch heute in die Augen, wenn er sich daran erinnert. Dann trat der Sänger nochmals vor und stimmte „Guter Mond, du gehst so stille“ an. Ein herrlicher Klang in der Kirche. Doch manche weinten noch Stunden unter der Decke, und manch einer wachte am nächsten Morgen nicht mehr auf.

Die Wachtposten drangsalierten die Gefangenen nicht, sondern saßen lieber am Feuer, während die Gefangenen die Bunker bauten. Und sie hatten es auf Beute abgesehen, auf Krähen, die sich leicht anfüttern und dann mit Schlingen fangen ließen. Der Bäcker Franz Sieve verstand sich darauf, die Vögel zu backen und verschuf sich dadurch Respekt bei den Soldaten. Das „Backen“ beschreibt er so: „Es wurde ein ganz dünner Lehm angerührt, den es hier beim Bunkerbau genug gab. Damit wurden die Federn eingerieben. Dann wurden sie in eine feste Lehmschicht eingepackt. Anschließend kamen die Vögel mit dem Lehm zwei bis drei Stunden in die Glut des Feuers zum Braten. Dann nahm man sie aus dem Feuer, und der steinharte Lehm wurde zerschlagen. Er fiel so auseinander, und die Federn, mit dem dünnen Lehm eingerieben, waren ebenfalls hart geworden steckten im Lehm fest und wurden so aus dem Fleisch gezogen, daß die Vögel aussahen wie ein gerupftes Huhn. Nun nahm man das Fleisch von außen zum Essen ab, und die übriggebliebenen Innereien legte man beiseite und fing die nächsten Vögel damit.“ Nach Hühnchen sollen die Rabenvögel geschmeckt haben. Jedenfalls freuten sich alle über das erste Fleisch seit Monaten. Und Franz Sieve hatte immer sein Säckchen dabei. Für den Fall, daß wieder einmal “russische Wachteln” vom Himmel fallen.

Franz Sieve lernt zu überleben. Er wird diese Fähigkeit brauchen, auch wenn er noch nicht ahnen kann, wie lange er in Gefangenschaft würde bleiben müssen. Er lernt es, überall etwas Eßbares zu besorgen, den Hunger mit Machorka, dem selbstgezogenen Tabak, den man von Zivilisten zugesteckt bekommt, zu stillen, vor allem aber gibt er sich selbst nie auf, verliert nie den Lebensmut. Am 20 März 1944 ging es wieder zurück ins Hauptlager nach Wladimir. Die Bunker waren fertig, die gefrorenen Kartoffeln - spaßeshalber Eierkohlen genannt, weil sie so klackten, wenn sie aneinanderstießen - eingelagert, die Arbeitsnormen erfüllt. Da kümmerte es niemanden mehr groß, was im Frühjahr aus den Kartoffeln wurde, weder die Gefangenen noch die Zivilisten oder gar die Posten. Gehörte ohnehin alles dem Staat, also niemandem. Beim Abschied vom Kirchenlager im Dorf gab es sogar Winken, und Franz Sieve bemerkt dazu: „Ja, ich muß sagen, es waren wirklich gute Leute, und es hatte hier auch keinen Haß gegeben. Auch die Wachtposten waren gut gewesen.“

Nach nur kurzem Zwischenhalt im Lager 190, das mittlerweile immer mehr Gefangene aufgenommen hatte, marschierte Franz Sieve mit 400 weiteren Schicksalsgenossen durch Wladimir zum Bahnhof und bestieg einen Waggon, der ihn zunächst in ein Waldlager und etwa drei Wochen später nach Talizy bei Pereslawl-Salesskij brachte.

FOTO

Fleischbeschau im Lager und selbstgemachte Tabakdose

Einen ganzen Karton voller Bestellungen und Anmerkungen zu seinem Buch hat Franz Sieve gesammelt, von Hoyerswerda bis nach Hamburg, sogar aus den USA und Israel gingen Anfragen ein. Besonders kurios ist der mittlerweile abgebrochene Briefwechsel mit dem ehemaligen Hauptmann seiner Einheit, der mit 6.000 Mann von Ostpreußen aus auf dem Rückzug mit einem gekaperten Schiff nach Schweden gelangt war. Die Sowjets hatten daraufhin Schiffe in das neutrale Land geschickt, um die Deutschen von den Amerikanern ausgeliefert zu bekommen. Der Hauptmann hatte Wind von der Sache bekommen und floh zwei Mal aus dem Lager. Beide Male wurde er wieder gefangen genommen, doch die dritte Flucht gelang schließlich. Er versteckte sich in den Bergen, wo ihn eine Frau in ihrem Häuschen entdeckte und zwei Jahre lang verpflegte. Später heiratete er die Tochter seiner Retterin, blieb in Schweden und gründete dort eine Elektrofirma, die bis heute existiert. Von den 6.000 Mann soll wegen Mangelernährung nur die Hälfte in der UdSSR angekommen sein. Wie viele von dort in die Heimat zurückkamen, weiß Franz Sieve nicht zu sagen.

Wir durchbrechen die Chronologie und halten noch einige Szenen fest, die Franz Sieve im Gespräch lebhaft erinnert. Da ist die Knochenarbeit im Steinbruch mit 20 Mann, als die Wach-posten bei strömendem Regen in Talizy den Gefangenen erlauben, sich mit ihnen unterzustellen. In dem Haus wohnte eine Frau mit einem Huhn, das fünf Eier gelegt hatte. Der stets findige Oldenburger hatte die Delikatesse gleich entdeckt und das Nest leergeräumt. Als die Frau den Verlust bemerkte, bracht sie in Tränen aus und beklagte sich beim Wachtposten, der gleich fragte, wer der Eierdieb sei. Bevor der Schatz beim Filzen zerbrechen würde, meldete sich Franz Sieve, gab dem Bewacher zwei Eier und durfte drei behalten, die er am Abend im Lager briet. Bei der Frau würde er sich am liebsten noch heute entschuldigen, aber der Hunger war damals stärker als jedes Mitgefühl.

Der Hunger der Zivilbevölkerung hatte Ausmaße angenommen, die unvorstellbar sind. Sogar Kohlfelder wurden streng bewacht. Doch Not macht erfinderisch. So kam es vor, daß die Frauen den Posten buchstäblich den Kopf verdrehten, damit ihre Männer unbemerkt ernten konnten. Manches Feld wurde so privatisiert. Wenn man sich ohne diese List, ob als Gefangener oder Zivilist, auf den Acker wagte, setzte es gleich einen Warnschuß. Viele haben vor lauter Hunger ungemahlene Körner gegessen und mit Wasser hinuntergespült, ohne zu bedenken, daß diese Mischung tödlich sein kann. Die quellenden Körner ließen förmlich die ausgemergelten Bäuche platzen. Selbst ein Maisfladen, der bereits im Hundekot gelegen hatte, galt noch als eßbar. Wie groß mußte da das Glück sein, als eine Kaukasierin einmal heimlich für die Gefangenen Maisfladen buk und Tee kochte. Nicht einmal ihr Mann, ein Soldat der Roten Armee, durfte davon wissen. „Auf Knien haben wir der Frau gedankt“, erinnert sich Franz Sieve. Auf seiner schier endlosen Reise durch die Welt der Lager konnte der Bäcker nur einmal in seinem Beruf arbeiten, in Talizy, Lagernummer 165. Eigentlich war er als Wasserfahrer eingeteilt, doch eines Tages fehlte jemand in der Backabteilung mit ihren vier Öfen, die von Ungarn, Italienern und Rumänen bedient wurden. Ein halbes Jahr kam er so an manche Extraration und wenn es nur ein Stück Teig war. Jedenfalls galt er danach wieder als voll arbeitsfähig und mußte wieder in die Knochenmühle der Arbeit draußen. Zwischen den 22 Nationen in Talizy gab es übrigens so manchen Händel. Besonders mit den Rumänen waren Aus-einandersetzungen, die auf perfide Weise zum Ausdruck kamen, an der Tagesordnung. Es tauchten nämlich Brotkästen auf, in die das Hakenkreuz eingeritzt war. Die Posten verdächtigten natürlich die Deutschen, doch ausgerechnet ein Pole hatte die Rumänen bei ihrer Untat beobachtet und den Bewachern Meldung gemacht. Anderntags waren alle Rumänen aus dem Lager verschwunden - mit unbekanntem Ziel.

Franz Sieve freilich hat sein Ziel nie aus den Augen verloren. Er wollte überleben und nach Hause zurückkehren. Als es nach sechseinhalb Jahren, am Heiligabend des Jahres 1949, endlich soweit war, hatte er außer einer Tabaksdose, die ein Kamerad gemacht hatte, nichts mehr dabei. Seine Mütze, meint er scherzhaft, hängt wohl noch heute in einem der Bäume vom Durchgangslager Friedland. Das Elternhaus hatten die vorrückenden britischen Truppen in Brand geschossen, weil in den letzten Kriegstagen ein Trupp unbelehrbarer Heimatverteidiger die Panzer abhalten wollte, Lüsche einzunehmen. Schlimmer aber: Der jüngere Bruder war am letzten Kriegstag gefallen, und eine Schwester war schon vorher bei einem alliierten Luftangriff ums Leben gekommen. Dennoch: Dem Bäckergesellen erging es besser als vielen anderen nach der Gefangenschaft. Nach zwei Monaten Krankenstand konnte er gleich in seinem Beruf weiterarbeiten und hatte 1967, nachdem er zehn Jahre zuvor seinen Meister gemacht hatte, das Geld beisammen, um sich einen Backofen zu kaufen. Immer an seiner Seite die Frau, die er noch von der Schulbank her kennt und nach seiner Heimkehr heiratet, Josephine. Immer auch an seiner Seite die Kinder und die Enkel.

Nach Rußland ist Franz Sieve nie zurückgekehrt. Da war stets diese Angst, man könne ihn noch immer der Spionage verdächtigen, da bleiben Wunden in der Seele, die vielleicht nie mehr ganz ausheilen. Aber ausgesöhnt ist der Veteran, der noch so manches russische Wort im Gedächtnis und auf der Zunge hat, längst mit dieser fernen Zeit, vor allem mit den einfachen Menschen, „die ja auch nicht mehr hatten als wir und die uns Gefangenen halfen, wann immer sie konnten“. Vor Jahren allerdings hatte er noch einmal Besuch bekommen, aus Tschjatura in Georgien, aus der „Stadt der Alpträume“, wie es in der Lokalpresse hieß, wo er am Ende seiner Gefangenschaft im Schacht arbeiten mußte. Doch es waren Menschen gekommen, an die sich das Ehepaar noch heute gern erinnert, Menschen, die selbst von Alpträumen heimgesucht waren und nun Frieden und Aussöhnung mit den einstigen Feinden suchten und fanden. Vielleicht ist Franz Sieve da erst so richtig daheim angekommen.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

**~~Leonhard Steger -~~** [**~~Das Vermächtnis des Vaters~~**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2012/03/24/das-vermachtnis-des-vaters/) **~~(Hartenstein in Mittelfranken)~~**

*~~Am 24. März 1919 kam Leonhard Steger zur Welt, dessen Lebensweg vor sieben Jahren endete. Es handelt sich hier um das Vermächtnis eines Mannes, dem die Gnade gegeben war, aus dem Fluch des Krieges einen Segen zu machen und damit seinen Kindern und Kindeskindern vorzuleben, wie man auch noch die schlimmsten Erlebnisse ins Gute wenden kann.~~*

*~~Der Frontsoldat Leonhard Steger ist nach dem Krieg nie mehr nach Rußland zurückgekehrt, aber er war in Gedanken bei jeder Reise seines Sohnes Peter dabei und erlebte die Städtepartnerschaft Erlangen - Wladimir als spätes Wunder der Geschichte, an dem er selbst noch mitwirken konnte mit vielen Spenden für die humanitären Hilfsaktionen oder so symbolisch schönen Ge-sten wie dem Empfang für den Wladimirer Veteranenchor 1992 mit selbstgeschmierten Broten und Salz. Anstelle eines Nachrufes hier leicht gekürzt das „Grußwort des Beauftragten für die Städtepartnerschaft Erlangen - Wladimir, Friedensveteran mit langjähriger Nahkampferfahrung in Freundberührung mit Rußland” aus dem Sammelband „Rose für Tamara” zu lesen, 2001 von Fritz Wittmann und Peter Steger herausgegeben.~~*

~~Immer wieder werde ich gefragt, warum ich ausgerechnet Slawistik mit Schwerpunkt Russisch studiert habe. Je nach Situation und Gegenüber antworte ich dann mehr oder weniger lapidar, daß ich damit das Erbe meines Vaters angetreten habe.~~

~~Mein Vater, Jahrgang 1919, war in seiner Jugend rasch in den Bann der nationalsozialistischen Verführer geraten und sah schon bald in einer militärischen Laufbahn den einzigen Ausweg für sich. Seine Eltern, die einen kärglichen Bauernhof in Hartenstein, Mittelfranken, bewirtschafteten, erkannten wohl Intelligenz und Begabung des einzigen Sohnes, konnten aber nicht das Schuldgeld aufbringen, um ihm den Berufswunsch Lehrer zu erfüllen. Stattdessen wurde er in das ungeliebte Metzgerhandwerk gedrängt und gezwungen, seine Bildung selbst in die Hand zu nehmen.~~

~~FOTO~~

~~Soldatengräber~~

~~Persönliche Enttäuschungen sowie mangelnde Entfaltungsmöglichkeiten und Verzweiflung über die ärmlichen Lebensverhältnisse machten ihn anfällig für die Verheißungen und Aufstiegsversprechen der Reichswehr. Rasch fand er Gefallen an Disziplin und Hierarchie, bewährte sich als Ausbilder und trat der Waffen-SS bei. Als er im Elsaß vom „Unternehmen Barbarossa“ erfuhr, meldete er sich freiwillig an die Ostfront und machte zunächst als Kundschafter, später als Panzeroffizier den gesamten Feldzug bis zur Schlacht bei Kursk sowie den Rückzug mit. Sieben Verwundungen - einen Granatsplitter trägt er noch immer im Kopf - überlebte er, aber das Erschrecken und Grauen über die Grausamkeiten des Krieges wirken bis heute schmerzlich nach. Wie viele seiner Altersgenossen kehrte er moralisch gebrochen nach Hause zurück, hielt sich einige Zeit vor den Alliierten versteckt und bekam erst Ende der fünfziger Jahre mit der Gründung einer Familie wieder Boden unter die Füße.~~

~~Meine Kindheit ist geprägt von den Erzählungen des Vaters über die Kriegserlebnisse. Den Brjansker Wald kenne ich, als hätte ich dort selbst die Wölfe heulen hören; die Stalinorgel saust mir um die Ohren, als wäre ich selbst von ihr mit Beschuß belegt worden; ich habe den Geruch der russischen Katen in der Nase; der Geschmack der Schokolade, aus der eisernen Ration, eingetauscht gegen Tabak, hängt mir in den Zähnen; ich sehe die erhobenen Arme der Gefangenen, unter eigener Lebensgefahr wieder freigelassen; ich spüre den Todeshauch von Fleckfieber; ich sehe die brennenden Panzer und Strohdächer; ich kaue das mit Muschiks geteilte Brot; ich stehe am Grab der unbekannten Kameraden und unschuldigen Feinde. In allen Erzählungen war das Generalthema: „Die russischen Menschen sind gut; sie haben uns, die Angreifer, immer als Menschen behandelt und das wenige, das sie hatten, mit uns geteilt.“~~

~~FOTO~~

~~Leonhard Steger beim Vorauskommando~~

~~Als ich dann ins Gymnasium kam, sollte ich Russisch lernen. Eine Estin aus Reval, die in einem Nachbarort lebte und zu der ich - ohne Führerschein - einmal die Woche mit dem Traktor fuhr, unterrichtete mich zwei Jahre lang mit Lehrbüchern aus der DDR, doch pädagogisches Geschick auf der einen und Lerneifer auf der anderen Seite hielten sich in engen Grenzen, so daß ich über die Anfangsgründe der Fremdsprache kaum hinausgelangte. Und als ich dann die Schule wechselte und wir später nach Hersbruck zogen, brach der Unterricht ganz ab. Dennoch hatte ich unter meinen Schulkameraden meinen Spitznamen weg: Iwan.~~

~~„Die Zukunft liegt in Rußland! Lerne Russisch, und Du hast die Zukunft!“ Diese Aufforderungen fielen in der Pubertät und Adoleszenz mit all ihren Aufbäumungen und Revolten, Irrwegen und Verwirrungen auf unfruchtbaren Boden, doch der Keim war gelegt. Als es galt, sich für ein Studienobjekt an der Universität Bamberg zu entscheiden, fiel die Wahl auf Anglistik und Sla-wistik. Mit dem Russischen mußte ich wieder ganz von vorne beginnen, noch unsicher, ob ich bei der Sache bleiben würde. Doch nach der ersten Sowjetunionreise 1983, ermöglich vom Vater, war für mich die Gewichtung klar: Russisch wurde mein Hauptfach, Herz und Verstand galten der Kultur, der Literatur und den Menschen der Sowjetunion. Die Entscheidung war damals nicht einfach, Sla-wistik galt als „Orchideenfach“ ohne Aussicht auf praktische Anwendung. Doch das konnte ich durch Begeisterung für die Sache ausgleichen.~~

~~1987 erfuhr ich von der Städtepartnerschaft Erlangen - Wladimir und meldete mich als ehrenamtlicher Dolmetscher. Meine Feuertaufe erlebte ich mit Michail Firsow, dem Leiter des Folklore-Ensembles RUS auf der Bühne der Stadthalle in Erlangen, wo ich dessen fünfzehnminütigen Vortrag ohne Punkt und Komma über das Programm seiner Truppe völlig unvorbereitet zu übersetzen hatte. Seither kann mich nichts mehr schrecken. Rasch wuchs ich in die Städtepartnerschaft hinein, erfuhr Förderung von den Verantwortlichen im Rathaus und trat Ende 1989 in die Dienste des Bürgermeister- und Presseamts.~~

~~FOTO~~

~~Leonhard Steger mit Granatsplitter im Lazarett~~

~~Von Beginn meiner Arbeit an habe ich mich besonders dem Gedanken der Versöhnung zwischen Deutschen und Russen verpflichtet gefühlt. Und so war es mir denn auch ein Herzensanliegen, die Veteranen der Partnerstädte zusammenzuführen. Der 50. Jahrestag des Überfalls der Hitler-Truppen auf die UdSSR erschien mit hierfür der geeignete Anlaß. Es bedurfte einer langwierigen und sensiblen Vorarbeit, um die Idee, zu diesem traurigen Jubiläum, Kriegsteilnehmer aus Erlangen nach Wladimir einzuladen, Gestalt annehmen zu lassen. In Jakow Moskwitin, einem Oberst der Sowjetarmee und dem Vorsitzenden des Wladimirer Veteranenverbands, fand ich schließlich einen Menschen, der bereit war, die Hand auszustrecken. Unter Leitung von Stadtrat Heinrich Pickel, der als einer der ersten seinerzeit über den Bug gesetzt hatte, reisten darauf zehn Veteranen aus Erlangen nach Wladimir.~~

~~Was dort an menschlich Bewegendem geschah, hat alle Mitwirkenden und Zeugen tief beeindruckt und geprägt. Ich persönlich rechne diese Begegnungen voller Versöhnungs- und Verständigungsbereitschaft zu meinen wichtigsten Erlebnissen überhaupt und schöpfe daraus eine nie versiegende Kraft für meine weitere Arbeit. Eine Kraft, die mich darauf verpflichtet, alles in meinen Kräften Stehende daran zu setzen, das Netz der Partnerschaft zwischen den Menschen beider Städte so eng und fest zu knüpfen, daß kein Vorurteil, keine Ideologie, keine Parole es mehr würde zerreißen können.~~

Die Feinde von einst mußten erkennen, daß sie auf beiden Seiten betrogen und verhetzt worden waren und im Grunde gar nichts gegeneinander hatten. Der Krieg wurde nun auch in den Köpfen und Herzen besiegt. Es kam zu Gegenbesuchen in Erlangen, der Veteranenchor aus Wladimir trat in der Partnerstadt auf, der Bayerische Soldatenbund organisierte Reisen, das Wladimirer Museum präsentierte eine Ausstellung zum Thema „Deutsche Kriegsgefange in Wladimirer Lagern“, der Veteran Nikolaj Schtschelkonogow verfaßte seine großartige „Erlangen-Hymne“, und die VHS veranstaltet eine Podiumsdiskussion zum 60. Jahrestag des Unternehmens Barbarossa.

Seit dem Juni 1991 trage ich voller Stolz den Ehrentitel „Junger Veteran“. Wenn ich mich also nicht glücklich nennen darf, wer dann? In dem Land, an dessen Brandschatzung mein Vater teilgenommen hatte, habe ich ungezählte Freunde, durfte das Erlangen-Haus mit aufbauen, im Auftrag der Erlanger viel Gutes tun - und das Vermächtnis meines Vaters erfüllen. Dafür danke ich allen, die mich zu dem gemacht haben, der ich bin, und denen, die mich so sein lassen, wie ich bin.

FOTO

Der Rückzug

Kapitulation

Sie kamen… / um zu siegen - / und blieben / oft nur liegen / auf jenem Feld / der Ehre, / auf daß man ihn vermehre: / den Ruhm / von Volk und Land, / des Glückes Unterpfand.

Und wer nach Haus / gekommen, / war fremd, vor Scham benommen. / Die Wunden / heilten nie, / auch wenn man / sie verzieh, / sie schmerzen immer wieder, / grad jetzt im Mai, / wo Ginster blüht und Flieder.

Die Sünden ihrer Väter / verbüßen noch viel später / die Söhne, / die nicht wissen, / was dem verweinten Kissen / vom Vater anvertraut, / dem das Gewehr war Braut.

Sie tragen keine Schuld, / doch schulden sie Geduld / sich selbst, dem Sieger / und dem Täter, / sonst werden sie Verräter / an sich und ihrer Zeit, / die endlich scheint bereit, / das Wort „vergib“ zu sprechen / und mit dem Haß zu brechen.

Peter Steger, erstveröffentlicht am 8. Mai 2001

*Nachsatz: Leonhard Steger hat für seinen Sohn Peter die Arbeit als Partnerschaftsbeauftragter nicht gefunden, doch ohne den Vater hätte der Sohn diese Aufgabe gar nicht erst gesucht.*

*Danksagung an Volker Steger, den Hüter des Bildarchivs unseres Vaters.*

**Gerd Steimetzer -** [**Die älteste Freundschaft**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/01/23/die-alteste-freundschaft-fortsetzung/) **(Frechen)**

*Wer eine ältere, noch aktive Freundschaft zwischen Deutschland und Wladimir kennt, möge sich melden. Viel Hoffnung besteht da allerdings nicht. Nun denn: Gerd Steinmetzer aus Frechen bei Köln korrespondiert über das Erlangen-Haus bis heute mit Grigorij Schljonskij. Die Freundschaft geht auf eine Reise der Volkshochschule Köln-Land vom Spätherbst 1966 zurück, geleitet von eben jenem Gerd Steinmetzer. Sein heutiger Wladimirer Freund betreute damals als Kunsthistoriker und Denkmalpfleger die Gruppe, die von Moskau zu einem Zweitagesausflug nach Wladimir und Susdal gekommen war. Aber wozu da viele Worte machen: Lesen Sie selbst, was damals die „Kölnische Rundschau” vom 12. November 1966 zu der seinerzeit zumindest außergewöhnlichen Reise in ein noch sehr fernes und fremdes Land schrieb:*

Wir sind die einzigen Touristen im Schnellzug Moskau - Gorkij, der uns nach Wladimir, 200 km östlich von Moskau, bringen soll. „Jetzt geht’s ab nach Sibirien”, unkt eine ältere Dame und schielt mißtrauisch zu einem ordengeschmückten Oberleutnant der mit einem jüngeren Mann in Zivil den modernen Großraumwagen bestiegen hat. Harmlose Reisende wie wir, wie sich später herausstellt, „bewacht” werden wir nur von gemütlichen Matuschkas, die uns freundlich darauf aufmerksam machen, daß das Photographieren der Landschaft verboten ist…

In Wladimir, noch kaum erschlossen für den Touristenverkehr - die Straße von Moskau ist gesperrt -, werden wir wie die Fürsten im ersten Hotel am Platze empfangen und mit einer Susdaler Spezialität bewirtet: Fleisch, Kartoffeln und Zwiebeln, gewürzt mit einer scharfen Brühe, gekocht und serviert in Tonschalen, die jedes Sammlerherz höher schlagen lassen. Wir bestellen Wodka. Flaschen werden auf den Tisch gestellt. Jeder kann sich selbst einschenken. Bezahlt wird jedes gefüllte Glas. Die Rechnung stimmt.

*Ingeborg Eimermacher, eigens mitgereiste Journalistin der Kölnischen Rundschau, beschreibt Wladimir am 12. November 1966 im weiteren so:*

Gestärkt mit Pfannkuchen und saurer Sahne, rüsten wir uns am nächsten Morgen zum Stadtbummel. Frische Hakenkreuzschmierereien vor dem Hotel, Plakate mit Anti-NATO-Parolen. Auch das gibt’s in Wladimir. Eine breite, große Hauptstraße führt durch die heute 220.000 Einwohner zählende Stadt - mit Chemie- und Traktorenindustrie, Kramläden wie auf dem Dorfe, vollgepfropft mit bunter Makowaren, billigen Stoffen. Verglichen damit ist die Textilabteilung des Moskauer GUMs ein Pariser Modesalon.

Die Kostbarkeiten dieser alten Fürstenstadt lernen wir erst am Abend kennen, in Begleitung des Landeskonservators von Wladimir (Anm.: der spätere Freund von Gerd Steinmetzer). 30.000 Rubel hat der Staat für die Renovierung der kostbaren Fresken, zum großen Teil Werke des berühmten Ikonenmalers Andrej Rubljow in der Koimesis-Kathedrale (*Anm.: gemeint ist wohl die Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale*) in Wladimir bereitgestellt. Viele Gläubige kommen zu den Gottesdiensten, und auch jetzt, am Abend, knien alte Männer und Frauen vor den mit Edelsteinen und Gold überladenen Ikonen. (…)

Das „Kleinod unter den russischen Kirchen”, die Kapelle zur „Fürsprache der Muttergottes” in Bogoljubowo, ist nur zu Fuß über weite Felder zu erreichen. Ein schlanker, weißer Bau aus dem 12. Jahrhundert auf einem Hügel. Im eisigen Wind können wir kaum die Kameras halten, denken an Grippe und Lungenentzündung, aber Swetlana (*Anm.: die aus Moskau mitgereiste Fremdenführerin*), begeistert von der schlichten Schönheit dieser Kirche, kann sich nicht losreißen.

*Am 15. November erscheint schließlich in der Kölnischen Rundschau unter dem Titel „Ein gelungens Experiment” ein Kommentar, der es auch heute noch wert ist, auszugsweise zitiert zu werden:*

(…) Das Programm ließ genügend Spielraum für die Eigeninitiative. Die Mehrzahl der Teilnehmer suchte und fand persönliche Kontakte zur Bevölkerung. „Freiheit hier, die bösen Kommunisten dort, ein solches Pauschalurteil ist einfach zu naiv. Das ist mir in diesen Tagen wieder bewußt geworden. In vielen Punkten mußte ich meine Vorstellungen korrigieren. Die Moskau - Wladimir-Reise ist für mich ein Anlaß dazu”, sagte eine der Teilnehmerinnen auf dem Rückflug. Und ein junger Russe, nach einer langen Diskussion bei Eis und Krimsekt: „Ich habe meine Meinung über die Menschen in der Bundesrepublik revidiert.” Studienfahrt der Volkshochschule - auch ein Weg zur Völkerverständigung. Die Fahrt der Volkshochschule Köln-Land in die Sowjetunion war ein gelungenes Experiment.

*Nochmals Dank an Gerd Steinmetzer für die Überlassung dieser wertvollen Zeitzeugenberichte aus der Vor-Partnerschafts-Ära, vor allem aber für seinen Pioniergeist in Fragen der Verständigung und Aussöhnung in Zeiten des Kalten Krieges!*

[**Nachtrag zur Studienreise der Kölner**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/01/24/nachtrag-zur-studienreise-der-kolner-vhs/) **vhs**

Gerd Steinmetzer, damals 45 Jahre alt und Geschäftsführer der Landkreis-VHS Köln sowie Leiter der Studiengruppe, nannte die Fahrt im Herbst 1966 die schwierigste der bisher von ihm organisierten 30 Reisen. „Schwierig, weil wir ins Ungewisse geflogen sind. Wir konnten vorher keine Absprachen treffen und begannen mit der Programmgestaltung praktisch erst in Moskau.”

Zu Steinmetzeres interessantesten Begegnungen gehörte die mit einem jungen russischen Arzt, den er in der Moskauer Metro kennengelernt hatte. Die größte Überraschung waren für ihn zwei Wolgadeutsche, die die Gruppe in der Tretjakow-Galerie traf und die wissen wollten, ob es in Deutschland noch Kirchen gebe.

„Und daß wir uns so frei bewegen könnten, hätte ich nicht geglaubt. Man hat auch keinen Versuch gemacht, uns politisch zu beeinflussen.”

Und jetzt am Telephon sagt der Weltkriegsveteran: „Laßt Euch in Erlangen durch nichts abbringen von Eurem Kurs. Ihr tut das Richtige. Und es wird immer Menschen geben, die sich vor Rußland fürchten, die Vorurteile pflegen. Eure Arbeit ist heute ebenso wichtig wie das, was wir damals gemacht haben.” Recht hat er, damals wie heute.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

**Alfred Trautner -** [**Ein Soldat der Versöhnung**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/04/27/ein-soldat-der-versohnung/) **(Erlangen)**

Alfred Trautner feierte seinen 85. Geburtstag mit Freunden aus Wladimir. Er gehört zu jener Generation, die im Zweiten Weltkrieg verschlissen wurde und der man, im Fall des Überlebens, die Gesundheit und Jugend geraubt hatte. Viele von ihnen kamen verbittert und verschlossen zurück, wollten später von jener grausamen Zeit entweder gar nichts mehr hören oder verklärten und stilisierten die eigene Rolle. Wieder andere sind bis heute auf die einstigen Gegner eher schlecht zu sprechen.

Anders Alfred Trautner. Schon Ende der 80er Jahre schloß er sich einer Reisegruppe des Stadtverbands Kultur nach Wladimir an und nahm die Partnerstadt buchstäblich im Sturm der Freundschaft. Kaum einer hat in so kurzer Zeit wie er so viele Freundschaften geschlossen. Ganze Legionen von Gästen aus Wladimir gingen (und gehen) in seinem Haus ein und aus, und er selbst reiste auch noch mehrmals zu seinen russischen Freunden. Besonders innig wurden die Beziehungen zu der eigenen Generation, zu den Kriegsveteranen, tatkräftig unterstützt vom Krieger- und Soldatenbund Möhrendorf unter Peter Uebel und Fritz Rösch. So kommt es nicht von ungefähr, daß dem Jubilar der Veteranenverband Wladimir ein Grußschreiben schickt, das weiter unten wiedergegeben wird. Groß sind nämlich seine Verdienste als Soldat der Versöhnung, als Botschafter des Friedens, und stolz kann Alfred Trautner sein auf all die Freundschaften, die er im trauten Einvernehmen mit seiner Frau Christine und den Menschen aus dem einstigen Feindesland geschlossen hat. Rundum gelungen! Nur eines wird ihm wohl nicht mehr gelingen, nämlich die Ärztin zu finden, die ihn seinerzeit im Gefangenenlager Borowitschi, unweit von Leningrad gelegen, behandelte und ihm das Bein vor der Amputation bewahrte.

In jüngster Zeit plagte den Jubilar so manches Zipperlein, aber die Ärzte versprachen ihm, bis zu seinem Geburtstag könne er wieder tanzen. Ob da die Beine schon wieder mitmachen, sei dahingestellt, aber in jedem Fall wird am Samstag, wenn er den Geburtstag mit Verwandten und Freunden nachfeiert, groß aufgespielt. Denn nichts liebt Alfred Trautner mehr als die russische Musik und seine Wladimirer Sänger und Musikanten. Igor Besotosnyj reist eigens die 2.500 km mit dem Auto an, um mit der Balalaika und seinem Ensemble für die richtige Stimmung zu sorgen. Und das Geburtstagskind? Er wird sich freuen wie ein Kind und zur Mundharmonika greifen…

Beinahe hätten wir die Glückwünsche vergessen, die allerbesten, denn Alfred Trautner ist selbst einer der besten! Nun aber hat Nikolaj Schtschelkonogow das Wort:

*Lieber Alfred,*

*der Wladimirer Veteranenverband gratuliert Ihnen herzlich zu Ihrem 85. Geburtstag.*

*Sie haben einen schwierigen, schweren und gefährlichen Lebensweg zurückgelegt. Schon als Heranwachsender gerieten Sie in den Feuerschlund des Zweiten Weltkriegs, haben alle Mühsal und Entbehrungen des blutigsten und weitreichendsten Gemetzels in der ganzen Menschheitsgeschichte am eigenen Leib erlebt, schwerste Verwundungen überstanden und fast fünf Jahre in Gefangenschaft zugebracht.*

*Bekanntlich erlitten viele Länder im Verlauf dieses Krieges gewaltige Zerstörungen, die ganze Völker und die einfachen Menschen Kälte, Hunger, Not, Arbeitslosigkeit und Vertreibung aussetzten. Wie alle anderen hatten auch Sie es nicht leicht, sich in die Nachkriegsgesellschaft einzufügen, Ihren Platz darin zu finden und Wohlstand zu erreichen. Sicher schien es manchmal, es gebe aus dieser verzweifelten Lage keinen Ausweg. Allerdings war all das Blutvergießen letztlich doch nicht vergebens. Heute wissen wir, welche Erfolge Sie persönlich erreicht haben.*

*Ich möchte heute besonders hervorheben, daß Sie unter jenen so schwierigen Umständen nicht verhärteten, sondern sich Ihre hohen humanen und moralischen Werte bewahrt haben. Und als dann die Zeit dafür kam, haben Sie sich aktiv bei der Entwicklung der Städtepartnerschaft Erlangen - Wladimir engagiert. Man kann ohne Zweifel sagen, daß Sie einen gewaltigen Anteil an der humanitären Hilfe für die Wladimirer haben, besonders für die ältere Generation, als wir die schwere Zeit des Zerfalls unseres Staates, unserer Wirtschaft und unseres Finanzsystems durchmachten. Die Veteranen Wladimirs bewahren in ihren Herzen Ihre Gastfreundschaft, Ihre Weisheit und Ihre Herzensgüte.*

*Wir wünschen Ihnen, Ihren Verwandten und Freunden viel Gesundheit, Wohlergehen und noch viele Jahre eines glücklichen Lebens.*

*Nikolaj Schtschelkonogow, Geschäftsführer des Veteranenverbands Wladimir*

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

**Heinz-Helmut von Hinckeldey -** [**Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei / Und würd’ er in Ketten geboren**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/09/21/der-mensch-ist-frei-geschaffen-ist-frei-und-wurd-er-in-ketten-geboren/) **(Köln)**

*Dieses Zitat aus Friedrich Schillers „Worten des Glaubens” seien einem Bericht vorangestellt, der von einem Leben handelt, das es so nur geben kann, wenn es gelingt, sich auch in elf Jahren Gefangenschaft die innere Freiheit zu bewahren, sich nicht brechen zu lassen von unmenschlichen Umständen. Das unglaubliche Schicksal eines ungewöhnlichen Menschen. Uneingeschränkte Leseempfehlung!*

FOTO

Nadja Steger (geb. Jewrassowa) und Heinz-Helmut v. Hinckeldey

„Der Kölner Dom ist der Stolz seiner Bürgerschaft. Und den möchte ich euch jetzt zeigen“, begrüßt Heinz-Helmut von Hinckeldey seine Gäste. Zu denen kam er folgendermaßen: Sein Rotary-Klub finanzierte im Jahr 2001 auf Distriktsebene für russische Nachwuchskräfte aus Wirtschaft und Verwaltung Seminare und Praktika. Unter den Auserwählten auch Nadja Jewrassowa, damals Partnerschaftsbeauftragte der Stadt Wladimir, deren Aufenthalt in Saarbrücken vorgesehen war. Unterlagen und Flugscheine nahmen ihren Weg an die Kljasma via Erlangen, und so erfuhr der Rotarier von der Partnerschaft und hielt den Kontakt bis heute zu der ehemaligen Praktikantin, freilich nur postalisch; zum ersten Mal getroffen haben sich die beiden nun Anfang September in der Domstadt.

Über eine Stunde zeigt der 95jährige ohne den leisesten Anflug von Ermüdung das Bauwerk in all den überreichen Facetten und Details und gibt Einblicke, die von einer profunden Kenntnis der Geschichte zeugen, angefangen bei den Römern über die Merowinger und Franken bis hin zu Feinheiten der Baustile und Kunstepochen. Erst als es zum Domschatz in die Krypta geht, verweist er auf sein Alter und den Rat des Arztes, entweder den Aufzug oder - wenn er schon Treppen steigen wolle - zumindest den Handlauf zu benützen. Wenn man ihn sieht, versteht man, was der aufrechte Gang für den Menschen bedeutet und was es heißt, wenn man nicht am Stock geht.

Geboren 1914, noch vor dem Ausbruch des 1. Weltkriegs auf einem Landgut der Familie in Österreich, durchlief der Adelssproß unter der strengen Observanz der Mutter ein Bildungsprogramm, das dazu führte, daß er bei der Einschulung in Potsdam seinen Altersgenossen um gut zwei Jahre voraus war. Den Vorsprung konnte er auch im Gymnasium in Berlin halten, wo sein Urgroßvater Mitte des 19. Jahrhunderts großen Respekt als Polizeipräsident genossen hatte, bis die Weltfinanzkrise diese Pläne durchkreuzte. Er hatte schon eine Zusage von Siemens, wo er gerne Ingenieur geworden wäre, aber kurz vor dem Abitur kam dann doch die Absage mit Hinweis auf die allgemeine ökonomische Lage. Der Vater hatte unterdessen nach dem Rückzug aus der Armee die Finanzverwaltung von Brandenburg übernommen und 1923/24 bei der Entwicklung des Systems des Einheitswertes mitgewirkt, das bis heute Gültigkeit hat. Der Abiturient hingegen wurde eingezogen und kam zur Artillerie nach Minden, später an die Offiziersschule in Dresden, dann nach Celle in eine Landgarnison, wo er seine Leidenschaft für den Pferdesport ausleben konnte, die er übrigens an seine Tochter und den ältesten Sohn vererbt hat. Aber auch ein „großer Schwimmer vor dem Herrn“ war er, der es zum Ausbilder brachte und später, viel später, bei der NATO sogar noch seinen Tauchschein machte. Aber wir greifen vor und können doch nur einige wenige Schwerpunkte setzen. Vieles aus diesem so erfüllten und immer zum Aufbruch bereiten Leben muß leider unerwähnt bleiben.

FOTO

Heinz-Helmut v. Hinckeldey

In Rußland gekämpft hat Heinz-Helmut von Hinckeldey als Befehlshaber einer Panzereinheit zunächst beim Vormarsch bis Minsk und Smolensk. Später wurde seine Truppe verlegt, um Leningrad abzuriegeln. Schon hier wurde ihm klar, wie aberwitzig das „Unternehmen Barbarossa“ war, das der Führer glaubte, bis zum Wintereinbruch 1941 erfolgreich abschließen zu können: keine Winterkleidung, nicht ausreichend Nachschub, eine abenteuerliche Strategie, unmenschliches Vorgehen gegen Gegner wie eigene Leute. Doch wir überspringen wieder eine Periode und gehen in das Jahr 1944, als die Rote Armee den Karpatenriegel durchbrach, um an das rumänische Öl zu kommen, das auf Befehl der Heeresleitung unbedingt gehalten werden sollte, als der rumänische König Michael I den Sowjets einen Waffenstillstand anbot und die Deutschen sich über Siebenbürgen zurückzogen. Manfred von Killinger, der Gesandte des Deutschen Reiches, setzte seinem Leben ein Ende, und Mitte September geriet die ganze Deutsche Botschaft in Bukarest in sowjetische Gefangenschaft, darunter auch Heinz-Helmut von Hinckeldey, der zum Schutz der Diplomaten abgestellt war.

Einige Tage lang wurde die Gruppe auf einem Gehöft festgehalten und dann nach Moskau ausgeflogen. „Wie rohe Eier behandelte man uns. Denn wir waren Gefangene, die Moskau als Verhandlungspfand ansah“, erinnert sich Heinz-Helmut von Hinckeldey. Von der Front her kannte er Willkür und ungeordnete Erschießungen von Gefangenen, doch hier war alles ganz anders. Keinerlei Übergriffe, handelte es sich doch um eine politische Aktion unter dem Oberkommando des Innenministeriums.

In Moskau angekommen, dachte der Gefangene zunächst, er werde nach einem Zwischenaufenthalt in einer Haftzelle in ein Lager überführt. Üblich war ja eine derartige Aussonderung und Verteilung auf das System, das später von Alexander Solschenizyn der „Archipel Gulag“ genannt werden sollte. Was er damals nicht erkennen konnte: Der NKWD (das sowjetische Innenministerium, dem der KGB unterstand) wollte das gesamte Botschaftspersonal aus Bukarest, später auch aus Sofia, beisammenhalten, um das politische System des Dritten Reiches zu studieren und Verhandlungsmasse gegenüber den neuen politischen Kräften im geteilten Deutschland sowie den Verbündeten in Händen zu halten. Antrag um Antrag stellte Heinz-Helmut von Hinckeldey, um in ein Kriegsgefangenenlager überstellt zu werden, wie es ihm als Soldat zustand. Doch alles vergebens. Als er am 9. Mai das Feuerwerk hörte, aus der Zelle Streifen des Himmels von Raketen erleuchtet sah und sein Wachtposten am nächsten Morgen sagte „Hitler kaputt“, hatte er erstmals Klarheit darüber, wie es um den Krieg stand und glaubte, hoffen zu dürfen, nun würde seiner Bitte stattgegeben. Erst 1948 aber begannen die Verhöre, immer nachts zwischen 22.00 Uhr und 3.00 Uhr. Drei Stunden später hieß es dann wieder aufstehen. An den Verhören nahmen auch deutsche Kommunisten um Arthur Pieck, des Sohns von Wilhelm Pieck, teil. Drohungen oder Gewalt kamen nicht vor. Die Fragen drehten sich immer wieder um dasselbe Thema, ob man tote Russen gesehen habe. Natürlich habe er die an der Front gesehen, gab der Häftling zu Protokoll, aber man wollte wohl herausbekommen, ob er an Erschießungen beteiligt war.

Vom September 1944 bis zum Oktober 1955 blieb der Wehrmachtsangehörige eingesperrt, zunächst sechs Jahre im Moskauer Lefortowo, dann fünf Jahre im Wladimirer Zentralgefängnis, genauer im dortigen „Isolator“. Hier wurde er aufbewahrt, hatte sogar Gelegenheit, den von Zeit zu Zeit erscheinenden Kommissionen von Mißständen zu berichten, wenn die auch nicht abgestellt wurden. Hier hatte er einen politischen Wert, während man als Kriegsgefangener ja nur als Arbeitskraft verwendet wurde. Wer im Lager nicht mehr konnte, starb eben, im Gefängnis hingegen galt die Order der Lebenserhaltung. „Somit stand ich als Häftling fast unter einem guten Stern“, resümiert er heute ohne Bitterkeit.

Das sah er damals anders, als ihm 1947 endlich gesagt wurde, er befinde sich in Untersuchungshaft, und erst recht, als zwei Jahre später ein Triumvirat oder eine Troika, also eine Dreierkommission, in Moskau ihm das Urteil auf der Grundlage von Ukas Nr. 43, Absatz 1a, auf Russisch und ohne Dolmetscher verkündete: 25 Jahre wegen Unterstützung Rumäniens im Krieg gegen die UdSSR. Kein konkreter Vorwurf, kein Kriegsverbrechen, keine Verteidigung. „Das kann ja wohl nicht wahr sein“, sagte sich der Häftling und weigerte sich, das Protokoll zu unterschreiben, weil entgegen allen Regeln der Rechtssprechung der „Prozeß“ nicht öffentlich und ohne Anwalt stattgefunden hatte. Da hat jemand mutig Haltung unter Umständen bewiesen, an denen viele andere zerbrachen. Immer wieder pochte er auf sein Recht als Kriegsgefangener und hielt die 25 Jahre für einen „Schreckschuß“, mußte aber bald feststellen, daß es die UdSSR ernst meinte.

1947 hatte die Sowjetunion die Todesstrafe ausgesetzt und als Höchststrafe 25 Jahre Gefängnis oder Lager festgeschrieben. Diese gefürchteten 25 Jahre konnten übrigens vorher jederzeit mit der Hinrichtung enden, wie 1941 geschehen mit dem Erlanger Mathematiker Fritz Noether. Was die Gefangenen damals nicht wissen konnten: Moskau wollte in Westdeutschland eine Botschaft eröffnen und tat dies auch in Absprache mit Konrad Adenauer nach Rückführung von allen politischen Häftlingen. In der Zwischenzeit war aber Schweden Schutzmacht dieser menschlichen Beute, doch Stockholm konnte oder wollte nicht viel unternehmen. Nur in Sachen ihres Landsmanns, Raoul Wallenberg, dem Retter vieler Juden in Budapest, der bis zum Sommer 1947 ein Stockwerk unter Heinz-Helmut von Hinckeldey inhaftiert war und dessen Spur sich dann in Wladimir verlor, wurden die Schweden aktiv und stellten Nachforschungen an, die sogar an das Ohr von Generalissimus Josef Stalin drangen, der beschied, einen Mann dieses Namens kenne er nicht. Und doch begegneten ihm später noch Arthur Scholtysik in einem Wladimirer Lager - und viele andere, bis der „Gerechte der Völker” verschollen war und es bis heute blieb.

Herbert Wehner hätte es vielleicht eher richten können, als er von Moskau abberufen und mit der Kommintern-Führung in Schweden beauftragt wurde, aber er geriet in das Räderwerk der Spionageabwehr und mußte selbst für ein Jahr ins Gefängnis. Damit war Schweden gegenüber der UdSSR im politischen Nachteil und fürchtete, ein ähnliches militärisches Schicksal erleiden zu müssen, wie vor ihm Finnland. Also wahrte man die absolute Neutralität und wurde in Moskau wegen der Gefangenen nicht weiter vorstellig.

Bis zu seiner Verurteilung 1949 saß der Wehrmachtsoffizier in einer Dreierzelle mit einem Divisionsdolmetscher zusammen, mit dem er jeden Tag mindestens zwei Stunden Russisch lernte. Dessen Credo: „Was wir machen können, um zu überleben, ist Russisch zu lernen.“ Nur so war der Kontakt zum Personal an der Zellenklappe möglich, nur so war es möglich, den Geist wach zu halten. Alle drei bis vier Wochen kam ein Wagen aus der Gefängnisbibliothek mit Büchern in der Orthographie der „alten Kirchtürme“ vor der Reform des kyrillischen Alphabets von 1918, vom „Dienstmädchenroman“ bis zur schöngeistigen Literatur aus Frankreich, Deutschland und natürlich Rußland. Die so geübte Selbstdisziplin hat wohl auch ihren Anteil am Überleben unter Zuchthausbedingungen. Der Zellengenosse und Russischlehrer hatte übrigens Mitte der 30er Jahre in Moskau ein Büro für Pumpen und Ausrüstung betrieben, die in den Kohlebergwerken des Donbass zum Einsatz kamen. Als er später an der Front in Gefangenschaft geriet, wurde er mit seiner geschäftlichen Vergangenheit konfrontiert: Der NKWD hatte seinerzeit einen ganzen Aktenschrank von abgehörten Gesprächsprotokollen über den Häftling gesammelt…

Nach der Urteilsverkündung wurde Heinz-Helmut von Hinckeldey in eine größere Zelle mit 25 Mann, darunter auch Kriminelle mit langjährigen Haftstrafen, verlegt - bis zum Abtransport. Als es auf dem Bahnhof an die Aussortierung ging und die russischen Häftlinge erfuhren, daß die Deutschen nach Wladimir expediert wurden, hieß es: „Na, da geht es euch aber gut. Da sorgt man für euch!“ Schon möglich, aber das änderte nichts daran, daß sie auch in Wladimir ein strenges Regime unter scharfer Bewachung erwartete.

Drei Mann saßen im Lefortowo in einer dunklen Zelle mit einem Glaskasten statt eines Fensters auch tagsüber im Halbdunkel. Neben den Stockbetten ein Tisch und der Abtritt als Mobiliar. Bewegung war immer nur drei bis vier Schritte vor der Zellentür möglich. Man gab sich selbst eine Ordnung, so daß jeder immer eine halbe Stunde Bewegung für den Kreislauf machen konnte. Die Verpflegung „ganz mies“: morgens ein Becher heißes Wasser mit zwei Scheiben Brot, zu Mittag eine übelriechende Fischsuppe tranigen Inhalts, von der später die Ärzte freilich meinten, sie sei lebenserhaltend gewesen, und abends Kascha, der russische Brei aus Buchweizen. Wasser gab es aus dem Hahn. Am Tag hatte man 20 Minuten Ausgang im Hof mit Wachen auf Holztürmen. Doch hier der ersehnte Augenblick von normalem Licht, frischer Luft und manchmal ein versteckter Blick auf Mithäftlinge. Nur die Verbindung mit den Nachbarn neben und unter der eigenen Zelle half. Die Verständigung erfolgte per Klopfzeichen, was natürlich verboten war; wer erwischt wurde, kam in den Karzer im Keller. Auch Heinz-Helmut von Hinckeldey saß da mehrfach ein, „aber als junger Mensch verkraftet man das“. Übrigens gab es zwei verschiedene Klopf-Alphabete, das klassische deutsche Morsesystem und eine russische Variante mit ganz eigenen Regeln, die man freilich rasch erlernen konnte.

Schlimm war der Schmutz. Nur alle zwei Wochen wurde gewischt und zwar in der Zeit, wo die Häftlinge, das Bettzeug unterm Arm, nachts zum Duschen und Entlausen in den Keller mußten. Das Bettzeug kam in einen heißen Raum und wurde mit Dampf entwanzt, und nach der Dusche konnte man es wieder mitnehmen, noch feucht und warm. Aber das Ungeziefer war gleich wieder zur Stelle. Es hauste hinter dem Holzkasten, der die Heizung verdeckte, und ließ sich nie auf Dauer vertreiben. Heinz-Helmut von Hinckeldey meint, so etwas wie ein körpereigenes Antiserum ent-wickelt zu haben, doch seinem Zellennachbarn setzten die Blutsauger schlimm zu. Aber es gab auch Schlimmeres: Massenepidemien, die angesichts fehlender Medikamente viele dahinrafften. Schon eine Angina konnte tödlich sein. Noch schlimmer: die völlige Isolation von der Außenwelt und den Angehörigen. Details über Kriegsverlauf, Erfolge der Alliierten, politische Entwicklungen erfuhr man erst durch andere Gefangene ab 1947. Bis dahin herrschte völlige Ahnungslosigkeit bei totaler Nachrichtensperre. Die Besetzung der Zelle in Moskau war recht stabil, nur zweimal wechselten die Mitgefangenen. Man mußte ein Reglement entwickeln, um miteinander auszukommen, ein Abkommen schließen: keine unnötigen Härten, Rücksichtnahme auf Schwächen, Aufbau einer Zellenfreundschaft, die als Überlebensgemeinschaft angelegt sein sollte. Wer das nicht schaffte, gab sich bald auf, wurde krank an Leib und Seele, schwand dahin. Einmal wurde auch Heinz-Helmut von Hinckeldey so krank, daß er in die Butyrka, eines der ältesten Gefängnisse Rußlands, verlegt werden mußte. Auf der Krankenstation hatte er eine Einzelzelle. Er wurde zwar wieder gesund gepflegt, „aber die Einzelhaft bekam mir nicht.“ Sein Russisch war noch nicht gut genug, um die Bücher ohne Anleitung zu lesen, keinerlei Ansprache… „Das war schwer zu ertragen!“

In Wladimir dann eine Zwölferzelle mit „wechselndem Personal“, einem Kaleidoskop der Sowjetgesellschaft. Da waren die beiden georgischen Taxifahrer, die kein Russisch sprachen, mit denen man aber gut Französisch parlieren konnte, weil sie schon 1923 nach der Besetzung ihrer Heimat durch Moskau nach Frankreich emigriert waren und seither von der Befreiung des Kaukasusstaats träumten. Oder der turkmenische Fuhrmann, mit dem die Verständigung nur über einen des Turkmenischen mächtigen Russen möglich war und den die seiner Sowchose gehörenden halb verhungerten Pferde so dauerten, daß er für sie acht Kilo Hafer abzweigte, wofür der Tierfreund acht Jahre ins Gefängnis mußte. Oder der kleine griechische Koch, der so ausführlich Rezepte rezitieren konnte, später ein Lokal in der Heimat eröffnete und den einstigen Zellenkameraden in Köln zweimal besuchen kam. Oder der baltische Dolmetscher, der bei den Verhören von Andrej Wlassow zugegen war und davon zu erzählen wußte, wie linientreu sich der General vor seiner Gefangennahme durch die Deutschen und die Übernahme des Kommandos über die nach ihm benannte Widerstandsarmee gegeben hatte. Oder der Fachmann für den Bau von Landebahnen, der wegen fehlender Materiallieferungen beim Belag sparen mußte und dadurch den Einbruch eines Flugzeugs in die Asphaltdecke verschuldete, wofür er fünf Jahre absitzen mußte. Oder der überzeugte Kommunist, der gegenüber den Vorgesetzten verschwiegen hatte, daß er für wenige Tage in deutscher Kriegsgefangenschaft war und, als er Kameraden treuherzig davon erzählte, verraten und als Spion denunziert wurde. Oder die Bauarbeiter von der Moskauer Metro, die beim besten Willen nicht wußten, wofür sie einsaßen, dafür aber erklären konnten, wie die Russen mit der Technik des Einfrierens schon damals das verhinderten, was in Köln mit dem Stadtarchiv passierte, weil man an der falschen Stelle Geld sparen wollte. Oder der Cheflogistiker von Leningrad, der 1948 unvermutet bei der Jagd verhaftet wurde, weil sich seine Frau, eine Lehrerin, bei einem Festessen in vermeintlich vertrauter Runde despektierlich über den Parteichef der Stadt an der Newa, geäußert hatte, was ihn für 15 Jahre nach Wladimir brachte, seine Frau zur Schleusenwärterin am Aralsee machte und die Trennung der Kinder zur Folge hatte. Und weil das nicht genug war, gab es noch ein Jahr Kontaktsperre. Als die ersten Briefe der Frau eintrafen, die nach der Lektüre gleich wieder abgegeben werden mußte, erbot sich Heinz-Helmut von Hinckeldey, diese heimlich abzuschreiben, damit der völlig demoralisierte Mann deren Worte immer bei sich tragen konnte und opferte dafür seine eigene karge Papierration. Oder schließlich Wassilij Schulgin, der als Duma-Abgeordneter den Zaren die Abdankungsurkunde hatte unterzeichnen lassen, unter den Sowjets emigrierte, von Wladimir Lenin persönlich gebeten wurde, zurückzukommen und über die paradiesischen Zustände in der Ukraine zu schreiben, dies dann aber wahrheitsgemäß so tat, daß er wieder in Ungnade fiel und in Jugoslawien weiter publizierte, bis ihn dort der Krieg und der NKWD einholten und nach Wladimir brachten, wo er nach der Haftentlassung wohnen blieb und hochbetagt in den 60er Jahren verstarb. Sein deutscher Zellengenosse erinnert sich noch an die vielen Seiten Papier, die der Intellektuelle beschrieb, Papiere, die später Witalij Gurinowitsch einsehen konnte, und freut sich, daß auch auf seine Anregung hin mittlerweile eine Gedenktafel am Wohnhaus angebracht ist, wo Wassilij Schulgin, seine letzten Lebensjahre verbracht hatte.

Erst in Wladimir war es, daß Heinz-Helmut von Hinckeldey mehr von der Welt dort draußen erfuhr - von den Mitgefangenen. 1950 hatte er zum ersten Mal Sichtkontakt zu deutschen Kriegsgefangenen, die das Gefängnisdach reparierten. Mehr war nicht drin, alles “sekretno”, unter strengster Geheimhaltung. 1951 dann eine Revolte der 50 bis 60 Griechen, die lärmten und Fensterscheiben zerschlugen und dafür einen Monat mit Karzer bestraft wurden. Auf die Schreibgenehmigung mußte man - im Unterschied zu den Kriegsgefangenen, die schon lange regelmäßig Post erhalten durften - noch warten. Erst nach Stalins Tod im März 1953 änderte sich auch die Gefängnisordnung. Es wehte ein neuer Wind. Sogar Nachtigallen waren zu hören, übrigens mit einem östlichen Triller am Ende der Melodie, der sie von ihren westlichen Artgenossen unterscheidet. Die russischen Gefangenen beschimpften das Wachpersonal als „unverbesserliche Stalinisten“ und beriefen sich auf ihre Rechte. Tatsächlich wurden die Posten vielfach ausgewechselt. Die Japaner nutzen die neuen Umstände am schnellsten und erfolgreichsten. Sie setzten, unter Berufung auf die Menschenrechte, gleich nach dem Tod des Diktators die Schreibgenehmigung durch, die Deutschen taten es ihnen im Herbst 1953 nach. Nun durfte man kurze Karten schreiben, freilich ohne Angaben zu den Haftbedingungen, gerichtet oft an falsche Adressen. „Aber die Nachrichten kamen an. Das war eine fabelhafte Leistung der Post in Deutschland“, freut sich der Wahl-Kölner noch heute.

Jetzt durften die Angehörigen auch Pakete verschicken. Der jüngere Bruder, der 1945 in Kriegsgefangenschaft geraten war und vier Jahre im Lager von Borowitschi einsaß, hatte nach seiner Rückkehr die Frau wiedergefunden, die er 1942 geheiratet hatte. Das Ehepaar organisierte zusammen mit dem Roten Kreuz Paketlieferungen an Gefangene in der UdSSR und schickte an alle möglichen Gefängnisse, in denen man Heinz-Helmut von Hinckeldey vermutete, diese nach einem System zusammengestellten Lieferungen mit Aufbaustoffen. Woher die Familie wußte, daß der Sohn, Bruder und Schwager noch am Leben war?

Die österreichischen Gefangenen kamen auf Grund eines Sonderabkommens mit der UdSSR Ende 1953 in Etappen nach Hause. Einer von ihnen, ein Photograph, der Listen der von ihm portraitierten Soldaten der Roten Armee angelegt hatte und dafür als „Spion“ zwölf Jahre aufgebrummt bekam, teilte einige Zeit mit dem Deutschen die Zelle, fand nach seiner Heimkehr die Familie von Hinckeldey in Wiesbaden und berichtete persönlich von den Umständen.

Nun also ein Paket mit nahrhaftem Inhalt und einem rätselhaften Photo, das die Neugier des Gefängnisdirektors weckte. Überhaupt: Woher wußten denn die Angehörigen die Adresse des Häftlings in Wladimir? „Von mir nicht! Wenn dann doch wohl eher von Ihnen!“ Auf den Mund gefallen und duckmäuserisch war er ja nicht. Auf dem Photo aber der Bruder mit einer Frau, die dem Gefangenen unbekannt war. Dennoch antwortete er dem Direktor: „Das ist mein Bruder mit seiner Frau.“ Richtig, aber wissen konnte er es nicht, stand er doch 1942 schon lang an der Front und war seither nicht mehr nach Hause gekommen.

Einfach großartig, daß all die eßbaren Kostbarkeiten im Paket in kleine Päckchen portioniert waren, in Taschentücher, die sich auch gut zum Schneuzen eigneten. Geheime Botschaften waren nicht enthalten. Gottlob! Die hätte man bestimmt entdeckt, und dann wäre es vorbei gewesen mit dieser Hafterleichterung. Dafür war eine Antwortkarte dabei, und die ging auch gleich an die Familie zurück, die von nun an zumindest wußte, daß und wo der Vermißte lebte. Bis dahin mußte sie glauben, der Verschollene sei tot, denn die letzten Nachrichten stammten von Augenzeugen seiner Gefangennahme in Rumänen. Und der jüngere Bruder schrieb ja schon seit 1946 aus seinem Lager. Aber auch er selbst konnte nicht wissen, daß seine ganze Familie überlebt hatte, lag doch deren letzter Wohnsitz in Berlin…

Auch die Russen hatten Erlaubnis, alle zwei Monate ein Paket entgegenzunehmen. Deren Lebensmittel, meist getrocknetes Brot, war stets in Zeitungspapier eingewickelt. Darin zu lesen die letzten Nachrichten und so manch versteckte Botschaft von den findigen Angehörigen. Beliebt war die Methode, mit einer Nadel Buchstaben anzustechen, die, in der richtigen Reihenfolge gelesen, den Kassiber ergaben.

Auch wenn die Sowjetunion die Genfer Konvention zur Behandlung von Kriegsgefangenen gar nicht unterschrieben hatte und die Alliierten dieses Abkommen wegen der Nürnberger Prozesse sogar 1945 außer Kraft setzten, es also gar keine internationale Vereinbarung mehr zum Schutz vor Willkür gab, verbesserten sich die Haftbedingungen in Wladimir zusehends. Statt der 20 Minuten hatte man nun eine Stunde Spaziergang im Hof, die Zelle wurde ordentlich gelüftet, die Verpflegung ein wenig reichhaltiger. Dennoch: Von den vielen Spelzen im Brei hatte sich der Blinddarm entzündet, und der Geiselhäftling mußte unters Messer. „Keine sehr angenehme Geschichte mit einer nur unzureichenden lokalen Betäubung.“ Aber die resolute militärische Wundärztin, die allein die Operation ausgeführt und danach dem Patienten das Corpus delicti gezeigt hatte, dürfte Heinz-Helmut von Hinckeldey das Leben gerettet haben.

Inzwischen war es auch möglich, Zeitungen zu erhalten. Heinz-Helmut von Hinckeldey, der acht Rubel „Taschengeld“ im Monat erhielt, leistete sich dafür regelmäßig den Wladimirer „Prisyw“, den es noch heute unter gleichem Namen gibt. Freilich kam das 1917 gegründete Parteiblatt immer erst mit dreimonatiger Verspätung in die Zellen, also mit verzögerter Aktualität. Nach Stalins Tod durfte man die Gazette dann aber fast druckfrisch lesen und erfuhr von so unterschiedlichen Dingen wie dem Koreakrieg oder wann wieder welche Straßen in der Region Wladimir für den Verkehr gesperrt wurden, weil man auf dem Asphalt die Getreideernte trocknen wollte. Aber den zensierten Zeitungen war zum Beispiel nicht zu entnehmen, daß es mittlerweile eine Bundesrepublik Deutschland gab, die sich um die Heimkehr der letzten Gefangenen aus der UdSSR sorgte. Und so war das Erstaunen groß, als es im Sommer 1955 zwei Tage lang keine Zeitung gab. Nachträglich wurde klar, daß man erst nach einer Sprachregelung suchen mußte, um zu erklären, was die Abmachung beinhaltete, die Konrad Adenauer mit Nikita Chruschtschow getroffen hatte. Eine kurze Notiz im „Prisyw“ schaffte Klarheit: Die Deutschen werden amnestiert. Wenig später schon gingen die Zellentüren auf, die Gefangenen wurden in ein eigenes Stockwerk umquartiert, konnten sich frei bewegen und wurden nun als Freunde angesprochen, bei denen man sich für die bisherige Behandlung entschuldigte. Schon eine Woche darauf fanden sich die knapp 60 Wladimirer Gefangenen im Schlafwagen nach Moskau wieder. In der Hauptstadt führte man sie zu den Sehenswürdigkeiten von Kreml bis Metro, und brachte die Gäste nachgerade fürstlich unter, bevor es im „Blauen Expreß“ mit Speisewagen über Brest nach Königs Wusterhausen ging, wo man offiziell den deutschen Behörden übergeben und dann in den Schienenbus Richtung Aufnahmelager gesetzt wurde.

Nein, Euphorie kam nicht auf, dafür war man viel zu sehr erschöpft, aber die zehn Tage dauernde Heimreise war doch von Optimismus geprägt. Immerhin hatte Heinz-Helmut von Hinckeldey die Adresse der Familie in Wiesbaden, und die hatte aus der Presse bereits erfahren, daß der so lange Vermißte nun endlich auf der Liste der Spätheimkehrer stand. Der Bruder, den er seit 1943 nicht mehr gesehen hatte, fand ihn schließlich auch im Lager, kleidete ihn ein und brachte ihn im VW nach Wiesbaden. Überwältigende Gefühle des Wiedersehens, der Freiheit. Hellerleuchtete Orte, eine freundliche Behandlung durch das Rote Kreuz. Aber was ist das: Geld? Wie funktioniert das Leben jenseits der Gefängnismauern in einer so lebhaften Stadt wie Wiesbaden? Er hatte ja seit Jahren keine Stadt mehr gesehen oder gar erlebt. Viele Fragen und Probleme, die den Mann, der elf Jahre in Gefangenschaft gelebt hatte, ohne die Hilfe der Familie überfordert hätten. Aber das war nicht alles. „Ein verhungertes Etwas war ich bei der Rückkehr“, blickt der aufrechte Mann zurück. Ganze 44 Kilo wog er noch, 75% Kriegsbeschädigung attestierte man ihm. Von der jahrelangen Unterernährung hatte er eine Unterfunktion der Leber davongetragen, das Blut war verdickt und insgesamt zu wenig. Vom Bewegungsmangel hatten die Muskeln schlapp gemacht. Wenn er da nicht früher so intensiv Sport betrieben hätte… In Bad Tölz, einem Sanatorium für Spätheimkehrer, brachte man Heinz-Helmut von Hinckeldey vom November 1955 bis Januar 1956 wieder auf die Beine, und er hielt sich streng an die von den Ärzten ausgegebenen Regeln: wenig Alkohol, kein Tabak, viel Bewegung, ausgewogene Ernährung.

Seinen Lebenstraum als Ingenieur bei Siemens konnte sich Heinz-Helmut von Hinckeldey nicht erfüllen. Aber es gelang ihm dann doch rasch, wieder Fuß zu fassen. Er machte Karriere bei Bundeswehr und NATO, stieg bis zum Generalmajor auf, gründete eine Familie, verwaltet bis heute seine Stiftung für Denkmalschutz in Berlin, ist in verschiedenen Gremien ehrenamtlich noch immer als Berater tätig und - nicht zu vergessen, denn damit begann die Wiederaufnahme des Kontakts nach Wladimir - fungiert als Ehrenpräsident eines Rotary-Klubs in Köln. Wie aber kann man elf Jahre in Ungewißheit eingesperrt überleben? Heinz-Helmut von Hinckeldey hatte wohl schon damals etwas, das ihn noch heute auszeichnet: ansteckenden Lebensmut. Viele kamen deshalb mit ihrer Not zu ihm, belasteten ihn als „Beichtvater“ mit ihren Schicksalsschlägen, doch er wendete dies alles zum Guten. „Indem ich anderen meine Kraft gab, wuchs diese auch mir selber zu.“ Der Trost, den er anderen spenden konnte, richtete ihn selbst auf. Vor allem aber: Man konnte ihm wohl seine Menschenrechte nehmen, nicht aber seine Menschenwürde. Innerlich blieb er in all den Jahren frei und ungebrochen, mochte er auch in Ketten liegen.

Heinz-Helmut von Hinckeldey fehlen elf Jahre seines Lebens, elf Jahre, in denen die Welt nicht stehengeblieben ist, elf Jahre in Isolation, abgeschnitten vom Gang der Dinge. Vielleicht interessiert er sich deshalb bis heute so lebhaft für die objektive Darstellung der Geschichte, trägt so detailgenau zu deren Bebilderung bei, hat so vielseitig Anteil am aktuellen Geschehen. Besonders freut er sich darüber, daß nun auch in Wladimir die Archive geöffnet werden und jemand wie Witalij Gurinowitsch das Schicksal der Häftlinge im „Isolator“ erforscht. Der Zeitgeschichtler, der maßgeblich beteiligt war an der Einrichtung einer Gedenkstätte für die ehemaligen Gefangenen im „Zentral“, wird sich übrigens mit dem Zeitzeugen im Dezember in Köln treffen. Selber wollte der seine Erlebnisse nie festhalten. Eine Autobiographie hätte immer vieles falsch dargestellt, meint er, denn es habe ihm die Gesamtschau gefehlt, in die das persönliche Erleben hätte eingebaut werden müssen. Außerdem war da ja immer das ungebrochene Interesse an allem Aktuellen, das ihm keine Zeit ließ.

Sein Vermächtnis lebt Heinz-Helmut von Hinckeldey vor: kein Zorn im Blick zurück, aber unduldsame Wachheit gegenüber allen Tendenzen - wo auch immer -, wieder Gewalt und Unterdrückung gegenüber anderen Menschen und Völkern anzuwenden. „Vieles“, so seine Mahnung, „geht noch auf die Idee zurück, man könne mit Gewalt etwas erreichen. Seht zu, nie in einen außergesetzlichen Zustand zu kommen!“

Aufgezeichnet von Peter Steger 2009

**Eine unvergeßliche Begegnung**

„Dann kommen Sie nach Köln, wir können zusammen zum Grab meines Vaters gehen“, sagte mir am Telefon Désiré von Hinckeldey. Ihre Stimme hörte ich zum ersten Mal, aber sie klang für mich bekannt und vertraut. Die Tochter von einem Freund, Heinz-Helmut von Hinckeldey, der leider kurz vor Weihnachten 2010 im Alter von 96 Jahren in Köln verstorben ist, war sofort bereit, mit mir über ihren Vater zu reden und sein Grab zu besuchen.

Von 1999 bis 2002 arbeitete ich als Städtepartnerschaftsbeauftragte bei der Stadt Wladimir. Eines Tages rief mich unsere Bürgermeisterin und die Gründerin des Rotary-Clubs Wladimir, Jelena Potapowa, zu sich ins Büro und bot mir ein dreiwöchiges Praktikum in Deutschland an. Drei Wochen in Deutschland - ein Traum! Die Initiatoren und Organisatoren dieses Praktikums waren die deutschen Rotary-Clubs des Distrikts 1860 im Rahmen eines wunderbaren Programms namens SPE (Studenten-Projekt-Europa).

Kurz vor meiner Abreise bekam ich einen Anruf aus Köln, der mich sehr überraschte. Heinz-Helmut von Hinckeldey, damals Gouverneur des Rotary-Distrikts, wollte mit mir noch einiges über die Reise besprechen. Da ich ihn nur schlecht verstehen konnte (meine Deutsch-Kenntnisse waren damals nicht gerade die besten), wechselte er mühelos ins Russische und klärte mit mir einige Details meiner Reise nach Deutschland.

So kam ich nach Saarbrücken, wo mich freundliche Rotarier gleich am Bahnhof abholten. Untergebracht wurden wir - Jurgita aus Litauen, Igor aus Serbien und ich - im Deutsch-Franzö-sischen Internat. Meine Praktikumsstelle war, meinem Studium entsprechend, die Deutsch-Fran-zösische Universität, wo ich in der Verwaltung half. Die Gastgeber versuchten, für jeden von uns einen passenden Einsatzort zu finden, damit wir später in unseren Heimatländern das erworbene Wissen und die Erfahrungen würden einsetzen können.

Bis heute, auch nach elf Jahren, denke ich mit viel Dankbarkeit und Anerkennung an dieses Programm, das uns 2001 eine seltene Möglichkeit gab, Einblick in das Leben in Deutschland zu nehmen, sowie die Chance bot, junge Menschen aus anderen osteuropäischen Ländern kennenzulernen. Mit Jurgita bin ich immer noch im regelmäßigen Kontakt. Vielleicht klappt es sogar einmal mit einem Wiedersehen hier oder dort.

Die Arbeit von Rotary kannte ich bereits dank dem Wladimirer Club, außerdem war ich selbst Mitglied von Soroptimist International (SI) Wladimir. In Saarbrücken wurde auf meinen Wunsch hin sogar ein Treffen mit dem dortigen SI-Club organisiert. Nach meiner Rückkehr aus Deutschland blieb ich mit Heinz-Helmuth von Hinckeldey in Kontakt, der zwar nicht sehr regelmäßig dafür aber ausgesprochen informativ war.

Er hatte eine enge Verbindung zu meinem Land und Wladimir: Elf Jahre seines Lebens hatte er als verurteilter Kriegsverbrecher hier zugebracht. Zuerst sechs Jahre in einem Gefängnis in Moskau und dann fünf weitere Jahre im Zentralgefängnis von Wladimir. Die einstige Feindschaft ist zum Glück schon längst auf beiden Seiten überwunden, und so konnten wir miteinander auch über das Thema Krieg ohne Probleme sprechen. „Der Mensch ist frei geschaffen und ist frei und würd´ er in Ketten geboren“ - lautet denn auch die Überschrift des ausführlichen Berichts, der meiner Erinnerung voransteht. Aus seinen Briefen lernte ich einiges über die Geschichte meiner Heimat. Bestimmte Seiten unserer Vergangenheit blieben für uns in der Schule und später auch an der Universität völlig verborgen. Eines Tages erhielt ich einen Brief von meinem Freund mit seinen Erinnerungen an Wassilij Schulgin. Der Name war mir kaum bekannt. Gerade mit diesem Mann aber war von Hinckeldey in einer gemeinsamen Zelle im Zentralgefängnis, im Polit-Isolator, zusammen. Folgendes Zitat stammt aus dem Brief:

*Ich würde auch gerne wissen, was mit dem dichterischen Nachlaß von Herrn Schulgin geworden ist, mit dem ich lange Zeit zusammen war. Er ist auf Einladung von Lenin 1920/21 nach Kiew gereist, um sich die Fortschritte des Kommunismus anzuschauen und im Westen darüber - gegen alle schlechten Gerüchte - zu berichten. Heraus kam aber sein Buch „Die Tage“ („Дни“), das Lenin bitter enttäuschte. Man fand ihn 1945 in Jugoslawien, er wurde nach Moskau ausgeliefert und bekam, „wie üblich“, 25 Jahre. Er arbeitete täglich fleißig an seinen Novellen und Erzählungen, hatte aber immer die Sorge, daß man seine Papiere nicht ordentlich im склад (Lager) aufbewahren würde. Unlängst gab es hier einen Film über das Ende der Romanows: Es wurde die Unterzeichnung der Abdankung des Zaren in seinem Sonderzug, der in Pskow stand, in einer alten Aufzeichnung gezeigt. Da stand auch Schulgin, der als Abgeordneter der Menschewiken dorthin geschickt worden war, um das Papier der Abdankung nach Petersburg zur Duma zu bringen. Dort wurde er mit großem Jubel aller Abgeordneten empfangen, und dabei konnte auch Lenin diesen Mann von der feindlichen Partei der Menschewiken, die ja dann aufgelöst wurde, kennenlernen. Was dann folgte, war schrecklich. Vor 30 Jahren erschien hier das Buch von Solschenizyn: „Das Jahrhundert der Tscheka”: „Der Archipel GULAG“, eine Geschichte, die weder Marx aus Trier noch Engels aus Wuppertal je sich hätten ausdenken können…“*

Ein kleiner Kreis der Wladimirer Veteranen, die in ihrer Jugend viele Jahre in Wladimirer Lagern verbracht hatten, trifft sich jedes Jahr wieder, um den wertvollen Kontakt zu den Kameraden von damals nicht zu verlieren. Hierzu ein weiteres Zitat aus einem Brief des Kölners:

*„Nach Ihrem Hinweis habe ich mir die ganze Serie Erlangen-Wladimir im Blog, angefangen vom 10.02.08, ausdrucken lassen und bin erstaunt, was sich da alles getan hat! Von den Kriegsgefangenen im Lager Wladimir kenne ich natürlich keinen, denn wir saßen ja versteckt im Polit-Isolator, dem MWD-Gefängnis, und bekamen erst 1953 eine Schreibgenehmigung nach Hause. Das war für uns alle, die Deutschen, Österreicher, Japaner, Chinesen und Amerikaner, die härteste Seite der Gefangenschaft, nachdem wir alle 1949 zu 25 Jahren durch eine Troika - also kein ordentliches Gerichr und ohne Rechtsmittel, einfach per MWD-Diktat (Innenministerium) - verurteilt worden waren. Wir saßen ebenso rechtlos, ohne Anklage, versteckt wie der Schwede Wallenberg (bis 1947 einen Stock unter mir) im Lefortowo-Gefängnis in Moskau. So rechtlos wie auch die vielen Russen, die wir später in Wladimir trafen. Etwa 1950-51 wurde der alte Gefängnisbau in Wladimir renoviert, und man verlegte uns in einen neuen Teil der Anlage, von wo wir beim Spaziergang, trotz aller Isolation, die deutschen Kriegsgefangenen bei ihrem Arbeitseinsatz auf den Dächern der Gebäude sehen konnten. Auch die hatte man nicht nach der alliierten Vereinbarung 1949 entlassen.*

*Das also nur als kleinen Ausschnitt von der „Kehrseite“ Wladimirs aus der absoluten Diktatur unter dem Verbrecher Stalin. Nach dessen Tod wurde plötzlich alles weicher, 1953. Die russischen Mitgefangenen beschimpften die Aufseher als unverbesserliche Stalinisten. Und es gab für uns die langersehnte Schreibgenehmigung, ohne genau zu wissen, wer von der Familie überhaupt noch da war (!). Da gab es manche Enttäuschung, wenn die Postkarte als unzustellbar zurückkam. Über diese Verhältnisse gibt es unterdessen aber schon viele Bücher und Berichte, die ziemlich genau beschreiben, was sich da alles abgespielt hat. Auch über die deutsche Diktatur, die ebenso gesetzlos war, kann man Studien machen und sich über die Gemeinheiten des Regimes Hitler informieren. So ist die Ausgangslage für die Abfassung des Grundgesetzes verhältnismäßig leicht erklärbar. Der Übergang in Rußland basiert auf ähnlichen Prämissen.“*

Heinz-Helmuth von Hinckeldeys Erinnerungen an den Krieg und seine Gefangenschaft wurden vor etwa zehn Jahren auch vom ZDF aufgezeichnet. Wenn man sich diese DVD mit dem zweistündigen Interview anschaut, fragt man sich, ob dieser Mann wirklich schon fast 90 ist, einen so klaren und hellen Kopf hat er, eine so ruhige Stimme, ein so umfangreiches Wissen über Geschichte und Gegenwart.

Über einen Gast aus Wladimir erreichte mich ein Heftchen über das Museum im Zentralgefängnis Wladimir. Da dachte ich, ich schicke es meinem Freund nach Köln; letztendlich hatte er ja dort fünf Jahre seines Lebens zugebracht. Kurz danach meldete er sich und teilte mit, er habe alles genau auf Russisch gelesen, und das Büchlein habe ihm viel Freude bereitet.

Die Ereignisse in Rußland verfolgte er mit dem gleichen Interesse wie die in Deutschland. Er wußte auch gleich Bescheid, als 2009 der Wladimirer Turner Jurij Rjasanow, der die Bronze-Medaille im Mehrkampf bei der WM in London geholt hatte, auf dem Rückweg nach Wladimir tödlich verunglückte.

Den Kontakt zu Wladimir hatte Heinz-Helmuth von Hinckeldey in den 90er Jahren wiederaufgenommen, dank dem Rotary-Club in meiner Heimatstadt, an dessen Spitze damals Jelena Potapowa, die spätere Bürgermeisterin von Wladimir, stand, die mir das Praktikum in Saarbrücken angeboten hatte. So klein ist die Welt.

Bei unserem leider einzigen Treffen in Köln hatte ich die ganze Zeit den Eindruck, mit einem vielleicht maximal 70jährigen Mann unterwegs zu sein. Zuerst überraschte er mich am Telefon. Auf dem Rückweg aus Belgien nach Erlangen machten mein Mann und ich extra einen Halt in Köln. Ich rief bei von Hinckeldey zu Hause an, und eine freundliche Frauenstimme teilte mir mit, er sei noch bei einem Rotary-Mittagessen, komme aber in einer halben Stunde nach Hause und werde unseren Anruf erwarten. Als ich nochmals anrief, vereinbarten wir einen Treffpunkt - vor dem Dom, wo sonst in Köln! -, und er sagte mir mit fester und junger Stimme, er komme mit der Straßenbahn. Da das Telefonieren in der Fremdsprache für mich noch immer manchmal schwierig ist, dachte ich, mich verhört zu haben. Wie kann man in seinem Alter mit der Straßenbahn kommen?! So standen aber mein Mann und ich vor dem Dom und warteten auf unseren Freund. Die halbe Stunde war bereits vergangen, aber von unserem Freund keine Spur. Endlich sah ich einen älteren Herrn in Begleitung einer Dame, die ihn stütze. Der Arme konnte nicht so richtig laufen, der Rücken tat ihm offensichtlich ziemlich weh. Meine innere Stimme zweifelte daran, es handle sich um den Richtigen. Alles an diesem Mann, außer seinem Alter, sprach eigentlich eher dagegen als dafür, daß er von Hinckeldey sein könnte. So fragte ich die beiden, ob sie diejenigen seien, auf die wir warteten. Keine Antwort, sie haben mich nicht einmal bemerkt. Na gut, dann warteten wir eben weiter. Und unser Warten war nicht umsonst. Mit einer kleinen Verspätung, er habe die erste Straßenbahn verpaßt, kam mein Freund, Heinz-Helmuth von Hinckeldey, uns entgegen. Kein Stock, keine Brille, kein Hörgerät, der Rücken gerade und der Kopf wach, nur beim Treppensteigen griff er zum Geländer: So habe der Arzt es ihm angeordnet. Aber mit 95 dürfe das ruhig sein. Mit einem bezaubernden Lächeln und einer breiten Umarmung - so, wie ich ihn mir vorstellte. Dieses erste und letzte Treffen war meinem Gefühl nach eher ein Wiedersehen, etwas Schönes, das für immer im Gedächtnis bleibt. Während des Rundgangs durch den Dom setzte er sich kein einziges Mal, zeigte uns die Domschätze und erzählte nebenbei Geschichten über das Leben Kölns von damals und heute. Er kannte jeden, wußte über alles Bescheid und erstaunte mich mit seinem Wissen und seiner Lebensfreude. Er schimpfte ein wenig über das Unglück mit dem U-Bahn-Bau in Köln, bei dem das Archivgebäude eingebrochen war. Die Kriegsgefangenen, so kritisierte er, hätten längst gewußt, daß man die Erde erst einfrieren müsse, bevor man bohrt: Das hätten sie doch schon beim Bau der Moskauer U-Bahn gelernt. Alles über das Leben in Köln erfuhren wir in einem kurzen, aber so informativen Gespräch. Seine eigene Geschichte und seine Gefangenschaft standen natürlich im Mittelpunkt. Schließlich war er einer der letzten Menschen, die als Augenzeugen über jener Zeit in meiner Heimat berichten konnten. Gut gegessen und gut getrunken, bei guter Laune und viel Lachen, - das haben wir an diesem Abend in Köln gemacht. Man könnte meinen, in seinem Alter würde er mit uns in ein ruhiges Lokal gehen, um dort ungestört alles besprechen zu können. Aber weit gefehlt: Er lud uns in eines der lautesten und beliebtesten Restaurants der Domstadt zum Abendessen ein. Man konnte einander manchmal kaum noch verstehen, so laut war es dort, aber unser Gastgeber fühlte sich da wirklich wie zu Hause. Leider sollte es bei diesem einen Treffen bleiben, das eigentlich mehrere ersetzen könnte, so informativ und lebensvoll war es.

Von seinem Tod erfuhren wir zu spät und konnten nicht mehr nach Köln zur Beerdigung fahren. Es dauerte dann auch relativ lange, bis ich einen Anlaß fand, diese Stadt wieder zu besuchen. Doch dann rief ich seine Tochter, Désiré von Hinckeldey, an, die gleich bereit war, meinen Mann und mich zu empfangen. Wir nahmen den Weg nach Rodenkirchen, einem Stadtteil von Köln, gewissermaßen auf den Spuren des Freundes mit der Straßenbahn. Im Hause von Hinckeldey wurden wir sehr herzlich aufgenommen. Seine Tochter und Petra Wöcherl, deren Stimme ich bereits am Telefon bei unserem ersten Besuch in Köln gehört hatte, organisierten einen wunderschönen Abend und erzählten uns mal lustige, mal traurige Geschichten über den ehemaligen Hausherrn. Da konnte ich mir gut vorstellen, wie er sich bei Freunden und Bekannten beschwerte, als seine Tochter ihm nicht mehr erlaubte, selbst Auto zu fahren. Richtig entsetzt war er wohl über diese Einschränkung seiner Freiheit und Mobilität, fand aber sofort ein anderes Verkehrsmittel - und zwar die Straßenbahn -, mit dem er täglich zu all seinen Terminen und Treffen fuhr. Da konnte keiner mehr etwas dagegen unternehmen, und die ganze Überzeugungsarbeit, doch auch einmal ein Taxi zu nehmen, brachte nichts.

FOTO

Grabstein von Hinckeldey

Ich weiß nicht, ob ich nach einem solchen Lebensabschnitt, nach elf Jahren in einem fremden, verfeindeten Land, noch irgendwann etwas mit dem Militär würde zu tun haben wollen. Das war auch eine meiner Fragen an seine Tochter. Und sie meinte, ihr Vater sei gerade deswegen zum Militär gegangen, um das zu verhindern, was er selbst unfreiwillig mitmachen mußte, den Krieg. Als er aus der Gefangenschaft zurückkommt, herrscht der Kalte Krieg. So entscheidet er sich für eine Offizierskarriere, studiert in den USA und wird dann in die Bundeswehr übernommen, wo er von 1963 bis 1968 die deutsche Artillerie reorganisiert und noch fünf weitere Jahre hohe Posten in der NATO einnimmt. Désiré von Hinckeldey erfüllte auch unseren Wunsch, zum Grab ihres Vaters zu gehen, wo wir uns diesem wunderbaren Menschen nochmal näherfühlen konnten. Heinz-Helmuth von Hinckeldey hatte das Leben geliebt und es in vollen Zügen genossen, aufmerksam, wißbegierig, anteilnehmend. Zwar waren die Briefe rar und das Treffen nur einmalig, aber das Gefühl, diesen in seinen Taten und Worten wirklich großen Menschen gut kennengelernt und von ihm auch vieles gelernt zu haben, bleibt. Dafür bleibe ich ihm verbunden und dankbar. Für immer.

Nadja Steger, 2012

**Fritz Wittmann -** [**Rose für Tamara**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/06/18/versohnung-in-minden-rose-fur-tamara/) **(Baiersdorf in Oberfranken)**

Im Jahr 2002 wurde von Bundespräsident Johannes Rau „Rose für Tamara” als ein einzigartiges Zeitzeugnis, als Buch der Vergebung, der Überlebensweisheit und der Friedfertigkeit mit dem „1. Preis für bürgerschaftliches Engagement in Rußland“ ausgezeichnet. Fritz Wittmann war nicht in Wladimir in Gefangenschaft, und doch unterhält wohl niemand von den Veteranen derart enge persönliche Beziehungen zu ErlangensPartnerstadt wie der in Baiersdorf lebende pensionierte Schulleiter. Einige Zitate aus seinem Sammelband, dem er das sinnige Motto „menschliche Feindberührung in russischer Kriegsgefangenschaft” gab, machen deutlich, in welcher Welt der 1926 im mittelfränkischen Dorf Rohr bei Schwabach geborene spätere Pädagoge aufwuchs und in den Krieg hineinwuchs. Sie machen hoffentlich auch klar, wie vorsichtig die Nachgeborenen mit Schuldzuweisungen an diese Generation sein sollten.

*Als Hitler an die Macht kam, war ich sechs Jahre alt. Ich kam in die Schule und lernte, deutsch zu fühlen und deutsch zu denken. Als ich 23 geworden war, kehrte ich aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Als Kind hatte ich teil an der Illusion der Mehrheit aller Deutschen, der Führer werde Deutschland in eine neue Zukunft führen. Wir sangen schon bald Deutschland, heiliges Wort und von den Fahnen, die wir fliegen lassen sollten in das große Morgenrot, das uns zu neuen Siegen leuchten wollte oder brennen uns zum Tod. Daß letzteres so furchtbar wahr werden sollte für Millionen, das dachten wir nicht. Als ich 1944, fünf Tage nach dem Attentat auf Hitler, Soldat wurde, war die Illusion, den Krieg siegreich zu beenden, längst dahin. Daneben blieb aber unvorstellbar, daß wir den Krieg verlieren. Auf dem Weg zur Front an der Oder sagte uns ein Soldat, der von Anfang an an der Ostfront gekämpft hatte: „Wenn wir den Krieg verlieren, dann Gnade uns Gott.“ Zu jener Zeit waren die meisten der Kameraden, wie auch ich, überzeugt, daß wir sowieso die Niederlage Deutschlands nicht überleben würden. Zu oft hatten wir gehört, daß es besser sei, in Ehren zu sterben, als in Schande zu leben. Anfang Februar 1945 kam ich an die Oderfront. Dort warteten wir bis Anfang März auf den Beginn der russischen Offensive. Als es losging, waren wir schon drei Tage später in Küstrin-Neustadt eingeschlossen. Am Morgen des 11. März wurde mir die erste Feindberührung zu einem Erlebnis, das für mein weiteres Leben von entscheidender Bedeutung wurde. Ich habe diese menschliche Feindberührung in „Der Russe lebt“ 40 Jahre später zu Papier gebracht. In der stundenlangen Nähe dieses Meinesgleichen von der anderen Seite gab ich meiner Mutter das Versprechen, mich auf keinen Fall selbst zu erschießen. (Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft erfuhr ich, daß mein Bruder Hans zu dieser Stunde in der Nähe von Danzig gefallen war.) Von da an beschäftigte mich die Vorstellung an ein Leben in Gefangenschaft. Ich fand im Gedanken, daß dort, wo Soldaten herkommen, auch Mütter sind, einen Ausweg in meiner ausweglosen Lage. Wie sehr mir von dieser Mütterlichkeit später Hilfe und Rettung werden würde, ahnte ich damals nicht. Als wir dann in der folgenden Nacht die russische Umzingelung druchbrachen und ich zehn Tage lang mit einer Gruppe von zwölf Mann im bereits von der Sowjetarmee besetzten Westpommern herumirrte, wurde mir klar, daß die Hingabe meines Lebens ein sinnloses Opfer wäre. Als wir am Morgen des 21. März von einer russischen Streife umzingelt waren, ergaben wir uns, ohne Widerstand zu leisten.”*

1990 heißt es in besagtem Gedicht von Fritz Wittmann: „Ich hob das Reis und erschrak / über das junge Gesicht. / Ich dachte an seine Mutter und an meine. / Diese Gedanken haben den mir anerzogenen Haß / tödlich verwundet. / Sie retteten mir das Leben. / Nun sind dieser erste russische Soldat und / seine mir unbekannte Mutter / in meinen Gedanken und Träumen. / Solange ich lebe.”

Wie verlief nun aber die Gefangennahme, von der die jungen Soldaten glauben mußten, es wäre ihr Ende? Fritz Wittmann war „total überrascht vom Verhalten des verhaßten Feindes”. Beim ersten Halt in einem Dorf traf sein Trupp auf eine Gruppe russischer Soldaten, „die uns heranwinkten und uns die Reste ihrer Mittagsmahlzeit anboten. Einige der russischen Soldaten liehen einigen von uns ihren eigenen Löffel. Nach dem, was wir erwartet hatten, war ich sprachlos.” Es dauerte einige Zeit, bis ihm bewußt wurde, „daß das Feindbild, das man uns vorgezeichnet hatte, nicht übereinstimmte mit der Behandlung, die wir erfuhren.” Und als sich der Himmel schwarz färbte von den Bombern auf dem Weg nach Berlin, gestand sich Fritz Wittmann ein, „daß die Gefangenschaft die bessere Alternative war”.

Sechs Wochen nach der Gefangennahme ging es gen Osten, ins Ungewisse. Bis Oktober 1947 war Fritz Wittmann im Raum Ischewsk, teils im Arbeitslager, teils im Lazarett, vier Monate sogar im Hospital. Danach wurde er mit 600 Gefangenen in ein Lager östlich des Urals verlegt und landete ein halbes Jahr später für einige Monate in der Nähe von Swerdlowsk, dem heutigen Jekaterinburg. Vom Juni bis zum November des Jahres 1948 arbeitete er in einem Lager am Wolgakanal, 100 km nördlich von Moskau, und nach vier Monaten Ruhelager brachte er das letzte halbe Jahr in einem Kohlenschachtlager in Borowitschi zu. Weiter schreibt Fritz Wittmann: „Da ich in all diesen Lagern den Umständen entsprechend korrekt behandelt wurde, darf ich annehmen, daß doch in vielen Lagern erträgliche Zustände herrschten.” Nur wenn man abhaute und dann - ziemlich sicher - wieder eingefangen wurde, mußte man damit rechnen, von den Wachtposten schwer mißhandelt zu werden. In allen Lagern gab es auch so etwas wie einen Alltag, Normalität. Man „feierte” sogar Geburtstag. Diese Umstände schildert Fritz Wittmann so: „Vor den Eingängen der Baracken hatten wir Blumenbeete angelegt. Auf der Küchenbaracke hatten die Lagerschreiner in ihrer Freizeit eine Turmuhr errichtet, die nachts von vier Seiten beleuchtet wurde. Findige Mechaniker hatten eine Kartoffelschälmaschine gebaut, die uns die stundenlange Arbeit abnahm. Das war besonders bei gefrorenen Kartoffeln eine große Hilfe.”

Wie war es aber um die ärztliche Versorgung bestellt? Natürlich schlecht, aber dann auch wieder nicht so katastrophal, wie man das glauben mag. Als der deutsche Lagerarzt nur noch Aspirin zur Behandlung hatte, sorgte eine russische Kommission für die notwendigen Medikamente mit der Folge, daß nur noch ein bis zwei Todesfälle pro Jahr zu beklagen waren, und das auch “nur” aufgrund von Arbeitsunfällen. Der junge Gefangene selbst erlebte drei Tage vor seinem 19. Geburtstag seine Errettung, als er von einer russischen Ärztin (ob sie mit der „Tamara” gemeint ist, der ja auch schon Günther Liebisch begegnet war?) wegen seiner ruhrähnlichen Erkrankung ins Lazarett und Hospital geschickt wurde. „Die Ärztin”, erinnert sich Fritz Wittmann, „kam täglich zur Visite und redete freundlich mit jedem, der etwas Russisch verstand.” In diesem Hospital erlebte der Schwerkranke eine wahrhaft wundersame Geschichte: „Als im Februar 1946 etwa 20 Neuzugänge eingeliefert wurden, war darunter einer aus Thüringen, der den gleichen Familienamen hatte, wie ein Landsmann, der, halbwegs genesen, beim Wasserkommando arbeitete. Der Sanitäter erfuhr von dem Neuzugang, daß er einen Bruder gleichen Namens hatte, der aber gefallen sei. Durch Vermittlung des Sanis kam es zu einem Zusammentreffen der beiden Brüder. Der vermeintlich Gefallene war, schwer verwundet, in russische Gefangenschaft geraten und nicht erschossen, sondern gesundgepflegt worden. Und das bemerkenswerte Ende der Geschichte: Der jüdische Kommandant des Hospitals schrieb den genesenen Bruder so lange krank, bis der andere auch gesund war und überstellte sie danach beide ins gleiche Lager. Noch eine Randbemerkung: Ich habe nie erlebt, daß Juden sich als Rächer aufspielten, auch nicht gegenüber jungen Angehörigen der Waffen-SS.” Zu der gehörte der jugendliche Soldat übrigens, ohne recht zu wissen, was das bedeutete. Seiner Ärztin aber, die ihn wie eine Mutter behandelte, hinterließ er in seinem Buch ein literarisches und dokumentarisches Denkmal. Als er, wieder einigermaßen hergestellt, vom deutschen Lagerarzt entlassen werden sollte, hielt sie dagegen: „O nein, er war sehr krank. Nun muß er sich wieder erholen. Seine Mutter will ihn doch wiederhaben.” Vier Wochen blieb er noch in der Obhut der Ärztin, die ihren eigenen Sohn im Krieg verloren hatte. In Verse gegossen liest sich das so: „Eine Ärztin stand an meinem Bett, / deren Sohn aus dem Krieg nicht wiederkehrte, / die in mir den Sohn einer anderen sah / und sich das Rachedenken verwehrte.”

FOTO

Friedhelm Kröger und Fritz Wittmann

Gegen den Hunger aber gab es keine Remedur: „Daß das Essen im Herbst 1946 besonders schlecht und knapp war, hing mit der Mißernte zusammen. Es herrschte eine echte Hungersnot. Wir bekamen einige Wochen lang nur halbe Brotrationen. Russische Frauen, die nicht in Arbeit waren, bekamen damals aber überhaupt keine Brotzuteilung.” Und wieder so eine bewegende und zutiefst menschliche Geste von einem Pferdekutscher, mit dem sich Fritz Wittmann angefreundet hatte. Als es in ein anderes Lager ging, versprach der Russe dem Deutschen noch eine Wegzehrung. „Aber wir wurden schon am Morgen zum Güterbahnhof geführt. Ich war erstaunt und sehr erfreut, als ich auf dem Gehsteig gegenüber meinen russischen Freund erblickte. Er schwenkte ein Säckchen Kartoffeln und rief: *Wittmann! Kartoschki!* Er rührte mich zu Tränen.”

Erst im Juli 1949 eröffnete man Fritz Wittmann, daß er nicht im Verdacht stehe, an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen zu sein und er deshalb mit seiner baldigen Entlassung rechnen dürfe. Anfang November war es dann so weit. „Mit einem Koffer voll russischer Zigaretten stieg ich in den Heimkehrerzug, der an meinem 23. Geburtstag nachts um halb eins abfuhr. Wir wußten die genaue Uhrzeit, denn einer von uns hatte tags zuvor seine Armbanduhr wiederbekommen, die er nach der Gefangennahme als Wertgegenstand abgegeben hatte. Diese war mit seinen Papieren von Lager zu Lager weitergereicht worden. Ein anderer bekam bei seiner Entlassung den Ehering zurück. Die Abfahrt des Zuges verzögerte sich allerdings, weil der zuständige Offizier den Transport nicht freigegeben hatte. Wir hatten nämlich zur neuen Wattejacke blaue Arbeitshosen bekommen, obwohl für uns zu dieser Jahreszeit schon Wattehosen vorgeschrieben waren. Der Offizier ließ nicht mit sich reden. Er sagte, es könne über Nacht sehr kalt werden. Die Leute hätten gut gearbeitet und sollen nun auch gesund nach Hause kommen. Er ließ den Zug erst abfahren, als ein Lkw 600 neue Wattehosen angeliefert hatte. (…) An ihrem 53. Geburtstag empfing meine Mutter mich zum zweiten Mal. Endlich daheim! Die Zeit des Heimkehrens hatte begonnen. Sie währte lange.”

Man darf hinzufügen: Sie dauert noch immer an. Nicht von ungefähr bezeichnet Fritz Wittmann Rußland als „Land meiner zweiten Geburt”. Als Dichter versteht er es, seine Gedanken schön, wunderschön auszudrücken, aber er redet nichts schön. Fritz Wittmanns Erlebnisse teilen andere mit ihren Worten: Alfred Trautner: „Unsere Ärztin versteckte mich vor der Kommission, die über Amputationen entschied. Ich verdanke ihr, daß ich nicht als Krüppel nach Hause kam.” Wolfgang Morell: „Unsere Ärztin in Wladimir war uns in ihrer feinen Art verhalten zugetan, wir nannten sie Schneewittchen.” Alfred Weiß: „Wir nannten die Ärztin einen Engel der Gefangenen. Sie drückte mir alle ihre Rubelscheine in die Hand.“ Günther Liebisch: „Die Ärztin begleitete unseren Transport bis nach Brest. Beim Abschied weinte sie sehr.“

Fritz Wittmann hat sich - wie die Mitautoren seines bewegenden Buches und die Runde in Minden - keine persönliche Schuld gegenüber dem russischen Volk vorzuwerfen. Er wurde selbst in eine Kriegsmaschinerie hineingeworfen, die er nicht zu beeinflussen vermochte. Wohl aber war es ihm und vielen anderen offenbar möglich, auch im Terror des Vernichtungskampfes menschlich und anständig zu bleiben, ebenso wie es immer wieder geschah, daß die Sieger ihren verständlichen Haß besiegten und so den Besiegten als Menschen begegneten. Keine persönliche Schuld, aber eine tiefe Verantwortung für die Menschen in Rußland verspürt Fritz Wittmann. Eigens der Städtepartnerschaft mit Wladimir wegen hat er sein Lager-Russisch reaktiviert, nahm an der ersten Veteranendelegation im Juni 1991 teil, wo er erfuhr, daß sein heutiger Kamerad, Nikolaj Schtschelkonogow, in jenen Tagen in Küstrin nicht nur Philipp Dörr, sondern auch ihm gegenübergelegen hatte, und unterstützt seine ungezählten russischen Freunde bis heute oft bis an seine Belastungsgrenzen, über die gottlob seine umsichtige und einfühlsame Frau Elisabeth liebevoll wacht.

FOTO

Peter Steger, Witalij Gurinowitsch, Gabriele Krone-Schmalz, Fritz Wittmann

Die „Rose für Tamara” hat dank der Unterstützung des Baiersdorfer Bürgermeisters, Andreas Galster, anläßlich des Partnerschaftsjubiläums im Oktober 2008 eine zweite Auflage erlebt. Unter Leitung und auf Initiative von Witalij Gurinowitsch wurde der Band in Wladimir von ehrenamtlichen Übersetzern ins Russische übertragen und durch Zeitzeugenaussagen von dort ergänzt. Eine Arbeit, die das Deutsch-Russische Forum und die Robert-Bosch-Stiftung sowie die Jury unter der prominenten Journalistin, Gabriele Krone-Schmalz, einer besonderen Auszeichnung für würdig befanden. Die Ehrenurkunde wurde den Koautoren 2004 in der Russischen Botschaft zu Berlin verliehen. Das Buch ist zum Selbstkostenpreis von € 6,– im Bürgermeisteramt der Stadt Erlangen bei [peter.steger@stadt.erlangen.de](mailto:peter.steger@stadt.erlangen.de) zu beziehen.

Hätten Wladimir und das russische Volk eine Ehrung der Art wie Israel sie mit der Auszeichnung „Gerechter der Völker” verleiht zu vergeben, Fritz Wittmann dürfte sie mit demütigem Stolz für sein Versöhnungswerk tragen. Wer sonst, wenn nicht er?!

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

Nachsatz: Fritz Wittmann wurde 2010 gemeinsam mit Prof. Dieter Wenzel mit dem „Ehrenbrief der Stadt Erlangen für Verdienste um die Städtepartnerschaften“ ausgezeichnet.

**Stationen der Aussöhnung**

Das Unternehmen Barbarossa und die Menschen in Wladimir

Auch heute, 74 Jahre nach Beginn des „Unternehmens Barbarossa“, versammelten sich wieder Veteranen und Jugendliche im Morgengrauen auf dem Platz des Sieges in Wladimir, um des grauenvollen Ereignisses zu gedenken, das als Vernichtungskrieg des Dritten Reiches gegen den „jüdischen Bolschewismus“ begann und mit der Kapitulation Deutschlands endete. Die allgemeinen Fakten sind bekannt. Aber was bedeutet diese Geschichte des Schreckens für Wladimir?

In den ersten Kriegstagen herrschten, wie überall im Land, Verzweiflung, Schock, aber auch die Überzeugung, den Sieg erringen zu können. Es gab sogar Überlegungen zu einer Revolution und proletarischen Solidarität der sowjetischen und deutschen Arbeiter. Im Puschkin-Park versammelten sich schon am Abend des 22. Juni 1941 Tausende von Menschen, wo die Worte von Wjatscheslaw Molotow, dem Außenminister der UdSSR, wiederholt wurden:

„Wir wissen sehr wohl, daß dieser Krieg uns nicht vom werktätigen deutschen Volk aufgezwungen wurde, das selbst leidet und auf seinen Schultern die ganze Last des zweiten imperialistischen Krieges trägt. Der Krieg wurde der Sowjetunion von der außer Rand und Band geratenen Clique deutscher Nazi-Herrscher und vom blutrünstigen Henker Hitler aufgezwungen, die gegen das Vaterland der Proletarier aller Welt ins Feld gezogen sind.“

Kraft eines Sondererlasses wurde in der Region der Kriegszustand ausgerufen, und schon am 24. Juni 1941 galt in Wladimir eine nächtliche Ausgangssperre mit Verdunkelung; darüber hinaus gab es zeitliche Einschränkungen für die Arbeit und Vergnügungsveranstaltungen. Gleichzeitig zog man im Gouvernement gut 300.000 Mann ein. Mehr als 134.000 von ihnen kehrten nicht mehr von der Front zurück.

Mit dem Vorrücken des Feindes wurden in 160 Städten landesweit - darunter auch in Wladimir, Kowrow, Murow, Alexanderow und Gus-Chrustalnyj - Verteidigungskomitees gegründet, die vor Ort ggf. die Kampfhandlungen koordinieren sollten. Ab Herbst 1941 waren im Raum Wladimir täglich mehr als 200.000 Menschen im Einsatz, um einen Befestigungs- und Verteidigungsring zu errichten. Allein um Wladimir herum zog sich ein 130 km langes Bollwerk. Ein Hinweis darauf, daß man sich nicht so sicher war, die Hitler-Truppen vor Moskau aufhalten zu können. Zugleich nahm die Region ungezählte Flüchtlinge auf und wurde zur Durchgangszone für all jene, die Moskau in Richtung Ural verließen und später wieder zurückströmten.

Die große Leistung Wladimirs in jenen Jahren war es, mit einer Einwohnerzahl von gerade einmal 60.000 Menschen in 18 eigens eingerichteten Hospitälern etwa 250.000 Verletzte aufzunehmen. Hinzu kamen insgesamt wohl an die 30.000 Kriegsgefangene, die von 1943 bis 1949 in insgesamt 34 Lagern, über die ganze Region verteilt, untergebracht wurden. Einige wenige verurteilte Kriegsverbrecher saßen bis 1955 im Wladimir Zentral-Gefängnis ein.

Nicht anders als historisch ist aber zu nennen, daß die Wladimirer bereits vor mehr als drei Jahrzehnten den einstigen Feinden die Hand zum Frieden und zur Versöhnung reichten und seither die Verständigung suchen, das Miteinander anbieten. Ein Wunder der Geschichte, dem wir Deutsche gerade am heutigen Tag besonders verpflichtet sind.

Peter Steger, 22. Juni 2015

[**Dem Leiden Worte geben - oder die Frauen der Gefangenen**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/06/21/dem-leiden-worte-geben-oder-die-frauen-der-veteranen/)**.**

FOTO

Sylvia und Philipp Dörr

Schon vor einem Jahr, im westphälischen Minden, beim Treffen der Kriegsgefangenen von Wladimir, entstand die Idee, auch einmal die Frauen zu Wort kommen zu lassen. Nun war es im Odenwald, genauer in Fränkisch-Crumbach, so weit, wohin Philipp Dörr geladen hatte und wo seine Tochter die Gäste so umsichtig empfing.

FOTO

Werner Martin, Willi Börke, Richard Dähler

Als die Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion zurückkehrten, hatten sie eine Jugend hinter Stacheldraht hinter sich, eine Jugend, geprägt vom Überlebenskampf an der Front und im Lager, eine Jugend, voller Schrecken und Ungewißheit. Vor ihnen lag eine Zukunft, die sie sich erst noch aufbauen und erarbeiten mußten und das in einem Land, das nicht mehr jenes war, das sie gekannt hatten, als sie, halbe Pimpfe oft noch, in den Krieg geschickt wurden. Selbst wenn sie Eltern und Freunde oder gar Haus und Hof unversehrt fanden, waren doch die Lebensumstände ganz andere, hatten sich die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse geändert. Die Zeit hatte das Ihre getan.

Die Jahrgänge der „Mindener Runde” um Friedhelm Kröger, alle zwischen 1922 und 1927 geboren, hatten in Gefangenschaft den großen Vorteil, sich „nur” um Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde Sorgen machen zu müssen, wenn die eigenen Mühen ihnen dazu Zeit ließen. Sie hatten noch keine Gelegenheit gehabt, sich eine eigene Familie aufzubauen. Umso schneller sollte das nach der Heimkehr nachgeholt werden. Man kann heute nur noch ahnen, was in den jungen Männern vorgehen mußte, die über Jahre unter dem Diktat des Hungers - vor die Wahl gestellt - noch das lieblichste Mädchen dem unansehnlichsten Stück Brot vorgezogen hätten und nun eine Frau suchten, die sie nach damaligem Rollenverständnis auch zu ernähren hatten.

FOTO

Christa und Friedhelm Kröger

Desto erstaunlicher, wie unverbrüchlich diese Ehen zumeist hielten, was die Brautleute einander versprochen: bis daß der Tod uns scheidet. Bald kann in manchen Familien diamantene Hochzeit gefeiert werden. Und das sicher besonders dank Verständnis, Einfühlungsvermögen und Lebensklugheit der Frauen. Sie hatten ja, was von den Männern häufig vergessen wird, ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse - auch im Krieg. Sie mußten Fliegerangriffe über sich ergehen lassen ebenso wie Besatzung, die zumeist erst von den Nachgeborenen in eine Befreiung umgedeutet wurde, die harten Entbehrungen des Wiederaufbaus, wo die gefallenen, vermißten und gefangenen Männer als Arbeitskräfte fehlten. Doch sie hatten auch schon erste zaghafte Schritte ins gesellschaftliche Leben getan, konnten mit 18 Jahren zum ersten Mal ausgehen, sich ausführen lassen, hatten einen Vorsprung, den die heimkehrenden jungen Männer in manchen Fällen nie mehr recht aufholen konnten. Bis heute geben sie gerne bestimmte Aufgaben an ihre Frauen ab.

FOTO

Günter und Gisela Kuhne

„Gib Leiden Worte; Schmerz, der nicht frei spricht, / flüstert im Herzen, bis es birst und bricht.” So heißt es zeitlos gültig in William Shakespeares „Macbeth“. Die Gültigkeit dieser Worte können die Gefährtinnen der ehemaligen Kriegsgefangenen bestätigen. Denn aus unterschiedlichen Gründen schwiegen die Männer zu just dem Thema, das sie nun im Alter nicht mehr losläßt. Es tut ihnen gut, so das einhellige Urteil der Frauen, endlich darüber sprechen zu können. In der DDR, so berichtet Gisela Kuhne, habe ihr Mann, wenn überhaupt, nur mit seinem Vater und Schwiegervater kurz über die Jahre in der Sowjetunion gesprochen. Das Thema war tabu. Statt einer Therapie der posttraumatischen Symptome - wie man sie heute zu Recht den Afghanistan-Soldaten anbietet - hieß es schweigen, arbeiten - und in die deutsch-sowjetische Freundschaftsgesellschaft eintreten. Widerwillig zunächst, später arrangierte man sich und sah darin auch das Gute mit den Ausflügen und gemeinschaftlichen Veranstaltungen. Dennoch: Das Leben in Ehe und Familie entwickelte sich im Rückblick harmonisch, man richtete sich ein. Erst mit der Wende und dem Aufbau von Heimkehrergruppen auch in Thüringen - Günter Kuhne ist da vor Ort noch immer aktiv - konnte der Schmerz wieder frei sprechen.

FOTO

Elisabeth und Fritz Wittmann

Einen öffentlichen Druck anderer Art gab es in Westdeutschland, wo man die Vergangenheit ruhen lassen wollte, daran dachte, möglichst rasch am aufstrebenden Wohlstand teilhaben zu können, wo die Sorge um die Familie Leiden und Schmerz der zurückliegenden Jahre in den Hintergrund drängte. Auch hier schwiegen die allermeisten der Heimkehrer, erzählten nur bruchstückhaft und nur im engsten Kreis - wenn überhaupt - von den Jahren in den Lagern von Wladimir oder anderswo in der Sowjetunion. Sie hatten das Gefühl, jahrelang für etwas gebüßt zu haben, das sie als Verführte gar nicht zu verantworten hatten. Und doch trugen sie das Kainsmal der Kriegsschuld. Auch im Westen sprach der Schmerz erst frei, als Zeit, viel Zeit ins Land gegangen war. Ohne voneinander zu wissen, haben die Ehepaare Willi und Trudi Börke und Fritz und Elisabeth Wittmann 1983 die Spuren der Vergangenheit wieder aufgenommen. Die einen unternahmen ihre erste Reise zurück in ein Land, in das der Mann einst geschworen hatte, nie zurückzukehren, und Fritz Wittmann unterstützte die soeben in Gründung begriffene Städtepartnerschaft Erlangen - Wladimir und wurde zum Pionier der Versöhnung. Trudi Börke und Elisabeth Wittmann wird es bei allem Verständnis manches Mal ein wenig zu viel, wenn das Thema Kriegsgefangenschaft alles übrige dominiert, wenn es scheinen will, es habe im Leben der Männer nur jene langen Jahre hinter Stacheldraht gegeben, alles drehe sich um diese Zeit. Da fühlt sich Elisabeth Wittmann selbst schon mal als „Kriegsopfer”, wenn sie feststellt, vor lauter Sorge um den Mann zum Beispiel vergessen zu haben, wie all die vielen Gräser auf einer Waldwiese heißen.

Was der jahrzehntelang unausgesprochene Schmerz der Jugend in den Großvätern von heute angerichtet hat, ist so unterschiedlich wie das Schicksal der Männer. Da gibt es bis heute schlimme Alpträume neben ausgeglichenen Naturen. Da fehlt bisweilen die Unbefangenheit des Lebensgenusses, da wiegt mitunter die Last der Erinnerung schwer und findet nur Ausweg durch Hilfsaktionen, wenn etwa Günther Liebisch sich rührend um Tschernobyl-Kinder kümmert. Dem Leiden Worte geben kann aber auch, wenn die Enkelin von Friedhelm Kröger demnächst ihr Soziales Jahr in Sankt Petersburg antritt und sich so ein Kreis schließt. Vor allem aber schließt sich der Kreis, wenn Kurt Seeber jetzt schon für das nächste Jahr nach Schmalkalden einlädt - natürlich wieder mit den Frauen, die wissen, wie gut ihren Männern diese Begegnungen tun und die längst auch miteinander befreundet sind, heute, wo Schmerz und Freude frei sprechen dürfen.

Aufgezeichnet von Nadja und Peter Steger, 2010

**Veteranentreffen**

[**Versöhnung in Minden**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/05/24/versohnung-in-minden/) – **2009**

2003 hatte Friedhelm Kröger aus Minden an der Bürgerreise zum 20jährigen Jubiläum der Städtepartnerschaft nach Wladimir teilgenommen, für ihn eine Reise zurück in die geraubte Jugend. Aber ohne jeden Zorn im Blick zurück. Im Gegenteil: Friedhelm Kröger fand nicht nur das Traktorenwerk wieder, wo er eingesetzt war, sondern auch neue Freunde, mit denen er bis heute in Kontakt steht. Was mir gelungen ist, so seine Überlegung, muß doch auch anderen möglich sein. In Fritz Wittmann wußte er bald einen Kameraden im Geiste an seiner Seite, doch der Baiersdorfer pflegt zwar von allen Veteranen die wohl vielfältigsten und intensivsten Kontakte mit Wladimir, und das von Beginn der Partnerschaft an, aber seine Gefangenenjahre hatten ihn nie dorthin geführt. So verfiel Friedhelm Kröger auf eine Idee, von der später gesagt werden sollte, sie hätte uns allen schon viel früher kommen müssen. Aber immerhin nicht zu spät. Am besten ist es wohl den ersten Rundbrief vom April 2005 an die Kameraden im Wortlaut - mit nur kleinen Änderungen - wiederzugeben:

*Liebe Kameraden!*

*Höchst erstaunt aber noch mehr erfreut war ich, als am Tag nach Ostern - kaum war „Der Heimkehrer“ in unseren Händen - ein Brief von Franz Sieve aus Vechta in meiner Post lag und am Nachmittag das Telephon klingelte und sich ein Kamerad aus Kleve bei mir meldete (dessen Namen ich mir draußen im Garten leider nicht merkte, der sich aber gewiß noch melden wird).*

*Bis heute, nach weiteren drei Tagen, trafen drei weitere Briefe ein: von Günter Kuhne aus Gera und Gerhard Göpel aus Neuhausen a.d.Filder sowie Arthur Scholtysek aus Bleckede. Von zwei weiteren Anrufern fehlen mir noch nähere Angaben: Hanne (?) aus Hildesheim und eine Meldung aus Würzburg. Bis jetzt gibt es also - mich dazugerechnet - schon acht Überlebende aus einer Zeit, die, wie mir scheint, nicht nur fast 60 Jahre überlebt haben, sondern spontan auf solch einen Aufruf reagieren. Aus einigen Zeilen klingt heraus, als wäre das schon längst fällig gewesen (!). Da bin ich jetzt doppelt froh, den Anstoß gegeben zu haben.*

*Wie kam es nun zu meiner Aktion?*

*Wie ich schon im Aufruf erwähnte, konnte ich mit meiner Frau in der Zeit vom 3. bis 8. September 2003 an einer Bürgerreise (20 Jahre Partnerschaft mit Wladimir) der Stadt Erlangen teilnehmen. Diesen Kontakt zur Stadt Erlangen hatte ich schon früher aufgenommen, als ich in der Heimkehrerzeitung vom 1. August 1995 einen Artikel las: „Deutsche Kriegsgefangene in Wladimirer Lagern“. (Witalij Gurinowitsch, der Leiter der Abteilung für zeitgenössische Geschichte am Wladimir-Susdaler Museum, berichtete über eine Ausstellung in Erlangen!) Mit ihm und mit Peter Steger, dem Partnerschaftsbeauftragten bei der Stadt Erlangen, stehe ich seit langem in Verbindung.*

*Wegen der Kürze der Zeit und dem übervollen Jubiläumsprogramm konnten meine persönlichen Wünsche natürlich nicht alle befriedigt werden. Jedenfalls war ich aber mit Witalij G. und einer Dolmetscherin einen halben Tag unterwegs. Neugier bestand auf beiden Seiten. Witalij, ein Nachkriegsgeborener, wollte von mir mehr wissen, als in meinem Gedächtnis noch vorhanden war. Mir kam es vor allem darauf an, das Lager zu sehen, das natürlich nicht mehr existiert. Der ganze Komplex ist von weiteren Fabrikgebäuden überbaut worden. Da Wochenende war, konnten wir leider nicht das Werk betreten. So mußte ich mich mit einem Photo vor dem „Wladimirskij Traktornyj Sawod“ begnügen.*

*Was mich auch noch sehr interessiert hätte: das Torflager, der Steinbruch und das Lazarett Kameschkowo! Die Orte waren aber zu weit entfernt.*

*Besonders enge freundschaftliche Beziehungen bestehen seit langem zwischen den Kriegsveteranen beider Seiten, bei denen ich zu Gast sein konnte. So wurde Fritz Wittmann, auch ein ehemaliger Kriegsgefangener, geehrt für sein Engagement zu Gunsten der Wladimirer Veteranen-Apotheke, wo ich auch eine Episode aus meiner Lagerzeit beitragen konnte. (Fritz Wittmann ist Verfasser des Büchleins „Rose für Tamara“, in dem auch weitere zwölf ehemalige Gefangene von ihren menschlichen Begegnungen mit Russen berichten - lesenswert!) Alle sind sich einig, daß wir schlimme Zeiten durchlebt haben, aber die Kontakte zum russischen Menschen - Posten, ärztl. Personal, Zivilisten… - meistens gut bis freundschaftlich waren. Meine schlimmsten Erfahrungen waren die mit Antifa-Angehörigen!*

*Da einige von Euch schon einen kurzen „Überlebenslauf“ beigefügt haben, auch von mir ein kurzer Steckbrief“.*

*Nach Reichsarbeitsdienst in Ostpreußen Ausbildung in einer Beobachtungsabteilung, die - kaum waren wir im Juni 1944 in unserem Frontabschnitt in Rumänien - beim Durchbruch der Russen im August 1944 versprengt wurde. Ich geriet im September in Gefangenschaft und traf Mitte Oktober in Gorkij ein (Lager und Antifaschule). Dann Waldlager, Torflager (meine schlimmste Zeit! - Dystrophie!), einige Monate im Lazarett Kameschkowo, Lager 190 (später 7190), von dort verschiedene Arbeitskommandos (Gipsfabrik, Holzverladung, Ziegelei, Traktorenwerk, Chemische Fabrik). Zeitlich kann ich alles nur noch schlecht einordnen. Mein letzter „Job“ war von Frühjahr bis Herbst 1949 im Steinbruchlager: schwere Arbeit, aber wir verdienten zum ersten mal Rubel (500 Rbl.?). Heimkehr am 4. September 1949. Ausführlich später mehr!*

*Ich würde mich gar nicht wundern, wenn der eine oder andere zu gleicher Zeit am gleichen Ort gewesen wäre oder wir in einer Kolonne marschiert wären?*

*Nun wollen wir warten, ob sich die Zahl der Meldungen noch erhöht, und wie wir dann weiter verfahren wollen. Auf jeden Fall sollten wir erst einmal die Verbindung aufrechterhalten. Ganz bestimmt wird auch Witalij Gurinowitsch erfreut sein, der in Verbindung mit dem „Wladimirskij Traktornyj Sawod“ Kontakt zu ehemaligen Kriegsgefangenen sucht. Ich stehe mit ihm weiter in Verbindung.*

*Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen und dem aufrichtigen Wunsch, daß wir alle noch lange möglichst gesund bleiben, damit wir uns brieflich oder telephonisch oder sogar persönlich austauschen können!”*

„Ausführlich später mehr.“ Das wurde auch zum Motto einer kleinen losen Folge – sie bildete die Grundlage für den vorliegenden Sammelband - im Blog von „Überlebensläufen“ dieser Männer, die nicht nur die gemeinsame Gefangenschaft eint, obwohl sie einander damals gar nicht kannten, sondern die Bereitschaft zur Versöhnung, zur Versöhnung mit ihrem schweren Schicksal, zur Versöhnung mit den einstigen Feinden. Und noch etwas eint sie: Sie haben den Krieg in ihrem Denken besiegt und sind damit die wahren Sieger dieses schrecklichen Kapitels der deutsch-russischen Geschichte.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

[**Versöhnung in Minden: Nicht mit allen**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2009/06/21/versohnung-in-minden-nicht-mit-allen/).

Die Versöhnung schließt nicht alle ein. Außen vor bleiben die Aktivisten der sogenannten „Antifa”, denen bis heute der Makel des Verrats anhaftet. In Krasnogorsk bei Moskau, seit fünf Jahren Partnerstadt von Höchstadt an der Aisch und heute Sitz eines großen Museums zum Thema Kriegsgefangenschaft, gründeten im Juli 1943 deutsche Kriegsgefangene der in der Schlacht um Stalingrad vernichteten 6. Armee gemeinsam mit kommunistischen Emigranten das „Nationalkomitee Freies Deutschland”. Zu den Unterzeichnern des Manifests, das an den Patriotismus der Deutschen im Zeichen der schwarz-weiß-roten Fahne des Kaiserreichs anzuknüpfen versuchte und zum Wohle des Vaterlands dazu aufrief, das Hitler-Regime gewaltsam zu stürzen, gehörten neben dem Schriftsteller und späteren Kulturminister der DDR, Johannes R. Becher, auch Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht, nach dem Krieg Staatspräsident der DDR bzw. Generalsekretär der SED. Dabei klangen die Forderungen aus heutiger Sicht z.T. durchaus nach wehrhafter Demokratie: „Das Ziel heißt: Freies Deutschland. Das bedeutet: Eine starke demokratische Staatsmacht, die nichts gemein hat mit der Ohnmacht des Weimarer Regimes, eine Demokratie, die jeden Versuch des Wiederauflebens von Verschwörungen gegen die Freiheitsrechte des Volkes oder gegen den Frieden Europas rücksichtslos schon im Keim erstickt.” Und weiter: „Die Opfer im Kampf um Deutschlands Befreiung werden tausendfach geringer sein, als die sinnlosen Opfer, die eine Fortsetzung des Krieges erfordert.” Doch die Idee zu dieser Allianz von kommunistischen Emigranten mit nationalbewußten Kriegsgefangenen war eine Kopfgeburt der politischen Abteilung der Roten Armee. Josef Stalin, der ja sogar die Kirche zum Zweck der nationalen Einheit gegen den Aggressor instrumentalisierte und in den Kriegsjahren quasi rehabilitierte, setzte zur rascheren Beendigung des Krieges große Hoffnungen in einen Bund aller antifaschistischen Deutschen.

Nach anfänglichem Zögern und unter dem Eindruck, vom Führer spätestens in Stalingrad verraten und aufgegeben worden zu sein, formierte sich auf Betreiben der sowjetischen Politkommissare im September 1943 der „Bund deutscher Offiziere”, dem sich auch einige Generale anschlossen, darunter Feldmarschall Friedrich Paulus, der in Susdal bei Wladimir internierte Befehlshaber der 6. Armee. Geködert hatte man sie mit dem Versprechen, die UdSSR werde sich dafür einsetzen, den territorialen Fortbestand Deutschlands in den Grenzen von 1937 zu sichern, wenn der Offiziersbund einen Staatsstreich gegen Adolf Hitler herbeiführen könne. Die Geschichte ersparte es der Sowjetunion, sich an diese Zusage halten zu müssen. Weder Flugblätter noch Aufrufe des in Moskau stationierten Senders „Freies Deutschland” zeigten Wirkung; zu tief blieb der Graben zwischen Kommunismus und Deutsch-Nationalismus, zu platt kam die ideologische Indoktrination in den Gefangenenlagern daher. Das „Nationalkomitee Freies Deutschland”, dem überdies Landesverrat vorgeworfen wurde, erkannte man deshalb in Westdeutschland lange nicht als Widerstandsorganisation an. Im Osten hingegen galt es als Inbegriff des „klassenübergreifenden” Widerstands gegen den „Hitlerfaschismus”. Heute folgt man gern dem Historiker Wolfgang Benz, wenn er zusammenfaßt: „Beide Wertungen werden der Wirklichkeit wohl nicht gerecht. Die Propagandatätigkeit des NKFD hatte nicht den politischen und sozialen Stellenwert, den ihr Historiker und Politiker in der DDR zumaßen, weil sie praktisch kaum etwas bewirkte und das NKFD im Dienste der sowjetischen Kriegsführung schon 1944 kaum noch eine Rolle spielte. Es war aber wohl auch nicht nur als Landesverrat zu bewerten, aus der Kriegsgefangenschaft heraus für den Sturz des NS-Regimes zu arbeiten, um weiteren Hunderttausenden das sinnlose Hingeschlachtetwerden wie in Stalingrad zu ersparen.”

Die Veteranen von Minden hatten es offenbar hauptsächlich mit einer Variante der „Antifa” zu schaffen, die gleich nach der Kapitulation ans Ruder kam und sich als Ansammlung gewendeter Herrenmenschen mit oft tierischem Antlitz zeigte. Man denke nur an den Schinder aus Wien, der sich leutselig „Kamerad Hans” nennen ließ und gleichzeitig die Arbeitsnormen in unerreichbare Höhen schrauben wollte. Willi Börke nennt ein anderes Beispiel in seinen Aufzeichnungen: „Die Wandzeitung, eine Art schwarzes Brett, diese typische Erscheinung, lernten wir bald kennen. Da konnte jeder einen Artikel verfassen, der vom antifaschistischen Aktiv genehmigt werden mußte. Er gab ohnehin nur zwei Themen: ein hohes Lob auf den Sozialismus oder das Verdammen von Faschismus-Hitlerismus und Kapitalismus. Gleich zu Anfang fühlte sich ein Regimentsschreiber unserer Stabskompanie aus Aachen, dessen Namen ich nicht mehr erinnere, dazu berufen, etwas von der deutschen Truppe an das Brett zu schmieren. Es soll sich um ein Telephonat zwischen Oberstleutnant Bloch, unserem Regimentskommandeur, und Generalmajor Hans Hugo Schirmer, dem Divisionskommandeur, in den letzten Tagen, man muß besser sagen in den letzten Stunden des Krieges gehandelt haben. Der Oberst habe sich über das schlechte Standvermögen der Truppe beklagt, worauf Schirmer geantwortet habe: „Lassen Sie den Haufen in Reihe antreten und jeden zweiten erschießen. Dann werden Sie mal sehen, ob noch welche ausreißen werden! Übrigens, wie viele haben Sie heute schon erschießen lassen?“ „Einen“, war die Antwort des Regimentskommandeurs. „Viel zu wenig“, soll Schirmer zurückgegeben haben. So verfaßt von einem Regimentsschreiber, den wir nicht für so einen schnellen Wendehals gehalten hätten.”

Ein Kamerad Willi Börkes kom-mentierte dieses Verhalten auf eine Weise, die hier lieber nicht zitiert werden soll. Doch auch die eher zurückhaltenden Angaben des Chronisten lassen erkennen, welches Maß an Verachtung denen entgegengebracht wurde, die den Siegern nach dem Mund redeten und den eigenen Mund zu voll nahmen.

Friedhelm Kröger, der Inspirator des nun schon fünften Treffens der ehemaligen „Wladimirer”, meint zu diesem Thema: „Unmittelbar vor Abgang unseres Transportes wurde uns wohl von irgendwoher suggeriert, garantiert von Genossen des Antifa-Komitees, daß es sich für uns gehöre, sich für die jahrelang genossene *Gastfreundschaft* zu bedanken, und zwar an höchster Stelle, beim Vater aller Werktätigen: Josef Stalin! Auch wir beschlossen, *freiwillig und mit dankbarem Herzen* dieser höflichen Geste nachzukommen. Daß sich dem keiner entziehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn möglich, möchte ich schrecklich gerne den Text dieser Dankadresse und meine Unterschrift unter diesem Dokument noch einmal lesen!” Und weiter: „Von der großen Mehrheit der Gefangen am meisten verachtet waren die Mitglieder im *Antifa-Komitee Freies Deutschland*. Sie tauchten auf in den Lagerleitungen, aber vor allem als Agitatoren, die die Lager aufsuchten und uns moralisch fertigmachten und schikanierten. Diese wohlgenährten, in sauberen, maßgeschneiderten Uniformen gekleideten und bestens geschulten Genossen (Deserteure, Überläufer, Altkommunisten) erlebte ich vor allem im Torflager bei Wladimir. Es war gefährlich, sich mit ihnen anzulegen, und ich habe es auch nicht erlebt, daß das einer gewagt hätte.” Auch wie das enden konnte, hat Friedhelm Kröger festgehalten: „Folgende Begebenheit spielte sich in Friedland ab, englische Zone, also schon in Freiheit. Obwohl wir in einem ordentlichen Zustand dort ankamen - saubere Wäsche, neue Wattebekleidung und frei von Läusen -, durchliefen wir vor der ärztlichen Untersuchung noch einmal das oft geübte Ritual: Entlausung, Banja (hier Duschen). In der Gruppendusche plötzlich ein Tumult: Schreie, Schläge, Boxhiebe - nur wenige Minuten! Dann färbte sich das Duschwasser rot, zehn, zwölf nackte Gestalten, darunter auch ich, rafften ihr Zeug zusammen und waren verschwunden. Nach weiteren Minuten erschienen Bedienstete und kümmerten sich um einen Zusammengeschlagenen. Es wurden alte Rechnungen beglichen! Wie viele alte Kameraden doch zu Lumpen wurden, um sich einen Vorteil zu verschaffen, und sei es für einen Schlag Suppe!”

Weitere Beispiele - wieder aus dem Bericht von Willi Börke - sollen dies illustrieren: „Die Arbeitsnorm von 100% war für uns unter diesen Umständen reine Utopie. Diejenigen, die schmale Seitengräben von 80 cm Tiefe zu ziehen hatten und noch dazu auf Sand stießen, kamen auf diese umjubelten Traumergebnisse von 200 oder 300 Prozent. Und damit es mit dem Jubeln auch wirklich klappte, hatte man von der *Antifa* die Altgefangenen Koch aus Hamburg und Lux, einen Oberschlesier, sozusagen als Einstimmer.” Später berichtet Willi Börke: „Wir sollten noch zusätzlich arbeiten, um für den Erlös Musikinstrumente kaufen zu können. Kamerad Hans formulierte es so: *Dann werdet ihr geweckt mit Musik, ihr bekommt eure Morgensuppe mit Musik, ihr marschiert zur Arbeit mit Musik, ihr kommt vom Tagwerk mit Musik, zum Abend gibt’s Musik, und zum Schlafengehen wird geblasen. Den ganzen lieben Tag Musik! Sagts Kameraden, was wollt ihr noch mehr*!” Wieder an einer anderen Stelle heißt es: „Wir waren immer noch unter uns, d.h. unter Kapitulationsgefangenen, abgesehen vom Kommandanten, *Antifa*, Küchenchef und Leuten in der Banja (Bad). Auch die Dolmetscher bei der Personalaufnahme (auf Packpapier, richtiges Papier war ganz knapp) waren ältere Kriegsgefangene, d.h. solche, die schon eher in Gefangenschaft geraten waren. Alle von der antifaschistischen Idee stark angehaucht, von der *Antifa* eingesetzt, für einen Nachschlag, daher in der Gefangenensprache als *Kaschisten* (Kascha ist das russische Wort für Brei) bekannt. Vorsicht war geboten, mit ihnen über Mißstände zu diskutieren.”

Günter Kuhne hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Noch auf dem Rücktransport in die Heimat, wo die Nochgefangenen von russischen Soldaten bei Zwischenaufenthalten auf polnischen Bahnhöfen vor dem Mob geschützt werden mußten, fühlte er sich von „Antifa-Leuten” drangsaliert. Und was im Auffanglager Gronefelde bei Frankfurt an der Oder passierte, schildert er lapidar so: „Namen verlesen, Einweisung in eine Baracke. Noch einmal totale Filzung. Alle Adressen, Tagebücher, Aufzeichnungen, sogar Papierfetzen wurden abgenommen. Wehe dem, der etwas hatte: zurück nach Rußland. Die vom *Antifa-Komitee Freies Deutschland* waren schlimmer als die Russen.” In der DDR hätte der Geraer das nicht laut sagen dürfen.

Wer diese Dinge nicht am eigenen Leib erlebt hat - gleich auf welcher Seite -, vermag sich nicht zum Richter aufzuschwingen über Gefühle und Überzeugungen. Nachgeborene wissen nicht zu sagen, wie sie sich unter einem Terror-Regime in der Situation von Krieg und Gefangenschaft verhalten hätten. Ihnen fällt es aber deshalb auch leichter, beide Seiten zu verstehen. Hier wie dort ging es doch um Strategien des Überlebens, die erst frevlerisch wurden, wenn sie zu Lasten anderer gingen. Es hat sicher auch anständige „Anitfa-Leute” gegeben, unter ihnen mindestens einen Erlanger, der den Ärzten in Wladimir sein Leben verdankt und sich später aus Überzeugung hat anwerben lassen, ohne seinen Kameraden je geschadet zu haben. Wie auch immer: Es ist den Veteranen zu wünschen, daß sie sich mit diesen „inneren” Gegnern ebenso versöhnen, wie sie mit dem einstigen Kriegsfeind ihren Frieden geschlossen haben. Dazu freilich müßten sie frei nach Fjodor Dostojewskij auch in den Agitatoren und Mitläufern der „Antifa” den Menschen sehen können.

Noch eine Nachbetrachtung sei angefügt. Aus den Worten von Arthur Scholtysik ist sie deutlich herauszuhören, die Enttäuschung darüber, wie man in der nun fremd gewordenen Heimat aufgenommen wurde. In dem Zusammenhang deshalb nochmals der Hinweis auf das Drama „Draußen vor der Tür” von Wolfgang Borchert. Doch auch Günter Kuhnes Schilderungen prägen sich ins Gedächtnis ein wie ein Brandmal, kurz und schmerzhaft: „Nach drei Tagen Quarantäne, vom 3. bis 7. Januar 1950, gab es den Entlassungsschein, eine Freifahrtkarte für alle Verkehrsmittel und DM 50 Entlassungsgeld - für fünf Jahre Fronarbeit. Schämt euch! Über Berlin - Leipzig - Gera bin ich mit der Reichsbahn heimgefahren. Das Gefühl, frei zu sein, konnte ich nicht begreifen. Menschen zu sehen, mich frei bewegen zu können, das war alles zu viel auf einmal. Auf mich gestellt zu sein, Entscheidungen selbst zu treffen, das war alles zu viel. Alles war laut, es war alles anders. Ich hätte einen Betreuer gebraucht. - Schon im Zug von Berlin nach Leipzig. Du wurdest wie ein Exot angestarrt. Wo kommt der denn her mit Wattejacke und Holzkoffer? Obwohl der Zug voll war, saß ich allein im Abteil. Die Menschen rückten ab von mir. Sie werden gedacht haben, der hat Läuse und Wanzen. Kann ja sein! In Gera angekommen, bin ich zum Bahnhofsfrisör. Haare waschen und schneiden, das war Kultur pur! Ich hatte meinen Holzkoffer immer bei mir. Der war voll Tabakwaren. Damals 1 Zigarette = 5 Mark. Da steckte viel Geld im Koffer. Mein Startkapital! Mit dem Bus bin ich nach Groß-Aga gefahren. Im Bus hat mich niemand erkannt. Kein Mensch hat mich angesprochen. Ich kam mir verlassen vor. Einfach einsam! In Klein-Aga stieg meine kleine Schwester Christa zu. Sie hat mich sofort erkannt und gedrückt. Zu Hause große Freude. Wir konnten alle nicht begreifen, daß es Realität ist, daß der Sohn heimkehrte. Meine Eltern hatten den bis 1947 vermißten Sohn wieder. Eine sieben Jahre dauernde Leidenszeit war zu Ende. Gott sei gedankt! Keine Regierung hat bis heute einen Pfennig gezahlt für unsere Arbeit in Rußland (Reparationsarbeit). Jeder Fremdarbeiter in Deutschland wurde entschädigt, nur wir warten bis heute. Wie lange noch? In den fünf neuen Bundesländern leben nur noch 12.000 von einst zwei Millionen. Vielleicht wartet man auf die biologische Lösung? Alle gestorben!”

Werner Martin, der zwanzigjährig am 22. April 1945 bei Spremberg, der „Perle der Lausitz”, in Gefangenschaft geriet, konnte wegen eines Trauerfalls nicht nach Minden kommen. Er hat neben Schrecken und Elend in den Wladimirer Lagern ebenfalls erlebt, wie Russen ihm das Überleben erleichterten und schildert eindringlich, wie unentbehrlich sich die deutschen Fachleute etwa im Traktorenwerk machten. Doch mit der Politik geht er hart ins Gericht, er schreit es fast heraus: „Für uns als Kriegsgefangene war die Zeit als ehemalige deutsche Soldaten eine sehr schmerzliche und nachdenkliche Zeit, die man niemandem wünschen möchte. Und man muß leider immer wieder feststellen, daß die Politiker in der Welt unbelehrbar sind. Als ehemaliger deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion habe ich durch die Schuld anderer vier Jahre und drei Monate unentgeltlich unter gesundheitlicher Schädigung eine Arbeit hinter Stacheldraht verrichten müssen. Wo bleibt da die Gerechtigkeit, und warum hat Gott so etwas zugelassen? Aber ich habe ja noch mein Leben behalten!”

Bitter, was die beiden da zu Protokoll geben, aber verständlich. Die Wiedereingliederung dieser seelisch versehrten Männer, die man um ihre Jugend betrogen hatte, überließ der Staat den Familien, die nicht selten der Belastung nicht gewachsen waren, daran zerbrachen oder die Heimkehrer mit ihren Alpträumen nicht ernst nahmen. Und haben die nicht auch ein Recht auf Wiedergutmachung? Waren sie nicht auch Opfer? Gerade diese Kapituationsgefangenen, die rekrutiert und an die „Heimatfront” geschickt wurden, als der Krieg längst verloren war! Hätten sie nicht ein Zeichen der Versöhnung, der Entschuldigung seitens des Staates und der Gesellschaft verdient? Vielleicht schmerzt die fehlende Akzeptanz und der noch immer latente Vorwurf kollektiver Schuld mehr als die in der Gefangenschaft geschlagenen Wunden. Wohl deshalb denen, die wie die Männer aus der Runde in Minden ebenso starke wie liebevolle Frauen fanden.

Diese Aufzeichnungen können keine Verwundung heilen, keinen Schmerz lindern, kein Unrecht aus der Welt schaffen. Aber vielleicht ist ja schon viel geleistet, wenn hier die Überlebenden einer menschenfeindlichen Zeit Gestalt und Stimme erhalten, wenn sie wahrgenommen und gehört werden. Denn die Worte dieser wenigen stehen für die Erfahrungen vieler.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2009

[**Wir vergessen nicht, aber wir verzeihen**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2010/05/10/wir-vergessen-nicht-aber-wir-verzeihen/) **- 2010**

Die fast vierzig Gäste aus Franken, begleitet von den beiden Weltkriegsveteranen Willi Börke von der Insel Fehmarn und Philipp Dörr aus dem Odenwald, die in Wladimirer Lagern in Gefangenschaft waren, spürten es am gestrigen Tag des Sieges: Sie durchlebten mit den russischen Gastgebern die Geschichte der vergangenen 70 Jahre so verdichtet und intensiv, daß für jeden erspürbar wurde, was seinerzeit trennend und scheinbar auf immer unüberwindlich zwischen Deutschland und der Sowjetunion stand, vor allem aber: was bis heute und gerade heute unverbrüchlich verbindet.

FOTO

Die Erlanger Delegation mit Weltkriegsveteran Wiktor Usatschow vor dem Denkmal

Begonnen hatte der Tag mit seinen sommerlichen Temperaturen auf dem Platz des Sieges, wo neben der Ewigen Flamme auch 24 Ehrentafeln an die Wladimirer Helden der Sowjetunion erinnern und auf einem Bildschirm die Namen der mehr als 10.000 Gefallenen und Vermißten aus der Wladimirer Region festgehalten sind. Der Ablauf der Ansprachen von Gouverneur Nikolaj Winogradow, Oberbürgermeister Alexander Rybakow, Erzbischof Jewlogij und Frontkämpfer Iwan Mochin unterlag einem strengen Zeitreglement, denn Reden und Parade waren abgestimmt auf die Direktübertragung der Ereignisse auf dem Roten Platz. Da saß nicht nur Kanzlerin Angela Merkel neben Ministerpräsident Wladimir Putin, sondern erstmals marschierten die Siegermächte wieder vereint am 9. Mai, und Präsident Dmitrij Medwedjew sprach davon, daß sich Sieger und Besiegte nun in einem geeinten Europa zusammentun sollten, um den Mächten des Bösen und der weltweit noch immer nicht gebannten Kriegsgefahr entgegenzutreten. Worte und Gesten, die Hoffnung für eine friedliche Zukunft machen, 65 Jahre nach Ende des schrecklichsten Krieges aller Zeiten.

„Wir vergessen nicht, aber wir verzeihen”, läßt sich als Motto über den gestrigen Tag stellen. In keiner der vielen Reden im offiziellen wie inoffiziellem Rahmen ein Anwurf, der den Deutschen pauschal die Schuld an den Verbrechen der Nazis gegeben hätte, überall und von allen stattdessen stets die Differenzierung zwischen dem deutschen Volk und der damals herrschenden totalitären Clique. Aber auch keine Erwähnung des Generalissimus Josef Stalin, dafür immer wieder der Hinweis, gerade auch von Veteranen, daß beide Länder traurig verbinde, in jenen Jahren von rücksichtslosen Diktatoren regiert worden zu sein. Überhaupt könnte mit diesem 9. Mai die endgültige Entstalinisierung Rußlands begonnen haben, waren doch auch polnische Vertreter zur Parade nach Moskau geladen, nachdem kurz vorher alle bisher unter Verschluß gehaltenen Dokumente zu der Massenerschießung von polnischen Offizieren in Katyn von Präsident Dmitrij Medwedjew freigegeben worden waren; war das Staatsoberhaupt doch dem autokratischen Moskauer Oberbürger-meister, Michail Luschkow, in den Arm gefallen, als der in der Hauptstadt zum Tag des Sieges Stalin-Plakate aufhängen lassen wollte; ist doch seit der Tragödie von Smolensk eine Diskussion über die eigene jüngere Geschichte in Gang gekommen, die hoffen läßt, daß sich Rußland seinen eigenen Schattenseiten aus der Vergangenheit stellt.

FOTO

Weltkriegsveteranen Willi Börke und Nikolaj Schtschelkonogow

Der deutschen Vergangenheit und der Verantwortung für sie stellte sich Oberbürgermeister Siegfried Balleis in vielen Gesprächen und Interviews, besonders aber mit seiner Rede auf dem Fürst-Wladimir-Ehrenfriedhof, einer Ansprache vor mehr als 5.000 Zuhörern, die anschließend mit ihm Kränze und Blumen für die Gefallenen niederlegten.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2010

FOTO

Kranzniederlegung Angelika und Siegfried Balleis mit Dietmar Hahlweg

**Ansprache von Oberbürgermeister Siegfried Balleis auf dem Ehrenfriedhof in Wladimir zum 65. Jahrestag des Kriegsendes**

Auch nach mehr als einem Vierteljahrhundert unserer Freundschaft ist es nicht selbstverständlich, an diesem Tag und an diesem Ort zu Ihnen zu sprechen. Hier mit Ihnen und unserer Erlanger Delegation vor der Ewigen Flamme zu stehen, erfüllt mich deshalb mit großer Demut und Dankbarkeit

Heute blicken wir gemeinsam auf eine schreckliche Geschichte zurück. Hitler-Deutschland hat über die Völker der Sowjetunion unsagbares Leid gebracht. Die Zahlen sprechen eine schreckliche Sprache: über 50 Millionen Tote insgesamt, davon allein fast 30 Millionen unter den Völkern der Sowjetunion und mehr als 10.000 gefallene, vemißte und in Gefangenschaft verstorbene Soldaten aus der Region Wladimir.

FOTO

Siegfried Balleis und Kollege Alexander Rybakow, Ehrenfriedhof

Die Bilanz des Grauens ist unfaßbar und unbegreiflich. Verwüstete Städte und Dörfer, verbrannte Erde. Von 5,7 Millionen Soldaten der Roten Armee in deutscher Kriegsgefangenschaft kamen über zwei Millionen ums Leben. Aus den besetzten Gebieten verschleppten die Nazis über acht Millionen Menschen zur Zwangsarbeit nach Deutschland. Viele kamen nie zurück in ihre Heimat. Für uns Deutsche ist das Kriegsende ein bedeutender Tag des Gedenkens an die Opfer und an das Leid, das von Deutschen über die Völker Europas und der Welt gebracht wurde. Gemeinsam begehen wir den Tag der Befreiung vom verbrecherischen, menschenverachtenden Terrorsystem des Nationalsozialismus.

1991 war die erste Veteranendelegation aus Erlangen in Wladimir zu Gast. Das Motto dieser Begegnung lautete: „Wir wollen einander das Böse nicht aufrechnen!” In diesem Geist sind auch Mitglieder des Veteranenvereins Möhrendorf-Kleinseebach und zwei ehemalige Kriegsgefangene heute anwesend. Sie kamen damals als besiegte Feinde in Wladimirer Lager und kehren nun als versöhnte Freunde zurück. Wenn wir heute das Ende des Zweiten Weltkrieges begehen, erinnern wir uns auch mit Freude an das Ende des Kalten Krieges vor 20 Jahren, als die Teilung Deutschlands überwunden wurde. Dies wurde nur möglich durch die uneingeschränkte Unterstützung Moskaus! Es war dies ein großes Zeichen des Vertrauens, wofür ich im Namen des ganzen deutschen Volkes heute Dank sagen möchte. Wir, mein Vorgänger, Dietmar Hahlweg, der die Freundschaft unserer Städte begründete, sowie die Veteranen legen nun gemeinsam die Kränze am Ehrenmal nieder für Erlangen und Jena und im Namen aller Ihrer deutschen Freunde. Als Zeichen der Trauer um die Gefallenen, aber auch als Zeichen der Zuversicht in eine gemeinsame Zukunft zwischen Russen und Deutschen in Freundschaft, Versöhnung und Frieden.

Siegfried Balleis, 9. Mai 2010.

[**Gemeinsames Gedenken**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/06/22/gemeinsames-gedenken/)**, 22. Juni 2011**

*Es war eine Veranstaltung von Jugendlichen für Jugendliche, - und doch galt sie den Ereignissen, die heute vor 70 Jahren über die Sowjetunion hereinbrachen. Um 4.00 Uhr, also genau um die Zeit, als das Unternehmen Barbarossa seinen schrecklichen Lauf zu nehmen begann, versammelten sich einige Hundert junge Menschen gemeinsam mit den letzten Zeitzeugen auf dem Platz des Sieges vor der Ewigen Flamme, um der Opfer des Großen Vaterländischen Krieges zu gedenken und den Frieden zu beschwören. Unter den Ehrengästen Bürgermeisterin Elisabeth Preuß und Wolfgang Morell, Kriegsveteran, der acht Jahre in sowjetischer Gefangenschaft verbracht hat, und der Partnerschaftsbeauftragte, Peter Steger. Erstmals waren an diesem Gedenktag und zu dieser Stunde die Stimmen von Deutschen zu vernehmen, von Deutschen, die längst zu Freunden und Partnern geworden sind und die sich gerade wegen ihrer gemeinsamen Geschichte in der besonderen Verpflichtung sehen, auf der Welt den Frieden zu erhalten.*

*Unmittelbar nach Oberbürgermeister Sergej Sacharow und City-Manager Andrej Schochin wandte sich Bürgermeisterin Elisabeth Preuß mit folgender Rede an die Versammelten:*

Liebe Wladimirer,

als heute vor 70 Jahren, fast auf die Sekunde genau, Rußland von deutschen Truppen überfallen wurde, begann eine beispiellose Barbarei. Verbrannte Erde, zerstörte Dörfer und Städte, vernichtetes Menschenleben; noch Jahrzehnte danach schämen wir uns, daß Soldaten aus dem Lande von Ludwig van Beethoven oder Johann Sebastian Bach jegliche Kultur, Geistesbildung und Menschlichkeit über Bord warfen und wie eine grausame Todeswalze die Sowjetunion überrollten.

Die Partnerschaft zwischen unseren Städten stellte von Anfang an den Gedanken der Versöhnung, des Friedens und der Friedenserziehung in den Vordergrund. Und vor genau 20 Jahren standen die ersten Erlanger Kriegsveteranen hier vor der Ewigen Flamme. Damals wurde Versöhnung mit Händen greifbar. Die Veteranen spielen in der Partnerschaft eine tragende Rolle, an Gedenktagen wie dem heutigen ebenso wie bei Gesprächen mit jungen Leuten. Die Kontakte zwischen den Veteranen gehören zu den beglückenden und großen Momenten der Partnerschaft.

FOTO

Wolfgang Morell und Elisabeth Preuß am 22. Juni 2011

Noch nie hat ein Erlanger Politiker am heutigen Gedenktag sprechen können. Ich danke Ihnen dafür, für meine Stadt, die Wladimir so eng verbunden ist, sprechen zu dürfen. Dabei kann ich die Politikerin nicht von dem Familienmenschen in mir trennen, zu lebendig sind an einem Tag wie diesem die Erinnerungen an das, was in den Familien meiner Mutter und meines Vaters geschah. Meine Mutter lebte in den Niederlanden. Das kleine, völlig wehrlose Land wurde von der deutschen Kriegsmaschinerie in kürzester Zeit verschluckt, die Bevölkerung zu Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt, vor allem in den großen Städten herrschte Hunger und Verzweiflung. Meine Mutter wurde von beidem geprägt. Meinen Geschwistern und mir gab sie daher mit auf den Weg, die Grundrechte aller Menschen in allen Ländern zu achten und zu ehren. Meinen Großvater väterlicherseits habe ich nie kennengelernt. Er war in der Naziterrorherrschaft fast von Anfang an dabei, war an Greueltaten auch in der Sowjetunion beteiligt und ist nie aus dem Krieg zurückgekehrt.

Er muß aber doch einen letzten Funken Ehre in sich erhalten haben, denn bei seinem letzten Heimaturlaub nahm er meinen damals zwölfjährigen Vater beiseite und sagte zu ihm: „Mein Junge, die deutschen Soldaten tun Dinge, die sind so schrecklich, die kann kein Mensch jemals verzeihen“.

Mit der Bürde dieser Worte, die der Junge damals nicht begriff, deren Bedeutung er erst Jahrzehnte später erkannte, floh mein Vater wenig später mit seiner Mutter und den kleinen Brüdern in klirrender Kälte zu Fuß, um weiter westlich ein neues Leben zu beginnen. Auch er, wie meine Mutter, erzog uns vier Kinder im Sinne von Versöhnung, Achtung der Menschenwürde und dem unerschütterlichen Wissen, daß so ein Krieg nie wieder sein darf.

Darum sind Tage wie der heutige so wichtig: Als Mahnung, niemals zu vergessen, als Verpflichtung, sich für Frieden und Gerechtigkeit einzusetzen. Darum sind auch Städtefreundschaften wie die zwischen Erlangen und Wladimir so wichtig: Sie sind Basis für Freundschaft zwischen unseren Völkern, und wir danken dafür, daß die einstigen Feinde, die aufeinander geschossen haben, jetzt als Freunde hier stehen und gemeinsam im Lichte der Ewigen Flamme als Botschafter des Friedens wirken. Ich danke für die Aufmerksamkeit.

*Das Schlußwort – welche eine Symbolik! - hatte nach den Ansprachen der Wladimirer Veteranen, Iwan Mochin und Nikolaj Schtschelkonogow, die sich beide ausdrücklich an die Erlanger Gäste wandten und für deren Versöhnungsgeste dankten, - Wolfgang Morell. Er hielt seine bewegende Rede in russischer Sprache, bis zur Perfektion erlernt in seiner Lagerzeit, weshalb sie hier als Übersetzung ins Deutsche wiedergegeben wird.*

FOTO

Elisabeth Preuß, Peter Steger, Wolfgang Morell

Liebe Wladimirer, liebe Freunde,

als letzter wendet sich an Sie ein deutscher Zeitzeuge jenes verhängnisvollen Tages vor 70 Jahren, der uns den Anlaß für diese Gedenkstunde gibt. Ich hatte damals gerade das Gymnasium abgeschlossen und wartete auf meine Einberufung. Ich erinnere mich noch ganz klar an den 22. Juni 1941. Es war ein strahlender Sonntag, noch früh am Morgen, als mich meine Mutter mit dem Ausruf weckte: „Jetzt greifen die Unseren Rußland an.” Ein lastendes Gefühl ergriff die ganze Familie… Ungefähr gegen 8.00 Uhr trat unser Propagandaminister Goebbels im Radio auf und behauptete, die Wehrmacht sei mit ihrem Angriff nur einer sowjetischen Aggression zuvorgekommen. Viele Deutsche - ich meine sogar die Mehrheit – glaubte ihm. Wir, meine Familie, wir glaubten ihm nicht! Warum? Mein Bruder, damals Soldat bei der Artillerie an der deutsch-sowjetischen Grenze in Ostpreußen, hatte unter anderem die Aufgabe, das Schußfeld im Osten zu dokumentieren. Wir waren also informiert über den Gang der Dinge… Doch was ich damals noch nicht ahnen konnte, war, daß ich ein halbes Jahr später in Kriegsgefangenschaft geraten würde. Die Gefangennahme war für viele Soldaten an der Ostfront, so auch für mich, etwas, das man sich in den dramatischsten Farben ausmalte. Ich verdanke mein Leben nur dem Versagen meines Karabiners!

Ich blieb am Leben, erkrankte aber schon bald. Zu meinem Glück brachte man mich ins Militärhospital nach Wladimir, das damals in der Lunatscharskijstraße lag. Hier pflegte man mich innerhalb von sechs Monaten wieder gesund, als wäre ich einer von den eigenen Leuten, ein Rotarmist. Deshalb sage ich voller Überzeugung: In Wladimir hat man mir das Leben zurückgegeben! Hier vollzog sich auch die Kehrtwende - von Mißtrauen und Feindschaft hin zu Verständigung, Partnerschaft und Freundschaft. Für mich liegt ein tiefer Sinn darin, daß ausgerechnet die Stadt, deren Bewohnern ich für immer zu Dank verpflichtet bleibe, eine Partnerschaft mit meiner Heimatstadt Erlangen pflegt. Wir haben hier voll der Achtung der Opfer gedacht, die jener unglückselige Krieg auf beiden Seiten forderte. Bitte lassen Sie uns an dieser Stelle gerade auch besonders der Kameraden beider Seiten gedenken, die in Gefangenschaft ums Leben kamen und jetzt die ewige Ruhe gefunden haben. Danke!

*Eine würdige Veranstaltung hat diesen Gedenktag eröffnet, eine Veranstaltung die ihren symbolischen Abschluß mit dem Niederlegen von Blumen an der Ewigen Flamme fand und mit einem ganz neuen Brauch, den sich die Jugendlichen im Vorjahr ausgedacht haben. Man behängt Bäume mit kleinen Friedensglocken. Elisabeth Preuß und Sergej Sacharow haben gemeinsam ihre Glöckchen hinter dem Denkmal für den Unbekannten Soldaten aufgehängt. Ein stiller Zweiklang gegen alle Kriegsrhetorik dieser Welt, ein Vermächtnis für die Friedensarbeit der Städte-partnerschaft.*

FOTO

Iwan Mochin und Wolfgang Morell

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

[**Eine Eiche für den Frieden**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/06/23/stimmen-und-eine-eiche-fur-den-frieden/)**, 23. Juni 2011**

FOTO

Elisabeth Preuß und die Veteranen Nikolaj Schtschelkonogow und Wiktor Samarin

Es ist ein Wladimirer, dessen Stimme unzertrennlich mit dem Zweiten Weltkrieg verbunden bleibt, eine Stimme aus Wladimir. Jurij Lewitan, 1914 in Wladimir geboren, hatte als Schüler wegen seines klangvoll-mächtigen Organs den Spitznamen „Sprachrohr” und wurde tatsächlich - nomen est omen - nach seinem Umzug in die Hauptstadt und dem vergeblichen Versuch, das Schauspielerhandwerk zu erlernen - er rasselte bei der Prüfung auf Grund seines Wladimirer Akzents durch -, zum Radioansager, dessen unverwechselbar modulierendes Timbre die laufenden Ereignisse in der Sowjetunion bis zu seinem Tod 1983 in Moskau begleitete. Es war Jurij Lewitan, der am 22. Juni 1941 die Schreckensmeldung vom Überfall der Hitlertruppen auf die Sowjetunion verlas, es war Jurij Lewitan, auf den die Faschisten ein Kopfgeld ausgesetzt hatten, er war es, der am 9. Mai 1945 den Sieg über das Dritte Reich verkündete. Ausgerechnet im Jahr der Gründung der Städtepartnerschaft Erlangen - Wladimir verstummte die Stimme von Radio Moskau für immer, so daß wir nicht wissen, was sie zu den aus heutiger Sicht historischen Anfängen einer Aussöhnung zwischen Deutschen und Russen gesagt hätte. So blieb nur die Erinnerung an seine Worte zum 22. Juni 1941 am Beginn des gestrigen Gedenktages, von dem Jurij Lewitan, hätte er ihn noch erlebt, viel zu berichten gehabt hätte von Deutschen, die mit Frieden im Herzen in seine Heimatstadt gekommen sind und als Freunde aufgenommen wurden.

FOTO

Oberbürgermeister Sergej Sacharow und Elisabeth Preuß

Noch einmal kehren die Gäste aus Erlangen am Nachmittag zum Platz des Sieges zurück, um gemeinsam mit den Freunden und Partnern eine Friedenseiche zu pflanzen. Nicht von ungefähr eine Eiche, denn beide Völker verbinden mit ihr Stärke, Lebensmut, Langlebigkeit, all das eben, was auch die Partnerschaft zwischen Erlangen und Wladimir auszeichnet. Erinnerungen werden wach an die ersten Baumpflanzaktionen in den frühen 80er Jahren oder an die Friedensallee, gepflanzt 2003 zum zwanzigjährigen Jubiläum der Städtefreundschaft. Und Erinnerungen werden wach beim anschließenden Zusammensein mit den Wladimirer Kriegsveteranen im Haus der Offiziere auf dem Kathedralenplatz. Erinnerungen an Dutzende von Begegnungen der einstigen Gegner, beginnend mit dem Besuch der ersten Veteranendelegation unter Leitung von Heinrich Pickel im Juni 1991, die buchstäblich Versöhnungsgeschichte geschrieben hat, denn das von den Gastgebern ausgegebene Motto lautete: „Wir wollen einander das Böse nicht mehr anrechnen!”

Bewegend, was diese altersweisen Männer zu erzählen wissen, was sie vermitteln wollen. Und mitten unter ihnen Wolfgang Morell, dem man in Wladimir damals, 1942, das Leben zurückgegeben hat, mitten unter ihnen Sergej Sacharow, der noch so junge Oberbürgermeister, dessen Biographie aber auch noch vom Krieg geprägt ist. Im Sommer will er gemeinsam mit seinem Vater in die Region Sankt Petersburg aufbrechen, um das Massengrab zu besuchen, in dem der Cousin des Vaters bestattet ist. Erst vor kurzem wurde der bisher nur als vermißt gemeldete Verwandte per Internetrecherche gefunden. Und dann noch eine Geschichte, die erst noch zu erzählen ist und hier nur angedeutet werden kann: Die Großmutter arbeitete in dem Hospital, in dem Wolfgang Morell behandelt wurde, und der Großvater lag seinerzeit im Lazarett, das sich damals im Haus der Offiziere befand, just da, wo nun die Veteranen beider Städte zusammenkommen.

Kein Wunder, daß hier niemand etwas auf das Stadtoberhaupt kommen läßt. Im Gegenteil, die Hoffnungen sind groß, und die Dankbarkeit ist echt, denn noch nie haben die Veteranen mehr Aufmerksamkeit von der Politik erfahren als gerade seit dem Amtsantritt von Sergej Sacharow. Und Wolfgang Morell spricht ihm auch noch im persönlichen Gespräch seine Anerkennung aus. Da schließen sich Kreise und Wunden, und da geschieht das Wunder der Vergebung und Versöhnung.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

[**Der Veteranenkonvent von Schmalkalden**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2011/06/19/der-veteranenkonvent-von-schmalkalden/) **- 2011**

Um Bündnisse zu schließen, ist Schmalkalden der richtige Ort. Erst recht, wenn sich der Zusammenschluß nicht gegen einen Potentaten richtet, sondern für Frieden und Aussöhnung steht. Eine derartige Union wird denn auch kein Kaiser der Welt zerschlagen.

FOTO

Philipp Dörr und Ehepaar Kuhne

Wie vor fast 500 Jahren treffen sich dieser Tage Abgesandte einer Interessensgemeinschaft aus allen deutschen Landen in Thüringen: aus Wismar im Norden, aus Lößnitz im Osten, aus Minden im Westen und aus Erlangen im Süden, aus dem Harz, dem Westerwald, dem Erzgebirge. Und alle haben sie eines gemeinsam: ihre Gefangenschaft in einem der Lager in und um Wladimir. Zusammengeführt hat die Kameraden und ihre Familien Friedhelm Kröger, und eingeladen zu dem mittlerweile siebten Treffen haben Armin Engelhaupt aus Asbach und Kurt Seeber aus Floh-Seligenstadt, beides Orte, ganz in der Nähe von Schmalkalden gelegen.

FOTO

Veteranenkonvent von Schmalkalden

Nicht alle konnten kommen. Vermißt wurden Fritz Wittmann, der mit einer Grippe in Baiersdorf bleiben mußte, Josef Krichel und Arthur Scholtysik können keine weiten Reisen mehr unternehmen, und Willi Börke ist ja im Oktober kurz vor seiner geplanten Wladimir-Reise völlig überraschend verstorben. Dafür gab es hochwillkommene Neuzugänge, Paul Hütter und Heinz Bartl. Und ganz nach dem Motto „je später der Abend“ stieß auch noch eine Vertreterin der dritten Generation zu der Runde.

Wenige Tage vor dem 22. Juni, dem Tag, der vor 70 Jahren Millionen von Menschen in Krieg, Untergang und Gefangenschaft führen, der die Geographie Europas ändern und die Weltpolitik auf Jahrzehnte prägen, der einmal diesen damals jungen Burschen die Jugend rauben und dann doch wie durch ein Wunder das Leben erhalten sollte, dieser Tag, an dem das „Unternehmen Barbarossa“ seinen schrecklichen Lauf nahm, prägt auch so manches Gespräch im Kameradenkreis. Die meisten waren zwar einfach zu jung, um sich damals schon ein eigenes Urteil gemacht zu haben, sie gingen noch zur Schule oder absolvierten gerade ihre Ausbildung wie Werner Martin aus Wismar, der seinerzeit gerade auf einem Fliegerhorst in Frankreich seine Lehre machte und nur noch das dumpfe Gefühl erinnert, man habe nun die ganze Welt gegen sich, und die Ahnung, das könne nicht gutgehen mit diesem Feldzug. Vor allem der Vater als Veteran des 1. Weltkriegs, den man damals noch nicht so nannte, und als Mitglied des „Stahlhelms“, jenes Bundes der Frontsoldaten, der 1934 in die SA eingegliedert, also gleichgeschaltet wurde, er war skeptisch. Die jungen Leute freilich waren schon ganz im Taumel des Sieges aufgewachsen, in der Ideologie des Herrenvolkes erzogen, dem die Welt untertan zu sein hatte. Man hatte sich an Blitzkriege gewöhnt, und die ersten Nachrichten von der Ostfront klangen ja auch, als ginge es dort vorwärts wie in Polen oder Frankreich. Aber es war gerade ein französischer Kriegsgefangener, der Philipp Dörr bei der Feldarbeit im Odenwald gewarnt hatte. In Rußland bleibe es nicht bei den 18.000 Gefallenen seitens der Wehrmacht, als sie Polen im Sturm nahm, da sei schon Napoleon gescheitert, en passant werde das nicht gehen.

Woran sich alle erinnern, ist die bittere Armut im Lande und die Demütigung des Versailler Vertrags. Vor allem diese beiden Übel hätten Adolf Hitler und seine Faschisten bei den kleinen Leuten groß gemacht. Paul Hütter erinnert sich an die Zeit der Arbeitslosigkeit seines Vaters 1929, an die schweren Jahre, wo die Eltern oft nicht wußten, wie sie ihre Kinder sattbekommen sollten: „Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie arm wir damals lebten“, wendet er sich an alle Nachgeborenen. Und dann plötzlich die Chance auch für jemanden wie Werner Martin, ebenfalls aus einer kinderreichen Familie vom Land stammend, buchstäblich aufzusteigen, die Fliegerei zu erlernen und aus sich etwas zu machen. Wer wollte dieser Verlockung widerstehen, wer wollte nicht glauben, es werde nun endlich aufwärts gegen. Bald aber stellte sich dann auch schon die Frage, die Günter Kuhne bis heute umtreibt: „Waren wir Täter oder Opfer? Oder in tragischer Verstrickung beides?“ Wer wollte das entscheiden?

FOTO

Veteranenkonvent in Schmalkalden

Günther Liebisch hat noch recht genaue Erinnerungen an 1941. Was er nie vergessen wird: Die älteren Freunde aus dem Gymnasium hörten heimlich den englischen Feindsender mit dem Ruf „Germany calling“. Und die hatten schon mehr als eine Ahnung von dem, was sich da abspielte und übersetzten den Jüngeren die Meldungen aus dem Äther. In seinem kleinen Dorf hatte Günther Liebisch schon den Polenfeldzug miterlebt, lag es doch direkt an der Autobahn Liegnitz - Breslau, die 1936 eröffnet worden war, ein Ereignis, zu dem der Führer persönlich erschien, Gelegenheit für den Buben im Jungvolk, zum ersten Mal so richtig strammzustehen. Die Transporte auf der Autobahn waren für die neugierigen Kinder ebensowenig zu übersehen, wie die blanken Hinterteile der Fahrer, die sich im Rübenfeld neben einer Raststelle erleichterten und mit ihren Hinterlassenschaften den Bäuerinnen die Ernte versauten. Am 3. September 1939, es war ein herrlicher Sonntag am Kiesweiher, erfuhr der Schüler mittags beim Essenholen von dem Ultimatum, das England und Frankreich dem Deutschen Reich gestellt hatten. „Ich habe noch immer meinen Lehrer vor Augen“, erinnert sich Günther Liebisch, „der so entsetzt war von der Entwicklung, daß ich das nie vergessen werde.“ Doch wer hätte geahnt, wie berechtigt der Schrecken im Blick des Lehrers war. Die Erwachsenen hatten wohl eine Vorstellung von dem, was sich da zusammenbraute.

Der Beginn des Krieges fiel für Günther Liebisch mit dem Ende der Schule zusammen, Ostern 1940 wurde er entlassen und kam zur Lehre nach Breslau. Dort erlebte er dann auch den Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion. Lehrmeister wie Vater waren gleichermaßen entsetzt. Nichts von Hurra-Stimmung, vielmehr nachdenkliche Gewißheit: „Wir können diesen Krieg nicht gewinnen, der bringt uns nur Verderben.“ Und dann wieder so ein Satz des Lehrers, der im Gedächtnis bleibt und noch heute Gültigkeit behält: „Geschichte wird an jeder Schule gelehrt, - und doch lernt niemand daraus.“ Wie es weiterging, wissen wir heute. Aber haben wir die Lektionen aus dem Krieg gelernt? Hätte Günther Liebisch zu entscheiden gehabt nach dem Anschlag auf die Zwillingstürme in New York, er hätte dem Dialog den Vortritt gelassen, er hätte gefragt: „Was haben wir euch angetan, was bringt euch dazu, so einen Schlag gegen uns zu führen?“ Es kann, so meint der Veteran, doch nur einen Weg geben auf dieser Welt: ein friedliches Auskommen aller Völker, ein Lebensstandard, der allen ein würdiges Dasein ermöglicht. Wie schwer das ist, wissen wir alle.

Und dann kehrt Günther Liebisch, der sich als Glückspilz sieht, sind doch - wie er selbst - alle seine drei Brüder und der Vater gesund aus dem Krieg zurückgekommen, auch schon wieder in Gedanken nach Wladimir zurück, in sein Lager im ehemaligen Reitstall der Miliz ganz im Stadtzentrum. Und die Erinnerungen stürmen auf ihn ein: die häufigen Fahrten nach Penkino zum Holzholen, dorthin, wo heute das Zentrum für Natur- und Erlebnispädagogik steht; die linke Hand, die er seinem Kameraden Georg Pickel nur ungern, aber auf dessen flehentlichen Wunsch hin mit einem Baumstamm gebrochen hat, damit der heim nach Heidelberg entlassen werden konnte, weil er aus Briefen von familiären Problemen erfahren hatte; die Fuhren nach Susdal, um dort Kartoffeln fürs Lager zu laden, immer ohne Bewachung. Günther Liebisch hat heute noch etwas Lausbübisches an sich, man sieht den Schalk in seinem Nacken, man hört den Mutterwitz und man spürt den Lebenswillen. Wenn’s ums Überleben ging, war er sicher ein Meister seines Fachs. Da konnte man manchmal bei der Wahl der Mittel nicht zimperlich sein.

Vor Penkino nahm er einmal in einem Fichtenwald die Nester einer ganzen Krähenkolonie aus. Die Jungvögel, kurz vor dem Flüggewerden, warf der Klettermaxe, von den Altvögeln heftig attackiert, aus den Horsten, der Kamerad unten sammelte die Brut ein, und mit Graupen gab das ein rechtes Festmahl. An Graupen kam man übrigens über die Norm hinaus heran, wenn man es verstand einen der Säcke anzubohren. Das Öl zum Braten in der Schmiede, wo die Gefangenen ihre Küche hatten, stammte lange Zeit aus einem Faß, das Günther Liebisch ins Lager gerollt hatte, ausgetauscht gegen ein Benzinfaß. Keine Kartoffel, kein Stück Fleisch war vor seinem Organisationsgeschick sicher. „Zurück aus der Gefangenschaft, mußte ich aufpassen, nicht so weiterzumachen“, schmunzelt er verschmitzt. „Wenn ich für alle meine Missetaten im Lager hätte sitzen müssen, würde ich heute noch dort brummen.“ Einmal wurde es richtig brenzlig: Die Kameraden hatte ihn bedrängt, noch einmal aus dem gleichen Keller Eßbares zu besorgen. Er hatte schon so ein ungutes Gefühl und wollte nicht recht. Und tatsächlich wäre er beinahe entdeckt worden. Gerade noch rechtzeitig gelang es ihm, sich in einem leeren Faß zu verstecken.

Viel hat er überstanden in der Gefangenschaft, Stürze, Unfälle. Noch heute spürt er bei bestimmten Bewegungen ein Knacken im Genick, seit er einmal schwer gestürzt ist. Aber er hat auch viel verstanden. Seit Jahren hilft er Tschernobyl-Kindern, die russische klassische Musik öffnet ihm Herz und Verstand, und er sammelt und liest noch heute alles, was mit Rußland zu tun hat. Ein besonderes Zeugnis dieses Verstehens soll hier zitiert werden, der Brief vom 4. Dezember 2001 an seinen ehemaligen Lagerkommandanten, Wladimir Petrow, dem Günther Liebisch im Jahr 2000 bei der Bürgerreise in die Partnerstadt wieder begegnet ist:

*Lieber Wladimir!*

*Nach einigen Versuchen ist es mir nun dank den Damen im Erlangen-Haus gelungen, Deine Adresse zu erfahren, um mich nach fast einem halben Jahrhundert bei Dir für all das zu bedanken, was ich und wir in den Jahren von 1945 bis 1949 in Eurem Gewahrsam an menschlicher Zuneigung erleben durften.*

*Alle Kameraden, die das Schicksal nach dem grausamen Geschehen vor über 50 Jahren nach Wladimir lenkte, danken noch heute dem Lenker für diese Fügung. Nach unserer Entlassung und gesunden Ankunft in der Heimat wurde uns erst bewußt, was sich nach dem Zusammenbruch des verbrecherischen Hitler-Deutschlands in der Heimat zugetragen hat und welches Chaos uns mit dem Aufenthalt bei Euch erspart blieb.*

*Nun haben wir uns nach so vielen Jahren zwar gesund, aber leider erst in der letzten Stunde unseres Besuches im Restaurant „Russischen Dorf“ wiedergesehen und hätten gern unsere Erinnerungen an das gemeinsam Erlebte ausgetauscht. Schließlich kamen ja nicht viele meiner Kameraden in den Genuß, den diensthabenden Leutnant als Mensch - und noch dazu als einen herzensguten - zu erleben.*

*Unsere Unterhaltung hätte sicher so begonnen: Weißt Du noch, wie wir in Gus-Chrustalnyj unweit der Glasfabrik übernachten mußten und ich am nächsten Tag Deinen Eltern vorgestellt wurde? Oder als wir infolge eines Motorschadens an unserem Lager-Lkw, dem Opel Blitz, in der Nähe von Susdal übernachten mußten, wie ich am andern Morgen das Auto provisorisch repariert habe und wie wir mit der Ladung Lebensmittel das Lager erreichten? Und so weiter und so weiter und so weiter…*

*Ich hoffe nun, daß wir noch lange gesund bleiben und sich bald eine Gelegenheit bietet, bei einem guten Wein unsere gemeinsamen Erlebnisse noch einmal zurückspulen zu können.*

*Wie ich am Abend unseres Wiedersehens erfahren habe, war Deine liebe Frau in unserem Lager als Buchhalterin tätig, was mich hoffen läßt, daß sie sich erinnert, wo mein Holzkommando am Jahresende 1948 zum Einsatz war bzw. in welchem Dorf mit Bahnstation das war. Ich habe dort ebenfalls sehr nette Menschen kennengelernt, die ich gern einmal wiedersehen würde. Auch wüßte ich gern, ob es unsere damalige Lagerärztin, die unseren Transport bis nach Brest begleitete, noch gibt. An ihren Namen kann ich mich nicht mehr so sicher erinnern, aber ich meine, sie hieß Tamara, eine zierliche Person.*

*Ansonsten, lieber Wladimir, haben wir nach unserer Rückkehr unser zerbombtes Vaterland wieder aufgebaut, konnten im Gegensatz zu Euch Männern in dem Alter die Uniform ausziehen und hatten die Chance, uns ein neues Leben aufzubauen, woraus sich ein Wohlstand für die breite Masse entwickelte, der Seinesgleichen sucht, jedoch aus unterschiedlichen Gründen zu bröckeln beginnt, wiederum ein Produkt des Wohlstands. So sind nun mal die Menschen: An den Schulen wird Geschichte gelehrt, auch studiert, aber niemand lernt daraus.*

*Und nun, lieber Wladimir, hoffe ich, daß Dich diese Zeilen bald und gut übersetzt erreichen, daß Ihr, Du und Deine liebe Frau, gesund bleibt und wir uns im kommenden Jahr wiedersehen. Es grüßt Dich und Deine Frau und - wenn möglich - Tamara ganz herzlich*

*Euer Günther*

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2011

[**Auf die letzten Veteranen!**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2012/05/08/auf-die-letzten-veteranen/) **- 2012**

67 Jahre ist es nun her, seit das Dritte Reich, dessen Rechtsnachfolge die Bundesrepublik Deutschland angetreten hat, kapitulierte. Großadmiral Karl Dönitz, seit dem 30. April 1945 Nachlaßverwalter des faschistischen Terrorregimes, verkündete am 7. Mai 1945: „Am 8. Mai um 23 Uhr schweigen die Waffen.”

FOTO

Günther Liebisch, Paul Hütter, Günter Kuhne, Philipp Dörr im Jagdschloß Walkenried

An jenem 7. Mai 1945 hatte Generaloberst Alfred Jodl als Chef des Führungsstabes der Wehrmacht im Hauptquartier von General Dwight D. Eisenhower in Reims die bedingungslose Gesamtkapitulation der deutschen Streitkräfte unterzeichnet, womit der Zweite Weltkrieg in Europa offiziell beendet war. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1945 wurde auf Drängen Josef Stalins im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst die Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde wiederholt. Im Beisein von Marschall Georgij Schukow unterzeichnete Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, Oberkommandierender der Wehrmacht, das Dokument. Sieger und Besiegte saßen an verschiedenen Tischen: Eine bewußte Demütigung als Folge des Vernichtungskriegs, den Adolf Hitler gegen die UdSSR hatte führen lassen.

Heute sitzen die Veteranen aus beiden Ländern - und besonders den Partnerstädten - längst wieder an einem Tisch und haben sich ausgesöhnt. Auch der Kreis um Friedhelm Kröger traf sich am Wochenende wieder, dieses Mal in Walkenried, Südharz, wohin Günther und Anni Liebisch eingeladen hatten. Ihr Motto folgt dem von Fritz Wittmann niedergeschriebenen „Aufruf zum Frieden”:

*Laßt uns einen Friedensbund gründen, / den Weltbund der kleinen Leute, / die bereit sind, Sorgen und Nöte zu teilen / und ihr Leben zu leben zu gemeinsamer Freude. / Auf daß wir nie wieder Knetmasse werden, / ein Potential, das die Großen nicht schonen, / und uns nie wieder treiben lassen / als willfährige Herden vor die Kanonen. / Wir sollen gemeinsam der Opfer gedenken, / die gestorben sind im Krieg / und wollen die Geburt von Kindern feiern / als völkerverbindenden Sieg.*

Wenn da nur nicht die traurige Erkenntnis von Günther Liebisch wäre: „Es wird so viel Geschichte studiert und gelehrt, nur lernt eben niemand aus der Geschichte.” Dennoch gilt für diese Männer der Trinkspruch: „Auf die alten Veteranen! Nein, auf die letzten! Es darf nie mehr neue geben!”

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2012[**Im Nachhinein mitschuldig?**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2012/05/09/im-nachhinein-mitschuldig/)

Der Tag des Sieges, ein roter Tag im russischen Kalender, ein Feiertag wie kein anderer. Nach vier Jahren des Vernichtungskriegs der Wehrmacht gegen die slawischen „Untermenschen”, den Bolschewismus und die ganze Sowjetunion lag das Dritte Reich im Mai 1945 besiegt in Trümmern, war die UdSSR siegreich ausgeblutet. Hier wie dort kaum eine Familie, die nicht Opfer zu beklagen hätte. Tod und Trauer überall.

Die acht Veteranen, fast alle Jahrgang 1926 und jünger, die sich am vergangenen Wochenende in Walkenried getroffen haben, erlebten die Kapitulation der Diktatur, für deren Endsieg sie als letztes Aufgebot an die in Auflösung zurückweichende Ostfront geschickt worden waren, nicht als Befreiung, sondern als Gefangene, in Haftung genommen für das Unheil, angerichtet von einer menschenverachtenden Politik, kriegerisch ins Werk gesetzt von ihren älteren Landsleuten.

FOTO

Philipp Dörr und Günter Kuhne

Ein fragender Sinnspruch von Fritz Wittmann, wie ihn Philipp Dörr bei dem Treffen zitierte, bringt dies so zum Ausdruck:

*Wir vom Jahrgang 26, / hineingeboren, hineingezogen, / hatten den Schaden hart auszubaden. / Mit sechs ließen WIR Hitler an die Macht gelangen, / mit zwölf Jahren haben WIR den Krieg angefangen. / Mit siebzehn unseren Eid geschworen, / haben wir mit achtzehn den Krieg verloren, / um im Nachhinein mitschuldig zu sein?*

Erst später, sehr viel später, sollten die Jugendlichen von damals verstehen, daß in diesen Maitagen vor 67 Jahren auch für sie die Befreiung gekommen war, nach zusammengenommen 38 Jahren und acht Monaten in Kriegsgefangenschaft - hauptsächlich in Wladimirer Lagern.

Verstanden haben sie das spätestens, als ihnen die einstigen Gegner 1991 in Wladimir mit den Worten die Hand reichten: „Wir wollen einander das Böse nicht mehr anrechnen.”

Damals mit dabei Nikolaj Schtschelkonogow, der bis Berlin gekommen war, und nun gemeinsam mit der Deutschlehrerin, Ludmila Mironowa, die, wie er selbst, viele aus der Runde von Walkenried persönlich kennt, einen Gruß schickt an die deutschen Veteranen, mit denen er auf den Sieg des Friedens trinkt. Doch da ist auch der Hinweis von Ludmila Mironowa auf ihren Großvater, der bei einer Panzerschlacht unweit von Leningrad gefallen ist. Sie sucht noch immer sein Grab. Es ist diese Freude, es ist dieser Schmerz, die Deutsche und Russen auf besondere Weise verbinden.

FOTO

Veteranen mit Angehörigen im Jagdschloß Walkenried

Der Einladung nach Walkenried konnten längst nicht alle mehr folgen - wegen anderer Termine, Krankheit, Tod. Dennoch, die Runde hat nach den Tagen der Gespräche und Begegnungen beschlossen, sich 2013 in Erlangen zu treffen, zum dreißigjährigen Jubiläum der Städtepartnerschaft, ohne die und die Initiative von Friedhelm Kröger es diese Kameradschaft der Versöhnung nicht gäbe.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2012

## [Wir brauchen keine Kriegshelden mehr!](https://erlangenwladimir.wordpress.com/2013/07/07/wir-brauchen-keine-helden-mehr/)

Vor fünf Jahren waren sie zum letzten Mal in Erlangen. Ob die Kriegsveteranen, die mit-einander die Gefangenschaft in Wladimirer Lagern teilen, noch einmal hierher kommen, weiß auch Friedhelm Kröger nicht zu sagen, der vor zehn Jahren begonnen hat, den Kreis der Kameraden um sich zu scharen.

Jetzt sind sie aber noch einmal gekommen - von der Ostsee und aus dem Westerwald, aus Westfalen und dem Thüringer Wald, aus dem Erzgebirge und der Lüneburger Heide, vom Dresdner Heidebogen und aus dem Harz. Nicht mehr vollzählig. Viele blieben dem mittlerweile neunten Treffen fern, weil die Gesundheit die Reise nicht mehr erlaubt, darunter auch Fritz Wittmann aus Baiersdorf; einige sind nicht mehr unter uns wie Willi Börke und Arthur Scholtysik. Aber auch ein Neuzugang ist zu vermelden: Claus Fritzsche aus Moritzburg, der in der Gefangenschaft den Breslauer Wolfgang Morell kennengelernt hatte, den es später nach Erlangen verschlug, wo sie nun gestern erstmals gemeinsam vor den Russengräbern aus dem 1. Weltkrieg auf dem Zentralfriedhof standen.

Bürgermeisterin Elisabeth Preuß begrüßte die Veteranengruppe als Botschafter der Versöhnung, ohne deren Werk der Verständigung die Partnerschaft mit Wladimir ihren Sinn verfehlt hätte, und zeigte sich beim anschließenden Empfang im Rathaus begeistert von dem Band „Komm wieder, aber ohne Waffen“, zusammengestellt von Nadja und Peter Steger aus den Erinnerungen von Wehrmachtssoldaten an ihre Gefangenschaft in Wladimirer Lagern.

Wenn man den Kriegern von einst so zuhört, wünscht man sich einen Rat der Weisen, in dem die Veteranen sitzen und ihr Veto einlegen, wenn wieder irgendwo auf der Welt Vorbereitungen getroffen werden, um Soldaten aufeinander loszuschicken. Denn, wie Günther Liebisch so trefflich sagt: „Es studieren so viele Menschen die Geschichte, aber aus der Geschichte gelernt hat scheinbar kaum jemand.“ Und Claus Fritzsche kontrastiert die Mär vom Heldentod auf dem Feld der Ehre mit seinem eigenen schmerzlichen Erleben: „Da ist keiner als Held gestorben, die sind alle elend verreckt.“

Das Treffen geht zu Ende mit vielen Gesprächen über die Jugendjahre in Krieg und Gefangenschaft, über die Hoffnung, den Frieden bewahren zu können. Auch wenn die Veteranen den Weltfrieden wohl nicht mehr erleben, haben sie sich doch den Frieden in ihren Herzen erkämpft. Ohne Schlachtengesänge und Heldenepen haben sie den Krieg in sich besiegt. Mehr war nicht möglich in einem Menschenleben. Aber vielleicht ist das ja auch schon genug, muß das genug sein. Ein Geschenk jedenfalls, das sie sich und allen machen, die ihnen nahe sind.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2013

**Oral History mit Wladimir-Veteranen 2014**

Günter Kuhne läßt es keine Ruhe: „Warum nur zeigen die Schulen so wenig Interesse daran, mit uns Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges ins Gespräch zu kommen, mit uns in diese 70 Jahre zurückliegende Zeit zurückzukehren?“ Natürlich, so der Veteran, könne man alles in ungezählten Büchern nachlesen, aber das unmittelbare Erleben jener Epoche lasse sich doch nur in der Begegnung erfahren.

FOTO

Oliver Hartwright und die Veteranen

Oliver Hartwright, Lehrer für Geschichte an der Franconian International School, braucht man das nicht lange zu erklären. Als Engländer kommt er aus jener anglo-amerikanischen Tradition, wo in der Pädagogik früh der Wert der sogenannten „Oral History“ erkannt wurde. Was Günter Kuhne zu Hause in Erfurt schmerzlich vermißt, gehört an der Erlanger Privatschule zum Unterrichtskonzept und zu einer ganz besonderen Projektarbeit, die so wohl nur unter einem Dach entstehen kann, wo man unsere Welt als ein Kaleidoskop der Nationen, Sprachen und Kulturen versteht und der Jugend mit all ihren Reichtümern der Vielfalt vermittelt.

Oliver Hartwright plant mit einer Schülergruppe im Herbst eine Studienreise nach Moskau und Wladimir. In der Partnerstadt will man nach Spuren des Kalten Krieges, nach den einstigen Verteidigungslinien, einem Flughafen und vor allem nach Menschen forschen, die jene Zeit aus eigenem Erleben kennen. Da fügt es sich gut, wenn man auch den größeren Rahmen kennt und möglichst viel davon erfährt, was deutsche Kriegsgefangene in den Lagern in und um Wladimir erlebt haben. Dazu hatte sich Oliver Hartwright schon im Vorfeld ein kluges Konzept ausgedacht: Nach einer Vorstellungsrunde mit den aus Thüringen, Westphalen, aus dem Harz und dem Odenwald zu ihrem Jahrestreffen angereisten Veteranen ging es in kleinen Gruppen zu den Einzelinterviews mit den Gästen. Die Gespräche, die gut eineinhalb Stunden dauerten, wurden aufgezeichnet und alle nach einem vorher festgelegten Muster geführt. Auf diese Weise sollen die Interviews später leichter auswertbar und vergleichbar sein. Zehn Themenblöcke waren vorgegeben mit Fragen zur Herkunft und Bildung sowie zu Zeitpunkt und Grund des Eintritts in die Wehrmacht, zu Ausbildung und Einsatzgebiet an der Front. Ebenfalls von Interesse: klimatische Bedingungen, Unterschiede zwischen Wehrmacht und Roter Armee - und dann natürlich das große Thema der Gefangenschaft und der Lebensbedingungen hinter Stacheldraht: Unterbringung, Verpflegung, Tagesablauf, Verhältnis zu Wachpersonal und Zivilisten.

Dann aber auch eine Überraschung: Die Schüler spielten den Veteranen Lieder wie „Erika”, „Zehntausend Mann, die zogen ins Manöver”, das „Westerwaldlied” oder das „Funkerlied” vor und wollten wissen, welche Emotionen diese Melodien heute noch auslösen. Und sie wollten wissen, ob die einstigen Soldaten später noch einmal nach Wladimir zurückgekehrt seien. Die Zeit reichte natürlich bei weitem nicht aus, um alle Fragen zu beantworten. Wolfgang Morell berichtete später, er sei noch gar nicht bis zu seiner Gefangennahme gekommen vor lauter Erinnerungen, man werde das Interview aber fortsetzen. Bei ihm kein großes Problem, weil er ja in Erlangen lebt. Die übrigen mußten da stärker komprimieren, sprich, vieles weglassen, was zum Gesamtbild gehört. Fritz Wittmann wird ebenso später Gelegenheit zu einem ausführlichen Gespräch erhalten. Auch er ist ja als Baiersdorfer nicht aus der Welt und für die Schüler jederzeit erreichbar. Und er hat bereits vorgelegt mit seinem Erinnerungsband „Rose für Tamara”, den Bürgermeisterin Elisabeth Preuß am Ende der Begegnung allen beteiligten Schülern überreichte. Dann noch einige Minuten für weitere persönliche Begegnungen mit Menschen, die auf ein langes Leben zurückblicken, und jungen Leuten, die ihr Leben noch vor sich haben. Gesten des Verstehens mit Jugendlichen, die an diesem Samstagmorgen etwas erfahren haben, was kein Buch, kein Internetartikel, kein Unterricht alleine vermitteln kann: erlebte Geschichte, geläutert in Jahrzehnten der persönlichen Auseinandersetzung mit eigenem und fremdem Leid. zugefügt und erlitten.

Wenn die Schüler aus Wladimir zurückkommen, werden sie auch die andere Seite kennengelernt und eine Vorstellung davon haben, was Krieg mit den Menschen anrichtet, aber auch, wie es gelingen kann, Versöhnung zu stiften und in sich den Krieg zu besiegen.

Allerdings unternehmen die jungen Leute diese Reise auch in einer Zeit, wo die Gegensätze zwischen Ost und West drohen, wieder schwerer zu wiegen als alles, was uns verbindet, in einer Zeit, wo für viele der Krieg mitten in Europa schon wieder zum Mittel des Durchsetzens eigener Interessen wird, wo Friedenssicherung erneut zur Hauptaufgabe von Politik geworden ist.

Dabei waren wir gewarnt! Fritz Wittmann hat bereits 2005 seine „Mahnung” zu Papier gebracht: *Was wir heute einfach für Rußland tun, gedeiht uns morgen zum Segen. Was wir heute einfach nicht tun dafür, tun wir vielleicht morgen schon vielfach dagegen, wenn ein Morgenrot im Osten, nicht von der Sonne entfacht, uns findet auf verlorenem Posten und uns strafen wird für die verschlafene Wacht. Wenn die Regierung eines Landes brennende Fragen nicht löst, werden andere sie anders lösen.*

FOTO

Veteranentreffen 2014 auf dem Berg in Erlangen mit Fritz Rösch und Helmut Schmitt

Seit elf Jahren trifft sich nun der Kreis, den Friedhelm Kröger ins Leben gerufen hat. Wieder in Erlangen, wo Wladimir doch am nächsten ist. Leider nicht mehr mit allen. Immer mehr bleiben zu Hause, weil sie die Frau pflegen müssen, weil sie selbst krank sind, weil sie nicht mehr unter uns weilen. Dennoch - auch wenn niemand heute schon zu sagen weiß, wo das Treffen im Frühjahr 2015 stattfinden soll, in einem sind sich alle einig: Es wird wieder eine solche Zusammenkunft geben. Und warum nicht in Erlangen, wo Freunde wie Fritz Rösch und Helmut Schmitt immer für ein herzliches Willkommen sorgen, und wo Schüler wie Lehrer Anteil an ihrem Schicksal nehmen.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2014

**Das Dutzend ist voll**

Das mittlerweile zwölfte Treffen der deutschen Veteranen, hat begonnen, die alle eines eint: die gemeinsame Kriegsgefangenschaft in den Lagern in und um Wladimir. Dort vor Ort haben sie sich noch gar nicht gekannt. Zusammengekommen sind sie erst dank einem Aufruf von Friedhelm Kröger im mittlerweile eingestellten Monatsschrift „Der Heimkehrer”.

Aber da ist mehr als nur die gemeinsame Vergangenheit, die versammelte Erfahrung von Krieg und Niederlage, von Gefangenschaft und Heimkehr, da ist auch eine tiefe innere Verbundenheit untereinander, und da ist vor allem die Aussöhnung mit dem einstigen Gegner und der eigenen Geschichte. Keine Verbitterung, kein Klagen, weder Schuldzuweisungen noch Exkulpierung.

Ja, der Kreis war schon einmal größer. Viele sind verstorben oder wegen ihrer altersbedingten Gebrechen an der Teilnahme verhindert. Aber es kommen auch immer wieder neue Gesichter hinzu: Der Schweizer, Richard Dähler, der 2006 seine Doktorarbeit über das Schicksal japanischer und deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion von 1945 bis 1956 geschrieben hat und seither „korrespondierendes Mitglied” des Veteranenkreises ist, und der Österreicher, Otmar Koch, der im Mai die Spuren seines 1947 im Traktorenwerk Wladimir verstorbenen Vaters suchte und nun nach Erlangen gekommen ist, um hier von den Augenzeugen mehr über die Lebensumstände im Lager zu erfahren. Ein ganzes Wochenende ist dafür jetzt Zeit. Auch für die Frage, was wohl aus uns allen geworden wäre, hätte es den Zweiten Weltkrieg nicht gegeben. Aber das überlassen wir der literarischen Gattung der Uchronie oder Allohistoria.

Ohne den Krieg - bei allem Leid, das er über Abermillionen von Menschen brachte, auch über all jene, die gestern abend nach der Einkehr im Biergarten von Adlitz noch bei Helmut Schmitt in Bubenreuth einen Nachtisch genossen -, ohne diese schreckliche Menschenvernichtungsmaschinerie jedenfalls hätte diese Runde nie zusammengefunden, wäre die Partnerschaft Erlangen - Wladimir erst gar nicht entstanden, hätten ungezählte Menschen nie zusammengefunden im Geist der Versöhnung und Verständigung. Bei all dem Grausamen, das geschehen ist, begeistert es doch immer wieder zu sehen, welch unbezwingbare Kraft des Wiedergutmachens in uns Menschen wirkt, besonders in diesen Männern, die man oft noch von der Schulbank weg schon an die verlorene Front geschickt hatte, in diesen Männern und ihren Frauen, die 70 Jahre danach und zum zwölften Mal in dieser Runde sich und der Welt nur eines wünschen: den Frieden. Und, wie Günter Kuhne, allen mit auf den Weg gibt: „Gebt acht aufeinander!”

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2015

**Friedhelm Kröger: Friedensgruß der Veteranen zum Neujahr 2015**

Vielleicht zum letzten Mal in ihrem Leben werden die Feinde von einst und Freunde von heute, die Kriegsveteranen hüben und drüben im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen, wenn in fünf Monaten der 70. Jahrestag der Kapitulation des Dritten Reichs begangen wird. Im Rahmen der Städtepartnerschaft kam es zur ersten freundschaftlichen Feindberührung, als im Juni 1991 eine Gruppe von Erlanger Veteranen die Einladung nach Wladimir zu den Gedenkfeiern anläßlich des 50. Jahrestags des Einmarsches der Hitler-Truppen in die UdSSR annahm. Damit begann eine ebenso unglaubliche wie beglückende Geschichte der Aussöhnung, die bis heute fortgeschrieben wird. Kaum einen Monat ist es her, daß Bürgermeisterin Elisabeth Preuß im Dezember 2014 auf eigenen Wunsch den Veteranen in der Partnerstadt einen Besuch abstattete, wo sie zum einen zwar erfuhr, man halte die freundschaftlichen Beziehungen zu Erlangen für unzerstörbar durch Einwirkungen von außen, wo jedoch gleichzeitig auch davon gesprochen wurde, man spüre die Rückkehr einer Kälte in den zwischenstaatlichen Beziehungen. Die große Politik können die Wehrmachtssoldaten von damals sicher nicht ändern, aber sie haben die Macht des Wortes, das heute, zum Jahresbeginn, Friedhelm Kröger ergreift:

*Liebe Wladimirer Kriegsveteranen!*

*Im Namen meiner Kameraden, die nach dem Krieg (1944-1949) in verschiedenen Wladimirer Lagern als Gefangene arbeiteten, schicke ich Euch zum russischen Neujahrs- und Weihnachtsfest 2015 herzliche Grüße und Wünsche! Ich habe damals 1995, nachdem Witalij Gurinowitsch in russischen und deutschen Zeitungen einen Artikel veröffentlicht hatte - „Deutsche Kriegsgefangene in Wladimirer Lagern“ - in ganz Deutschland über 30 ehemalige Kriegsgefangene aufgespürt, von denen mehrere in den folgenden Jahren je nach Alter und Gesundheitszustand immer wieder an Reisen nach Wladimir teilnahmen. Auch ich besuchte 2003 mit einer Bürgergruppe zum zwanzigjährigen Jubiläum der Partnerschaft Wladimir und konnte feststellen, wie grundlegend sich die Umgebung um den Traktornyj Sawod, das Traktorenwerk, verändert hat und daß auch mein Lager 7190/1 von 1949 nicht mehr existierte.*

*Damals, beim Übertritt von der sowjetischen Zone Deutschlands in die englische Zone, hatte ich mir geschworen: Dahin gehst du freiwillig nicht noch einmal zurück! Heute denke ich mit meinen Kameraden allerdings anders als damals. Wir haben in unseren Feinden von einst mittlerweile Euch als russische Menschen kennengelernt! Dieser Sinneswandel hat dazu geführt, daß schon seit langem unzählige Verbände, Vereine, Gruppen sich ständig besuchen und Freundschaften geschlossen haben. Die meisten ehemaligen „Plenny“ trauen sich das nicht mehr zu wegen ihres hohen Alters und mit ihren gesundheitlichen Problemen. Nur einer - Phillip Dörr -, der schon häufiger Gast in Wladimir war, will es im Mai 2015 noch einmal wagen und an der Jubiläumsfeier des Erlangen-Hauses teilnehmen. Wir werden ihn in Gedanken begleiten und ihm viele gute Wünsche mit auf den Weg geben!*

*2014 kamen von den Überlebenden noch zehn Ehemalige mit ihren Frauen zu unserem elften Treffen in Erlangen zusammen, unter anderem auch Fritz Wittmann, der Autor von “Rose für Tamara”, der in Wladimir kein Unbekannter sein dürfte! Solange wir können, wollen wir diese Tradition fortführen und hoffen, daß nicht noch einmal Russen und Deutsche einander als Feinde gegenüberstehen und das mitmachen müssen, was Ihr und wir erleben und erleiden mußten.*

*Im Namen aller Erlanger Kriegsveteranen wünsche ich Euch und uns allen ein gesundes und friedvolles Jahr 2015!*

*Euer Friedhelm Kröger*

**Wenn Kanzlerin Merkel nach Wladimir käme**

Es verletzt die russischen Kriegsveteranen am Vorabend des 70. Jahrestages des Sieges über das Dritte Reich, wenn zu ihrem größten Fest, zum Triumph über den Faschismus gerade Deutschland nicht der Einladung des Kreml folgt und damit bei der Parade heute auf dem Roten Platz nicht durch Mitglieder der Bundesregierung vertreten ist. Immerhin versteht man es als Zeichen dafür, die Verbindung nicht abbrechen zu wollen, wenn Angela Merkel morgen gemeinsam mit Wladimir Putin einen Kranz zu Ehren der 27 Millionen sowjetischen Opfer des von Deutschland entfachten Zweiten Weltkriegs niederlegt.

Dennoch der Vorschlag an Oberbürgermeister Florian Janik, er möge doch die Kanzlerin nach Wladimir einladen. Sie werde dann sehen: „Hier sind keine blutdürstigen Krieger unterwegs. Hier sind die Straßen voller friedliebender Menschen, die keinen Krieg wollen!” Wie auch! Diese Männer haben die verbrannte Erde von der Wehrmacht zurückerobert, haben Leid, Elend und Tod durchlitten, die Konzentrationslager befreit, von Deutschland und Europa das Joch des Faschismus genommen. Sie hatten die Hauptlast des Vernichtungskrieges der Nationalsozialisten zu tragen. Allein vom Jahrgang 1923 sind 80% der Männer nicht mehr von der Front zurückgekehrt. Die Rote Armee hat aber zugleich mehr als Dreiviertel der Wehrmachtseinheiten aufgerieben und 76 von 100 deutschen Panzern zerstört. Gleichwohl, so bekunden die ehemaligen Frontkämpfer, haben sie nie Haß gegenüber dem deutschen Volk empfunden, verstanden sie sich immer als Befreier, schätzen bis heute, vor allem auch dank der Partnerschaft mit Wladimir, die Freundschaft mit den einstigen Feinden. Sie erinnern sich dankbar an die humanitäre Hilfe aus Erlangen, die in ganzen Lastwagenkonvois Anfang der 90er Jahre Lebensmittelpakete für die Veteranen antransportierten, sie denken zurück an die von Nikolaj Schtschelkonogow genau protokollierten Begegnungen - fast 30 an der Zahl – seit 1991 mit den deutschen Schicksalsgenossen, und sie lassen die Freunde in Erlangen grüßen: Wolfgang Morell, Alfred Trautner und - immer wieder - Fritz Wittmann.

Erlangens Oberbürgermeister findet da die richtigen Worte, wenn er den Gästen im Erlangen-Haus für ihren unschätzbaren Beitrag dazu dankt, daß die Deutschen seit 70 Jahren in Frieden leben und: “Ich will mir nicht vorstellen, wie unser Land, wie Europa heute aussehen würde, wenn Sie nicht den Hitler-Faschismus besiegt, wenn Sie nicht Deutschland befreit hätten!” Und er weiß die Gesten der Vergebung zu erwidern. Etwa, wenn er der einstigen Zwangsarbeiterin, Nadjeschda Barinowa, eine Spende aus Erlangen in Höhe von 600 Euro überreicht, gesammelt von Bloglesern und Delegationsmitgliedern für eine Frau, die es durch unglückliche Umstände versäumt hat, fristgerecht die ihr zustehende Kompensation für das erlittene Unrecht zu beantragen. Nun ist mehr zusammengekommen, als sie vom deutschen Staat erhalten hätte, und dabei sind noch einige Spenden angekündigt… Eine andere symbolische Geste als Gastgeschenk an die Veteranen: der Friedenskreis von Fritz Wittmann, angefertigt in Wladimir. Ein Zeichen, das alle verstehen - als Vermächtnis der Kriegsgeneration, als Mahnung, den Frieden zu bewahren.

FOTO

Sergej Sacharow, Florian Janik, Peter Steger, Birgitt Aßmus

Auch Wassilij Samarin hat diese Friedensbotschaft erlebt: in der Begegnung mit Erlangern, beim Besuch des Nordfriedhofs in Nürnberg, in den Worten eines deutschen Geistlichen, aber auch schon als Offizier in der DDR, wo er für sein Wirken im Rahmen der Sowjetisch-Deutschen Freundschaft mit der Silbermedaille ausgezeichnet wurde, die er bis heute voller Stolz trägt.

Oder Renad Kadyrytsch, ein Kriegskind mit besten Erinnerungen an deutsche Kriegsgefangene, mit denen er gern Fußball spielte, denen man immer wieder aus der Kantine etwas zum Essen mitbrachte, obwohl das ja eigentlich nicht gestattet war. „Meine Eltern haben gegen die Deutschen gekämpft, aber ich habe keinen Haß auf sie empfunden.” Einer seiner Kameraden an der Militärschule stand sogar in Briefkontakt mit einem in die Heimat zurückgekehrten Kriegsgefangenen. Aber die Post wurde überwacht, und als der Freund dann eine Einladung nach Deutschland erhielt, wurde er vom Studium ausgeschlossen. So waren die Zeiten. Den Brief von Wassilij Samarin, den er für Fritz Wittmann übergibt, wird niemand außer dem Empfänger aufmachen, und was sich der einstige Wehrmachtssoldat, Philipp Dörr, und die Zwangsarbeiterin, Nadjeschda Barinowa, zu sagen haben, belauscht keiner. Und täte es doch jemand… Man würde Zeuge der Versöhnung und Verständigung.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 9. Mai 2015

[**Rußland grenzt an Gott und feiert den Frieden**](https://erlangenwladimir.wordpress.com/2015/05/10/rusland-grenzt-an-gott-und-feiert-den-frieden/)

70.000 sollen es gewesen sein, die gestern den Platz des Sieges in Wladimir bevölkerten. Darunter vor allem Menschen, die am Tag des Sieges über das Dritte Reich keine Berührungsängste mit Deutschen zeigten. Im Gegenteil: Man nahm sie in den Arm und feierte mit ihnen, freute sich mit ihnen über 70 Jahre Frieden zwischen beiden Staaten.

Florian Janik ist von der Atmosphäre und dem Geist des Festes gepackt. „Man muß es erlebt haben, man muß auf dem Platz des Sieges gestanden sein, um zu verstehen, was dieses Fest für die Russen bedeutet, auch was für sie Militär und Paraden sind. Erst dann kann man nachfühlen, warum die Zurschaustellung von Waffen als etwas Angenehmes empfunden wird.“ Ganz anders als bei den Deutschen, die gerade wegen der Kriegsschuld für ihre Armee-Einheiten kein Hurra erübrigen. Ganz anders, wenn die eigenen Waffen einst halfen, die Invasoren zurückzudrängen und schließlich zu besiegen. „Diesen russischen Blickwinkel auf die Dinge kann ich jetzt nachempfinden“, bekundet Erlangens Oberbürgermeister. Das Empfinden der Menschen in der Partnerstadt hat er jedenfalls bei seiner Rede auf dem Platz des Sieges getroffen, „tief bewegend und berührend“, wie ihm vielfach bestätigt wird.

FOTO

Florian Janik, 9. Mai 2015, Platz des Sieges, Wladimir

*Heute mit Ihnen allen hier auf dem Platz des Sieges in unserer Partnerstadt Wladimir zu stehen, ist eine große Ehre und Verpflichtung für mich. Dankbar für das Vertrauen und die Gastfreundschaft legen wir mit unseren gemeinsamen Freunden aus Jena Kränze zum Gedenken an die Millionen von Opfern des Zweiten Weltkriegs nieder. Wir tun dies an einem Ort, wo schon 1991 die ersten Weltkriegsveteranen aus Erlangen und Wladimir einen Bund für den Frieden schlossen und ihre Versöhnung feierten, an einem Ort wo auch später immer wieder die einstigen Feinde ihre Freundschaft bekundeten.*

*Ich bin dankbar für das Wunder der Geschichte: Sie, die Russen, haben uns, den Deutschen, vergeben, obwohl kein Volk einem anderen mehr Leid angetan hat. Ich danke Ihnen allen für dieses großartige Geschenk. Ich selbst gehöre einer Generation an, die den Krieg nur noch aus den Schilderungen der älteren Generation, aus Büchern und anderen Medien kennt. Aber ich weiß, wie groß unsere Verantwortung gerade gegenüber dem russischen Volk ist, das einen so schrecklich hohen Blutzoll für den Sieg über den Nationalsozialismus hat entrichten müssen.*

*Ich freue mich deshalb dankbar über die Teilnahme von Philipp Dörr, der als Kriegsgefangener vor 70 Jahren nach Wladimir gebracht wurde und der heute, wie er selbst sagt, mit Freuden und freiwillig hierher zurückkehrt. Genau zur gleichen Zeit versammeln sich in Erlangen auf dem Zentralfriedhof vor den Gräbern von Russen Freunde aus Wladimir mit Erlangern, aber auch unsere Freunde aus Frankreich, Großbritannien und den USA, um den Gefallenen in diesem schrecklichen Krieg die Ehre zu erweisen. Dies ist ein Zeichen unserer gemeinsamen Trauer und unserer gemeinsamen Freude über den Sieg über den Faschismus. Wenn wir jetzt gemeinsam unsere Kränze niederlegen, tun wir dies im Gedenken an die ungezählten Toten und Verwundeten, an die Vermißten, an die Opfer in den Lagern und bei den Massakern. Wir tun dies im Gedenken an die Verletzungen der Frauen und Kinder, die der Krieg innerlich wie äußerlich verstümmelt hat. Wir tun dies aber auch im Geist unserer Städtepartnerschaft, jetzt aktueller denn je. Entstanden im Kalten Krieg, um dem gegenseitigen Drohen und der Aufrüstung den Austausch und die Freundschaft entgegenzusetzen.*

*Heute gilt es, angesichts der Spannungen zwischen Rußland, der EU und der Ukraine, den Dialog zu vertiefen. Unsere Begegnungen sind ein wichtiger Beitrag, den Frieden zu erhalten und das Wiedererstehen alter Feindbilder zu verhindern.*

*Nie wieder Krieg! Nie wieder Faschismus!*

FOTO

Florian und Sylvia Janik, Albrecht Schröter, Sergej Sacharow

Die Sprache der Menschen auf dem Platz ist eindeutig. Ja, mit ihm hat zum ersten Mal ein Deutscher am 9. Mai auf dem Platz des Sieges in Wladimir gesprochen: überzeugend, klar und entschieden in seiner Friedensmission. Nur Lob am Ende der Veranstaltung, die gegen Mittag endgültig in ein fröhliches Volksfest mündeten, voller Luftballons, Konzerten und Mitmachaktionen.

Der Friedensgottesdienst gibt schließlich dem ganzen Tag das Motto: In der Erzählung von Rainer Maria Rilke „Wie der Verrat nach Rußland kam” heißt es nämlich, Rußland grenze an Gott. Der Universitätsgeistliche, P. Warfolomej, weiß das aber geschickt umzudeuten auf Deutschland und überhaupt alle Staaten, die er ganz in Gottes Nähe glaubt und für deren Zukunft in Frieden er betet in der ersten ökumenischen Andacht, die Sergej Sujew in seiner zwölfjährigen Amtszeit hält – mit seinem evangelisch Bruder in Christo, Albrecht Schröter, und eben mit dem orthodoxen Geistlichen, P. Warfolomej.

Und zu vermerken wäre nur noch, wie hoch es die Gastgeber den Freunden aus Erlangen und Jena anrechnen, gerade in dieser konfliktreichen Zeit gekommen zu sein, um miteinander 70 Jahre Frieden zu feiern, 70 Jahre näher am Himmel und an Gott, 70 Jahre ein Fest mit Tränen in den Augen. 70 Jahre Freiheit von der Terrorherrschaft des Faschismus.

Aufgezeichnet von Peter Steger, 10. Mai 2015

**Wjatscheslaw Gadalow – Der Hüter des Baums der Freundschaft**

Wjatscheslaw Gadalow, der erst vor kurzem seinen 80. Geburtstag feiern konnte, weiß nur wenig davon, was sein Vater im Krieg erleben mußte. Zu schrecklich, um es zu erzählen, berichtete er immer nur, zu furchtbar, um die drei Söhne und die Frau damit zu belasten. Seine Erinnerungen nahm er mit ins Grab. Bekannt ist nur, daß er zwei Mal schwer verwundet wurde. Zunächst verlor er wegen eines Kopfschusses sämtliche Zähne, die durch eine Stahlprothese ersetzt wurden, die er zeit seines Lebens trug. Zurück an der Front vor Moskau, traf ihn dann wieder ein feindliches Geschoß, das ihn den rechten Arm kostete, ihn, der in Schuja, einer Stadt in der Region Iwanowo, Fahrräder montierte und reparierte.

Als der Invalide im Mai 1942 zu Fuß zurückkehrte, erkannte der Sohn, der gerade Kartoffeln pflanzte, in dem „alten Mann mit schwerem Gang“ den Vater erst, als ihn die Mutter voll Freude umarmte und ins Haus bat. Trotz Armprothese begann der Kriegsversehrte, der gern sang und selbst Lieder und Gedichte schrieb, bald wieder zu arbeiten, übernahm die Leitung einer Fahrradwerkstatt, betrieb eine kleine Landwirtschaft und forstete später große Kahlschlagsflächen auf, die längst wieder im Schatten tiefer Wälder liegen. Einmal im Jahr macht sich Wjatscheslaw Gadalow auf den Weg zu diesen Forsten, wo er am Straßenrand einen Gedenkstein für den Vater mit der Bitte gesetzt hat, die Bäume nicht zu fällen, und wo er immer wieder Blumen vorfindet.

Die Liebe zu den Bäumen ist wohl vom Sohn auf den Vater übergegangen. Jedenfalls war es Wjatscheslaw Gadalow, der die Idee hatte, am 22. Juni 2011 zum 70. Jahrestag des Überfalls der Hitler-Truppen auf die Sowjetunion, gemeinsam mit deutschen Kriegsveteranen einen Baum der Freundschaft zu pflanzen. Und tatsächlich kamen zu diesem Anlaß des gemeinsamen Gedenkens Bürgermeisterin Elisabeth Preuß und Wolfgang Morell, den man nach der Gefangennahme im Dezember 1941 vor Moskau nach Wladimir gebracht hatte, in die Partnerstadt, um die Eiche mit den russischen Freunden ganz in der Nähe vom Platz des Sieges in die Erde zu setzen. Doch kurz darauf kam Wjatscheslaw Gadalow für einige Zeit ins Krankenhaus. Nach seiner Entlassung fand er das Bäumchen in einem erbärmlichen Zustand vor. Niemand hatte sich um den Setzling gekümmert, fast vertrocknet war er, und überhaupt hätte man die Eiche ja wohl besser einen Monat vorher gepflanzt. Aber den Gedenktag verlegt man ja schließlich nicht.

Jeder andere hätte nun wohl einfach bis zum nächsten Frühjahr gewartet und dann einen neuen Baum gesetzt. Nicht so Wjatscheslaw Gadalow: Er grub das Bäumchen aus und päppelte es mit Spezialdünger so lange, bis es wieder austrieb, fast so wie der Alte in dem Film „Opfer“ von Andrej Tarkowskij. Ein Holzgitter sollte die Eiche vor der Witterung und Vandalismus schützen, und zum Mai diesen Jahres war der Baum schon so kräftig, daß er seinen zweisprachiges Gedenkstein erhielt, der am Vorabend des Tages des Sieges von den beiden Oberbürgermeistern, Sergej Sacharow und Florian Janik, im Beisein des Kriegsveteranen, Philipp Dörr, enthüllt wurde, partnerschaftlich und zu gleichen Teilen finanziert von Erlangen und Wladimir. So glücklich Wjatscheslaw Gadalow darüber ist, den Baum der Freundschaft und damit ein Symbol der Versöhnung gerettet zu haben, das die nächsten 300 Jahre weiter wachsen wird, so entschlossen ist er auch, das ganze Umfeld der Gedenkstätte neu zu gestalten. Einen ganzen Landschaftsplan hat er dafür entwerfen lassen, für dessen Umsetzung er kämpfen möchte, damit die Eiche auch so richtig zur Geltung komme.

FOTO

Wjatscheslaw Gadalow, Nikolaj Schtschelkonogow, Philipp Dörr

Was für eine Geschichte, zu der auch gehört, daß alle drei Brüder des Vaters gefallen sind! Zu der auch gehört, daß Wjatscheslaw Gadalow der letzte Zeuge des Absturzes eines deutschen Kampffliegers in seiner Kindheit ist und gerne noch erforscht hätte, wer in der Maschine saß… Eine Geschichte, die noch lange nicht zu Ende erzählt ist…

Aufgezeichnet von Peter Steger, 16. Juni 2015

[**Jubiläumshymne**](http://erlangenwladimir.wordpress.com/2008/10/02/jubilaumshymne/) **des Kriegsveteranen**

Es gibt etwas, von dem ich in der Partnerschaft geprägt wurde, wie von nichts anderem: die Versöhnung und die Vergebung, die sich die Weltkriegsveteranen gegenseitig schenkten. Hier wie dort gibt es kaum eine Familie, in der nicht Opfer jenes Hasses und Zerstörungsfurors zu beklagen wären. Und doch rechnet diese Generation, der man die Jugend vergiftet hatte, nicht auf, sie richtet nicht, sie reicht die Hand zum Miteinander. Von dem Thema wird noch zu sprechen sein, insbesondere im Hinblick auf Fritz Wittmann aus Baiersdorf und seinen Freund Nikolaj Schtschelkonogow, der mit der Roten Armee bis nach Berlin gelangt war, um seine Heimat zu befreien, und der sich nun ganz von der fränkischen Gastfreundschaft hat gefangen nehmen lassen. So läßt er es sich auch nicht nehmen - trotz seiner 84 Jahre -, mit der Bürgergruppe vom 15. bis 23. Oktober 2008 schon zum vierten Mal nach Erlangen zu kommen.

FOTO

Dietmar Hahlweg und Nikolaj Schtschelkonogow

Als seinen Friedensgruß schickte er wenige Wochen später seine Jubiläumshymne voraus:

**Jubiläum** *von Nikolaj Schtschelkonogow*

Ja, wir haben was zu feiern:

Unser Jubelfest!

Hier die Russen, da die Bayern,

eins wird Ost und West.

Leid und Mühen überwanden

wir durch Partnerschaft,

zueinander Gegner fanden

mit des Friedens Kraft.

Die Geschichte wird es richten,

klären, wer trug Schuld.

Streit läßt sich am besten schlichten

einig mit Geduld.

Leben kann man ohne Schießen.

Wozu Krieg und Gier?

Besser ist’s beim Streit genießen

einen Maßkrug Bier.

Wenn wir an die Freundschaft glauben,

fest in ihr vereint,

fliegen hoch die Friedenstauben

und kein Mensch mehr weint.

Und die Regnitz dreht die Räder

weiter Jahr um Jahr.

Unsre Freundschaft nennt man später

einmal treu und wahr.

All der Leiden wir gedenken,

freundschaftlich gestimmt,

und uns die Vergebung schenken,

die uns keiner nimmt.

*Übertragen von Peter Steger, 2008*

**Nikolaj Schtschelkonogow – Freunde im Frieden**

Am 2. Mai des Jahres 1945 fielen in Berlin die letzten Schüsse. Die Rote Armee hatte den erbitterten Widerstand der verbliebenen Wehrmachtseinheiten, des letzten Aufgebots vom Volkssturm und der Kindersoldaten gebrochen. Die bedingungslose Kapitulation des „Tausendjährigen Reiches“ stand unmittelbar bevor. Aber mehr als 80.000 Sowjet-Soldaten hatten im Kampf um die Hauptstadt des Dritten Reiches ihr Leben gelassen. Gut 7.000 von ihnen fanden ihre letzte Ruhestätte im Treptower Park. In Stein gehauene Erinnerung an Schmerz und Tod, aber auch an Triumph und Sieg. Zu den Siegern über den Hitler-Faschismus zählte damals der heute 90jährige Nikolaj Schtschelkonogow, dessen Freundschaft zu den einstigen Feinden zu einem Symbol der Aussöhnung wurde. Seine Zeit als Rotarmist beschreibt er in einem Zeitungsinterview:

*Ich wurde im Februar 1943 eingezogen, als Steppke mit gerade einmal 17 Jahren. Nicht eben der Größte zu sein, hatte manchmal sogar seine Vorzüge. In der Nähe von Orenburg fand die Ausbildung statt, allerdings war die Verpflegung denkbar schlecht. Oft verloren gerade die Jungs mit der Gardegröße vor Hunger das Bewußtsein.*

FOTO

Thomas Rex, Peter Steger, Fritz Wittmann, Nikolaj Schtschelkonogow

Der Wladimirer Veteran kam in die 22. Gomeler Durchbruchs-Artilleriedivision, die schon durch ihren Zusatz verrät, daß sie an allen schwierigen Stellen der Front Einsatz fand. Die Einheit hatte den Auftrag, mit Kanonen, Haubitzen, Granatwerfern und später mit der gefürchteten Katjuscha, von den Deutschen „Stalinorgel“ genannt, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Weniger bekannt, aber nicht minder effektiv waren die sogenannten „Andrjuschas“, Raketenwerfer ohne fahrbaren Untersatz, die man vor dem Abschuß teilweise in der Erde eingrub.

Nikolaj Schtschelkonogow war an den Operationen „Bagration“, „Weichsel-Oder-Offensive“ und am Sturm auf Berlin beteiligt.

*Beim Vormarsch stießen wir auf Hunderte von unterirdischen Anlagen, wo Waffen hergestellt wurden oder die Stäbe eingerichtet waren. Ich war bei der Einnahme vieler von ihnen dabei. Die Dimensionen dieser unterirdischen Werke beeindruckten mich mächtig: gewaltige Stahlbetonmauern, acht Stockwerke tief…*

Berlin lag nach den Bombenangriffen der Amerikaner in Trümmern. Vorankommen konnte man deshalb nur zu Fuß. Dabei oft wieder unterirdisch. Bei früheren Einnahmen von deutschen Städten hatten sich die Sowjetsoldaten immer wieder gewundert, woher plötzlich in ihrem Rücken neue Einheiten des Feindes gekommen waren. Jetzt kannte man deren Geheimnis: Sie hatten die Kanalisation benutzt.„Irgendwann sind wir ihnen auf die Schliche gekommen”,erinnert sich Nikolaj Schtschelkonogow,“und in Berlin sind wir dann selber zum Teil durch die Abwasserkanäle vorgerückt.“Aber es gab da noch eine Kriegslist. Die Stalinorgeln ließen sich nicht durch die Ruinenstadt bugsieren, also zerlegte man sie in lauter einzelne Granatwerfer, die jederzeit mobil einsetzbar waren.

„Bei der Einnahme des Reichstags ritzte ich meinen Namen ein, obwohl ich den kaum richtig schreiben konnte. Und dann sah ich mir den Führerbunker an. Jede Menge Leute waren da. Alle wollten den Ort sehen. Ich fürchtete sogar einen Augenblick, unsere eigenen Leute könnten bei dem Ansturm zerdrückt werden.“

Aufgezeichnet von Peter Steger, 4. Mai 2015

**Leonid Srelow - Das Stadion von Wladimir**

*Die deutschen Kriegsgefangenen haben auch in der Wladimirer Literatur die eine oder andere Spur gezogen, so in einer Erzählung des 1944 geborenen Leonid Srelow, die dessen Leidenschaft für den Fußball gewidmet ist. Hier ein Auszug aus dieser Kurzgeschichte:*

Das Stadion haben deutsche Kriegsgefangene angefangen zu bauen. Ihre Zeit im Lager näherte sich dem Ende. Sie waren jetzt erstaunlich friedfertig arbeitende Menschen. Monoton und exakt gruben sie, und ich schaute ihnen, den Kopf mit einer Helmkappe bedeckt, von oberhalb des Berges zu, beobachtete ihre gewissenhafte Arbeit. Ohne jede Bewachung durften sie nach der Arbeit zu uns nach Hause, um zu essen, erzählten von sich. Die verständlichen Worte kamen ihnen zerbrechlich über die Lippen, die Laute zitterten, zerbrachen; sie wollten Rußland nicht erobern, doch man hatte sie in den Osten getrieben.

Nachdem man die Deutschen von anderen Baustellen abgezogen hatte, wimmelten die Baugrube und die Berghänge von ihnen wie ein Ameisenhaufen. Fieberhaft ging die Arbeit voran, wie in Schüben. Die hitzigen Wachtposten ließen die Sicherungen ihrer Repetiergewehre auf- und zuschnappen, gingen unruhig hin und her, gaben von Zeit zu Zeit kehlige Laute von sich. Ihr lebendes Ziel hatte der von einer stechenden Sonne aufgeheizte Ameisenhaufen wie verwischt. Es war nicht zum Hinsehen, es war zum Wegdrehen, zum Weglaufen, aber wir Jungs standen wie angewachsen und sahen alles.

Ich meine, die Kriegsgefangenen blieben gar nicht so lange auf der Baustelle. Die Liebe sollte eines Tages zurückkehren an diesen Ort, wo einige alte Ulmen unberührt geblieben waren…

Übersetzung Peter Steger, 2013

**Genrich Oserow – Das Menschliche wird immer die Oberhand gewinnen**

Lieber Fritz! Gestern, nach einer Lesung aus Deinem Buch „Rose für Tamara”, ist es mir gelungen, in den Besitz eines Exemplars zu gelangen. Bei der Lesung waren ca. 40 Studenten und Dozenten anwesend. Das Buch wurde mit großem Interesse aufgenommen, es gab viele Fragen, auch die jüngere Generation zeigte sich von dem Gehörten tief beeindruckt. Nach Hause gekommen, vertiefte ich mich in die Lektüre Eurer Erinnerungen und konnte mich vom Buch nicht mehr losreißen, bis ich es zu Ende gelesen hatte. Die Zeit habe ich gut in Erinnerung. In unserer Kleinstadt Galitsch (Gebiet Kostroma) gab es auch ein Hospital für die deutschen Gefangenen. Das größte Gebäude der Stadt wurde dem Hospital zur Verfügung gestellt. Ich habe damals als acht- bis zehnjähriger oft die Gefangenen durch die Stadt gehen sehen. Sie suchten auch die Wohnungen der russischen Bürger auf, boten Seife, Feuerzeuge und andere selbstgefertige Sachen zum Tausch gegen etwas Eßbares an. Für ein Pud (etwa 16 kg) Kartoffeln hat meine Mutter bei einem kurz vor der Heimkehr stehenden Soldaten seinen Militärmantel eingetauscht und einen Schal, was uns in jenen Notzeiten sehr zugute kam. Aus dem gefärbten Militärmantel hat meine Mutter für meine ältere Schwester einen Wintermantel genäht. Damit die Wunden besser heilen, haben die Soldaten am Ufer unseres Sees Riesenfässer angefertigt und aufgestellt und zu Heilzwecken mit Schlamm aufgefüllt, der vom Boden des Sees heraufgeholt wurde. Die Erinnerungen aus dem Buch sind mir so ans Herz gegangen, daß mir die Tränen richtig über die Wangen liefen. Mit Recht sagt man: Den Freund erkennt man in der Not. Die harten Zeiten des Krieges haben gezeigt, daß das Menschliche bei allen Nationen immer die Oberhand gewinnen wird über das Böse und Ungerechte.

Ich danke Dir und Deinen Veteranen für Dein neues Buch, für die Anregungen zur Menschlichkeit, zum besonnenen Leben und Handeln. Viele schöne Grüße an Deine Frau und Deine Kriegskameraden. Genrich Oserow, Inhaber des Lehrstuhls für Deutsch an der Universität Wladimir.

Brief von Genrich Oserow an Fritz Wittmann, 2001

**Witalij Gurinowitsch – Die Veteranen-Troika von Wladimir**

Dieser Artikel wurde bereits 2003, zum zwanzigjährigen Jubiläum der Städtepartnerschaft Wladimir - Erlangen, geschrieben. Leider konnte er damals nicht erscheinen und blieb in meinem Rechner gespeichert, als würde er auf seine Stunde warten. Diese war gekommen, als Peter Steger, mein alter Freund und der gute Engel unserer partnerschaftlichen Beziehungen, die Idee hatte, die Erinnerungen von deutschen Soldaten, die ihre Gefangenschaft in Wladimirer Lagern verbrachten, zu sammeln und zu veröffentlichen. Nach einer gewaltigen Arbeitsleistung gab er nach einiger Zeit durch, das Buch sei fertig, man könne es herausgeben. Da fragte ich, ob dort auch die Erinnerungen jener großartigen Troika aus dem Hospital für Kriegsgefangene in Kameschkowo zu finden sei. Mein Freund, der alle drei persönlich kennengelernt hatte, erwiderte betrübt, es sei ihm nicht gelungen, mit den dreien über jene Zeit zu sprechen. Zwei von ihnen, Martin Kade und Erwin Brenneke, waren bereits verstorben, und den dritten, Walter Kuhnert, habe er auch mit Hilfe der unterschiedlichsten Behörden und Instanzen nicht finden können. Und so kamen wir beide zu dem Schluß, das Buch könne ohne die Erinnerungen dieser drei Veteranen nicht als vollständig betrachtet werden und würde einen ganz entscheidenden Aspekt verlieren.

Ich holte meinen alten Artikel hervor, beschloß, einige kleinere Veränderungen vorzunehmen, nahm mir hierzu meine Dokumentenmappe vor, und da fiel mir doch glatt ein Briefumschlag von Martin Kade in die Hand, auf dessen Rückseite (da haben wir sie, die deutsche Genauigkeit) die Adressen der Troika standen. Jetzt mußte Peter Steger nur noch beim Einwohnermeldeamt nachfragen, wohin der ehemalige Kriegsgefangene umgezogen war, und wenig später saßen wir bereits bei Walter Kuhnert im Haus, wo er uns von seiner Zeit in Kameschkowo erzählte. Ich möchte nun aber von jener Begebenheit berichten, die mir so zu Herzen geht, von jener Begegnung mit den drei ehemaligen Kriegsgefangenen, den drei Freunden, den drei schweren Schicksalen.

Unter all den Ereignissen im Rahmen der Städtepartnerschaft nehmen diese ungewöhnlichen Begegnungen dank ihrem inneren Pathos einen ganz besonderen Platz ein. Diese Menschen singen nicht, schreiben keine Verse, leiten keine Betriebe, drehen keine Filme, sie gehören nicht zur offiziellen Delegation. Und dennoch sind es diese Menschen, die eine lebendige Brücke der Freundschaft und echter menschlicher Beziehungen bauen. Sie alle waren schon einmal in unserem Land, haben hier mehrere Jahre verbracht und sind mit großem zeitlichen Abstand erneut gekommen, um die Orte wiederzusehen, wo sie ihre Jugend erlebten. Diese Treffen hinterlassen unauslöschliche Spuren, denn es handelt sich um ehemalige Kriegsgefangene, die in Lagern der Region Wladimir interniert waren. Hervorheben möchte ich von all diesen Martin Kade, Erwin Brenneke und Walter Kuhnert, mit denen ich mich anfreundete, und von denen ich so viel Wichtiges und Interessantes erfuhr. Aber der Reihe nach!

Martin und Walter kamen 1992 zurück, um ihr Lager zu suchen. Es gibt noch Bilder von diesem Besuch. Sie hatten sich damals von ihrer Touristengruppe in Moskau absentiert und waren mit dem Zug zunächst nach Wladimir und von hier aus nach Kameschkowo gefahren, in jene Kleinstadt in der Region Wladimir, wo sie von 1944 bis 1949 als Pflegekräfte im damaligen Spezialkrankenhaus für Kriegsgefangene arbeiteten. Nicht ganz sicher, was die Vorgänge im Perestroika-Land betraf, kleideten sie sich für alle Fälle „à la russe“ und trugen alte Juppen und auf dem Kopf eine Mütze mit Ohrenklappen. Walter hatte auf dem Arbat in Moskau eine Armeemütze gekauft, während Martin sogar noch die Kopfbedeckung besaß und trug, die er aus der Gefangenschaft nach Hause gebracht hatte. In Kameschkowo empfing sie die Schuldirektorin, Wera Friedmann, mit der wir vom Museum schon lange in Verbindung standen, weil wir gerade dabei waren, Material für eine Ausstellung zum Thema „Geschichte der Kriegsgefangenschaft“ zu sammeln. Nach der Besichtigung der Schulgebäude, wo früher das Hospital untergebracht war, fuhren die beiden in Begleitung von Wera nach Wladimir, wo wir uns dann kennenlernten. Der dritte in diesem außergewöhnlichen Bunde war Erwin Brenneke, ein Arzt im Ruhestand, der ein Jahr später nach Wladimir und Kameschkowo kommen sollte.

Die Menschen in Kameschkowo arbeiteten während des Krieges fast alle in der Textilfabrik oder hatten in der einen oder anderen Weise mit diesem Betrieb zu tun. Zu Beginn des Krieges eröffnete man in dem Städtchen ein Hospital für verwundete Rotarmisten, wozu zwei nebeneinanderstehende Schulgebäude sowie der nahegelegene Klub jenseits des Platzes requiriert wurden. Ein Vorgang, wie er in fast allen Städten der Region Wladimir zu beobachten war, wo man in jener Zeit mehr als 80 Hospitäler einrichtete. Allein in Wladimir gab es deren 18. Alle Schulen und großen Verwaltungsgebäude in der Stadt wurden in Krankenhäuser umfunktioniert. Bei damals 60.000 Einwohnern wurden während der Kriegsjahre in Wladimir mehr als 240.000 Verwundete behandelt. Als die Schlachten 1942 an allen Fronten tobten, wurde die Order ausgegeben, wonach überall im Land ein Netz von Hospitälern speziell für Kriegsgefangene aufzubauen war. Ganz offenbar bereitete sich das sowjetische Oberkommando darauf vor, eine große Zahl von Gefangenen aufnehmen zu müssen. Dem Personal des Hospitals in Kameschkowo teilte man mit, es werde nun eingesetzt, um als spezialisiertes Hospital unter der Nummer 2989 Kriegsgefangene auf dem Gebiet der Regionen Wladimir und Iwanowo zu behandeln. Viele Ärzte wollten unter diesen Umständen nicht bleiben und baten um ihre Versetzung an die Front. Die Pflegekräfte und Krankenschwestern, die sich hauptsächlich aus der ansässigen Bevölkerung rekrutierten, erwarteten die Ankunft der Gefangenen.

Im weiteren möchte ich die Geschichte mit den Worten unserer drei Freunde erzählen, aber auch aus der Sichtweise derer, mit denen sie das Schicksal in dieser Kleinstadt hinter den Wäldern und Sümpfen in der russischen Provinz zusammengeführt hatte. Alle drei hatte man 1943 von Stalingrad aus ins Hospital nach Kameschkowo gebracht. Marin Kade und Erwin Brenneke hatten in jenem deutschen Lazarett Dienst geleistet, das man vollständig mit Ärzten und Pflegepersonal in das neugeschaffene Hospital umsiedelte. Erwin war Chirurg, mußte aber im Hospital als Pathologe und Anatom arbeiten, Martin war als Physiotherapeut eingesetzt, und Walter lag dort als Patient. Noch in Stalingrad hatten die drei, fast zwei Monate lang nach ihrer Gefangennahme, in Kellern zerstörter Häuser Unterschlupf gefunden, bis die strengen Fröste vorüber waren. Und das rettete ihnen das Leben. Doch Gefahren lauerten noch viele.

Erwin Brenneke traf also ein Jahr nach seinen Kameraden bei uns ein und sollte von da an regelmäßig kommen. Sechs Besuche wurden es insgesamt und nicht nur für ein paar Tage. Nicht weniger als einen Monat verbrachte er bei der Familie der ehemaligen Krankenschwester Schura Krylowa. Unvergessen seine Begegnung mit den Krankenschwestern von einst im Jahr 1995! Gemeinsam mit dem Journalisten, Leonid Skakunow, und seinem Kameramann, Andrej Priwesenzew, vom Staatlichen Lokalsender drehten wir eine Reportage über Kriegsgefangene, und dieses Treffen mit den ehemaligen Krankenschwestern ist dort zu sehen. Was da alles an herzlichen Worten für-einander zu hören war. All die Erinnerungen an die deutschen und russischen Ärzte, an die Krankenschwestern, die in jener schweren Zeit zusammenarbeiteten. Erwin mußte zeitweise wieder für uns als Dolmetscher fungieren, denn er sprach wirklich noch sehr gut und rein Russisch. Nicht von ungefähr, denn er hatte die Sprache nicht nur in der Gefangenschaft gelernt, sondern später, auch noch im hohen Alter, sein Russisch immer weiter vervollkommnet. Mehrmals in der Woche lud er in das Altersheim, wo er lebte, russische Krankenschwestern, die aus Kasachstan stammten, zum Tee und zu Gesprächen ein.

Überhaupt war die Liebe zur russischen Sprache bei meiner ganzen Troika ausgesprochen groß. Auch Martin beherrschte das Russische nicht übel, noch besser aber sang er russische Lieder, von denen er eine ungeheure Zahl auswendig kannte. Ich konnte ihn auch einmal zu Hause in Gießen besuchen, und was mir als erstes ins Auge fiel, war die Fülle von Platten und Kassetten mit russischer Musik sowie eine sogar einem russischen Musikfreund zur Ehre gereichende Sammlung mit Liedermachern.

Im April 1995 eröffneten wir im Rahmen der Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag des Kriegsendes im Erlanger Rathaus die von mir zusammengetragene Ausstellung „Erinnerung an die Gefangenschaft“ des Wladimir-Susdaler Landesmuseums, nach Kräften unterstützt vom Bürgermeister- und Presseamt der Stadt Erlangen. Die Schau berichtete zum ersten Mal über jene Seiten unserer gemeinsamen Geschichte, über die man früher einfach nicht sprach. Und vielleicht zum ersten Mal überhaupt zeigte sich hier, daß unsere Völker im Grunde ein und dieselben Leiden zu durchleben hatten, von deren Verständnis auch unser weiteres gemeinsames Leben abhängt. Augenzeugen dieser Ereignisse, ehemalige Kriegsgefangene, kamen von überall her zur Ausstellungseröffnung, es herrschte eine großartige Stimmung, und meine Troika ließ die Vergangenheit hochleben. Ich komme nicht umhin, nochmals zu erwähnen, daß ohne Martin Kade, der Photos und Dokumente zur Verfügung stellte und bei der Suche nach anderen Gefangenen behilflich war, diese Ausstellung viel verloren hätte.

Wenn ich erwähnte, Martin habe viele russische Lieder auswendig gekannt, so gilt das in noch viel höherem Maße für Walter, der als Berufsmusiker eingezogen wurde. Er konnte auf allem Möglichen spielen, auf allem was Laute produziert. Und das Gedächtnis stand ihm ungeachtet des Alters noch immer zu Gebote. Ich kann ihn mir gar nicht ohne ein Instrument in den Händen vorstellen. Und so brachte er auch zu der Ausstellung ein ganz eigenwilliges Akkordeon mit, das er auf den Schultern trug. Und die ganze Troika stimmte, als wären die 50 Jahre gar nicht vergangen, vereint das Lied an:

На закате ходит парень

Возле дома моего,

Поморгает мне глазами

И не скажет ничего.

И кто его знает,

Зачем он моргает? Зачем он моргает? Зачем он моргает?

Dieses Lied war in den Kriegsjahren sehr populär. Wir, die russische Delegation, stimmten ein, doch zu unserem Leidwesen kamen wir nicht über die erste Strophe hinaus, während die Veteranen textsicher und vereint zu Ende sangen. Zu diesem Lied hatte Walter eine großartige Geschichte zu erzählen: Nach der Schließung des Hospitals 1949 schickte man ihn und Martin nach Saratow, wo sie an der Übergabe von Geräten und Material des Krankenhauses beteiligt waren, bevor sie die Heimfahrt antreten konnten.

In Saratow angekommen, mußten sie auf dem Perron des Bahnhofs eine Zeitlang warten. Walter trug, wie immer, ein Akkordeon auf den Schultern, und er begann zu spielen. Die Leute kamen näher, um zuzuhören. In der Menge ein junges Mädchen, das ihn fragte, ob er nicht auch jenes Lied spielen könne, zu dem sie ihm die Melodie vorsang. Walter spielte es nach, die junge Frau fing zu singen an, und allen verschlug es die Sprache. Die junge Frau hatte eine ungewöhnliche Naturstimme, unglaublich schön, und je länger sie sang, desto mehr Menschen kamen hinzu. Sie sang noch einige weitere Lieder und schließlich noch einmal jenes besagte. Da pfiffen die auf den Gleisen stehenden Dampflokomotiven zusammen und mächtig zu den Schlußakkorden. Diese unvergleichliche Ovation erinnert Walter bis heute in allen Einzelheiten, ebenso wie den Text und die Melodie jenes Liedes.

Mit meinem Freund, Peter Steger, besuchten wir Walter Kuhnert im Sommer 2013. Uns begrüßte ein äußerlich hinfälliger alter Mann, der sich mit Hilfe eines Rollators bewegte. Aber das war nur äußerlich. Seine ganze Wohnung war vollgestellt mit Instrumenten, Aufnahmegeräten, und kaum saß er am Klavier, als die Finger schon begannen, die geliebte Melodie zu spielen, zu der er den Text sang. Ich sang wieder mit, aber nach zwei Strophen hörte Walter zu singen auf und auf zauberhafte Weise wechselte die Melodie des russischen Liedes zu einem Mozart-Stück. Nach dem Krieg hatte er in einer Musikschule gearbeitet und war viel durch Deutschland gereist, um an, wie man heute sagt, Workshops und Gigs teilzunehmen. Sein eigens dafür ausgerüsteter grüner Kleinbus liegt jetzt im Vorgarten vor Anker. Ein Mensch, dessen Leben der Musik gewidmet war, was konnte er im Lager tun? Natürlich spielen. Und er hatte viel zu spielen. Doch davon später.

Kehren wir ins Jahr 1944 zurück. Viel erfahren konnte ich über diese Zeit von den Krankenschwestern, mit denen ich sprach, besonders von Schura Krylowa, Erwins Freundin. Einen besonderen Schatz stellen aber die eigenen Erinnerungen dieser Kriegsgefangenen dar. Im Verlauf der Vorbereitung zu der Ausstellung hat Martin Kade beim Sammeln dieser Erinnerungen große Hilfe geleistet. Er hatte selbst schon viel Material beisammen, anderes fand sich durch seine Vermittlung. Insgesamt fügten sich diese Memoiren zu einem anschaulichen Bild der Anfangszeit dieses Hospitals in Kameschkowo. Einige dieser Rückblicke von Kriegsgefangenen will ich hier vorstellen:

Helmut Litzemann, 1994:

Ich geriet am 1. Februar 1943 beim Ausbruch aus dem Kessel von Stalingrad in Gefangenschaft. Seitens der Armee war der Umgang mit uns korrekt, allerdings nahm uns die Bevölkerung so gut wie alles ab, was wir zum Überleben brauchten. Wer nicht mehr laufen konnte, wurde erschossen. Untergebracht waren wir in einer halbverfallenen Werkhalle eines Betriebs, ohne Verpflegung, ohne Decken, ohne Öfen. Von hier transportierte man Tag für Tag lastwagenweise und ohne Registrierung die Toten ab. Deshalb gelten viele bis heute als vermißt. In Stalingrad selbst mußten wir die Toten aus den Ruinen und Kellern herausschleppen und auf den Straßen stapeln. Für diese Arbeit erhielten wir Lebensmittel. Fleckfieber verbreitete sich, hervorgerufen durch Läuse. Da es keinerlei medizinische Versorgung gab, starben die Männer wie die Fliegen. Den Winter 43/44 brachten wir praktisch ohne Dach über dem Kopf zu, wir waren mehr tot als lebendig. Im September 44 verlud man uns nach Kameschkowo. Von da an erhielten wir auch medizinische Hilfe. Meine höchste Achtung gilt dem russischen medizinischen Personal, den Ärzten, Krankenschwestern und Pflegern.

Jewdokia Wojewodina, Krankenschwester im Hospital für Kriegsgefangenen, Kameschkowo:

Aus Stalingrad schickte man uns mehrere Züge voller Fleckfieber-Patienten. Sie wurden zunächst im städtischen Badehaus, der Banja, aufgenommen, wo man sie wusch, rasierte, frisch einkleidete und ins Hospital brachte. Vielen waren stark ausgezehrt, hatten Erfrierungen. Sehr viele litten an Pedikulose, die Leute waren voller Läuse. Sie waren an TBC und Diarrhoe erkrankt, waren verwundet. Die deutschen Ärzte wunderten sich darüber, wie wir Mädchen solche Patienten behandeln konnten. Nach einiger Zeit steckten sich auch welche aus dem Personal an Fleckfieber an. Es starben die Oberschwester und der Bader, der immer aus der Stadt gekommen war. Die Sterblichkeit unter den Gefangenen war hoch. Die Verpflegung war besonders zu Beginn sehr schlecht. Die Behandlung beschränkte sich hauptsächlich darauf, die Leute warm zu halten, sie zu verpflegen und darauf zu achten, daß sie nicht wundlagen. Die Krankenschwestern zogen den Kranken Leibwäsche an, mit einer Spezialseife getränkt. Man mußte die Wäsche vielmals mit einem heißen Bügeleisen bügeln. Dann kam die zweite Etappe der Fleckfieber-Patienten. Fast das gesamte medizinische Personal steckte sich an. Die Soldaten vom Konvoi der Fleckfieber-Patienten brachten uns aus Stalingrad Fisch mit. Wahrscheinlich ist auch der ganze Konvoi gestorben. Ich arbeitete sechs Jahre in dem Hospital. Ich erkrankte an Malaria, angesteckt hatten sich ein deutscher Arzt und ich. Wir wurden beide mit Akrichin behandelt. Er starb, und ich überlebte.

Martin Kade, ehemaliger Physiotherapeut im Hospital für Kriegsgefangene, Kameschkowo:

Es begann die Visite, die entweder ein deutscher Arzt oder eine russische Ärztin machte. Der Arzt untersuchte und diktierte, die Krankenschwester schrieb mit. Die Tinte war aus zu Staub zerriebenem Griffel eines chemischen Bleistifts und Wasser hergestellt. Die Visite endete gewöhnlich damit, daß man eine besondere Diät verordnete, eine Bestrahlung, Brillantgrün. Letzteres wegen der schrecklichen Hautausschläge, die in der Nacht unerträglich juckten, weshalb gegen Morgen viele frische Schorfstellen wieder von den Fingernägeln aufgekratzt waren. Richtige Medikamente waren damals selten.

Sepp Weber, kriegsgefangener Arzt im Hospital für Kriegsgefangene, Kameschkowo:

Die deutschen Ärzte befanden sich in einer schwierigen Position zwischen der russischen Verwaltung und den Patienten, besonders bezüglich der Deutschen. Auch wenn die Russen uns Ärzte als Ärzte arbeiten ließen, blieben wir doch Kriegsgefangene, Okkupanten, vielleicht sogar Faschisten. Anfangs hatten wir nur Pflichten, keine Rechte, jede Krankenschwester hatte mehr Macht, auch wenn sie nicht einmal eine Spritze geben konnte. Um die Möglichkeit zu erlangen, aktiv die Patienten zu behandeln, mußte man sich als Arzt zunächst wieder seinen Status als Arzt verdienen. Dafür bedurfte es de facto über Jahre hinweg fortgesetzter Anstrengungen in Diplomatie, Courage, Beharrlichkeit und Liebe zum Beruf. In Kameschkowo hatte diese Entwicklung schon begonnen. An ihrer Spitze stand Dr. Hans Diebold, der später das Buch „Ein Arzt in Stalingrad“ schrieb.

Viele der Gefangenen unterschiedlicher Nationalität starben an Krankheiten und wurden auf dem Friedhof von Kameschkowo beigesetzt, wo heute die Gedenkobelisken für alle toten Kriegsgefangenen in der Region Wladimir stehen. Offiziellen Angaben zufolge sind hier etwa 3.000 Mann bestattet. Diese schwierige Zeit hielt allerdings nicht lange an, denn schon Anfang 1945 normalisierte sich das Leben im Hospital. Nach Kriegsende befanden sich in den Lagern der Wladimirer Region bis zu 10.000 Gefangene gleichzeitig. Die Menschen lebten und arbeiteten unter schweren Bedingungen, und im Hospital von Kameschkowo taten die Ärzte, russische wie deutsche, aber gerade auch die Krankenschwestern und Pflegekräfte alles ihnen Mögliche zu deren Heilung.

In dieser Zeit entstanden praktisch in allen Lagern Orchester, die sowohl vor den Kriegsgefangenen als auch vor den Ortsansässigen auftraten. Auch das Hospital von Kameschkowo machte da keine Ausnahme. Hier gab es schon bald ein Orchester und ein Theater. Zu einer der leben-digsten Erinnerungen wurde natürlich die Zeit, als meine drei Helden regen Anteil an der Gründung des Orchesters und Theaters hatten. Erwin war der Übersetzer und Moderator, Martin übernahm die Position des Regisseurs und schlüpfte selbst in die Hauptrollen, während Walter, jemand, der auf allen nur denkbaren Instrumenten musizierte, die Stücke begleitete und abends auch im städtischen Klub zum Tanz aufspielte. Es gibt noch Photographien, wo die Freunde in ihren Kostümen und mit Theaterschminke im Gesicht (die Frauen mußten auch von Männern gespielt werden) in Szenen von Stücken berühmter russischer Autoren festgehalten sind. Im Repertoire des Theaters waren Werke von Gogol, Tschechow, Ostrowskij und Gorkij, deren Texte ebenfalls von den Schauspielern übersetzt werden mußten. Besonders gelungen war der „Revisor“ von Nikolaj Gogol, wo in der Rolle der Tochter des Stadthauptmanns Walter Kuhnert glänzte. Auf dem erhalten gebliebenen Bild ist er in der Mitte im Frauenkostüm zu sehen.

Die Proben fanden im Keller des Krankenhaustraktes statt, die Kostüme nähte man selbst aus allem, was zu kriegen war, und dank der Phantasie und Findigkeit der jungen Leute gab es immer etwas zu tun. Auch die Plakate gestalteten sie selbst. Martin hat noch viele Photos mit Abbildungen von Szenen aus den Stücken und Konzerten, deren Entstehungsgeschichte für sich schon höchst interessant ist. Martin Kade erzählte, das Photographieren sei verboten gewesen. Allerdings habe es im Hospital ein technisches Büro gegeben, wo die Apparate der ansässigen Bevölkerung repariert wurden. Immer wenn eine Kamera wieder instand gesetzt war, mußte man sie auf ihre Funktionstüchtigkeit erproben, was man denn auch tat - und die dabei entstandenen Bilder für sich behielt. So ist auch ein Photo von Erwin Brenneke vor dem Hospital erhalten, und als er nach fünfzig Jahren wiederkam und sich erneut dorthin stellte, verspürten alle Anwesenden fast ein mystisches Gefühl, wobei der Arzt selbst wohl an vieles gedacht haben mag, was sich mit Worten nicht sagen läßt.

In der Zusammenarbeit Hand in Hand mit russischen Mädchen, den jungen Schwestern und Pflegekräften, konnte es nicht ausbleiben, daß die jungen Männer die unterschiedlichsten Gefühle verspürten. Doch alle, die Deutschen wie die Russinnen, erinnern sich an Beziehungen voll gegenseitiger Hochachtung und des Respekts, frei von jeder Anzüglichkeit. Offenbar waren die Zeiten damals so. Die russischen Mädchen wurden geschätzt. Besonders begeistert waren die Gefangenen von der Krankenschwester Sonja, einer wahren Schönheit. Die Lebensfreude der russischen Mädchen wirkte ansteckend. So erinnert sich Martin Kade an eine Ausfahrt aus dem Lager:

„Wir erhielten je 400 Gramm Brot, eine warme Joppe, eine Pelzmütze, einen Wäschesack und wurden in Begleitung von zwei Wachsoldaten zum Bahnhof gebracht, eine fast ganz offene Holzkonstruktion. Dort warteten wir in der Kälte eine halbe Stunde auf den Zug, der ohne rechten Fahrplan verkehrte. Dann in einem überfüllten Waggon zwei Stunden Fahrt im offenen Zwischenteil. Während uns die Hände, Füße und Nasen abfroren, sangen die Mädchen bei klirrendem Frost, obwohl sie auf den Trittbrettern hingen und sich nur am Griff festhielten. Ein unverwüstliches Geschlecht!“

Jeder meiner drei Helden hatte so seine eigene, sehr wohlmeinende und weise Einstellung zu Rußland und den russischen Menschen, eine Haltung, die sie ihr ganzes Leben lang bewahrten, gleich unter welchen Umständen. Mich erstaunte, daß Martin nicht nur eine Sammlung russischer Liedermacher und Klassik hatte, sondern auch vernarrt in russische Autos war und aus Prinzip nur einen Lada fuhr - und das in Deutschland, der weltweit führenden Autonation.

Als Erwin zum fünften Mal nach Kameschkowo zu Besuch kam, hielt ich es nicht länger aus und fragte ihn endlich, was er denn so besonders an dieser Kleinstadt finde. Er dachte kurz nach und antwortete, in Düsseldorf mit seinen engen Gassen fehle ihm die Weite, alles sei zu dichtgedrängt, überall nur Stein, während er hier in Kameschkowo, wo über die 70 Meter breite Straße Ziegen und Gänse spazieren, ein ganz anderes Leben verspüre, eines, das man in Europa nicht finde. Ich denke, es gab da noch etwas anderes, was den alten Arzt zu dieser Dorfstraße zog, etwas, wofür es keine Worte gibt, etwas, das die Zeit fortgenommen hat. Auch Walter hatte so seine Erinnerungen, als er nach Kameschkowo kam. Wir gingen in den Klub, stiegen in den Saal im ersten Stock. Und da stand ein Klavier. Walter spielte uns einige Melodien, und obwohl sich der Saal verändert hatte und auch das Instrument ein anderes war, erschienen Musik und Pianist als die gleichen wie vor fünfzig Jahren, als der Kriegsgefangene immer samstags hier zum Tanz aufspielte.

Im Archiv des Museum gibt es noch Bilder aus dem Jahr 1992, wo Martin und Walter als Gäste der Museumsmitarbeiter zu sehen sind. Damals tranken wir nach russischer Tradition Wodka, und alle unterschrieben auf dem Etikett dieser Flasche. Das Etikett hat seinen Platz im Museum gefunden und erinnert an diese ungewöhnlichen Begegnungen und an diese großartigen drei Deutschen, die in der Gefangenschaft Rußland lieben gelernt haben.

Witalij Gurinowitsch, Historiker, ehemaliger Leiter der Abteilung für Zeitgeschichte des Wladimir-Susdaler Landesmuseums, Übersetzung Peter Steger, 2015

**Alexander Stachurlow – Erinnerungen eines Augenzeugen**

Im Sommer 1942 stießen die deutschen Truppen rasch auf Stalingrad und Woronesch vor. Ich werde nie eine kleine Episode bei der Umzingelung unseres Dorfes und der Gefangennahme von Soldaten in unserem Dorf vergessen. Wir lebten direkt an der Grenze zur Region Kursk, unweit von der Station Kastornaja. Wir sahen, wie über die Straße durch das Kirchdorf Staraja Weduga auf der uns gegenüberliegenden Seite des Flüßchens Weduga unsere Truppen, von Kurs und Woronesch kommend, zurückwichen: zuerst mit leichten Fahrzeugen, dann mit Lastwagen und Gespannen, schließlich die Infanterie. Am dritten Tag weckte mich morgens meine Mutter und sagte beunruhigt, die Soldaten kämen zurück. Alles wurde still. Die zurückgebliebenen Soldaten irrten über die Wiesen und entlang den Hecken, kamen ins Dorf, baten um Brot, Kartoffeln oder Kleidung zum Wechseln. Gegen Mitte des dritten Tages fuhren einige deutsche Fahrzeuge den Bühl zum Dorf Staraja Weduga herunter. Sie brachten ihre Waffen in Stellung und eröffneten das Feuer auf unser Dorf. Einige Häuser und die Kolchose auf dem Bühl brannten ab. Ich war 14 Jahre alt. Wir sammelten im Hof unsere Habseligkeiten zusammen und brachten die jüngeren Kinder in Deckung. Über unseren Köpfen heulten die Minen, pfiffen die Kugeln. Wir saßen auf dem Boden im Haus, als ein junger Soldat hereinkam, der sagte, er sei 18 Jahre alt, komme aus Sibirien, wolle in Gefangenschaft gehen, und er setzte sich auf die Bank. Der Beschuß wurde eingestellt, ich ging hinaus. Vor dem Nachbarhaus saßen Soldaten, und auf der Straße kam eine Gruppe Gefangener in Begleitung von deutschen Soldaten näher, die per Pfiff unsere Soldaten beisammenhielten, die zu ihnen gelaufen waren. Ich erzählte das unserem Soldaten, der schon das Haus verlassen wollte, als er plötzlich zögerte. Vor dem Fenster tauchte ein Deutscher mit hochgekrempelten Ärmeln auf, das Gewehr im Anschlag. Er trat ein, unser Soldat hob die Hände. Der Deutsche führte ihn hinaus und gab uns zu verstehen, ihm zu folgen. Draußen stieß ein anderer Deutscher hinzu, die beiden tauschten ein paar Worte aus, der andere Deutsche gab einen Schuß ab, unser Soldat fiel zu Boden. Gleichzeitig stand der Pulk der Gefangenen auf der Straße. Ich denke, man hat das zur Abschreckung gemacht.

Am Ortseingang, auf der linken Seite, hatten der alte Iwan Ustinow und seine Frau ihr Haus. Wie sie später erzählte, ging er während des Beschusses in den Hof, nahm den Besen und machte sich ans Kehren. Ein Deutscher kam an die Hoftür, der Riegel lag vor, der Soldat schob ihn beiseite und erstach den alten Mann mit dem Bajonett. Wozu? Warum? Mir geht das bis heute nach, und jetzt bin ich schon 85 Jahre alt. Im Nachbarhaus hatte sich eine Familie im Keller versteckt, zusammen mit einem Soldaten in Zivil. Ein Deutscher nahm ihm die Mütze vom Kopf, erblickte den geschorenen Soldatenschädel und erschoß ihn. Weitere drei Mann aus einem anderen Haus wurden erschossen. Sie hatten alle Militäruniformen an, der Kragenspiegel und die Abzeichen am Ärmel abgerissen. Es handelte sich um keine ethnischen Russen, sondern um Vertreter nationaler Minderheiten, und offenbar waren sie von der politischen Abteilung.

Von da an war es verboten, die Türen zu verschließen, sich zu verstecken oder umzuziehen. Die Kommunisten, Kommissare und Juden (gab es in unserem Dorf nicht) tötete man sofort. Früh am Morgen verließ ich das Haus. Die Füße des Soldaten waren ganz weiß. Nachts hatte ihm jemand die Schuhe und die Fußlappen abgenommen. Offenbar unser Nachbar, andere Männer gab es nicht. Ich schreibe das ohne Vorwurf, wir lebten alle in Armut. Später sah ich die Leichen von Deutschen, die bis auf die Unterwäsche ausgezogen waren. Ich zog aus der Tasche eines Rotarmisten seine Marke, die leider später verlorenging. Ich dachte damals nicht daran, daß ich den Angehörigen hätte schreiben können.

Wir sammelten die Leichen ein, fünf Soldaten und der alte Ustinow. Der Friedhof war weit von uns im Kirchdorf Staraja Olyschanka. Ein Transportmittel hatten wir nicht. Wir suchten einen guten Platz aus und bedeckten die Toten mit einem Erdhügel. Wir konnten nicht einmal ein Kreuz aufstellen. Und was waren wir auch schon für eine Beisetzungsmannschaft: ein Bauer, drei konfuse Frauen und ich. Einige Jahre lang umfuhren die Traktoristen diesen Hügel, später ebneten sie ihn ein, und ich habe gar nicht daran gedacht, den Soldaten die Marken abzunehmen und an die Militärbehörden zu schicken, weshalb die Rotarmisten wohl bis heute als vermißt gelten.

Ein halbes Jahr später schlug die Rote Armee die Deutschen vernichtend. Niemand von den Dorfbehörden interessierte sich für das Grab. Man hatte anderes im Sinn, es herrschte Krieg. Der Kampfeslärm war zu hören, die Erde zitterte, die Schlacht am Kursker Bogen war in vollem Gang. Bald verließ ich das Dorf, machte eine Ausbildung, arbeitete. Als ich zu meinen Angehörigen zurückkehrte, fragte ich nach dem Grab. Man sagte mir, zu einer der Frauen sei ein Sonderberichterstatter von einer Zeitung gekommen, der sie über jene Zeit ausgefragt habe. Was sie erzählte, wo das Material erschienen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß niemand das Grab geöffnet, keiner es gesucht hatte. Vermißte. Wie viele es doch im ganzen Land gab! Gefangene gab es bei uns nicht, es gab nur Verräter. Erst später, erst nach dem Krieg erinnerte man sich an die vermißten Soldaten. Zu spät. Ich weiß, meine Erinnerungen entsprechen nicht dem Geist von Heute, ich weiß, ich habe nichts zur Wiederherstellung der Vergangenheit geleistet. Ich tröste mich allein damit, daß meine Erinnerungen näher an der Wahrheit sind. Vielleicht liest sie auch einmal jemand.

Ergänzung

Zu den Deutschen: Ich lebte ein halbes Jahr unter deutscher Besatzung, traf die Soldaten und sprach mit ihnen. Sie machten den Eindruck von gutmütigen und sogar sentimentalen Menschen. Gern zeigten sie Photos ihrer Angehörigen, sagten Stalin und Hitler seien schlecht, und auch der Krieg sei schlecht. Aber sie waren diszipliniert, führten ihre Befehle bedingungslos aus. Unser Dorf wurde beschossen, verbrannt, hier kamen Menschen ums Leben. Aber in der Nähe lagen drei weitere Dörfer, und da gab es dergleichen nicht. Das hat damit zu tun, daß die deutsche Vorhut nur in unserem Dorf am Vorabend des Beschusses auf Gegenwehr gestoßen war.

Nein, Stalin ist nicht vorzuwerfen, daß er Volksfeinde aufgehängt hat, vorzuwerfen ist ihm in den Augen der Menschen, daß er zu wenige davon aufgehängt hat. Kürzlich habe ich im Fernsehen eine knappe Meldung darüber gehört, es gebe jetzt einen Spielfilm mit einer anderen Gewichtung der Kriegsereignisse von 1941 bis 1945, die sich von der bei uns üblichen Propaganda unterscheidet. Den würde ich noch gern sehen…

Übersetzung Peter Steger, 2015

**Schanna Woronzowa – Die schönste deutsch-russische Liebesgeschichte**

Viele Jahre zurück, genauer in den März 1947, führt eine Reise nach Nischnij Nowgorod, wo sich damals die vielleicht schönste deutsch-russische Liebesgeschichte entspann. Schanna Woronzowa war noch nicht einmal volljährig, als sie, damals Mitarbeiterin des Kulturhauses, den Auftrag erhielt, bei einer Abschiedsfeier für deutsche Kriegsgefangene, die in Gorkij, wie die Metropole am Zusammenfluß von Wolga und Oka zu Sowjetzeiten hieß, unter anderem die Tschkalow-Treppe gebaut haben, die Auftritte zu moderieren. Eine Dankesveranstaltung ausgerechnet für jene, gegen die man noch vor zwei Jahren Krieg geführt hatte? Auch die beiden Männer, die das aufgeregte Mädchen mit dem Schal und geborgten Kleid abholten, das für Stalin, wenn notwendig, bereit gewesen wäre, eine Hand oder mindestens einige Finger zu geben, begriffen diese Logik nicht recht.

Schanna konnte nicht ahnen, daß sie schon bald der gänzlich unbegreiflichen Logik der Liebe erliegen würde. Als sie nämlich vor die tausendköpfige Menge hinter Stacheldraht treten sollte, um durch das Programm zu führen, zusammengesetzt aus Beiträgen der Kulturzirkel verschiedener Gefangenenlager der Region Gorkij, erlebte sie zum ersten Mal, was es bedeutet, wenn einem das Herz in die Hosen rutscht. „Gezittert habe ich, und ganz rot angelaufen bin ich“, erinnert sie sich, als wäre es gestern gewesen. Und das nicht wegen Lampenfieber, nicht, weil sie entgegen der Anweisung die Gefangenen mit „Genossen“ ansprach, sondern weil sie ihre erste Liebe erlebte und ihr Herz ausgerechnet an einen Deutschen verlor, der ihr als Dolmetscher - Schannas Schuldeutsch reichte nicht aus für die zweisprachige Moderation - auf der Bühne zugeteilt war. „Ein Bild von einem Mann: klug, selbstbewußt, schneidig!“ Und im Publikum dann ein zweiter Deutscher, der sich unsterblich in sie verliebte. „Ich war streng erzogen und dachte nicht im Traum daran, mit den beiden etwas anzufangen, es blieb alles rein platonisch“, betont sie heute. Aber vielleicht ist ja auch deshalb die Zuneigung zu beiden, zu Wolfgang Morell aus Erlangen und zu Claus Fritzsche aus Mo-ritzburg, die sich in ihrer Lagerzeit kennengelernt hatten, bis heute so lebendig, so rein und innig, eine Verbindung, die auch nach fast 70 Jahren noch ungetrübt bleibt. Man ist zu sagen versucht: Das Leben ist kurz, lang aber ist die Liebe.

Die spätere Buchhalterin begleitete Wolfgang Morell, dem man in Wladimir das Leben gerettet hatte, noch zum Abtransport nach Hause auf den Bahnhof, Claus Fritzsche traf sie später in Moskau wieder, doch alle drei heirateten in ihrer Heimat, bekamen Kinder, führten ihr eigenes Leben. Schanna Woronzowa erzählte ihrem mittlerweile verstorbenen Mann, Wladimir, von ihrer Jugendliebe zu den Deutschen, mit denen sie seit einigen Jahren wieder im Briefkontakt steht, die immer einmal wieder anrufen. Ein Wiedersehen wird es wohl nicht mehr geben. Zu beschwerlich die Reise für alle drei. Aber die Gedanken und Gefühle sind ja frei, nicht ortsgebunden, besonders nicht für Menschen wie Schanna Woronzowa, die nicht nur deutsche Lieder noch immer so singen kann, als käme sie eben erst vom Unterricht gelaufen, sondern die auch ihre so feinsinnig erhaltene Liebe in selbstverfaßte Verse zu bringen versteht. Da verwundert es nicht, daß sie regelmäßig Besuch von Journalisten erhält, die immer wieder die Fragen stellen: „Wie geht es Ihren Deutschen?“ Die alte Dame leidet unter dem politischen Zerwürfnis zwischen Deutschen und Russen, wünscht sich nichts mehr als Frieden. Ihr Mann, erzählt sie, habe an der Front einmal zwei Soldaten von der Gegenseite, die ihn angreifen wollten, erschießen müssen. Deren Augen seien ihm nie mehr aus dem Sinn gegangen - und all die Alpträume. Immer wieder diese Augen. „Der Mensch ist nicht geschaffen, andere zu töten! Unter keinen Umständen!“ Schanna Woronzowa ist ein gläubiger Mensch, hält die zehn Gebote für unverzichtbar, weiß sich in Gott geborgen und liebt das Leben, mehr noch: „Ich bin glücklich und zufrieden.“ Eine Gabe, ein Geschenk, etwas, das ihr schon früh auf den Weg gegeben wurde, als sie mit 15 Jahren nackt im Bett saß und ein Kugelblitz durchs offene Fenster ins Zimmer gerollt kam. Alles geschah in Sekundenbruchteilen. „Aber den Moment, als mich dieses unglaubliche Phänomen ansah - ja, ich hatte das Gefühl, dieser Kugelblitz habe Augen -, werde ich nie vergessen. Und seit ich das überlebt habe, fürchte ich mich vor nichts mehr. Außer vor Krieg. Den darf es nie mehr geben!“

„Es zerreißt einen schier“, beschreibt Hans-Joachim Preuß, der seit einem Dreivierteljahr mit seiner Frau Rose in Nischnij Nowgorod lebt, seine Gefühle. „Jetzt habe ich in Wera und Witalij wieder so offene und herzliche Menschen kennengelernt, und gleichzeitig geht das Sterben in der Ukraine weiter. Es ist auch wirklich schwer, das in Kopf und Herz zusammenzubekommen. Aber dem russischen Paar, das sich seit der Schulzeit in Wladimir kennt, geht es ja auch nicht anders im Umgang mit den deutschen Freunden, denen man sich so verbunden fühlt und die gleichzeitig Sanktionen gegen das eigene Land verhängen. Verhängnisvoll eben!“

Vor dem Theater in Nischnij Nowgorod brennen noch die Kerzen, liegen noch die Blumen für Boris Nemzow, der seine politische Karriere in den 90er Jahren hier als Gouverneur begonnen hat. Beliebt und geachtet, wie der Taxifahrer meint. Und dann fügt er hinzu: „Er war gegen die heutige Regierung. Ich bin für sie. Aber es soll doch jeder das Recht haben zu sagen, was er denkt. Dafür ist er gestorben. Hoffentlich nicht vergebens!“

Aufgezeichnet von Peter Steger, 2015

**Wladimir Petrow – In Frieden miteinander leben**

Günther Liebisch verfügt über ein ganzes Konvolut von Unterlagen, darunter auch ein Interview mit dem ehemaligen Wachoffizier, Wladimir Petrow. Der bei Breslau geborene Kriegsgefangene, der heute im Harz lebt, war bei der Bürgerreise im Jahr 2000 seinem ehemaligen Bewacher zufällig begegnet und hatte ihn nach Deutschland eingeladen. Fünf Jahre später entstanden dann diese Aufzeichnungen, die den Blick von der anderen Seite zeigen:

*Herr Petrow, erzählen Sie bitte von Ihrer Kindheit. Wann wurden Sie geboren?*

* Ich wurde am 25. Mai 1925 auf dem Land geboren. Meine Kindheit war nicht leicht, wir hatten eine Landwirtschaft und mußten hart arbeiten. Von den vier Kindern war ich der jüngste. Bis 1937 lebten wir im Dorf, dann zog unsere Familie nach Wladimir um.

*Wie alt waren Sie als der Krieg ausbrach?*

* Ich war 15 Jahre alt, machte eine Ausbildung an der Technischen Berufsschule. Damals ging es uns schon viel besser: Man konnte sich etwas leisten. Wir waren jung, fröhlich, gingen ins Kino und zum Tanzen. Stalin hatte mit Hitler einen Friedensvertrag unterzeichnet, doch wir spürten, daß es nicht lange so friedlich bleiben würde. Die Flugzeuge machten täglich Militärübungen, die Zeitungen berichteten vom Krieg in der Welt. Stalin sprach zum Volk von Stabilität. Am 22. Juni waren wir in der Schule, und niemand wußte vom Krieg. Erst am nächsten Tag hörten wir vom Krieg. Mein Bruder war damals schon im Militärdienst in Tallinn. Wir junge Burschen mußten unsere Ausbildung abbrechen. 1943 kamen wir mit unseren 16 oder 17 Jahren an die Militärschule in Susdal. Diese Stadt hatte 15.000 Einwohner und 35 Kirchen. Die Militärschule wurde in einer der Kirchen eingerichtet. Es war im Januar. Wir froren fürchterlich, alles war zerstört, sogar die Fenster und Türen. Wir schliefen auf dem Boden, dicht aneinandergedrückt. Dann trieb man Kanonenöfen auf. Das Holz holten wir uns aus dem Wald. am 23. Februar erhielten wir unsere Uniform und nahmen an der Parade teil.

*Wie kamen Sie ins Lager für Kriegsgefangene?*

* 1944 schickte man uns an die Weißrussische Front. Die Operation hieß “Bagration”. Ich war Unterleutnant. Viele Tausende Opfer kostete dieser Sieg auf beiden Seiten. Ich wurde lebensgefährlich verwundet und mußte für zehn Monate ins Lazarett. Als ich am 30. April 1945 wieder auf eigenen Beinen stehen konnte, war der Krieg fast aus. Da stand ich dann ohne Beruf, aber mit Gehstock. Solche Burschen wie mich, Kriegsversehrte, schickte man an die Militärschule in Gorkij. Doch schon im Juni 1945 kam ich nach Wladimir zurück und arbeitete im Lager für deutsche Kriegsgefangene als Wachoffizier.

*Erzählen Sie bitte, wie Sie Herrn Liebisch kennengelernt haben.*

* Das Lager für Kriegsgefangene war in der Reithalle eingerichtet. Anfangs wurden die Deutschen von Rumänen bewacht, die aber sehr grausam waren. Nach einem Monat entließ man sie, um sie durch unsere Soldaten zu ersetzen. Für uns waren alle Gefangenen gleich. Die Disziplin war wie an der Front: Die Gefangenen wurden in Bataillone, Kompanien und Züge eingeteilt. Sie arbeiteten an verschiedenen Bauobjekten, z.B. errichteten sie das Gebäude für das Innenministerium an der Bahnstrecke. Günther Liebisch fiel durch seine Fähigkeiten und Fachkenntnisse als Kfz-Mechaniker auf. Günther konnte alte Fahrzeuge instand setzen. Meine Eltern hatten damals eine Mühle und ein Haus, und so brachte er ihnen Baumaterial für die Renovierung. Ich bekam damals Verpflegung, und Herr Liebisch brachte die Lebensmittel meiner Familie, was mir nicht erlaubt war. Wir vertrauten ihm. er durfte sich frei außerhalb des Lagers bewegen. Wir fuhren oft mit ihm nach Penkino, wo wir unsere Datscha hatten. Meine Mutter konnte gut kochen und backen, und Günther bekam oft etwas Leckeres von ihr zu essen. Wir vertrauten auch den übrigen Gefangenen. Sie konnten frei in die Banja, ins Bad, gehen. Aber einer ist uns dann doch geflüchtet. Ich kann mich nicht mehr an seinen Namen erinnern, wir dachten allerdings, er sei ein rechter Schwachkopf, weil er immer den dummen August spielte. Doch ausgerechnet er entwischte uns.

*Wie verbrachten die Deutschen im Lager ihre Freizeit?*

* Es gab unter den Gefangenen viele Talente: Künstler, Musiker, Dichter, Sänger u.s.w. Sie gaben Konzerte hinter dem Stacheldraht. Die Einheimischen klatschten den Gefangenen Beifall. Ein Künstler schenkte einmal meiner Frau ein aus Holz geschnitztes Schmuckkästchen, das jetzt im Museum zu bewundern ist.

*Konnten Sie sich damals vorstellen, einmal nach Deutschland zu kommen, um ihren ehemaligen Gefangenen zu besuchen und mit ihm Freundschaft zu schließen?*

* Vor fünf Jahren kam eine Besuchergruppe aus Deutschland nach Wladimir, darunter auch ehemalige Kriegsgefangene. Ich war zu dem Freundschaftsfest eingeladen, und so begegnete ich Günther wieder. Von der Zeit an standen wir in Briefwechsel. Aber daß ich einmal nach Deutschland kommen würde, hätte ich mir nicht vorstellen können.

*Welche Eindrücke haben Sie von Deutschland?*

* Ich bin begeistert von dem hohen Lebensstandard der Deutschen, ihrem Fortschritt, den sie in 60 Jahren des Friedens erreicht haben. Allein die Straßen und modernen Autobahnen sind großartig. Ja, Rußland ist sehr weit zurückgeblieben, ich schätze, so um die 50 Jahre. Mein Freund Günther hat ein schönes Auto.

*Erzählen Sie uns bitte von Ihrer Familie.*

* Ich habe meine Frau im Lager geheiratet. Das war damals eine schwere Zeit. Wir haben drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, acht Enkel und acht Urenkel. Nach dem Dienst im Lager habe ich zunächst meine Ausbildung fortgesetzt und dann im Norden gearbeitet, in Workuta, wo man viel verdienen konnte. Meine Frau sagt immer: „In den Norden kamen wir mit leeren Koffern, zurück mit vollen.” Aber jetzt hat die Regierung die Vergünstigungen für uns Kriegsveteranen abgeschafft. Meine Schwägerin bekommt 2.000 Rubel, aber allein die Miete kostet 1.000 Rubel. Ich habe mit meiner Frau eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Dank unserer hohen Rente können wir die Miete bezahlen, aber die meisten Menschen sind verbittert. Sie haben kein Einkommen. Täglich berichten die Zeitungen von Mord und Totschlag.

*Sind Sie ein glücklicher Mensch?*

* Ja, ich bin glücklich mit meiner Frau, mit der ich seit 58 Jahren zusammen bin. Aber nach Deutschland mußte ich alleine fliegen. Der Flug kostet 6.000 Rubel hin und zurück. Da sagte ich zu meiner Frau: „Meine Liebe, Du mußt zu Hause bleiben.“

*Sie könnten doch auch einmal ohne offizielle Einladung nach Deutschland kommen.*

* Ja, das würden wir schon gern, aber unsere Rente ist doch zu gering dafür, eine solche Reise können wir uns nicht gemeinsam leisten.

*Haben Sie ein wenig Deutsch gelernt?*

* Nein, leider habe ich die deutsche Sprache nicht gelernt.

*Was wünschen Sie für die Zukunft?*

* Ich möchte, daß alle Menschen in Frieden miteinander leben, ohne Haß, daß alle ein menschenwürdiges Leben führen können. Unser Veteranenverband wird oft an Schulen eingeladen, wo wir viel mit den jungen Leuten über die Vergangenheit und Zukunft Rußlands sprechen.

Günther Liebisch, 2014

**Antonia Kröger – Dort wo meine Freundin Fitneß macht (Minden in Westfalen)**

*Ein Bericht von Antonia Kröger über ihre Reise nach Wladimir Ende Januar 2011, wo sie auf den Spuren Ihres Großvaters neue Freunde gefunden hat.*

Witalij Gurinowitsch steht mit mir vor einem großen Gebäude an der Uliza Mira. Er will mir etwas zeigen. Ich erkenne dieses Gebäude: „Ja, hier geht Anja immer zum Fitneß“. Witalij lächelt mich an: „Ja, und nur 50 Meter entfernt hat dein Opa gelebt, gearbeitet, gegessen, geschlafen.“

Ich bin 20 Jahre alt und mache einen Freiwilligendienst in Sank Petersburg. Ich bin seit gut vier Monaten hier, und nun ist es an der Zeit, eine kleine Reise zu unternehmen, um mir die Stadt anzuschauen, wo mein Opa vor 60 Jahren als Kriegsgefangener mehrere Jahre gelebt hat.

Mit dem Nachtzug geht es nach Moskau. Dort treffe ich meine Freundin Julia, die in Twer arbeitet. Sie wird mich begleiten. Es geht weiter nach Wladimir; mit einem langen i in der Mitte. Ich spreche es immer Wláddimir aus, mit der Betonung am Anfang, aber ich will es richtig - russisch - aussprechen: Wladiiimir. Ich kann zwar kaum Russisch, aber wenigstens den Namen der Stadt will ich richtig aussprechen. Ist meine Reise auch historisch motiviert, ist sie dennoch keine Reise in die Vergangenheit. Dafür sorgen unsere Gastgeber, Anja und Iwan. Anja studiert Deutsch auf Lehramt, und Iwan betreut die deutschen Studenten an der Uni. Über die Geschichte Wladimirs als Kriegsgefangenenlager wissen sie eigentlich nichts. Wir schauen uns zusammen die Stadt an, treffen andere deutsche Freiwillige und schmieden Pläne, wann und wo wir uns wieder treffen werden.

Erst beim Besuch im Museum des Traktorenwerks komme ich in Berührung mit der Geschichte meines Opas. Zwischen all den verschieden Traktorentypen und -skizzen wird auf einer Stellwand über den Aufbau des Werkes in den Nachkriegsjahren durch Kriegsgefangene berichtet. Es gibt ein paar Photos von damals, aber ich suche meinen Opa auf einem Gruppenbild vergeblich.

Wir sind in einer größeren Gruppe gekommen, und ein älterer Mann gibt uns eine kleine Führung. Weil ich nichts verstehe, schaue ich mir lieber die Bilder noch einmal in Ruhe an. Als der Mann erfährt, daß ich die Enkelin eines früheren Kriegsgefangenen bin, ist er sofort sehr interessiert. Er möchte gerne wissen, was mein Opa hier genau gearbeitet hat, aber das weiß ich leider selbst nicht. Ich weiß noch so vieles nicht. Ich kann es mir auch immer noch nicht so richtig vorstellen, daß mein Opa hier wirklich Jahre seines Lebens verbracht hat. Damals war er genau so alt wie ich jetzt bin. Die Angst, der Hunger, die Kälte… Ich werde jetzt viel Stoff für Gespräche mit meinem Opa haben. Aber alles will ich gar nicht wissen.

Als wir das Traktorenwerk verlassen, muß ich noch ein Photo machen. Im Auftrag meines Opas. Als meine Oma und mein Opa 2003 hier waren, entstand ein Erinnerungsphoto vor dem Eingang, gemeinsam mit ihrer Dolmetscherin Natalia. Fast acht Jahre später stehe ich an der gleichen Stelle. Bis auf ein neues Schild hat sich nicht viel verändert. Am nächsten Tag geht es mit dem Bus nach Susdal. Der Reiseführer hat es uns als wunderschöne, sehr alte Klosterstadt angepriesen, aber die vielen Touristenläden verderben die kleinstädtische Idylle. Am Abend besuchen wir das Erlangen-Haus. Die Geschäftsführerin, Irina Chasowa, hat leider wenig Zeit für uns, aber der Sprachkurs von Anja freut sich über unsere Anwesenheit.

Dann treffen wir Witalij Gurinowitsch. Er holt uns mit seinem Auto ab und zeigt uns die Orte der ehemaligen Lager. Wir reden Englisch mit Witalij. Meinen Opa hat er vor ein paar Jahren in Berlin in der Russischen Botschaft kennengelernt. Jetzt zeigt er uns Lagerhallen, die mein Opa mitgebaut hat, und eine Kirche, die als Gefangenenlager diente. Er lädt uns schließlich zum Essen ein: „Italienisch, russisch, japanisch“ bietet er an und führt uns in ein großes Einkaufszentrum. Dort sitzen wir in amerikanischer Mensa-Atmosphäre und essen russische Speisen von Plastiktellern. Mir schmeckt es, und es macht Spaß die Menschen um mich herum zu beobachten. Witalij spricht von seiner Tochter und seiner Arbeit. Als ich ihm erzähle, daß ich auch Wirtschaft studieren möchte und mich für Entwicklungsökonomie interessiere, schlägt er mir gleich neue Partnerschaften und einen Austausch von Freiwilligen vor. Ich bin ein bißchen überrumpelt, aber ich wittere die Chance, vielleicht über ihn noch einmal die Möglichkeit zu haben, wiederzukommen.

FOTO

Antonia mit Anja und Julia

Am Samstag sind wir mit Natalia verabredet. Sie hat damals 2003 für meinen Opa übersetzt. Seitdem haben die beiden freundschaftlichen E-Mail-Kontakt. Sie erzählen sich aus ihren Leben und tauschen Photos aus. Natalia empfängt uns ganz aufgeregt. Im Wohnzimmer hat sie ein Mittagessen vorbereitet. Bliny mit Hackfleisch, Heringssalat, Gurkensalat, danach gibt es Tee und Torte. Sie entschuldigt sich für ihr angeblich schlechtes Deutsch, sie arbeite jetzt als Dolmetscherin für Englisch und habe seit Jahren kaum Deutsch gesprochen. Wir verstehen uns gut, sie spricht einen Mix aus Deutsch und Englisch, ohne daß es ihr auffällt. Wir lachen viel, besonders als ich ihr etwas auf Russisch erzählen soll. Als ihr Sohn von seinem Mittagsschlaf aufwacht, singt er uns schüchtern etwas vor. Es ist das bekannte Geburtstagslied von Tscheburaschkas Freund, dem Krokodil Gena, aus einer Kinderserie. Ich kenne es aus dem Russischunterricht.

Es wird eine herzliche Verabschiedung. Ich soll unbedingt noch einmal kommen, wenn ich wieder in Rußland bin. Ja, das werde ich bestimmt. Ich will auch Anja wiedertreffen und mit ihr zusammen ins Fitneßstudio gehen. Vielleicht klappt es ja schon im Sommer mit der Summer School an der Wladimirer Universität.

Antonia Kröger, 2011

**Weiterführende Literatur, Ausstellungen und Internetressourcen zum Thema**

Richard Dähler: Ausstellung „Kälte, Hunger, Heimweh – In sowjetischer Kriegsgefangenschaft 1941 – 1956.“, siehe www.hmsg.ch, www.eu-ro-ni.ch, St. Gallen, 2009

Richard Dähler: Die japanischen und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion 1945 – 1956. Dissertation Münster, Berlin, Zürich, Litverlag, ISBN 978-3-8258-0542-5, 2007

Artjom Drabkin: Ich kämpfte in der SS und Wehrmacht, Jausa-Verlag, Moskau, ISBN 978-5-699-62948-0, 2014

Witalij Gurinowitsch: Deutsche Kriegsgefangene in Wladimirer Lagern. Ausstellung im Rathaus Erlangen, 2003

Claus Fritzsche: Das Ziel – Überleben: Sechs Jahre hinter Stacheldraht, Verlag VDM Heinz Nickel, ISBN 978-3-9254-8044-7, 2001

Thomas Köhler: Versuch einer Biographie des Vaters unter besonderer Berücksichtigung der Kriegsjahre und der Gefangenschaft, ein Internetprojekt unter: www.chris-koehler.de/jakblog

Ina Kusnezowa: Zone der Barmherzigkeit: Erinnerungen einer russischen Krankenschwester aus Krasnogorsk, 2007, erhältlich über Freundeskreis www.hoechstadt-krasnogorsk.de

Milan Motorschin: Deutsche Spuren in Wladimir, Facharbeit über Zeugnisse deutscher Kriegsgefangener in Wladimir, Wladimir, 2008

Alexandra Pitirmowa und Anna Nowikowa: Der Große Vaterländische Krieg aus der Sichtweise der Deutschen, Facharbeit an der Schule Nr. 23, Wladimir, 2004

Jelena Prokofjewa: Schleppnetz der Erinnerung: Aufarbeitung des II. Weltkrieges in Erinnerungsschreiben deutscher und russischer Autoren, Magisterarbeit unter besonderer Berücksichtigung der Autoren von „Rose für Tamara“, FAU, Erlangen. 2007

Alfons Rujner: Mit 17 Jahren hinter Stacheldraht: Die Geschichte einer Jugend in russischer Kriegsgefangenschaft, Books on Demand, ISBN 978-3-8311-2584-5, 2001

Peter Steger: Blog <http://erlangenwladimir.wordpress.com>

Fritz Wittmann: Rose für Tamara, Verlag Palm und Enke, ISBN 3-7896-0656-1, 2001, Neuauflage 2008; Restexemplare gegen Spende erhältlich bei peter.steger@stadt.erlangen.de

**Inhaltsverzeichnis**

|  |  |
| --- | --- |
| Grußwort von Oberbürgermeister Dr. Florian Janik ……………………………………. | S. 3 |
| Vorwort von Peter Steger ………………………………………………………………. | S. 4 |
| Die Geschichte der Kriegsgefangenschaft. Witalij Gurinowitsch, Wladimir …………... | S. 5 |
| Heinz Bartl: Der Jüngste im Lager ……………………………………………………... | S. 16 |
| Willi Börke: Das Brot der Gefangenschaft ……………………………………………... | S. 29 |
| Wolfgang Clausen: Rosen und ein Kreuz für den Vater ……………………………….. | S. 36 |
| Richard Dähler: Von der Wissenschaft der Gefangenschaft …………..……………….. | S. 38 |
| Hans Degel: Die zweiten Eltern in Erlangen …………………………………………... | S. 40 |
| Hans Dietzemann: Dem russischen Saitätspersonal gebührt meine höchste Achtung …. | S. 43 |
| Philipp Dörr: Heute komme ich mit Freuden wieder ………………………………….. | S. 45 |
| Armin Engelhaupt: Das Werkzeug zum Überleben ……………………………………. | S. 48 |
| Ernst Fasan: Warum ich die Menschen dieses Landes liebe …………………………… | S. 54 |
| Claus Fritzsche: Ich lernte sechs Jahre Russisch ……………………………………….. | S. 61 |
| Gerhard Göpel: Bericht aus dem Lager Wladimir ……………..……………………….. | S. 67 |
| Willi Götz: Auf Wiedervorlage ………………………………………………………… | S. 84 |
| Paul Haunschild: Kant für Kriegsgefangene …………………………………………… | S. 88 |
| Michael Hermann: Der lange Weg zum Vater ………………………………………… | S. 92 |
| Anton Holzmann: Ein stilles Gedenken für den vermißten Vater ...……………………. | S. 94 |
| Paul Hütter: Sie müssen essen, sonst sehen Sie Ihre Mutter nicht wieder! ...................... | S. 97 |
| Franz Kiene: Gott ist noch nicht in dieses Land zurückgekehrt ……………...………… | S. 107 |
| Otto Kleinhenz: Solange es den Herrgott gibt, gehe ich nicht zugrunde ………………. | S. 111 |
| Thomas Köhler: Biographische Annäherung an Josef Köhler …………………………. | S. 121 |
| Josef Krichel: So schlimm kann es ja gar nicht sein mit den Russen ………….……….. | S. 123 |
| Friedhelm Kröger: Episoden aus der Gefangenschaft ……………….…………………. | S. 130 |
| Günter Kuhne: Hauptsache im Loch stehen und schießen …….……………………….. | S. 144 |
| Walter Kuhnert: Ich liebe das Leben …………………………………………………… | S. 149 |
| Karl Lemser: Die Menschwerdung des Feindes ………………………………………... | S. 154 |
| Günther Liebisch: Menschen unter Menschen …………………………………………. | S. 159 |
| Werner Martin: Aber ich habe ja noch mein Leben behalten …….…………………….. | S. 180 |
| Bernhard Meyer: Nur nicht freiwillig melden! ................................................................ | S. 185 |
| Wolfgang Morell: Ein Deutscher mit russischer Seele …….…………………………… | S. 194 |
| Hans Nissen: Der Spund im Bund ……………………………………..……………….. | S. 206 |
| Inge Obermayer: Letzte Nachrichten vom Vater …...……...…………………………… | S. 210 |
| Rolf Oehler: Der Russe hat geweint ..……...…………………………………………… | S. 212 |
| Heinz Reinhardt: Habe es geschafft. Gruß Heinz …...………………………………….. | S. 223 |
| Ludwig Reusch: Der größte Fehler meines Lebens …………………………………….. | S. 247 |
| Alfons Rujner: Mit 17 Jahren hinter Stacheldraht ……………………………………… | S. 250 |
| Karl Sallet: Ein letztes Adieu …………………………………………………………… | S. 258 |
| Martin Scheidig: So etwas darf nie wieder passieren …………………………………... | S. 259 |
| Fritz Schmidt: Vaters letzte Spur im Wald von Sobinka ……………………………….. | S. 261 |
| Artur Scholtysik: Fluchtpläne mit Raoul Wallenberg ………………………………….. | S. 263 |
| Hellmut Schultz-Pernice: Der lange Weg durch die Lager …………………………….. | S. 267 |
| Kurt Seeber: Nur der Hunger war schrecklich ………………………………………….. | S. 273 |
| Franz Sieve: Der Spion, der doch nur Bäcker war ……………………………………... | S. 276 |
| Leonhard Steger: Das Vermächtnis des Vaters ………………………………………… | S. 284 |
| Gerd Steinmetzer: Die älteste Freundschaft ……………………………………………. | S. 289 |
| Alfred Trautner: Ein Soldat der Versöhnung …………………………………………… | S. 291 |
| Heinz-Helmut von Hinckeldey: Der Mensch ist frei geschaffen ……………………….. | S. 293 |
| Fritz Wittmann: Rose für Tamara ………………………………………………………. | S. 305 |
| Stationen der Aussöhnung ……………………………………………………………… | S. 310 |
| Dem Leiden Wort geben oder die Frauen der Gefangenen …………………………….. | S. 311 |
| Veteranentreffen, Gedenkveranstaltungen und Reden …………………………………. | S. 315 |
| Wladimirer Veteranen …………………………………………………………………... | S. 349 |
| Schanna Woronzowa: Die schönste deutsch-russische Liebesgeschichte …………….... | S. 366 |
| Antonia Kröger: Eine Enkelin auf den Spuren des Großvaters ………………………... | S. 371 |
| Weiterführende Literatur ……………………………………………………………….. | S. 373 |

**Impressum**

Bürgermeister- und Presseamt der Stadt Erlangen

Peter Steger

Rathausplatz 1

91052 Erlangen

Tel.: 09131/861345

E-Mail: [peter.steger@stadt.erlangen.de](mailto:peter.steger@stadt.erlangen.de)

Mitwirkende:

Witalij Gurinowitsch und Nadja Steger

Bildmaterial:

Titelbild – Roland Thamm

Privatarchiv von Nadja und Peter Steger, Witalij Gurinowitsch sowie der Veteranen

1. Unter den bekanntesten Figuren der Wehrmacht im Wladimirer Zentralgefängnis waren Feldmarschall Ewald von Kleist (er verstarb dort); Generalfeldmarschall Ferdinand Scherner; der letzte Kommandant von Berlin, Helmut Weidling (auch er verstarb dort); Generalleutnant Franz von Bentivegni, stellv. Leiter der Abwehr; Generalleutnant Hans Pickenbrock, ebenfalls von der Abwehr; Hans Rattenhuber, Chef des Personenschutzes für Adolf Hitler. [↑](#footnote-ref-1)
2. Einer dieser Gefangenen war ein Erlanger, Wolfgang Morell. [↑](#footnote-ref-2)
3. Mesinowka, Kleinstadt im Kreis Gus-Chrustalnyj. [↑](#footnote-ref-3)
4. Allein in der Stadt Wladimir mit ihren damals 66.000 Einwohnern gab es 18 Krankenhäuser, in denen während der Kriegsjahre 260.000 Verwundete behandelt wurden. [↑](#footnote-ref-4)
5. Angaben zu den Todesfällen in den Sonderhospitälern. [↑](#footnote-ref-5)
6. Hauptverwaltung für Angelegenheiten von Kriegsgefangenen und Internierten NKWD, Innenministerium der UdSSR. [↑](#footnote-ref-6)
7. Hauptverwaltung für Angelegenheiten von Kriegsgefangenen und Internierten, Bestand 1a, Bestandsliste 15a, Akte 164. [↑](#footnote-ref-7)
8. Dieser Gefangene war Otto Kleinhenz, der schon Ende der 80er Jahre nach Wladimir zurückgekommen war, um den ehemaligen Direktor des Ziegelwerks, Alexej Minerwin, wiederzusehen. [↑](#footnote-ref-8)
9. Bis 1988 befand sich in dieser Kirche eine Schuhfabrik. [↑](#footnote-ref-9)